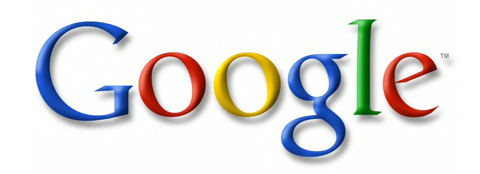
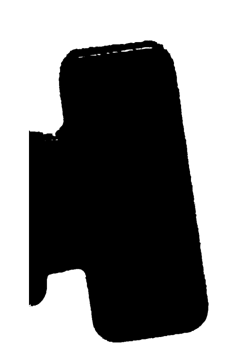
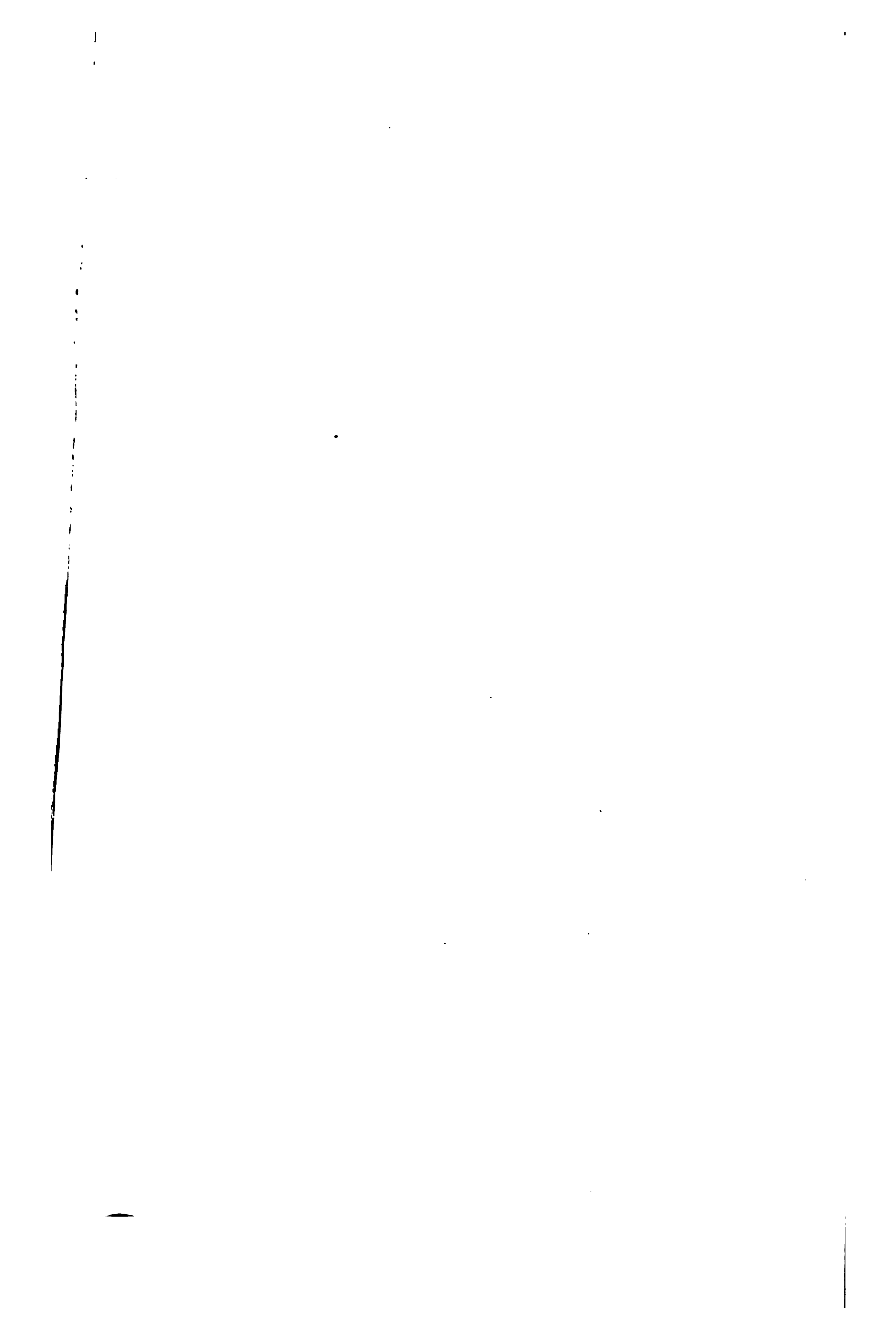








BRASILIEN

Land und Leute

in ethischer, politischer und volkswirtschaftlicher Beziehung und Entwicklung

Erlebnisse, Studien und Erfahrungen während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes

von

MORITZ LAMBERG

Mit 10 Tafeln in Heliogravure, 32 Tafeln in Autotypie und 1 Karte

Leipzig
Verlag von Hermann Zieger
1899

Vorwort.

Brasilien war vor wenigen Jahrzehnten noch für die grosse Mehrheit der Bewohner des Ostens und Nordens Europas bloss der klangvolle Name eines weit jenseits aller Meere gelegenen exotischen Landes, von dem die abenteuerlichsten Begriffe vielfach im Volke verbreitet waren.

Nur die gebildeten Klassen kannten es zum Teile aus geographischen und anderen wissenschaftlichen Werken, die sich mit der physischen Beschaffenheit des Landes, mit seiner Geschichte oder mit ethnologischen Studien seiner Urbewohner befassten. Von den Menschen selbst aber, die es bewohnen, von dem aktuellen pulsierenden Leben in allen seinen Beziehungen, wie es dort sich abspinnt, herrscht bis zur Stunde eine nur unvollständige Kenntnis, und selbst diese gesammelt aus bereits verjährten Beschreibungen, entspricht der Gegenwart nicht mehr.

Auch lag Brasilien dem allgemeinen Interessenkreise dieser Länder bisher zu fern, um sich mit demselben viel zu beschäftigen.

Nun aber hat es im letzten Jahrzehnt durch seine politischen und sozialen Umwälzungen die Aufmerksamkeit weiter Kreise der europäischen Welt auf sich gezogen, und so mancher möchte wohl gerne genauer unterrichtet sein über die Verhältnisse dieses Landes, dessen Handelsverkehr mit den fremden Nationen immer mehr im Steigen begriffen ist und das auch als Auswanderungsziel den nordamerikanischen Staaten in mehrfacher Beziehung vorzuziehen ist, namentlich seitdem diese den besitzlosen Klassen ihre Häfen verschliessen.

Veranlasst durch die angeführten Gründe und überzeugt, dass Brasilien früher oder später die Mission zufallen wird, das Land der Verheissung für viele Millionen Menschen zu werden, die im alten menschenüberfüllten Weltteil für eine nutzbringende Bethätigung ihrer Kräfte kein geeignetes Feld mehr finden, habe ich mich entschlossen, meine jahrelangen Beobachtungen, Studien und Erfahrungen zu sammeln und in einem Buche zu veröffentlichen, das ich nun in die Welt hinaussende mit dem Wahlspruch:

„Honni soit qui mal y pense“.

Belém-Pará, Oktober 1899.

Moritz Lamberg.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Illustrationen.



HAFEN VON PERNAMBUCO.

Verlag von Hermann Zieger in Leipzig

Der Staat Pernambuco.

Nach sechzehntägiger Seefahrt, die in Southampton ihren Ausgangspunkt hatte, gingen wir an dem östlich am weitesten vorspringenden Punkte des brasilianischen Festlandes, auf welchem die Stadt Pernambuco sich ausbreitet, vor Anker. Schon aus weiter Ferne hatten wir die metallglänzenden Kuppeln der Türme stattlicher Kirchen erblickt, die hoch oben auf Bergen thronten. Diese Türme gehören nicht eigentlich zur Stadt Pernambuco, sondern zum älteren hochgelegenen Olinda, das ursprünglich der Sitz der Landesregierung und der höheren Klassen war, jetzt aber mit all den vornehmen Kirchen und Palästen und mehr als zur Hälfte leer und verfallen einen Vorort von Pernambuco bildet.

Die Stadt Pernambuco wird in Brasilien allgemein Recife („Riff") genannt; am Orte selbst aber hat nur der östliche, rings vom Wasser umflossene Teil diesen Namen, der dadurch in Aufnahme gekommen ist, dass von hier ab längs der Küste in einer Ausdehnung von 1000 km ein Riff sich hinzieht, das an manchen Stellen aus Steinquadern erbauten Mauern gleicht. An diesem Riff brechen sich die Wogen des hier fast immer wildbewegten Meeres mit solcher Gewalt, dass sie zur Flutzeit oft turmhoch sich aufbäumen.

Eine ungefähr 100 m breite Lücke in diesem Riff gestattet den Schiffen von geringerem Tiefgang jederzeit in ein gegen Wind, Wetter und schweren Seegang geschütztes Wasserbecken einzulaufen, das den eigentlichen Hafen Pernambucos bildet. Grosse Schiffe dagegen können nur zur Zeit der Hochflut ein- und ausfahren. Da das Abwarten dieses Termins für die europäischen und amerikanischen Packetschiffe, die im Durchschnitt hier nur sechs Stunden Aufenthalt haben, einen Zeitverlust bedingen würde, so gehen dieselben draussen auf hoher See vor Anker und treten von hier aus mittels Ruder- und Segelbarken mit dem Festlande in Verbindung.[1]

Dies sollte auch bei unserer Ankunft der Fall sein. Kaum war der Dampfer festgelegt, als auch schon ein auf den Wellen tanzender und

[1]) Seit jüngster Zeit wurden bedeutende Hafenarbeiten in Angriff genommen, die diesem Übelstande abhelfen sollen.

schaukelnder Schwarm von Ruderkähnen das Schiff umringte. Es gehörte nicht wenig körperliche Gewandheit dazu, in diese unaufhörlich auf- und niedertauchenden Boote zu gelangen. Ist dies aber glücklich von statten gegangen, so ist man auch geborgen, denn die hiesigen Bootsleute betreiben ihr Gewerbe mit bewundernswerter Geschicklichkeit. Mich hatte ein Landsmann abgeholt und nun ging es eine Stunde lang in einem sechsrudrigen Boote bergauf, bergab auf den schwer heranrollenden, gischtspritzenden Wogen dem Lande zu.

Es war das erste Mal, dass ich die amerikanischen Tropen besuchte und das erste Mal seit Wochen, dass mein Fuss wieder festen Boden betrat, worüber ich nach langer Seekrankheit eine unbeschreibliche Genugthuung empfand. Aber auch ein bängliches, mit Neugier und Verwunderung gemischtes Gefühl bemächtigte sich meiner beim Betreten dieser dem Mitteleuropäer so fremdartigen Welt. Nun war ich mitten drin im Feenreiche des ewigen Sommers, dem Lande der Palmen und der Urwälder, der Heimat der farbenprangenden Vögel, der wasserhellen Diamanten und der zu Baumriesen angewachsenen Ziergewächse unserer Zimmer.

Der Platz, an dem wir landeten, war ein Rechteck, von schönen alten Bäumen beschattet, unter denen schwarze, braune und gelbe Lastträger halbbekleidet Siesta hielten. Es war die Linguetta, ein Platz, der einigermassen mit dem Markusplatze in Venedig verglichen werden könnte, hier, wie dort, liegt eine Seite offen gegen das Meer; jedoch die den Platz einschliessenden Gebäude stören durch ihr nüchternes, schmutziges Äussere diese Illusion.

Die unteren Räumlichkeiten der Häuser bergen ausschliesslich Verkaufsläden und Speisehäuser, in denen sämtliche Kaufleute von Recife um die Mittagszeit ihr zweites Frühstück einnehmen, wobei dieser Platz zur offenen Handelsbörse sich umwandelt. Mein Begleiter führte mich in eins der bessern dieser Lokale, das sich jedoch hinsichtlich der Reinlichkeit in nichts vor den andern hervorthat. Obwohl wir die einzigen Gäste waren, mussten wir dennoch längere Zeit geduldig warten, bis ein halbbekleidetes, von Schmutz starrendes Individuum von gelber Farbe auf Schlappschuhen träge und unmutig herangeschlürft kam, um nach unserem Begehr zu fragen. Den kalten Gleichmut und die tadellose Höflichkeit, mit der mein Begleiter diesen Menschen mit dem Titel „Herr“ ansprach, hielt ich anfangs für eine ironische Entgegnuug auf die geringschätzige Behandlung, die uns von Seiten der Bedienung zuteil wurde. Aber ich wurde bald eines Besseren belehrt. Die höfliche Anrede meines Führers war keineswegs ironisch, sondern vollkommen ernst gemeint, denn hier, sagte er mir, vermag man in ähnlichen Lagen nur durch Geduld sein Ziel zu erreichen, während aufbrausendes, barsches Benehmen unter Umständen eine wirkliche Gefahr für Leib und Leben heraufbeschwören kann, da diese Leute stets ein Dolchmesser bei sich führen, das sie zu einem Stosse zu benutzen sehr wenig Anstand nehmen, wenn sie sich beleidigt glauben.

Nach eingenommener Erfrischung machten wir uns zu Fuss auf den Weg, um die Stadt zu durchwandern. Wir gelangten zunächst in den Stadtteil,

der hier Recife genannt wird. Das Recife ist gleich der City of London fast ausschliesslich dem Grosshandel gewidmet. Es besteht aus engen, winkeligen und schmutzigen Strassen. Das Alter der unschönen und nüchternen Häuser zählt wohl nach Jahrhunderten. In den zahlreichen Warenlagern dieses Quartiers sind die Produkte aller Zonen und Länder in grossen Massen aufgehäuft, und in den engen, dunklen und übelriechenden Contors hat so mancher fremde Kaufmann den Keim zu tödlicher Krankheit in sich aufgenommen. Die ungesunden Räume werden aber deshalb nie leer, denn stirbt einer der Insassen, so springt gleich ein anderer für ihn ein; handelt es sich doch nicht bloss um den Kampf ums nackte Dasein, sondern um den Gewinn von Reichtümern. Es werden hier jährlich viele Millionen umgesetzt. Den Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens bildet das einer Festung ähnliche, in mittelalterlichem Stil erbaute Zollhaus, das an der gegen das Meer vorspringenden Spitze dieser Inselstadt gelegen ist. Mitten durch das Wirrsal der Gässchen läuft eine schmutzige Hauptstrasse, die zu einer schönen Brücke führt, über welche man in die eigentliche innere Stadt, São Antonio, gelangt.

Der Capibaribe, den man auf der Brücke überschreitet, ist ein aus dem Innern des Staates kommender unbedeutender Fluss, der erst in der Stadt zu stromähnlicher Breite sich ausdehnt, hier in starken Windungen sich verläuft und mehrere Inseln bildet. Die Bevölkerung von Pernambuco nennt daher ihre Stadt das brasilianische Venedig, wozu die vielen schönen Brücken auch einigermassen berechtigen. Für den üblen Eindruck, den Recife auf den Fremdling macht, wird er beim Eintritt in den Stadtteil São Antonio wieder entschädigt. Hier sind die Strassen regelmässiger, breiter und rein gehalten; die Häuser gewähren einen gefälligern Anblick, obwohl auch hier der Jahrhunderte alte, kahle portugiesische Baustil vorherrscht.

Das muntere Treiben in den Strassen, mit dem das Leben im Innern der Häuser in Wechselbeziehung steht, mutete mich angenehm an. Das Strassengeräusch, das in den grossen Städten Europas vornehmlich durch das betäubende Wagengerassel veranlasst wird, ist hier von ganz anderer Art. Ausser den hübschen leichtgebauten, offenen Strassenbahnwagen, die, mit guten Maultieren bespannt, in schnellem Laufe dahingleiten, sieht man nur sehr vereinzelte Fuhrwerke verkehren. Die Fenster und Thüren der Kaufläden und Wohnhäuser stehen weit offen; aus dem Innern schallen Klavierspiel, Gesang und heiteres Lachen. Dazwischen klingt das melodische Rufen oder der schnarrende Singsang der Blumen-, Kuchen- und Obstverkäufer. Zu vier bis sechs oder acht schreiten Caboclos (Halbindianer), eine schwere Last gemeinschaftlich auf dem Kopfe tragend, mit eintönigem Chorgesang in gleichmässigem Takte durch die Strasse. Aber auch das Drollige fehlt nicht. Ein lange Reihe halbnackter, schweisstriefender Neger, schwere Zuckersäcke auf den Köpfen, hüpft im Gänsemarsch einher und giebt das Tempo der possierlichen Sprünge durch taktmässiges Schluchzen an. Alle Leute, denen man auf der Strasse begegnet, tragen einen heiteren,

freundlichen Ausdruck zur Schau. Sie winken und rufen sich gegenseitig Grüsse oder Scherzworte zu.

Ganz besonders sind es in allen Farbenabstufungen die Menschen der untern Volksklassen, die heiter und vergnügt, oft müssig einherschlendern. Hier eine Cabocla (Halbindianerin) oder Mulattin, barfuss, ohne Kopfbedeckung, mit entblössten Schultern, ein Shawltuch nachlässig, mit künstlerischem Geschmack um den Leib geschlungen; dort eine zierlich einhertänzelnde, elegant gekleidete Dame, die sich dem Näherkommenden als Negerin entpuppt. An den Eingängen der Läden stehen die Kaufleute hemdärmlig in Gruppen beisammen und besprechen mit leidenschaftlichen Gebärden ein politisches Thema. Auf dieses sinnverwirrende, in seiner Art einzige Bild lacht ein klarer, blauer Himmel herab. Erst wenn der Tag gegen seine Mitte vorschreitet und die Sonne versengende Gluten herabsendet, dann schliessen sich die Fensterläden; es wird allenthalben stille; alles zieht sich in die schattigen, kühleren Räume der Häuser zurück; man hält Siesta.

In den Seitengässchen, wo die kleinen Leute hausen, herrscht nicht minder fröhliches, geschäftiges Leben. Hier wohnen die Menschen halb auf der Strasse. In den Fenstern der kleinen Häuschen, weit hinausgelehnt, liegen Frauenzimmer jeden Alters im tiefsten Negligé und schwatzen mit den Nachbarinnen, die oft durch mehrere Häuschen von einander getrennt sind. Die Verständigung erfolgt aber dennoch ganz bequem, denn die kräftigen, metallisch wohlklingenden Stimmen überwinden mit Leichtigkeit das räumliche Hindernis. Da herrscht ein Frohsinn und eine Ungebundenheit, die selbst den verbissensten Griesgram erheitern müsste. In diesen Strassen sieht man während des Tages nur selten Männer, die alle in Berufsgeschäften abwesend sind. Aber auch die Frauen sind nicht immer unthätig. Sie beschäftigen sich mit ihren häuslichen Arbeiten, namentlich mit der Wäsche. Vor manchem Häuschen, in dem grosse Wäsche stattfindet, stehen mitten im Gässchen zinnerne Schüsseln von ungeheurem Umfang. Nicht selten versperren sie den Weg in einer Weise, dass dem Wanderer nichts anderes übrig bleibt, als umzukehren oder mit einem gewagten Sprunge darüber hinwegzusetzen. Wird dabei eines der vielen lärmend herumfahrenden Haustiere oder Kinder von dem kühnen Turner getreten, so erhebt sich ohrenzerreissendes Gezeter, das der vor dem Hause auf einem Gestelle hockende Papagei mit kreischender Stimme womöglich noch übertönt. Misslingt der Sprung, so verlachen sämtliche Frauen den Ungeschickten aus vollem Halse in einer Weise, wie eben nur diese Menschen hier lachen können, und man eilt betäubt und beschämt davon.

Auffallend ist die Mannigfaltigkeit des Kolorits an den Menschen, denen man auf der Strasse begegnet. Alle erdenklichen Farbenabstufungen sind vorhanden, vom tiefsten Schwarz durch Braun und Gelb bis zum blühendsten Weiss. Der schlanke, kräftige Körperbau, der leichte, elastische Schritt der Mehrzahl der Farbigen, namentlich der Frauen, fallen dem Fremden sofort auf. Ihre Haltung ist ungezwungen strammaufrecht, die wohl

durch das von Jugend auf geübte Balancieren der Lasten auf dem Kopfe zur Gewohnheit geworden ist. Brachte mir doch meine dienstbare Negerin nicht selten eine Tasse Kaffee auf diese Weise, wenn ihre Hände anderweitig in Anspruch genommen waren. Die Kleidung dieser Leute ist so einfach wie möglich; sie besteht bei den Männern aus Hemd, Beinkleid und Hut, bei den Frauen aus dem Hemd, das die Schultern frei lässt und die Brust nur zum Teil bedeckt, einem farbigen Unterrock und dem unvermeidlichen Shawltuch.

Das sorgenlose, heitere Wesen aller dieser Leute stimmte mich nachdenklich. Um wie viel glücklicher ist doch das Dasein dieser Menschen, als das der gleichen Volksklasse in Europa! Welch ein Unterschied herrscht aber auch in den Lebensverhältnissen! Vor allen Dingen ist hier kein Winter mit allen seinen Schrecknissen für den armen Menschen. Eine fast grenzenlose individuelle Freiheit gestattet ihm, zu leben, wie und wo er nur will. Schmackhafte, nährende Früchte in zahlloser Menge stehen ihm für ein Geringes zur Verfügung. Das herrenlose Meer, die vielen fischreichen Flüsse, der freie Wald, die fabelhafte Fruchtbarkeit des Bodens, alles dies trägt dazu bei, das Dasein zu erleichtern. Und schliesslich sind ja die Bedürfnisse dieser Menschen so gering! Welcher Kummer sollte unter solchen Umständen aufkommen? Ja, selbst der Krankheit und anderen Unglücksfällen gegenüber besitzen diese Leute stoischen Gleichmut, Geduld und Ruhe.

Nach einer kurzen Wanderung durch die Strassen der Stadt hatten wir endlich die Pension erreicht, in der ich wohnen sollte. Es war ein altes, weitläufiges Haus in der Mitte eines grossen, vernachlässigten Gartens, dessen Besitzer ein Spanier war. Es wohnten daselbst mehrere Schweizer und Deutsche, sowie auch einige brasilianische Ehepaare, von denen, wie mir gesagt wurde, nicht alle auf gesetzlichem Wege vereint waren, aber doch, vielleicht gerade deshalb, in bester Harmonie mit einander lebten. Man ist im Punkte der wilden Ehen hier nachsichtiger und duldsamer, als in Europa.

Die erste Nacht, die ich unter dem Dache eines brasilianischen Hauses zubrachte, war recht unruhig. Der Ausdruck „unter dem Dache" ist hier nicht im figürlichen, sondern im buchstäblichsten Sinne des Wortes zu nehmen, denn die Gelasse des obersten Stockwerkes hatten keine andere Decke als das Dach. Auch waren die einzelnen Gemächer nur durch halbe Wände von einander getrennt, sodass die Bewohner sich bequem unterhalten konnten, ohne ihr Zimmer zu verlassen.

Wie dies hier Brauch geworden ist, so hatten meine europäischen Pensionsgenossen mir den Kopf warm gemacht mit Erzählungen von gefährlichen, giftigen und ekelhaften Insekten, Nagetieren und Reptilien, vor denen man sich hier zu hüten habe, sodass meine Phantasie erregt und recht eigentlich dazu vorbereitet war, um vor einem Nichts zu erschrecken. Als ich nun im Bette nachts die silbernen Bänder und Flitter betrachtete, die das helle Mondlicht durch das schadhafte Dach meinen Augen vorgaukelte, wurde ich durch ziemlich starkes Geräusch, sowie durch leises Pfeifen und

Quieken, das aus der Höhe herabschallte, aus meinen Träumereien aufgeschreckt. Das Geräusch hielt an, und mir wurde ganz unheimlich zu Mute. Eine Reihe von giftgeschwollenen, phantastischen Ungetümen tauchte in meiner Vorstellung auf, als plötzlich ein Etwas mit schwerem, dumpfem Fall auf den Stubenboden aufschlug. Blitzschnell fuhr ich aus dem Bette und schlug Licht an, um die Gefahr kennen zu lernen, die mich etwa bedrohte. Was sah ich da? Zwei mächtige Beutelratten jagten wie toll vor Angst umher und suchten einen Ausgang, den ich ihnen denn auch eiligst eröffnete.

Um 8 Uhr morgens zum Frühstück gerufen, wurde ich hier unangenehm überrascht. Anstatt des gewohnten Kaffees, Thees oder der Chokolade fand ich einen vollständigen Mittagstisch mit mehreren Fleischspeisen. Nur auf dringendes Zureden meiner Genossen konnte ich mich entschliessen, zu so früher Stunde ein solches Mahl ohne Appetit, ja mit Widerwillen zu mir zu nehmen. So will es nämlich im Norden Brasiliens die Sitte, namentlich überall da, wo die Männer tagsüber ihren Berufsgeschäften ausser dem Hause nachgehen. Um die Mittagszeit nach Hause zurückzukehren, ist wegen der Entfernung und der grossen Hitze zu beschwerlich. Da die grossen Geschäfte um 4 oder 5 Uhr nachmittags schliessen, wird die Hauptmahlzeit hier stets in den Abendstunden eingenommen.

Die nächsten Tage wurden einer eingehenden Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebungen gewidmet. Bei einem solchen Ausfluge begegneten wir einem in Parade marschierenden Infanterie-Bataillon mit der Musik an der Spitze. Mein Gefährte zog mich rasch hinter sich her in einen Hausflur, der von anderen Geflüchteten schon zur Hälfte gefüllt war. Verwundert fragte ich ihn, was denn dies allgemeine „sauve qui peut“ zu bedeuten habe. Im nächsten Augenblick schon gewahrte ich die Ursache. Die Truppe war von einem wie wahnsinnig sich geberdenden Pöbelhaufen umringt, der Keulen schwingend jeden Entgegenkommenden bedrohte. Durch die kriegerische Musik wurden diese vertierten Menschen, die allerdings dem Abschaum des niedern Volkes angehörten, in eine Art Wahnsinn versetzt. Die Soldaten kümmerten sich um dieses Treiben nicht, und die Polizei fühlte sich dieser Menge gegenüber wahrscheinlich zu schwach. Der Anblick der Truppe selbst war für mich alten Soldaten wenig erbaulich, denn es fehlte ihr so ziemlich alles, was eine solche von einem zufällig zusammengewürfelten Menschenhaufen unterscheidet, obwohl die Uniform kleidsam und die einzelnen Soldaten zumeist gut gebaute Männer waren. Später und zwar in Rio de Janeiro hatte ich allerdings Gelegenheit, auch besser disziplinierte und geübtere Truppenkörper zu sehen.

Die Stadt Pernambuco, die ungefähr 190 000 Einwohner zählt, von denen etwa zwei Fünftel Farbige sind, ist in Europa noch wenig ihrer Bedeutung nach gewürdigt. Sie ist die Hauptstadt eines 128 395 qkm umfassenden Staates, dessen Bevölkerung 1¼ Million Menschen beträgt, und der einzige Verschiffungsplatz nicht nur dieses, sondern auch einiger angrenzenden Staaten, deren Aus- und Einfuhr nicht bedeutend genug ist, um

mit dem Auslande in ununterbrochenen direkten Verkehr zu treten. Neben mehreren Ausfuhrartikeln von minderer Bedeutung, wie Felle, Brasilholz, sind Baumwolle und Zucker die wichtigsten Exportartikel dieser Staaten. Die Baumwolle geht zumeist nach Russland und Grossbritannien, der Zucker nach Südbrasilien und den La Plata-Staaten. Hinsichtlich des Zuckers ist der Staat Pernambuco in ganz Brasilien der bedeutendste Produzent. Er besitzt seit neuerer Zeit eine stattliche Anzahl auf Aktien gegründeter Fabriken, die das Zuckerrohr nach der neueren, gewinnreicheren Methode verarbeiten. Wenn nicht alle diese Fabriken gedeihen, so liegt die Ursache an ihrem schlecht gewählten Anlageplatze, oder in dem Mangel an verständnisvoller Geschäftsleitung. Für die Baumwolle sind Dampfpressen vorhanden, welche dieselbe zu Ballen für die Verschiffung formen und mit Eisenreifen überziehen. Ausserdem bestehen noch Eisengiessereien, Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen, einige Webereien und Spiritusbrennereien, die ihre Erzeugnisse im Lande selbst absetzen.

Alle vorhandenen Industrien sind aber bis jetzt nicht auf der Höhe, um dem Einfuhrhandel aus Europa merklichen Abbruch zu thun. Dieser ist um so bedeutender, als durchgehends sämtliche Bedürfnisse, selbst zu einem grossen Teile an Nahrungsmitteln, aus dem Auslande gedeckt werden. Die jährlichen Zolleinnahmen schwanken zwischen 15 und 20 Millionen Milreis, wobei allerdings die sehr hohen Zollsätze, die 1896 noch erhöht wurden, schwer ins Gewicht fallen. Indes giebt es auch Artikel, die teilweise oder gänzlich zollfrei sind; es sind dies solche, die unmittelbar zur Entwickelung der Landwirtschaft und der Industrie beitragen. Die Zölle fliessen in die Kassen der Regierung des Bundesstaates; jeder Gliedstaat besitzt aber verfassungsgemäss das Recht, auf diesen Zoll noch einen Zuschlag zu erheben, was von den Einzelstaaten bis zur äussersten noch zulässigen Grenze ausgenützt wird. Für diese aus den Zöllen erwachsenen Einnahmen hat die Regierung des Bundesstaates die Häfen, Eisenbahnlinien, Telegraphenlinien, Posten und Zollämter in den einzelnen Staaten anzulegen und zu erhalten.

Die Stadt Pernambuco ist eine der bedeutendsten Stationen der südamerikanischen Kabel-Verbindung, durch welche diese Stadt mit allen Teilen der bewohnten Erde in Verbindung steht. Ausserdem ist eine Landtelegraphenlinie vorhanden, die sich über 50 geographische Meilen weit in das Innere des Staates erstreckt. Die Verkehrswege jedoch entsprechen nicht entfernt den Bedürfnissen des Handels, obwohl drei Eisenbahnlinien nach verschiedenen Richtungen in Betrieb sind, die aber zusammen nur wenig mehr als 400 km Länge haben. Auch an Fahrstrassen in ausreichendem Masse fehlt es noch. Zudem besitzt dieser Staat keine nennenswerten schiffbaren Flüsse, mit Ausnahme des grossen São Francisco-Stromes, auf der westlichen Südgrenze des Staates, während dessen Seeküste von verhältnismässig geringer Ausdehnung ist. Unter diesen Umständen wird ein Teil des Handelsverkehrs mit dem Binnenlande durch Tragtiere vermittelt.

Es liegt ein zum Teil schon in der Ausführung begriffener Entwurf vor, wonach eine Eisenbahn ganz Brasilien in der Richtung von Norden nach

Süden durchschneiden und die bedeutendsten schiffbaren Flüsse miteinander in Verbindung setzen soll. In Anbetracht der ungeheuren Ausdehnung des Landes, sowie der Schwierigkeiten, welche das zu durchschneidende Gelände und der Mangel an Arbeitskräften bieten, muss man gestehen, dass das Unternehmen mit Rücksicht auf die verhältnismässig sehr geringe Einwohnerzahl gigantisch, dessen Vollendung aber nichtsdestoweniger in absehbarer Zeit zu erwarten ist; denn schon jetzt sind manche Teilstrecken der geplanten Verbindung dem Verkehr übergeben, wie z. B. Pernambuco-Alagoas; andere wieder sind nahe daran, eröffnet zu werden.

Ungeachtet seines Mangels an schiffbaren Flüssen leidet der Staat Pernambuco nicht an Wasserarmut, denn unzählige Flüsschen und Bäche durchkreuzen ihn nach allen Richtungen, und häufige Regen, selbst während des Sommers, erfrischen den Boden, der im ganzen sehr fruchtbar ist. Auf der Hochebene im Innern, wo fast ausschliesslich Viehzucht getrieben wird, tritt allerdings hier und da Wassermangel ein. Die Küstenregion aber, die im allgemeinen flach verläuft, ist der fruchtbarste Alluvialboden und besitzt ungeheure Waldungen.

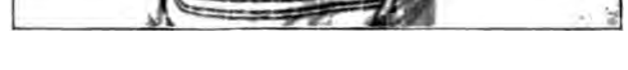
Ausser dem Zuckerrohr und der Baumwolle kommen in neuerer Zeit auch Kaffee und andere Rohprodukte zur Ausfuhr. Reis und Mais gedeihen in reichlichem Masse, und selbst Weinpflanzungen, wenn sie nur an passender Stelle angelegt sind, kommen sehr gut fort. Ja, der Weinstock trägt hier sogar zweimal des Jahres vollgereifte Trauben, die allerdings mehr ins Fleisch, als in Saft schiessen; es mag dies aber an der Gattung der angepflanzten Reben liegen.

Alle tropischen Gewächse gedeihen ausnahmslos in üppigster Weise. Die berühmten Pernambucaner Ananas (abacaxi) sollen die besten der Erde sein. Bananen, Kokosnüsse, Orangen, nebst vielen anderen Fruchtgattungen von vorzüglicher Schmackhaftigkeit sind in solch ungezählten Mengen vorhanden, dass sie selbst in der Hauptstadt, wohin sie aus dem Innern zugeführt werden, keinen nennenswerten Preis erzielen. Eine grössere Ausfuhr dieser Früchte nach Europa hat bis jetzt niemand versucht, weil die meisten auf der durchschnittlich vierzehntägigen Seereise verderben. Wer ein Mittel zur Konservierung dieser Früchte erfände, würde nicht bloss der europäischen Welt manch köstlichen Genuss gewähren, sondern auch sich selbst in kurzer Zeit bereichern.

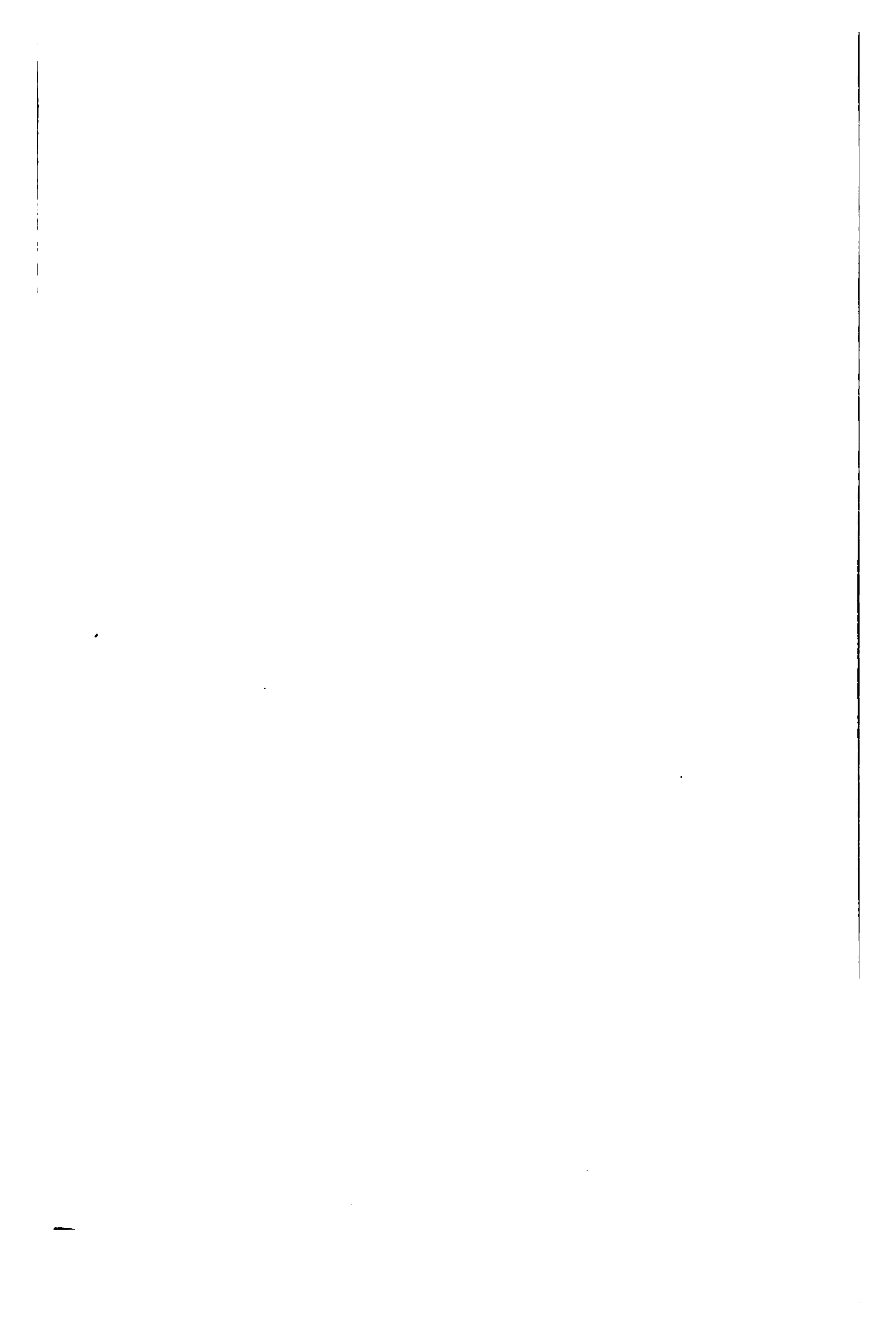
Da der Staat Pernambuco unter dem 8. Grade südlicher Breite liegt, so ist das Klima natürlicherweise heiss, aber, im ganzen genommen, nicht ungesund. Denn mit Ausnahme der Hauptstadt, wo dann und wann das gelbe Fieber durch Einschleppung epidemisch auftritt, und einiger nahe am São Francisco-Flusse liegenden Landstriche, ist der Gesundheitszustand ein vortrefflicher. An der Küste weht täglich mehrere Stunden lang eine erfrischende Seebrise; auf den Hochplateaus ist die Hitze ebenfalls nicht zu gross, überdies durch regelmässige Winde täglich abgekühlt. Es ist daher selbst in diesem Tropenlande an vielen Orten die Anlage von Kolonien der kaukasischen Rasse keineswegs ausgeschlossen. Nament-

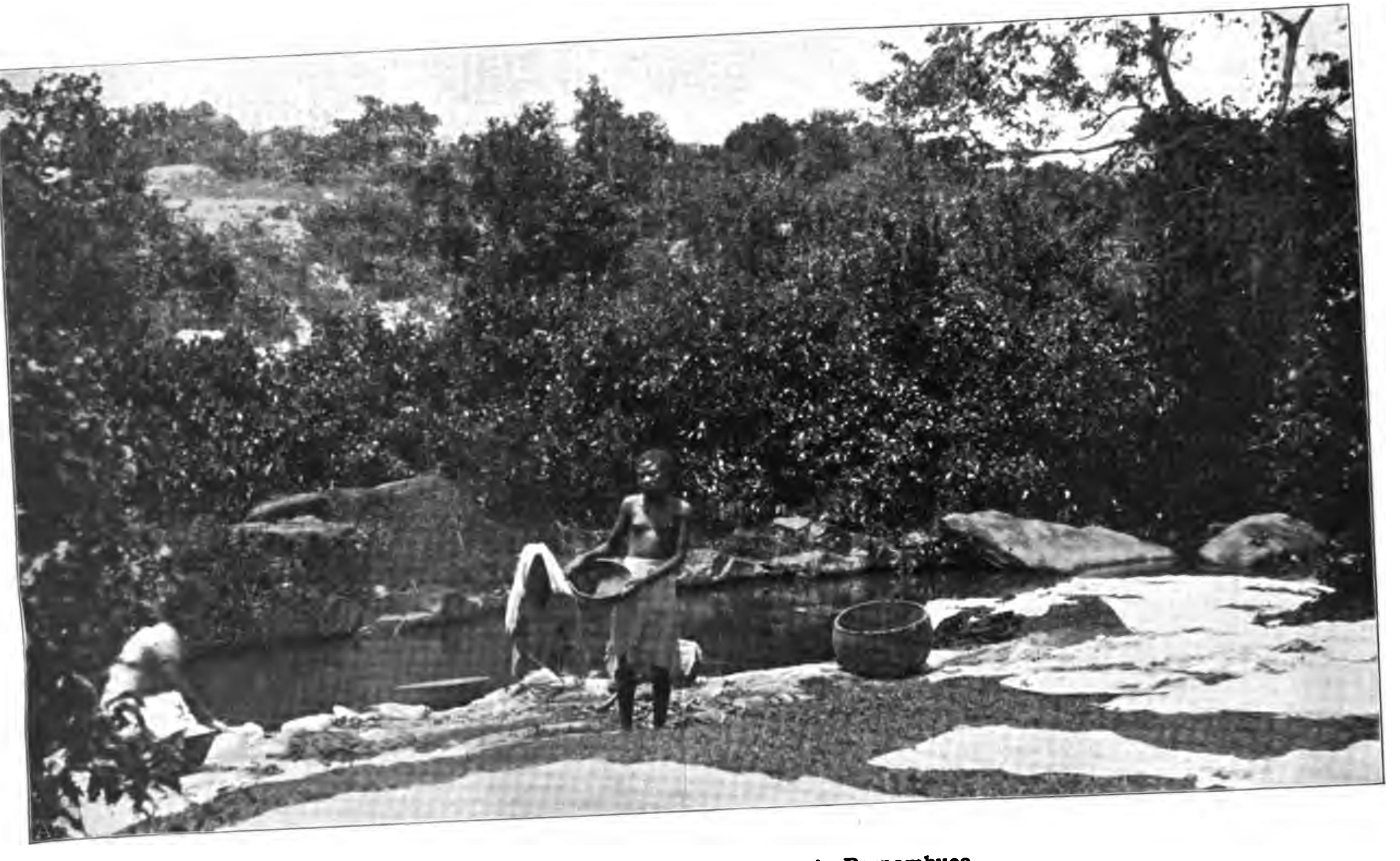


Fruchtverkäufer



Bananenverkäuferin





Wäscherinnen am Capibarifluss in Pernambuco

lich dürften sich die Südeuropäer, wie Portugiesen, Spanier und Italiener dafür eignen.

Zum Staate Pernambuco gehört auch die 360 km nordöstlich liegende Insel Fernando de Noronha, die bisher als Staatsgefängnis diente, von nun an jedoch einer andern Bestimmung zugeführt werden soll.

Die Hauptstadt Pernambuco kann hinsichtlich ihrer Einrichtungen, öffentlichen Anstalten und Gebäude, mit europäischen Städten zweiten und dritten Ranges verglichen werden. Sie ist der Sitz der Staatsregierung, des Landesgerichts, der obersten Kirchen- und Militärbehörden, welch letzteren auch mehrere der angrenzenden Staaten unterstehen. Sie besitzt Gasbeleuchtung, Wasserleitung, Kanalisation in tadellosem Zustande, Tramway, sehr gut eingerichtete Spitäler, ein Irrenhaus, ein Armenasyl, ein vorzüglich eingerichtetes Gefängnis, grosse schöne Markthallen, ein Marine-Arsenal, mehrere Bibliotheken, eine staatliche Rechtsakademie, Lyceen, Gymnasien, Volksschulen, ein Parlamentsgebäude, das Regierungs- und ein bischöfliches Palais, einen Volksgarten. Ebenso sind die Post- und Telegraphen-Anstalten in würdigen Räumen untergebracht und lassen nichts zu wünschen übrig. Zur Erleichterung des Geld- und Handelsverkehrs bestehen Handels- und Wechselbörsen, fremde und einheimische Banken.

Die Kirchen präsentieren sich in würdiger Weise. Auch ein grosses Theater besitzt Pernambuco, in welchem aber nur dann Vorstellungen gegeben werden, wenn eine italienische Opernsängergesellschaft oder ein portugiesisches Schauspielensemble für einige Monate hier weilt, was indes nicht alle Jahre der Fall ist. In dem Volkstheater spielen bezahlte Dilettanten.

In Bezug auf Wissenschaften und bildende Künste ist dagegen von Pernambuco nicht viel zu berichten. Namentlich in letzterer Hinsicht ist Nordbrasilien überhaupt ein wenig fruchtbarer Boden. Die Anstalten zur Hebung der bildenden Künste sind hier entweder gar nicht oder doch nur sehr unzureichend vorhanden. In neuester Zeit gewinnt es allerdings den Anschein, als wollten einige der grösseren Städte des Nordens das Versäumte nachholen. Pernambuco und Pará stehen im Begriff, Kunstakademien zu errichten. Etwas besser steht es mit den Wissenschaften; ausser der Rechtsakademie, an der einige gediegene Professoren Vorlesungen halten, giebt es noch eine geographische Gesellschaft. Der verstorbene Professor der Rechtsakademie, Dr. Tobias Baretto, war wegen seiner encyklopädischen Gelehrsamkeit und der von ihm verfassten Schriften auch in der europäischen Gelehrtenwelt vorteilhaft bekannt. Für Deutschlands geistiges Leben hatte er ein ganz besonders lebhaftes Interesse, das auf einige seiner besten Schüler übergegangen ist, die für deutsches Wissen eine hohe Verehrung hegen, die sie nach Kräften weiteren Kreisen einzuflössen suchen.

In architektonischer Beziehung sind in der Hauptstadt Pernambuco zwei Richtungen bemerkbar: der moderne Baustil, namentlich der leichte anmutige Villenstil in den Vorstädten, und der alte portugiesische und holländische Stil, der entweder kahl und nüchtern, oder geschmacklos überladen ist. Die Wohnhäuser der innern Stadt sind durchgehends hohe schmale Gebäude,

deren innere Raumeinteilung so verkehrt ist, dass man fast versucht sein könnte, zu glauben, ein eigenes Studium sei darauf verwendet worden, um sie so unbequem und unpraktisch als möglich herzustellen. Die Küchen haben keine Schornsteine, die Zimmer der obersten Stockwerke keine Decke, die innersten Gemächer keine Fenster, die schmale steile Treppe liegt in vollständiger Finsternis und im ganzen Hause sucht man vergeblich eine Latrine.

Der grössere Teil der obern Gesellschaftsschichten und die Fremden wohnen in den Vorstädten, von denen Caxanga, Beberibi und Olinda am bevölkertsten sind. Der Vorort Olinda (zu deutsch: O Schöne!) ist besonders bemerkenswert wegen seiner geschichtlichen Vergangenheit, jetzigen Bedeutung als Seebadeort und wegen seiner reizenden Lage auf mässig hohen Bergen längs des Meeresstrandes. Er ist zum Teil schon verfallen, aber noch zeugen die grossenteils gut erhaltenen imposanten Kirchen und Klöster von der ehemaligen Wichtigkeit des Ortes als Hauptstadt und Mittelpunkt des ganzen Nordens. Olinda war vormals das Bollwerk der eingeborenen stolzen Geschlechter in den Kämpfen mit den Portugiesen. Zahllos sind im Laufe der Jahrhunderte die bürgerlichen Kämpfe gewesen, in denen Olinda und Recife sich gegenübergestanden haben.

Noch heute ist in den Bewohnern Pernambucos der ehemals so unruhige Geist, das stolze Rechtsbewusstsein, der Trotz und die Freiheitsliebe nicht ganz erloschen; kein anderer Staat des Nordens gleicht ihm in dieser Beziehung. Der Pernambucaner ist aber trotz seines heftigen Charakters ein Gentleman in allen Beziehungen des Lebens. So wenig er ein Opfer scheut für einen Freund, so unberechenbar ist er in gereiztem Zustande. In der Politik ist er ein gefürchteter Gegner, in der Liebe ein sehr gefährlicher Nebenbuhler.

Das Städtchen Olinda ist als Badeort den Sommer hindurch stark besucht. Es führt eine von den drei Lokalbahnen dahin, welche Pernambuco besitzt. Diese Bahnen sausen selbst in den schmalsten Gässchen der Stadt mit einer Geschwindigkeit dahin, die für den unachtsamen Fussgänger zur ernstlichen Gefahr wird. Es geschieht jedoch merkwürdiger Weise nur selten ein Unglück. Tritt aber dieser Fall dennoch einmal ein, so unterbricht der Zug deshalb nicht immer seine Fahrt; es wird nicht weiter darüber gesprochen, wenn das Unglück einen Menschen der unteren Volksklassen betroffen hat. Handelt es sich aber um eine ansehnliche Person, so pflegt der schuldige Maschinenführer zu flüchten und so lange sich versteckt zu halten, bis die Sache vergessen ist. Es möchte sonach scheinen, als ob in Amerika ein Menschenleben im allgemeinen nicht die Wichtigkeit besitzt, wie in Europa.

Sobald man das letzte Haus der Stadt Pernambuco hinter sich gelassen hat, tritt man in die Region einer wunderbaren Vegetation. Hier beginnen die Landhäuser, die abwechselnd mit armseligen Hütten aus dem dichten, sie beschattenden Laub hervorlugen.

Die wichtigsten Orte des Staates Pernambuco sind ausser der Haupt-

stadt: Municipium und Stadt Garanhuns, Endpunkt der Südbahn Pernambucos, durch vorzügliches Klima ausgezeichnet, daher sehr geeignet für Ansiedelung europäischer Kolonisten. Pesqueira, 120 km westlich von Garanhuns, bedeutend durch seinen Ausfuhrhandel von Baumwolle und Ziegenfellen. Goianna, ein Städtchen, das mit der Hauptstadt durch einen für leichte Barken schiffbaren Kanal in Verbindung steht, Sammelplatz mehrerer Ausfuhrprodukte des Distrikts.

Den Deutschen Pernambucos werden die Monate Mai und Juni des Jahres 1884 auf lange hinaus eine denkwürdige Zeit sein. Damals kam plötzlich Bewegung und ein frischer Zug in die Eintönigkeit des alltäglichen Lebens der deutschen Kolonie. Die sonst brummigsten Gemüter erheiterten sich, die frostigsten Herzen tauten auf, und wer nur dem germanischen Stamme angehörte, war festlich angehaucht. Dies Wunder bewirkte der Enkel des ehrwürdigen und mächtigen deutschen Kaisers Wilhelm I. und der weitgebietenden Königin Viktoria von Grossbritannien und Irland, der junge Prinz Heinrich, der wochenlang in unserer Mitte weilte.

Gleich nach der Ankunft der deutschen Korvette „Olga“, die unter dem Befehl des uns allen unvergesslichen Freiherrn von Seckendorff stand, begab sich ein Ausschuss der deutschen Kolonie Pernambucos an Bord des Schiffes, um den Prinzen und die deutschen Seeoffiziere im Namen der Kolonie zu begrüssen und zu einem Feste einzuladen, das zum Empfange so seltener und lieber Gäste vorbereitet worden war. Als sie nun an Bord angelangt, von einem diensthuenden Offizier dem Kommandanten vorgestellt wurden, dem sie den Wunsch vorbrachten, dem Prinzen Heinrich ihre Aufwartung machen zu dürfen, da war das Erstaunen der Deputation nicht eben gering, als ihr der Wachtoffizier, der sie geleitet, als der Prinz selbst bezeichnet ward. Als gewiegte Kaufleute wussten sich indes die Komiteemitglieder mit Geschick aus der Affaire herauszuwinden, und glücklich kehrten sie wieder an das Land zurück.

Am Quai hatte sie mit leidenschaftlicher Ungeduld ein millionenschwerer Engländer erwartet, eine joviale, stadtbekannte Persönlichkeit Pernambucos. Kaum waren die deutschen Komiteemitglieder, schweisstriefend vor Hitze und Gemütsbewegung, ans Land gestiegen, als der Sohn Albions, den weissen Cylinderhut tief in den Nacken gestülpt, mit dem Ausrufe: „My dear prince!“ sich schwer und breit ins Boot warf, in welchem er sich merklich sicherer fühlte, als seine Vorgänger. Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob es die schwere Eisenkasse oder die nationale Überlegenheit zur See war, was dem Briten die selbstbewusste Sicherheit gab, mit der er die Matrosen in einer Weise antrieb, als ginge es zur Enterung eines feindlichen Schiffes. An Bord der „Olga“ angelangt, soll er mit dem schon erwähnten Ausruf dem Prinzen entgegengestürzt sein, in der augenscheinlichen Absicht, ihn zu umarmen. Ob es dazu gekommen ist, erfuhr ich nicht, doch darf man wohl annehmen, dass Prinz Heinrich sich diesem allzu drastischen Ausdruck loyaler Empfindung rechtzeitig zu entziehen gewusst hat. Ich sah den Engländer wieder zurückkommen. Er pustete und schnaufte vor Vergnügen und war

noch um einige Grade erhitzter, als auf der Hinfahrt. Wenige Tage darauf that er seine Loyalitätsgefühle für den Enkel of Her glorious Majesty the Queen of England auf echt englische Weise dar, indem er zu einem Lunch, den die englische Kolonie zu Ehren des Prinzen gab, sämtlichen Champagner der Stadt Pernambuco aufkaufte, mit dem er die zahlreichen Anwesenden fast überschwemmte.

Die deutsche Kolonie wiederum gab auf der eine Stunde entfernten Besitzung eines brasilianischen Pflanzer-Barons ein glänzendes Picknick, das mit den üblichen Fahnen, Bändern, Blumen, Musik, Tanz und Böllerschüssen soweit glücklich und glatt abgelaufen wäre, wenn nicht das Komitee Deutsche, die nicht Staatsbürger des Deutschen Reiches waren, von diesem Picknick ausgeschlossen hätte. Als ob wir Deutsch-Österreicher und Deutsch-Schweizer weniger Sympathien für den Enkel des auf dem ganzen Erdenrund hoch verehrten Kaisers Wilhelm I. besessen hätten! Erst hier wurde mir als Österreicher die Schlacht von Königgrätz persönlich fühlbar, zufolge welcher wir aus Deutschland ausgeschlossen worden waren. Nun, der liebenswürdige Baron von Seckendorff hat dies wieder gut gemacht durch öftere Einladungen an Bord. So folgten mehrere kleine Feste auf einander während der sieben Wochen, die diese lieben Gäste bei uns verweilten. In dieser Zeit hat der Prinz die Herzen nicht bloss der Deutschen, sondern aller Bewohner Pernambucos durch sein einfaches, freundliches und doch würdevolles Benehmen gewonnen, ebenso hat die deutsche Marine mit einem Schlage ein gewaltiges Ansehen erworben durch die Tüchtigkeit, Ordnung und stramme Disziplin der Mannschaften. Namentlich trug das kavaliermässige Auftreten des Schiffs-Kommandanten, Freiherrn von Seckendorff, viel dazu bei; mit seiner mächtigen und edlen Gestalt bezauberte er alle Welt. Das absegelnde Schiff liess in der Fremdenkolonie Pernambucos eine Leere, eine Nüchternheit und sehnsuchtsvolle Erinnerung zurück, die lange Zeit fühlbar war.

Den Österreichern wurde ein Jahr später das Vergnügen zu teil, auch ein vaterländisches Kriegsschiff, die Korvette „Aurora“, mit ihren flotten, tüchtigen und eleganten Offizieren aufs freudigste begrüssen zu können. Welche freundlichen Erinnerungen erwecken noch heute in uns Österreichern die angenehmen Stunden, die wir in der Gesellschaft unserer Landsleute verlebt haben. Nicht nur die Österreicher, ganz Pernambuco fand Gefallen an ihnen. Viel Angenehmes wurde uns von allen Seiten über das ritterliche Benehmen unserer Offiziere gesagt. Es machte uns nicht wenig stolz, allenthalben den Ausdruck der Bewunderung zu hören über die Tüchtigkeit und Disziplin der Mannschaft, über das schmucke Schiff und dessen vorzüglich gelungene Manöver. Die „Aurora“ hat den Brasilianern einen hohen Begriff von der österreichischen Marine beigebracht, die man hier kaum dem Namen nach gekannt hatte. Es verlieh uns dies hier ein gewisses moralisches Ansehen, dessen Rückwirkung auf die materiellen Verhältnisse von günstigem Einfluss war. Auch dieses Schiff musste uns schliesslich verlassen, und unsere Sehnsucht begleitete es über das Meer.

Ein Nachruf der österreichischen Kolonie an den Stab der Korvette „Aurora“ und der Dank für eine mir persönlich gewordene Auszeichnung von seiten desselben, den ich bald darauf an die Redaktion der „Neuen Freien Presse“ nach Wien gesandt hatte, blieb leider durch ein Missverständnis unveröffentlicht. Mögen daher die Herren, wenn auch um mehr als ein Jahrzehnt verspätet, noch heute den Ausdruck unserer Dankbarkeit wie des Stolzes, eine solche Marine unser nennen zu dürfen, freundlichst hinnehmen.

Flora und Fauna.

Das Grossartigste, das Überraschendste des brasilianischen Nordens ist dessen gewaltige Natur, die in vieler Beziehung zur europäischen bedeutende Gegensätze bietet. Vor allem ist das Klima hier sehr heiss; aber nicht die Hitze an sich ist es, die beschwerlich fällt. Giebt es doch auch in vielen Gegenden Europas im Sommer oft Tage, die nicht minder heiss als die hiesigen sind. Was die Hitze hier lästig macht, ist ihre fast unveränderliche Beständigkeit, indem das Thermometer nach Sonnenuntergang oft nur um 2 bis 3 Grad sinkt. Die der Küste nahen Orte haben indes zu gewissen Stunden des Tages eine regelmässige Seebrise, die Nächte im Innern des Landes den regelmässigen Terral (Landwind); beide Luftströmungen wirken erfrischend und belebend auf Mensch und Tier.

Während in Europa der Winter in seiner ganzen Strenge herrscht, glüht hier der Sonnenbrand des Hochsommers; hier aber ist der Winter, der starke Regengüsse bringt, ebenso warm als der Sommer und wegen der unerträglichen Wasserdampfentwicklung oft unerträglicher als dieser. Auch ist die Einwirkung der Jahreszeiten auf die Vegetation hier eine dem europäischen Klima entgegengesetzte. Während dort im Frühling die Natur aus ihrem Schlaf erwacht und die Erde mit frischem Grün bedeckt, ist es hier der Herbst mit seinen erfrischenden Regengüssen, der die halbverschmachtete Natur neu belebt und die in kränklich fahlem Grün dahinsiechenden Pflanzen durch saftig frische ersetzt, wenn auch die Bäume in ihrer grossen Mehrzahl selbst im heissesten Sommer ihr Laub nicht verlieren. Tritt die Regenzeit ein, so ist man Monate lang keine Stunde des Wetters sicher. Oft hält ein Regen 8—14 Tage an, ohne auch nur eine Minute auszusetzen. Die Brasilianer weisser Rasse fürchten so sehr die Regennässe, dass sie das ganze Jahr hindurch das Haus nie ohne Regenschirm verlassen, so dass man einen Nordbrasilianer ohne Regenschirm sich kaum denken kann. In Europa wird man sich noch erinnern, den Kaiser Dom Pedro II. bei seiner mehrmaligen Anwesenheit daselbst nie ohne Regenschirm in der Hand gesehen zu haben. Wird jemand vom Regen durchnässt, so frottiert er den Körper sofort mit

Weingeist und trinkt ein Glas Cognac oder Branntwein, um sich vor Fieber zu bewahren.

Ein weiterer Gegensatz, in dem Brasilien zu Europa steht, ist der, dass in letzterem das Klima, je weiter man gegen Norden vordringt, immer kälter wird, während hier das Gegenteil der Fall ist. Es erklärt sich dies selbstverständlich aus der Lage Brasiliens südlich vom Äquator.

Gewitter, wie sie in Europa zur Sommerzeit so häufig sind, gehören hier im Norden zu den Seltenheiten. Grollt aber hier einmal der Donner, so geschieht dies in einer Weise, wie man es in Europa wohl selten zu hören bekommt. Es zittert und bebt die Erde, als sollte sie in Trümmer gehen, wobei der ganze Horizont oft minutenlang in Flammen steht und die Blitze von allen Seiten her kreuz und quer umherfahren.

In Pernambuco ist der Wintertag von dem des Sommers ungefähr um 1 bis 1½ Stunde in der Zeitdauer verschieden. Je weiter nach Norden, desto geringer wird dieser Unterschied; umgekehrt ist dieses Verhältnis nach dem Süden zu. Sobald um 6 Uhr früh die Sonne aus den Fluten des Atlantischen Ozeans emportaucht, sind ihre Strahlen brennend, und schon um 9 Uhr ist die Hitze beinahe ebenso stark, als zur Mittagszeit. Sobald die Sonne um 6 Uhr abends hinter den fernen Bergen versinkt, breiten sich in kürzester Zeit die Schatten der Nacht über Land und Meer. Die so liebliche Abenddämmerung, wie sie besonders im Norden Europas dem sinnigen Menschen so manche Genüsse gewährt, ist hier gänzlich unbekannt. Dagegen ist hier der Nachthimmel ungleich erhabener als dort. Dieses Glitzern und Glänzen und Funkensprühen der Sterne an der tiefdunklen, von keinem Wölkchen getrübten Himmelsdecke habe ich nie früher in solcher Pracht gesehen. Ebenso sind die Mondscheinnächte um ein Bedeutendes heller als in Europa.

Wie unter den hiesigen atmosphärischen Verhältnissen die Vegetation im allgemeinen begünstigt wird, ist leicht begreiflich, was sie aber auf jungfräulichem Boden hervortreibt, übersteigt oft alle Begriffe. Hier schiesst alles mit Macht in kürzester Zeit aus dem Boden hervor und erreicht Dimensionen, wie sie in Europa unbekannt sind. Es giebt Blattpflanzen von erstaunlicher Grösse, reich und mannigfach geädert, verschiedenfarbig, symmetrisch gezeichnet, als hätte sie ein Künstler bemalt; Blätter, die den Anschein haben, als wären sie aus den verschiedensten, glänzend polierten oder mattgeätzten Metallen künstlich gefertigt, auch solche, die aus feinstem Sammet oder Plüsch, ebenfalls vielfarbig, von kunstfertigen Händen gemacht scheinen. Nicht selten findet man Blätter von der Grösse und Stärke eines Brettes, Blätter, die von Natur wie abgerissene Schnitzel von einem Ganzen aussehen, deren zerfaserte Kanten die Täuschung noch erhöhen. Die Blätter der Bananen-Bäume sind hier über meterlang und an den Seiten und der Spitze zu einem Rechteck wie mit der Schere zugeschnitten. Jeder Luftzug zerschleisst sie. Die allgemein beliebten federleichten Fächer liefern die Blätter des Carnaúba-Baumes.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der hiesigen Pflanzenwelt drängt sich

jedem Laien auf. Die unzähligen Gattungen der Bäume und ihre Holzarten sind kaum noch festgestellt, und ebenso zahllos sind die Fruchtbäume, so dass kein Brasilianer alle Früchte seines Landes kennt. An Palmenarten zieht man hier bis jetzt gegen 250. Die schönsten Gattungen derselben gedeihen am üppigsten nahe der Seeküste; je weiter man ins Innere kommt, desto seltener findet man sie, namentlich die Kokospalme. Die Piassava-Palme *(Attalea funifera M.)* und die Carnaúba-Palme *(Copernicia cerifera)* liefern Fasern, Früchte, Mehl, Wachs und Nutzholz, das bekannte Pao brasil (Farbholz). Eine unzählige Menge von Bäumen ist vorhanden, aus welchen die wichtigsten Harze und Gerbstoffe gewonnen werden, so die Seringueira, der Kautschukbaum *(Hevea brasiliensis)* u. a. Mehrere Baumgattungen erreichen hier eine Mächtigkeit, die alles, was in Europa an Baumriesen zu sehen ist, hinter sich lässt. Unbeschreiblich ist der Anblick eines solchen Riesen, der sich mit Blüten bedeckt hat; kein grünes Blättchen ist mehr sichtbar und das ganze bildet einen dicht gebundenen Blütenstrauss von ungeheurem Umfange in den brennendsten Farben. Der Jasminstrauch wächst hier zum stattlichen Baume, der seinen ausserordentlich würzigen Duft weithin verbreitet. Als Gegenstück zu diesem giebt es wieder sehr übelriechende Bäume, unter denen der Pao-Dalho (Knoblauchbaum) der häufigste und bekannteste ist, doch deutet er, wo er vorkommt, immer auf sehr fruchtbaren Boden. Einer der merkwürdigsten, zur Gattung der Palmen zählenden Bäume ist die Carnaúba, der dem Menschen die Befriedigung mannigfacher Lebensbedürfnisse gewährt. Zu den grössten Fruchtbäumen zählt die Jaqueira, deren Frucht (Jaca) dem europäischen Kürbis an Gestalt und Grösse gleicht. Ein anderer Baum wieder, Pitta genannt, ist von so leichtem Holz, dass ein Stamm von ungefähr 60 cm Umfang von einem 5jährigen Kinde mit Leichtigkeit fortgetragen werden kann. Seine Blätter werden zu groben Geweben und Stricken verarbeitet. Ein Feuerfunke, der auf ihn fällt, genügt, dass er bis aufs letzte Atom verglimmt. Die Struktur seines Holzes bietet dem freien Auge verhältnismässig eine nur geringe Porosität, ist aber so weich, dass ein Fingerdruck die Spuren darauf hinterlässt.

Das Dichterwort, dass es gefährlich sei unter Palmen zu wandeln, wird hier zur Wahrheit, denn eine von der sehr hohen Kokos-Palme herabfallende Frucht würde den Getroffenen töten. In Orangen, deren es überhaupt eine Unzahl von Sorten giebt, zeichnet sich der Staat Bahia aus. Die edelste und feinstschmeckende Frucht, die Brasilien besitzt, ist unstreitig die Manga in der Grösse einer kleinen Wassermelone. Man kennt sie in Europa nicht, weil sie die lange Überfahrt nicht verträgt. Von den europäischen Obstsorten gedeiht im Norden Brasiliens keine einzige. Von diesen sieht man hier einzig und allein Äpfel, die aus Portugal eingeführt werden. Die anderen Früchte kennt man nur in eingesottenem Zustande oder als Konserven. Ebenso gedeiht hier nicht die in Europa so wichtige Kartoffel, die ebenfalls importiert wird. Roggen, Weizen und Hafer hat selten ein Nord-Brasilianer auch nur gesehen. Dafür giebt es hier verschiedene Wurzelgewächse,

Berühmter Carnaúba-Baum



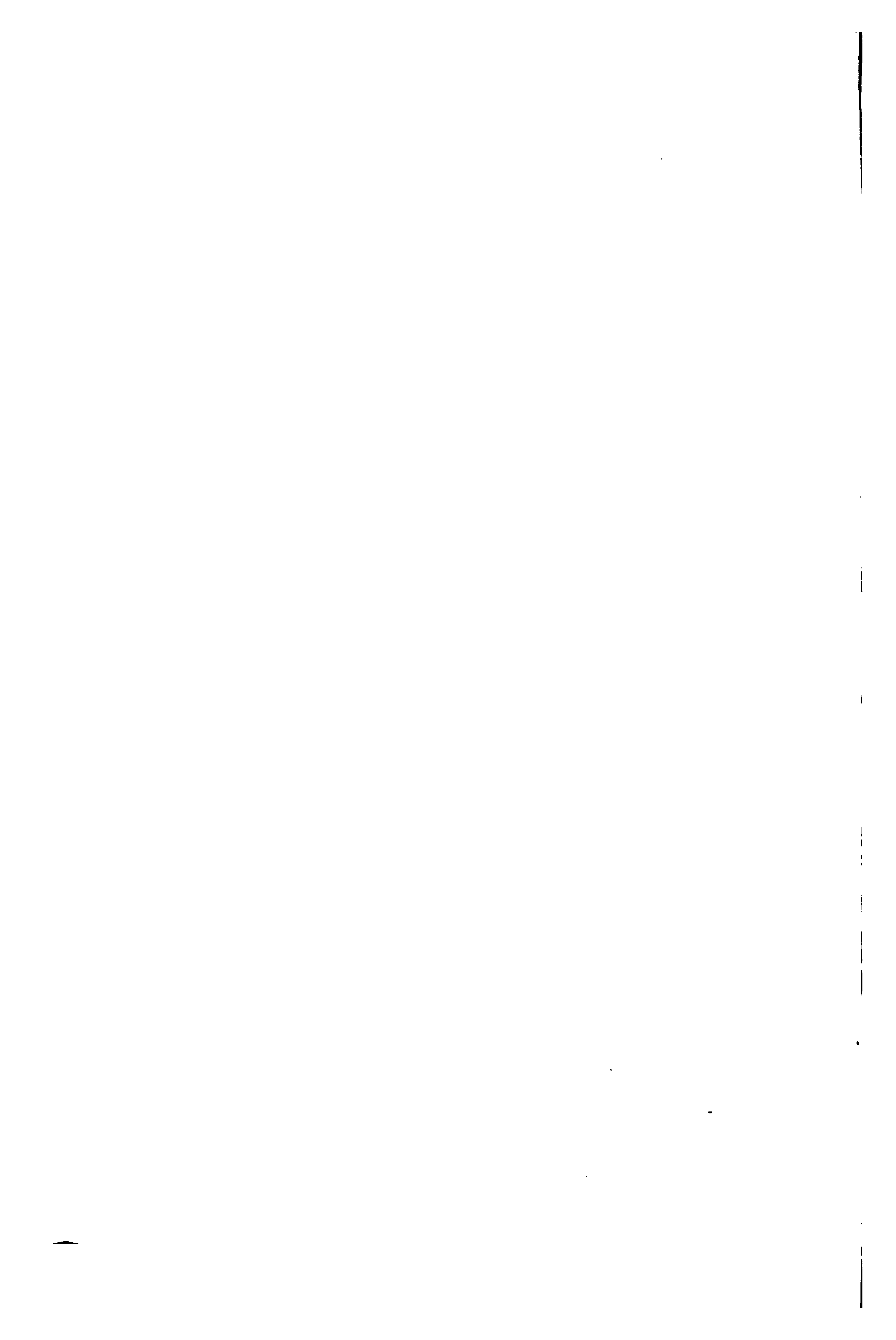
Riesenhafte Jaqueira im Staate Sergipe



Riesen-Vogelnester für etwa 50 Familien



Rinderhirten im Norden Brasiliens



darunter manche von solchem Umfange und Gewicht, dass ein einzelner Mann kaum hinreicht, eine einzige dieser Früchte fortzubringen. Zu diesen Wurzelgewächsen gehört namentlich die Aipim-Frucht, deren Form dem Meerrettich, deren Geschmack der in Europa angebauten Kartoffel gleicht. Wohl giebt es auch hier Kartoffeln, die aber von unangenehm süsslichem Geschmack sind, ähnlich den durch Frost verdorbenen Erdäpfeln Europas. Die Mandiokawurzel ist für Menschen nur geniessbar als eine Art feiner Grütze, die aus derselben bereitet wird; sie hat im brasilianischen Volke, namentlich bei den ärmeren Klassen dieselbe Wichtigkeit wie die Kartoffel in Nord- und Ost-Europa.

Pflanzen, deren Fibern zu Geweben verschiedenster Art verwendet werden könnten, wuchern hier in unzähliger Menge, ohne dass dieselben in den Handel kommen. Nur die Caboclos (Halbindianer) und Neger im Innern des Landes benutzen manche dieser Pflanzen zur Anfertigung von Matten, Stricken, Hüten, Kleidungsstücken und zu vielen anderen Dingen. Trotz des ungeheuren Holzreichtums Brasiliens werden in vielen Seestädten Bauhölzer aus Schweden, Finnland und anderen Ländern eingeführt, weil der Transport derselben von Europa hierher minder kostspielig ist, als der aus den hiesigen unermesslichen Wäldern nach der Küste. Die Ursache hiervon ist der Mangel an guten Verkehrswegen und an Arbeitskräften. Die Holzindustrie, die eine ganz bedeutende Zukunft verspricht, ist kaum in den ersten Anfängen vorhanden. In manchen Gegenden wird so verschwenderisch mit dem Holze umgegangen, dass unzählige Köhler meilenweite Strecken des kostbaren Holzes zu Kohlen brennen, mit denen hier allenthalben gekocht wird.

Zarte Gräser, wie sie in Europa auf Schritt und Tritt vorkommen, sind hier im Norden grosse Seltenheiten und werden nur in Gärten auf unbedeutenden Flächen mit vielen Kosten und grosser Sorgfalt kultiviert. Hier schiesst alles wild und hoch auf, wird kräftig, aber auch zumeist unzart. Es giebt Bäume, allerdings zählen sie zu den Grasarten, die von dem Tage an, wo das Samenkörnchen in den Boden fällt, schon in 8—10 Monaten Schatten spenden. Die Blumen duften kräftiger als in Europa, manche fast betäubend. Die Vegetation ist hier grossartig, aber nicht lieblich sanft. Genüsse, wie sie in Europa Wald und Flur, Feld und Wiese gewähren, entbehrt man hier gänzlich. Der Wald ist zu dicht, er strotzt von Gebüsch und Lianen und ist ungangbar. Die Wiese hat mannshohes Gras, das meist hart, trocken und scharf wie ein Messer ist, zudem eine kleine Welt von ekelhaften, zum Teil auch giftigen Kriechtieren beherbergt. Die Weideplätze im Innern des Landes, obwohl sie den Anblick von Grasmatten bieten, sind nichts weniger als zum Lustwandeln geeignet. Das stachlige oder brennende Unkraut, das zwischen den Gräsern in grossen Mengen wuchert, gestattet ein Durchqueren derselben nur in hohen Reiterstiefeln oder zu Pferde. Die wunderbare Vegetation geniesst man nur im Anschauen, ihr hingeben kann sich niemand. An einen Naturgenuss durch einen weiten Spaziergang durch Feld und Wald ist hier, auch schon der Hitze wegen, nicht zu denken.

Die Flora Brasiliens umfasst über 20000 Arten. In Hinsicht auf die Verbreitung derselben teilt sich das Land in zwei Gebiete, nämlich in das Wald- und das Weideland. Letzteres tritt besonders im Innern, ersteres an der Küste, in den Flussniederungen und an den östlichen Abhängen der Gebirge auf. In pflanzengeographischer Beziehung unterscheiden die Botaniker drei Regionen in Brasilien, nämlich die äquatoriale, die des Küstengebietes und die des Binnenlandes. Die äquatoriale Region, von ungeheurer Ausdehnung an den Ufern des Amazonas und seiner Nebenflüsse, nennt Alexander von Humboldt die Hyläa (Waldland); diese teilt sich wieder in Igapó- und Guaçúwald; jenes ist das Überschwemmungsgebiet, an 50 km breit, dessen schlammbedeckter Wald traurig absticht von den Guaçúwäldern, den eigentlichen Urwäldern. Die Wälder des Küstengebietes stehen mit der Hyläa in keiner Verbindung, ihre Pflanzenformen jedoch, sowie die der Flussthäler des Binnenlandes sind ihrem Charakter nach diejenigen der Hyläa. Von dieser unterscheiden sich bloss die Waldinseln auf den Hochebenen (Chapadas) in unvorteilhafter Weise. Dies sind die Campwälder, im Norden Cattingas genannt. Sie bestehen aus wenigen Baumarten, unter denen der Ficus (Feigenbaum) eine hervorragende Stelle einnimmt, und verlieren im Sommer ihr Laub. Die Campos (Weideplätze) im Norden haben vielfach eine grasgrüne Farbe und hartes in Büscheln stehendes Savannengras.

In der Tierwelt Brasiliens nehmen unstreitig die Vögel den ersten Rang ein hinsichtlich der Mannigfaltigkeit, Grösse und Farbenpracht. Von dem haselnussgrossen Kolibri bis zum Arára, von der Grösse des Königsadlers, welche Verschiedenheit! Singvögel, wie unsere europäische Nachtigall, sind nicht vorhanden, mit Ausnahme der Gattung Sabia, die in wohllautenden Tönen ihr immer gleiches Stückchen sanft absingt. Andere haben ihre bestimmten, ganz kurzen Rufe, die sie unaufhörlich wiederholen, wobei es aber solch heterogene Zusammenstellungen von Tönen giebt, dass sie für ein empfindliches Gehör unerträglich sind. Einem solchen Vogel öffnete ich sofort den Käfig, um ihn zu verabschieden, als er morgens seinen unausstehlichen Gesang begann. Trotzdem werden viele dieser lästigen Sänger von den hiesigen Einwohnern gern gehalten und gepflegt. Eine Gattung, schwarz, blau und rot von Farbe, in der Grösse kleiner Tauben, doch schlanker und mit 5 cm langem, dünnem und spitzem Schnabel, ahmt jeden anderen Vogelsang und überhaupt jedes Geräusch nach; höchst possierlich ist es anzuhören, wenn dieser Vogel sein bunt zusammengewürfeltes Repertoire ableiert, das ihm unaufhaltsam lustig aus der Kehle rollt. Ein anderer Vogel wird hier Schlosser genannt, weil sein Gesang in einem einzigen schrillen, durchdringenden Schrei besteht, der ganz genau dem höchst unangenehmen Schnarrton gleicht, den ein Schlosser beim Feilen der Kante eines Eisenblechs hervorbringt. Die Stimme dieses Vogels ist ohrenzerreissend, und dennoch wird er in manchem Hause gehalten.

Die Farbenpracht der Kolibris (hier Beijaflor, Blumenküsser genannt) ist unbeschreiblich; leider kann man gerade die allerschönsten nicht nach Europa überführen, weil sie zu zart und scheu sind. Sowie ein Kolibri mit

dem nadelfeinen, 2 Zoll langen Schnabel an irgend einen festen Körper stösst, fällt er tot zu Boden. Er schiesst mit solcher Schnelligkeit durch die Luft, dass man im Sonnenschein nur einen Farbenblitz wahrnimmt. In einem Garten jedoch kann man die herrlichen Geschöpfe mit Musse betrachten, wie sie von Pflanze zu Pflanze umherflattern. Den Papagei kennt man in Europa wohl, aber von seiner Geschwätzigkeit und urkomischen Nachahmungssucht, wie man sie hier wahrnimmt, macht man sich dort kaum eine Vorstellung. Er ächzt wie ein Kranker, weint bitterlich, schreit wie ein in Schmerzen sich windendes Kind, lacht aus vollem Halse, ruft jämmerlich um Hilfe, und letzteres mit solcher Vollendung im Ton und mit der allerfeinsten, kaum nachzuahmenden Nüancierung, dass man oft, durch diese Töne getäuscht, erschreckt um sich schaut. Manchmal konnte ich bei den zur Situation so treffend passenden Worten dieses Vogels mich des Gedankens kaum erwehren, dass diese nicht blos mechanisch hervorgestossen, sondern mit Bewusstsein gesprochen wurden. Der Papagei ist im ganzen Norden des Landes verbreitet; fast jedes Haus besitzt einen oder mehrere derselben, und namentlich sind es die niedere Volksklasse und die Frauen, von denen wohl niemand einen Papagei entbehren möchte. Die Psittiche sind in vielen Varietäten vertreten, wie sie überhaupt unter den Klettervögeln Brasiliens die hervorragendste Familie bilden.

Burmeister teilt die mit Singmuskelapparat ausgerüsteten Vögel Brasiliens in 185 Arten Kreischer *(Tracheophones)*, 82 Arten Schriller *(Strisores)* und 133 Arten Sänger *(Canorae)*. Der Gesang der letzteren hält jedoch, wie bereits erwähnt, keinen Vergleich mit dem der europäischen aus. An Raubvögeln werden nachgewiesen 23 Falken-, 8 Eulen- und 2 Reiherarten. Der gemeine Aasgeier (Urubú) bildet hier an sehr vielen Orten die einzige Sanitätspolizei und ist ein wahrer Segen in hygieinischer Beziehung, weshalb gesetzlich seine Tötung untersagt ist.

Das Reich der Schmetterlinge und der Käfer ist womöglich noch mannigfaltiger und zahlreicher, als das der Vögel. Unbeschreiblich ist die Verschiedenheit ihrer Formen und Farben. Zahllos sind die Insekten, von denen viele ekelhaft, andere selbst gefährlich und die meisten ausserordentlich lästig sind. Berüchtigt sind die Ameisen, deren es viele Gattungen giebt, worunter eine grössere, die Wanderameise, von den hiesigen Einwohnern „die Strassen-Ingenieure“ genannt werden, weil sie sich manchen Weg im Urwalde gebahnt haben. Manche Dörfer und Pflanzungen werden von den Menschen verlassen wegen der Unausrottbarkeit der Wanderameise. Wo sie haust, da ist keine Vegetation möglich. Aber auch die weissen Ameisen oder Termiten, hier Cupim genannt, sind ausserordentlich gefrässig und zerstören alles, mit Ausnahme von Metall und Glas. Ich hatte Gelegenheit, ein wegen der Wanderameise verlassenes Dorf zu besuchen, woselbst nur sechs Einwohner zurückgeblieben waren, die sich durch Kohlenbrennen ernährten. Die Gegend war in weitem Kreise wüst und öde durch die sogenannten Saúbas oder Schlepper *(Formica cephalotes)*.

Als Mittel gegen die Wanderameisen und Termiten führt Mamser aus

Süd-Brasilien in erdgefüllten Kisten eine Gattung kleiner Ameisen ein, die den Pflanzungen unschädlich sind und ihre grösseren Verwandten in kürzester Zeit vernichten. Allein die Erhaltung dieser nützlichen Tierchen in der neuen Heimat soll nur dann möglich sein, wenn die Ameisen-Königin sich unter ihnen befindet, da sie sonst bald wieder verschwinden. Als ich einstmals Unterkunft für die Nacht in einer Venda (Schenke mit Verkaufsladen) suchte, entschuldigte sich der Hausherr damit, dass gerade ein Durchzug von Ameisen in seinem Hause stattfände, so dass er selbst eben mit seiner Familie das Haus habe räumen müssen, wovon ich mich auch überzeugte. Alles war von den Tierchen erfüllt, des andern Tages aber waren sie und alles Essbare mit ihnen verschwunden, gleichzeitig jedoch auch zahllose Insekten und alle Ratten und Mäuse vertilgt. In den grossen Kaffeepflanzungen von Rio de Janeiro, São Paulo und Minas Geraes werden eigens Leute zu dem Zwecke gehalten, das ganze Jahr hindurch den Vertilgungskampf gegen die Wanderameisen dadurch zu führen, dass kleine Öfen, die dichte tödliche Dämpfe entwickeln, in den Eingang der unterirdischen Kanäle dieser Insekten eingeführt werden, wo dann durch fleissiges Anfachen die Dämpfe in alle Schlupfwinkel eindringen und ihre Insassen vernichten. Eine Gattung grosser Ameisen wird im Norden in gebratenem Zustande von manchen Leuten gegessen, und dieses Gericht soll, wie mir einige Europäer versicherten, nicht unschmackhaft sein.

Ganz besonders ist der Norden Brasiliens mit Ungeziefer mannigfachster Art geplagt. Doch gewöhnt man sich wohl mit der Zeit daran, wie an so manches andere Übel. Zu den empfindlichsten Plagen zählen in vielen Gegenden die Mosquitos verschiedener Gattungen, dann die Blattläuse (Carapatos), die beim Anstreifen an gewisse Gebüsche an der Haut des Menschen sich festsetzen und binnen kürzester Zeit sich tief ins Fleisch eingraben, von wo sie nur schwer und auf schmerzhafte Weise zu entfernen sind, um selbst dann noch mehrere Tage hindurch ein heftiges Jucken zu hinterlassen. Auch von den Blatläusen giebt es mehrere Arten, worunter eine so winzig ist, dass sie mit blossem Auge kaum wahrgenommen werden kann, nichtsdestoweniger verursacht sie ein scharfes Jucken da, wo ein solch mikroskopisches Tierchen sich festgesetzt hat. Die Sandflöhe (Bicho) graben sich unbemerkt in die Haut ein, dringen dort immer tiefer und breiten sich aus, indem sie ihre Eier absetzen, die in einem Beutelchen in der Grösse eines Stecknadelkopfes bis zu einer kleinen Kirsche enthalten sind. Da dieses Beutelchen schwarz ist und durch die Haut schimmert, so sind sie mit einiger Geschicklichkeit leicht zu entfernen. In dieser Kunst besitzen namentlich die Neger und Caboclos besondere Fertigkeit. Es ist kein Mensch in Nord-Brasilien, der nicht einige solcher Bichos im Fusse sitzen gehabt hätte.

Kein Haus, und sei es das bestgehaltene, ist frei von Baratten, einer Art grosser Schaben. Sie finden sich besonders zahlreich in alten und nicht rein gehaltenen Häusern, doch sieht man sie auch in den feinsten Salons umherspazieren. Nichts ist vor ihnen sicher. Sie benagen alles, mit Ausnahme der Metalle, und verursachen oft empfindlichen Schaden. Kleider,

Wäsche, Bücher, Nippsachen von Leder und Holz, ja, die pomadisierten Haare des nachts schlafenden Menschen fallen diese ekelhaften Tiere an. Derartigen Geschmeisses giebt es im Norden so viel, dass eine langjährige Gewohnheit oder ein beneidenswertes Phlegma dazu gehört, um sich nachts mit Behagen zur Ruhe zu begeben.

Tief im Innern Brasiliens wurden mir zwei verschiedene Insekten gezeigt, die eine besondere Erwähnung verdienen. Das eine davon heisst hierzulande Jequitirinaboia. Es ist ungefähr 6 bis 8 cm lang und einer Heuschrecke ähnlich, braun von Farbe, mit langen, glasig durchsichtigen Flügeln. Das Seltsamste an diesem Insekte ist sein Kopf, der mindestens ein Dritteil der Körperlänge ausmacht, während die Gestalt desselben genau ein Ochsenkopf en miniature ist. Dieses Tier soll, wie glaubwürdige Leute in verschiedenen Gegenden mir versicherten, Menschen und Tieren durch seinen Stich augenblicklichen Tod bringen, wobei es selbst sein Leben lasse. Glücklicherweise vermehren sich diese kleinen Ungeheuer nur äusserst schwer, und finden sich daher selten. Ein zartes, dürres Stengelchen in der Dicke von 3 mm und von 20 cm Länge, an dem in unsymmetrischer Weise kleine Zweige und Ästchen haften, wurde mir als ein Insekt gezeigt. Lange Zeit hielt ich dies für einen Scherz, bis endlich ein lebendes Exemplar mich von der Richtigkeit der Sache überzeugte. Auch sieht man hier häufig eine Art von Heuschrecken in der Länge von 10 bis 20 cm.

Auch die hiesigen Frösche verdienen insofern eine besondere Erwähnung, als sie statt zu quaken, pfeifen, wie die Tiere brüllen, wie Schmiede hämmern und mit Kinderstimmchen singen, je nach ihrer Gattung.

So furchtbar der Anblick einer Riesenschlange in voller Freiheit ist, so sind doch die kleinen unansehnlichen, am Boden kaum bemerkbaren Schlangen die gefährlicheren. Die grossen Ungeheuer kommen selten in bewohnten Orten vor, und nie hörte ich, dass sie jemals einen Menschen angegriffen hätten, obwohl einer meiner hiesigen Bekannten, ein Deutscher, fast das Opfer einer ungefähr 3 m langen, armdicken Schlange geworden wäre. Er hatte sie allerdings selber angegriffen, indem er einen schweren Stock nach ihr warf, der sie nur leicht verletzte. Sie schnellte in Mannshöhe empor und verfolgte ihn in wütenden Sprüngen eine weite Strecke, so dass er nur mit genauer Not entrann. Die kleineren Schlangen, die im Norden überall im Grase, in den Gärten, ja selbst in alten Häusern nisten, sind ebenfalls gefährlich, weil man sie oft unabsichtlich mit dem Fusse berührt oder tritt, worauf sie blitzschnell ihren Biss anbringen, der in vielen Fällen tödlich ist.

Eine Thatsache ist es, von der ich mich persönlich überzeugt habe, dass es hierzulande ein erprobtes Mittel giebt gegen Bisse jeder Art von Schlangen, von dem das Geheimnis allerdings nur wenige aus der niederen Klasse der Landbevölkerung besitzen und gegen kein Angebot preisgeben wollen. Dass es hier überhaupt Kräuter von wunderbarer Heilkraft gegen Krankheiten giebt, die sonst als unheilbar gelten, ist unzweifelhaft, jedoch sind diese Heilkräuter nur wenigen Personen bekannt. Der Urwald wird vom Landvolk des Nordens überhaupt als eine Art von Drogenniederlage

betrachtet. Das Mittel gegen Schlangenbiss mochte wohl dadurch entdeckt worden sein, dass gewisse Tiere, die im Kampf mit einer Giftschlange von dieser gebissen worden, eiligst im Dickicht verschwinden, um ein gewisses Kraut zu verschlingen, worauf sie zumeist wiederkehren und den Kampf mit der Schlange fortsetzen. Einige Indianer im Amazonenthale wahren sich gegen das Schlangengift, indem sie unmittelbar nach erhaltenem Biss den Kopf und Schwanz einer noch lebenden Schlange verzehren. Die Medizinmänner der wilden Stämme (Pagé genannt) behaupten, ein Mittel zu kennen, dass den Schlangenbiss unschädlich macht. Es kommt merkwürdiger Weise hier nicht selten vor, dass eine der giftigsten Schlangen, die Surucucú *(Trigonocephalus lanceolatus)* mit der Paca *(Coelogenus fulvus)*, einer Art grosser Kaninchen, in einer Höhle friedlich zusammenlebt. Auch eine Art der Wasserschlange ist hier vorhanden und zwar in den Flüssen der Äquatorial-Staaten Pará und Amazonas. Es ist ein riesiges Tier, im Volke unter dem Namen Sucury *(Enectes marinus)* bekannt, das viele der tüchtigsten und mutigsten Fischer auf Seen und Flüssen nachts gesehen zu haben behaupten, wobei sie mit knapper Not dem Ungeheuer entgangen sein wollen.

Von Amphibien sind nur noch zu erwähnen die im allgemeinen 2 m langen Alligatoren oder Jacaré, von denen manche eine Länge von 4 m erreichen. Sie sind hier und da sehr zahlreich, dem Menschen aber nicht gefährlich, es sei denn, dass er sie bis ins Wasser verfolgt, wo sie sich mit ausserordentlicher Behändigkeit bewegen. Neger und Caboclos geniessen das Fleisch der Alligatoren, das die Eigenschaft besitzen soll, alle krankhaften Säfte des menschlichen Körpers an die Oberfläche der Haut hervorzutreiben, so dass z. B. veraltete und chronische Syphilis, die beim niederen Landvolk hier sehr verbreitet ist, dadurch völlig geheilt wird, was allerdings mindestens ein Jahr in Anspruch nimmt.

Charakteristisch für das Land sind die zahnarmen Tiere *(Edentata)*, deren es 19 Species giebt. Unter den Säugetieren ist namentlich die Klasse der Vierhänder zahlreich, die sich von den Affen der alten Welt durch ihre Wickelschwänze unterscheiden. Hervorzuheben sind die Brüllaffen *(Stentores)*, deren es 10 Arten giebt, die in grossen Trupps im Walde zusammen leben. Im intertropikalen Gebiet sind die Klammeraffen *(Ateles)* zu Hause. Sie erreichen eine Höhe von 1 m. Am zierlichsten und zartesten ist das rotgelbe Löwenäffchen. Besonders zahlreich ist eine Gattung Äffchen von der Grösse einer Mannsfaust. Dieses winzige Säugetier, Sanginia genannt, wird in manchen Gegenden von den Negerinnen wie ein Haarschmuck auf dem Kopfe getragen, in dessen krauser Wolle es sich ein Nest bereitet, aus dem es nur hervorkommt, um an den Mahlzeiten teilzunehmen. Man findet es häufig in den Häusern und Hütten des niedern Volkes.

Zahlreich sind auch die Handflügler, namentlich die Gattung *Phylostema*, in welcher der in ganz Brasilien verbreitete Vampyr *(Phylostema spectrum)* durch seine Grösse hervorragt. Er wird den Haustieren oft gefährlich dadurch, dass er an Stellen sich festbeisst, wo die Überfallenen ihn nicht

abwehren können und es dulden müssen, dass der Vampyr ihnen bis zur Erschöpfung das Blut aussaugt. Zuweilen versucht er dies auch an Menschen, die im tiefen Schlafe liegen. In den alten schlossartigen Häusern und Fabriken der Fazendeiros nisten unzählige Fledermäuse, die bei ausgebreiteten Flügeln nicht selten 50 bis 70 cm messen. Sie umschwirrten mich oft des Nachts in solcher Menge, dass ich mich ihrer nur mit Mühe erwehren konnte.

Das Geschlecht *Canis* ist durch zwei Arten vertreten, den Guará *(Canis jabatus)*, der von den Brasilianern Lobo (Wolf) genannt wird, und den Schakalfuchs, der hier Raposo (Fuchs) heisst. Beide Tiere sind scheu und von grosser Feigheit.

Von marderartigen Tieren sind zwei Arten vorhanden, *Mustela barbara* und *Mustela vittata*, von den Brasilianern Cachorinho de Matto (Waldhündchen) genannt. Ein dachsartiger Vertreter dieser Gattung ist der *Jotycyon venaticus* (Lund). Hierher gehört auch eine Stinktierart, die ihren Verfolgern einen Drüsensaft entgegen spritzt, dessen durchdringender übler Geruch durch Nichts aus den Kleidern vertrieben werden kann. Zahlreich sind die Fischottern. Der hiesige Waschbär ist grösser als der nordamerikanische. Der Nasenbär, hier Coati genannt, lebt in grösseren Trupps im Urwalde und hat schmackhaftes Fleisch.

Die Gattung der Nager ist zahlreich vertreten. Der grösste unter ihnen ist das Wasserschwein, Capivara genannt *(Hydrochoerus capibara)*. Sein Fleisch ist ungeniessbar, sein Fell giebt dagegen ein gesuchtes Leder. Die Paca *(Coelogenis)*, über ganz Brasilien verbreitet, ist ein stumpfsinniges, in Gebüschen lebendes Tier. Sein Fleisch ist vortrefflich. Ihm in der Lebensweise ähnlich ist das Cuti *(Dasyprocta aguti)*. Meerschweine giebt es sechs Arten. Auch eine Kaninchenart besitzt Brasilien, Coelho (Hase), die aber den europäischen Vettern an Grösse und Schmackhaftigkeit nachsteht. Auch Stachelschweinarten mit Wickelschwänzen sind vorhanden.

Mehrere Arten von Beuteltieren, Gamba genannt, sind den gewöhnlichen Ratten sehr ähnlich. An ursprünglich in Brasilien vorkommenden Wiederkäuern giebt es zwei Arten Hirsche und zwei Arten Rehe. Die Dickhäuter sind durch den Tapir und zwei Wildschweinarten vertreten. Der erstere ist das grösste Säugetier des Landes. Zu den Zahnarmen gehören Faultiere (Pregiça), Gürteltiere (Tatu) und Ameisenfresser, Tamandua genannt. Von Waltieren sind der Lamantin, einheimisch Peixe boi, ein Süsswasserdelphin (bei den Brasilianern Botó) und grosse Walfische vorhanden, letztere jedoch stark im Abnehmen begiffen.

Die grossen Raubtierarten Brasiliens gehören dem Katzengeschlecht an. Die Unza oder der Jaguar *(felis onça)* ist in zwei Variationen vorhanden, der gefleckten und der schwarzen. Obwohl der Jaguar dem Menschen weniger gefährlich ist als sein Vetter, der Königstiger der alten Welt, so ist eine Begegnung mit ihm dennoch nichts weniger als ungefährlich. Ist der hiesige Tiger im allgemeinen kleiner als der bengalische, so giebt es doch einzelne Exemplare, die ihm an Grösse und Stärke nicht nachstehen. Ich

selbst hatte das höchst zweifelhafte Vergnügen, einem solchen zu begegnen. Ich war mit einigen deutschen Kolonisten im Staate Espirito Santo des Nachts bei hellem Mondenschein auf die Jagd in den Urwald gegangen und hatte, ermüdet von mehrstündiger Anstrengung, mich von ihnen getrennt, um nach Hause zurückzukehren, wobei mein Hauswirt sich mir anschloss. Als wir eine Strecke zurückgelegt hatten, stiessen wir auf einen Tiger, der, von seinem Lager aufgescheucht, eine ganze Stunde lang im Gebüsch neben uns hertrabte, ohne den Mut zu einem Angriff zu fassen. Ich war mit einem Repetiergewehr, mein Gefährte mit einem Doppelstutzen bewaffnet. Wir hielten die Waffen schussbereit, um dem Jaguar sofort mehrere Kugeln aufs Geratewohl zuzusenden, sobald er sich zum Sprunge niedergekauert haben würde. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich einen ausgewachsenen Tiger, den ich bisher nur im eisernen Käfig mit leisem Grauen bewundert hatte, frei neben mir einhertraben sah. In einer Entfernung von kaum fünf Schritten verkündete uns das Rascheln, Knistern und Knacken des Gebüsches seine Nähe, während er an freien Stellen in seiner prachtvollen, furchtbaren Gestalt sichtbar wurde. Es war dies eine heisse Stunde meines Lebens. Die Kehle war uns beiden wie zugeschnürt und raschen Schrittes, in Schweiss gebadet, die Gewehre krampfhaft umfasst, schritten wir mächtig aus, bis wir endlich den Wald verliessen, in dem unser unheimlicher Gefährte zurückblieb.

Tigerkatzen, die ungereizt es wohl nie wagen, den Menschen anzugreifen, sind in manchen Gegenden besonders zahlreich. Sie werden wegen ihres schönen Felles viel gejagt. In einem Städtchen der Provinz Bahia, ungefähr 200 km von der Meeresküste entfernt, fand ich diese schönen Felle in grosser Menge zum Verkauf ausgeboten um den Preis von 2 bis 3 Francs das Stück. Auch habe ich daselbst Fischotterfelle von solcher Feinheit, Glätte, Weichheit und wunderbaren Schönheit gesehen, dass wohl kein anderes Pelzwerk damit verglichen werden kann. Zudem besitzen sie noch den Vorzug, dass sie nicht, wie jedes andere Fell, von Motten angegriffen werden. Ich hatte ein solches zwei Jahre hindurch verpackt gehalten, ohne zu lüften, und dennoch war es vollkommen unversehrt geblieben. Es schillerte in seiner prachtvollen, goldbraunen Farbe so frisch als wie am ersten Tage. Die Caboclos hatten mich dieser besonderen Eigenschaft des schönen Felles schon früher versichert, die sie demselben durch eine eigenartige Zubereitung zu geben wissen.

Die Tierwelt, die hier in unendlich vielen Arten vertreten ist, macht in den Haustieren nach dieser Richtung eine unliebsame Ausnahme, indem diese sowohl hinsichtlich der Quantität, als auch in der Qualität den europäischen mehr oder minder nachstehen. Überhaupt entstammen die brasilianischen Haustiere einzig den zu allen Zeiten hier eingeführten europäischen. Man sieht im ganzen Norden kein Pferd, das sich auch nur mit einem mittelmässigen europäischen in Grösse und Stärke messen könnte. Die wenigen Tiere edler Zucht, die man in neuester Zeit durch die in Aufnahme gekommenen Wettrennen in drei oder vier der grösseren Städte Brasiliens

sieht, sind aus Frankreich und England herübergebracht worden. Die Pferde der Kavallerie und Artillerie werden aus den La Plata-Staaten eingeführt. Die hier gezüchteten sind alle klein und nicht ausdauernd. Zwar sind die Luxus-Pferde, die nur zum Reiten benutzt werden, zumeist von andalusischer Abstammung und hübsche lebhafte Tiere, aber sie besitzen dieselben Mängel, wie die vorerwähnten. Diesen Reitpferden wird hierzulande durch kreuzweise Fesselung der Beine eine Gangart eingeübt, die für den Reiter sehr angenehm und bequem ist, das Tier aber sehr ermüdet. Solche Pferde dienen aber nur zu Spazierritten, zu einer längeren Reise sind sie unbrauchbar.

Zu grösseren Reisen ins Innere des Landes bedient man sich allgemein des Maultieres, das bei seiner Kraft und Ausdauer, bei der geringen Pflege, deren es bedarf, sowie wegen seiner sicheren Gangart einzig dazu geschaffen erscheint, die hiesigen weiten und unwegsamen Landstrecken zu durchmessen. Als Zugtiere werden in den Städten ausschliesslich Maulesel, auf dem Lande, namentlich im Norden, nur Ochsen benutzt.

Schöne Hunde verschiedener Rassen sind hier nur in wenigen importierten Exemplaren vorhanden, die nach kurzer Zeit ihres Hierseins herabkommen oder zu Grunde gehen. Das Klima scheint ihnen verderblich zu sein. Die vielen elenden Köter, die hier herumlaufen, sind zumeist hautkrank.

Rinder findet man hier und da wohl so schön und kräftig als in Europa, aber die Kühe sind im allgemeinen milchärmer. Mit Ausnahme einiger Fazendas, wo Viehzucht mit Sorgfalt betrieben wird, ist die Milch überall wässerig im Vergleich zu der europäischen, so dass Butter oder Sahne nur in geringem Masse gewonnen werden kann. In den Staaten Rio Grande do Sul, Minas Geraes und Piauhy wird die Rindviehzucht im grossen Stile betrieben. Aus Rio Grande do Sul wird lebendes Vieh nur in geringen Mengen, dagegen Fleisch in konserviertem und getrocknetem Zustande in grossen Quantitäten ausgeführt. Minas Geraes versieht hauptsächlich die Nachbarstaaten Rio de Janeiro und São Paulo mit lebendem Vieh. Piauhy thut dies in geringerem Maſsstabe. Überhaupt wird in der Mehrzahl der Staaten auf den Hochebenen des Binnenlandes Hornvieh gezüchtet.

Schweine werden auf vielen grossen Landgütern des Südens in grösserer Anzahl gezüchtet oder gemästet, aber mehr zum eigenen Gebrauch als zum Verkauf. Die Schweinezucht in der Nähe einer grösseren Stadt wäre hier sehr lohnend.

Die Schafzucht ist bisher stark vernachlässigt worden und Schafe edlerer Gattung mit schönem Vliess werden nur sporadisch gefunden. Im allgemeinen sind dieselben den europäischen und nordamerikanischen in keiner Beziehung gleichzustellen, weder hinsichtlich des Fleisches noch der Wolle. Man wendet ihnen zu wenig Aufmerksamkeit zu; sie werden hier nie gewaschen und äusserst selten geschoren. Auch sind die Weiden, wie sie bereits in diesem Kapitel beschrieben worden sind, nicht geeignet, den Tieren ausreichende Nahrung zu gewähren. Die Wolle der hiesigen Schafe ist kurz und spröde und ähnelt namentlich im Norden mehr dem Ziegen-

Die Gruppe der Tapuya oder Gés bewohnt das Hochland im Osten Brasiliens, unweit der Küste zwischen dem 5. und 20. Grad südlicher Breite und zwischen dem 40. und 55. Grad westlicher Länge von Greenwich. Diese Gruppe, obwohl noch unvollkommen bekannt, ist nach Ehrenreich die interessanteste von allen, die Brasilien besitzt, denn sie enthüllt uns aufs klarste die einzelnen Phasen ihrer Kultur. Die Gés im Osten sind rauhe Jäger, die weder Landbau noch Schiffahrt treiben, nicht in Hütten wohnen, das Flechten von Geweben und die Töpferei nicht verstehen und selbst den Gebrauch der Hängematte nicht kennen.

Die von dem oben erwähnten Ethnologen angeführte Thatsache, dass die Kultur der Gés sich immer mehr entwickelt, je weiter man nach Westen vordringt, beweist offenbar, dass dieses Volk nach dieser Richtung hin gewandert ist. Sie sondern sich in verschiedene Stämme, die durch ihre Wildheit die Kolonisten stets mit Schrecken erfüllt haben. Dies sind namentlich die Botokuden oder Aymorés. Unter den weiter westlich hausenden gesitteteren Gés sind besonders die am mittleren Xingú lebenden Suyá hervorzuheben, die Schiffahrt treiben, bienenkorbähnliche Hütten bauen und verschiedenartige Geräte und Gefässe aus Thon fertigen. Was sie aber vor ihren östlich wohnenden Stammesbrüdern, den rauhen Tapuya, ganz besonders auszeichnet, ist, dass sie ihre Lippen, Nase und Ohren nicht wie diese durch eingesteckte Pflöcke verunstalten.

Die Gruppe der Nu-Aruak breitet sich nordöstlich quer über Brasilien aus, und zwar von Bolivia bis zur nördlichen Küste Venezuelas, zwischen dem 60. und 75. Grad westlicher Länge. Zu dieser Gruppe gehören in Brasilien die Kustenaú am oberen Xingú, welche ihre netzartigen Geflechte nicht aus Baumwolle, wie die Caráiba, sondern aus Palmfasern anfertigen, ferner die Moxós, Baures, Paumaris. Die letzteren, Wasserbewohner, ein ausschliesslich von Fischen sich nährender Stamm, verlebt nach Aussage Ehrenreichs fast das ganze Dasein in Kanoes auf Flüssen und Seen. Die eigentlichen Aruak, deren Oberherrschaft ehemals über die kleinen Antillen sich ausdehnte, haben nach Eroberung derselben durch die Caráiba ihren Einfluss und ihre Wichtigkeit verloren, und nur wenige armselige und trostlose Reste sind von ihnen übrig geblieben, die in Venezuela und in Britisch-Guayana hausen. In Brasilien lebt keiner dieser Stämme.

Die Gruppe der Caráiba befindet sich hauptsächlich im östlichen Guayana und im östlichen Teile Venezuelas. Die Caráiba, die zur Zeit der Entdeckung die sämtlichen Goyaná beherrschten und die kleinen Antillen erobert hatten, sollen aus dem Mittelpunkte Brasiliens dahin ausgewandert sein. Der Ethnologe und Xingú-Forscher Dr. Karl v. d. Steinen erklärt als das ehemalige Vaterland dieser Stämme den oberen Xingú, wo er verschiedene derselben auf dem niedrigsten Grade der Kultur vorfand. Es sind die Nahuquá und die Bakaïrí, welche selbst das Eisen noch nicht kennen, ebenso von spirituösen Getränken und Bananen nichts wissen. Die eben erwähnten Stämme, obwohl umringt von Tapuya, Nu-Aruak und Tupí, gehören, allen anthropologischen und linguistischen Merkmalen nach, doch

Ethnologische Skizzen.

Zu dieser kurzen ethnologischen Beschreibung der brasilianischen Indianerstämme habe ich mir erlaubt, die in jüngster Zeit veröffentlichten Forschungen mehrerer hervorragender deutscher und anderer Ethnologen zu Hilfe zu nehmen, deren Namen als Gewährsmänner an ihrem Platze anzuführen ich natürlicherweise nicht unterlasse.

Die Indianerstämme Brasiliens können in ethnologischer Beziehung in vier grosse Gruppen eingeteilt werden, deren jede ihre ganz bestimmten Merkmale aufweist. Diese vier Gruppen sind folgende:

1. die Tupí,
2. die Tapuya,
3. die Nu-Aruak,
4. die Caráiba.

Die Gruppe der Tupí, die über das Küstenland vom Süden nach Norden und über die Region des Flusses Xingú und Tapajóz sich ausbreitet, ist in ethnographischer Beziehung die bekannteste. Ihre Angehörigen sind geschickte Krieger und leidenschaftliche Schiffer. Zu den rein erhaltenen Tupí-Stämmen gehören die Guaraní in Paraguay und Argentina, die Chiriguanos und Guarayos am Béni und Mamoré-Flusse, die Apiacá, Parentintins zwischen dem Tapajóz und Madeira-Fluss, die Ouvampis und Tembés an der Mündung des Amazonenstromes, die Omagua und Cocama zwischen dem Napó- und Ucayali-Flusse.

Zu den gemischten Tupí-Stämmen zählen die Juruná, Manitsauá, Mundurucú und Auetó in den Flussgebieten des Xingú und Tapajóz. Sie unterscheiden sich von den rein erhaltenen Tupí-Stämmen durch ihre Mundart, die mit vielen Wörtern anderer Sprachen vermischt ist. Die Juruná, von dunkler Hautfarbe, sind, wie behauptet wird, im 17. und 18. Jahrhundert zivilisiert worden. Die Mundurucú besitzen ein ausgeprägtes Gefühl für dekorative Kunst.

Die Bewegung der Caráiba vollzog sich vom Süden nach dem Norden. Sie besetzten Guayana und machten sich zur See sogar an die Eroberung der kleinen Antillen. Woher kamen sie aber? Dem Ethnologen Karl v. d. Steinen ist es gelungen, das ursprüngliche Vaterland der Caráiba an den Quellen des Xingú festzustellen. Hier finden sich die ursprünglichsten Horden und die südlichsten Stämme dieser Nation. Von hier breiteten sich die Caráiba nach dem Norden aus, wo ihre Spuren zahlreich sich finden.

Nachdem die Richtung und das Ziel der Wanderbewegung der verschiedenen Indianer mehr oder minder mit Sicherheit festgestellt ist, erhebt sich die Frage, wann die Wanderungen stattgefunden haben, deren Zeitbestimmung allerdings mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist. Dr. Karl v. d. Steinen spricht die Ansicht aus, dass es drei vor-europäische Wanderepochen bei den Ureinwohnern Süd-Amerikas gegeben habe.

Die erste Epoche sei die der Ausbreitung der Nu-Rasse über den amerikanischen Kontinent und der Aruak über die kleinen Antillen. Es hat dies insofern viel Wahrscheinlichkeit für sich, weil dokumentarische Beweise dafür vorhanden sind, dass die andern Wanderbewegungen später stattgefunden haben.

Die zweite Epoche ist die der Machtentwicklung der Caráiba, welche vom Mittelpunkt Brasiliens aus nach Norden zogen, das Meer übersetzten und die kleinen Antillen von den Aruak eroberten. Als die Europäer die kleinen Antillen entdeckten, wunderten sie sich nicht wenig darüber, dass dort die Weiber eine vollständig verschiedene Mundart von jener der Männer sprachen. Die Männer waren nämlich Caráiba, welche nach der Besiegung der Aruak diese erschlagen und deren Weiber sich zugeeignet hatten.

Die dritte Epoche ist die der vielfachen Ausbreitung der Tupí, die in verschiedenen Richtungen vom Süden nach Norden, namentlich aber längs der Küste sich bewegten. Diese Epoche fällt mit der Kolonisierung Südamerikas durch die Europäer zusammen und ist durch sichere Zeugenschaft sowohl der Eingeborenen als auch der ersten Kolonisten bestätigt. Zu derselben Zeit als die Tupí nach Norden zogen, waren die von ihnen besiegten Gés, auch Tapuya (Barbaren) genannt, nach dem Westen abgedrängt worden, und zogen sich in die ungeheuren Waldungen zurück.

Ob diese Behauptungen alle den wirklichen Thatsachen entsprechen, bezweifelt der brasilianische Gelehrte J. Ribeiro, indem er sich folgendermassen ausspricht. Alles scheint darauf hinzudeuten, dass diese drei Wanderepochen sich auf ein einziges und zwar das 15. Jahrhundert zusammendrängen. Die Bewegung der Tupí und der Caráiba fällt ungefähr in die Zeit der Entdeckung, während der Zeitpunkt der Eroberung des Küstenlandes durch die Tupí keineswegs mit unumstösslicher Sicherheit, festgestellt ist. Möglich ist es sogar, dass nach dem Beginn dieser Bewegung kaum erst vier Generationen verflossen sein dürften. Noch weniger als dies lässt sich

die Zeit der Eroberung der kleinen Antillen durch die Caráiba von Venezuela und Goyaná mit Sicherheit bestimmen.

Das östliche Hochland von Bolivia in seiner Abdachung gegen Matto-Grosso zu sollte sorgsamer durchforscht werden; nicht sehr verwunderlich wäre es, wenn uns von dort die überraschendsten Entdeckungen würden. Von diesem möglichen ethnologischen Brennpunkte konnten wohl alle die Rassen der in den Tropen Amerikas eingeborenen Nationen sich ausbreiten und dem Laufe der Flüsse folgen, wie vielleicht zu gleicher Zeit die Tupí das Flussbecken des Amazonas und Paraguay hinabzogen, und die Nu-Aruak, wie auch später die Caráiba am obern Amazonas sich fortschoben. Der Anstoss zu diesen in der Zeit weit zurückreichenden Wanderungen konnte wohl gegeben worden sein durch die Gegenwart einer höhern Civilisation, beispielsweise in Peru, welche die Barbaren von sich abstiess, oder auch durch eine ungeheure Erdrevolution, welche in dem vulkanischen Boden Bolivias nichts Unwahrscheinliches hat.

Thatsache ist es jedenfalls, dass in dieser Region, in welcher die Quellen aller grossen Ströme Südamerikas vereinigt sind, gleichzeitig auch die Spuren der grossen ethnologischen Gruppen sich finden, welche Brasilien bewohnen. Es ist der einzige Punkt, wo man auf einer verhältnismässig nicht allzu ausgedehnten Bodenfläche die Gegenwart der Tupí, Caráiba und Nu-Aruak, sowie vieler anderer, bis heute noch nicht klassifizierter Stämme feststellen kann.

Alle die aufgeführten Indianerstämme, welche zur Zeit der Entdeckung Brasiliens das Küstengebiet vom La Plata bis zum Amazonas bewohnten, scheinen indes nicht die Urbewohner des Landes gewesen zu sein, denn sie kannten weder die Schriftzeichen, noch besassen sie die Geschicklichkeit, die Skulpturen auszuführen, die man an mehreren Orten des Landes in Felsen vorgefunden hat.

Es lässt sich daraus schliessen, dass diese Reste einer verschollenen Civilisation von Völkerschaften herrühren, die allerdings nur vorübergehend das Land bewohnt haben können, weil andernfalls bauliche Spuren eines entwickelten Kulturvolkes vorhanden sein müssten, die aber gänzlich fehlen.

Die verschiedenen Stämme und Gruppen der Tupí lebten zur Zeit der Entdeckung in grösseren Gemeinden zusammen und befestigten ihre Dörfer durch Pfahlwerk. Sie blieben so lange an einem Orte, als die Jagd ergiebig war. Während die Männer mit Jagd und Fischerei sich beschäftigten, lag es den Weibern ob, Mais und Mandioka zu bauen und Töpferwaren zu verfertigen.

Obwohl die Tupí eigentlich kein geordnetes Familienleben, keine Religion und keinen Sinn für Eigentum hatten, so standen sie in kultureller und sittlicher Beziehung doch höher als der Stamm der Tapuya, der das Küstengebirge, wie überhaupt mehr das Innere des Landes bewohnte. Die Tapuya lebten in kleinen Horden, hatten keine Dörfer und bauten keine Feldfrüchte, sondern lebten nur von der Jagd und Fischerei und begnügten sich, falls diese Nahrungsquellen versiegten, mit Waldfrüchten, Insekten und

Erde. Durchgehends Anthropophagen, bedienten sie sich vergifteter Pfeile. Diese beiden Gruppen lagen in stetem Kampf mit einander.

Den Europäern kamen die Tupí freundlich entgegen; sie begleiteten die Weissen bei deren Vordringen in das Innere und auf den Kriegszügen gegen die Tapuya. Bald jedoch brach auch zwischen den Portugiesen und den Tupí eine arge Feindschaft aus, die zu gegenseitigen Grausamkeiten führte, bis sich später die Jesuiten ins Mittel legten und erträglichere Zustände herbeiführten. Hätten die Jesuiten sich nicht allzusehr um die Politik bekümmert, so wäre ihre Wirksamkeit in Südamerika von ungemeiner Wichtigkeit geworden. So aber wurden sie wegen ihrer politischen Umtriebe im Jahre 1754 durch den portugiesischen Staatsmann Marquis Pombal aus dem Lande gewiesen. Durch die Katechese der verschiedenen Jesuiten- und Kapuziner-Missionen nahmen mehrere Stämme der Indianer allmählich einen gewissen Grad von Gesittung, den christlichen Glauben und feste Wohnplätze an, vermischten sich zum Teil mit den Portugiesen und wurden so die Stammeltern eines grossen Teils des jetzigen Landvolkes in Brasilien. Noch heute bestehen im Staate Maranhão mehrere Missionsdörfer, deren einheimische Bevölkerung, unvermischt mit Weissen, ganz abgesondert für sich lebt und deshalb in kultureller Beziehung unter ihren Stammesbrüdern steht, die sich mit der kaukasischen Rasse vermischt haben.

Die halbkultivierte niedere Volksklasse Brasiliens, namentlich die des Landvolkes, die ich Jahre lang in allen Teilen des Landes mit Vorliebe beobachtet und studiert habe, ist nach meiner innersten Überzeugung in ihrer Mehrheit das glücklichste Völkchen, das auf Erden wandelt. Wirkliche Not und wahres Elend sind ihm fremd. Von einem Kampf ums Dasein kann bei ihm nur in wissenschaftlicher Beziehung die Rede sein. Denn hier finden sich alle Bedingungen beisammen, die die materielle Lage in hohem Grade begünstigen. Der fast immer heitere Himmel, das stets gleiche warme Klima, der unglaublich fruchtbare Boden, der freie endlose Wald, die ausgedehnte Meeresküste mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an Seetieren, Hunderte von fischreichen Flüssen, mit einem Worte: eine Natur, die in verschwenderischer Fülle tausendfache Gaben allenthalben ausstreut, die beinahe mühelos aufgelesen werden können. Zu alledem gesellt sich eine Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit dieser Leute, wie sie nur selten bei Kulturmenschen angetroffen werden.

Durch diese günstigen Lebensbedingungen, welche nur in seltenen Fällen die volle Anwendung der Geistes- und Körperkräfte erheischen, sind letztere naturgemäss aus Mangel an Bethätigung geschwächt und verweichlicht. Die niederen Klassen Brasiliens sind daher indolent, unzuverlässig, nicht selten auch übermütig und stolz, aber gleichwohl umgänglicher, sanfter, freundlicher als gewöhnlich die gleiche Menschenklasse anderer Nationen. Ohne jede Erziehung und Bildung sind sie doch in der Mehrzahl höflich, zuvorkommend, wohlthätig und gastfreundlich. Nur gegen eine gering-



Bororó-Jüngling im Kriegerschmuck





Bororó-Mädchen



Indianer des Stammes Yatahy



Botokudenweib



Cayapó-Indianer

Indianerhäuptling

schätzige Behandlung bäumt sich ihr ganzer Stolz auf. Jeder lumpenbehangene Caboclo, Mulatte und Neger wird im allgemeinen mit „Herr“ angesprochen. Niemand darf seinem Diener eine strengere Rüge erteilen, es sei denn auf die Gefahr hin, dass derselbe sofort das Haus verlässt und in einigen Tagen als Gentleman gekleidet erscheint, um mit seinem ehemaligen Herrn von gleich zu gleich über die rückständige Rechnung zu unterhandeln.

Diese einfachen Leute sind indes, wenn man sie höflich um etwas ersucht, stets gefällig und dienstbereit, was nicht immer der Fall ist, wenn man für Bezahlung eine Dienstleistung von ihnen verlangt. Da heisst es oft: „Eston occupado“ (Ich bin beschäftigt, d. h. ich habe keine Zeit) und dabei liegt der Ablehnende behaglich im Grase oder in der Hängematte ausgestreckt und schmaucht sein Pfeifchen. Wer immer in die Hütte, auch die des ärmsten Brasilianers tritt, und seiner Hilfe bedürftig ist, der kann auf ihn zählen. Er teilt mit dem Hungrigen das Wenige, was er besitzt.

In den grösseren Städten, namentlich an der Küste, sind die einfachen Sitten und lobenswerten Eigenschaften des niederen Volkes, insbesondere seine sonstige Genügsamkeit verloren gegangen und haben allen den Lastern, welche die Civilisation im Schlepptau mit sich führt, Platz gemacht. Die meisten dieser Leute wollen es den besser gestellten Klassen gleich thun, wozu ihnen jedoch so ziemlich alles fehlt. Sie möchten reichlicher leben und scheuen doch die Arbeit, namentlich die ausdauernde Arbeit. Sie ergeben sich einem ungeregelten Leben, sind vergnügungssüchtig und bilden überhaupt den Abschaum des Pöbels, der bei allen Strassenunruhen und Aufständen zu finden ist. Obzwar die Mehrzahl zwischen Mein und Dein nicht genau unterscheidet, so sind sie zumeist doch nur Gelegenheitsdiebe. Diebstähle, namentlich solche, wozu Kühnheit und ungewöhnliche List erforderlich sind, werden hier nur von Fremden begangen. Die hiesigen Diebe bringen es nicht zu so hoher Vollendung; dagegen giebt es unter ihnen Meuchelmörder von Beruf, d. h. sie übernehmen die Ermordung eines Menschen gegen Bezahlung einer gewissen Summe. Die Republik hat unter ihnen stark aufgeräumt, aber ganz ausgerottet sind sie nicht. Nur in den seltensten Fällen wird ein Mord begangen, um einen Raub auf eigene Rechnung auszuführen, wohl aber, und nicht selten, aus Eifersucht. Ist die Leidenschaft der Liebe im Spiel, dann werden sie zu blutgierigen Tigern und auch die Landbewohner machen keine Ausnahme.

Alle insgesamt lieben sie Musik und Tanz. Die Gesänge und Lieder des brasilianischen Volkes sind sämtlich lyrischen Charakters; sie handeln nicht von den Heldenthaten der Vorfahren, nicht von Krieg und wichtigen Geschehnissen der Vergangenheit; sie sprechen alle von der Liebe, der Sehnsucht und den Naturschönheiten des Landes. Da lispelt die Quelle und plaudert der Bach, die Blume neigt sehnsüchtig ihr Haupt, es rauscht der Wald, es säuseln die Halme; alles nur aus Liebe! Wer diese oft sehr zartsinnigen Lieder gedichtet hat, das weiss kein Mensch. Aus dem Volke

sind sie erstanden, vom Volke werden sie gesungen, wer fragt nach dem Dichter! Sie sind im Text wie in der Melodie zumeist schwermütig. Wie oft auf meinen Reisen, in einem weltverlornen Dörfchen unter dichtbelaubtem Baume sitzend, lauschte ich den Klängen eines schwermütigen Liedes mit Saitenbegleitung, das, mit der Scenerie der Landschaft und der abendlich trauten Stille der Natur im Einklang, mich bis ins Herz ergriff.

Im allgemeinen besitzen sie angenehme klangvolle Stimmen, namentlich hört man von den Frauen oft einen schönen, metallisch klingenden Alt. Die Staaten Ceará, Bahia und Minas Geraes thun sich in dieser Beziehung besonders hervor. Da singt und klingt es an allen Ecken und Enden der kleinen Städte und Dörfer, sobald die Sonne hinter den Horizont hinabsinkt. Es gab und giebt noch heute in diesen Ländern eine Art von Troubadours, die eine gewisse Berühmtheit in grossem Umkreise erlangt haben und zuweilen Kunstreisen nach den Fazendas oder nach Orten unternehmen, wo zu irgend einem Fest das Volk versammelt ist. Die grossen Städte meiden sie im allgemeinen. Selbst die Tanzmusik der Brasilianer besteht zumeist aus Liedern mit Refrain, die oft launig, bisweilen auch ohne deutlich erkennbaren Sinn sind. Der Rhythmus ist eintönig und das Tempo schnell, wozu das schöne Geschlecht, Mulattinnen und Caboclas, graziös mit wollüstigen Bewegungen in kurzen Schritten einhertrippelt. Betäubend, ermüdend und gemein dagegen ist die Tanzmusik der Neger auf dem Lande. Der ausgehöhlte Block eines Baumstammes, mit einer Ochsenhaut überspannt, dient als einziges Musikinstrument, auf dem gleichmässig stundenlang im synkopierten Takt unaufhörlich mit den Fäusten gehämmert wird. Bei diesem dumpfen, ermüdend eintönigen Trommelschlag springt stets nur ein Tänzer im Kreise der Genossen herum, bis er einen derselben mit dem Unterleib anstösst, worauf dieser die Ablösung übernimmt.

In den grösseren Städten haben die unteren Schichten des Volkes auch ihre eigenen Theater, die allerdings mehr Dilettantenbühnen sind, auf denen die Schauspieler beiderlei Geschlechts in phantastischer Kleidung Tänze mit Gesang aufführen. Eine solche Vorstellung heisst: „Pastoril“ (Schäferspiel). Das Publikum teilt sich hierbei in eine blaue und eine rote Partei; nach den Farben, welche die Schauspieler ausschliesslich für ihre Bekleidung wählen. Diese Schauspiele werden in Pernambuco von den Europäern gern besucht wegen der drastisch komischen Scenen, die sich da oft abspielen. Jede Partei, fanatisch für ihre erklärte Farbe entbrannt, sucht dieselbe über die der Gegner durch die lärmendsten Kundgebungen zu erheben, so dass, während die einen zischen und heulen, die andern wütend Beifall klatschen und Kränze und Blumen, oft auch Schmuckstücke auf die Bühne werfen. Wenn dies alles erschöpft ist, folgen die Hüte, ja selbst die Röcke, und endlich bricht eine allgemeine Prügelei aus, die selten ohne Messerstiche abläuft.

Zahlreich kommen in der erwähnten Volksklasse wilde Ehen vor, die aber nichtsdestoweniger oft fürs ganze Leben geschlossen sind und bleiben. Es mag dies wohl seinen Grund in den Kosten und Umständlichkeiten

haben, die mit einer kirchlichen Trauung verbunden sind, während der Sitz der Civilbehörden oft meilenweit entfernt ist. Die Paare thun sich ohne Sang und Klang still und unauffällig zusammen, erbauen sich ihre Hütte mit oder ohne Hilfe von Freunden, versehen dieselbe mit dem zum denkbar einfachsten Leben durchaus erforderlichen Hausrat und lassen den lieben Herrgott weiter sorgen. Eine solche Hütte besteht zumeist aus einem mit Lehm verklebten Flechtwerk von Lianen, das ein auf Holzpfählen gestütztes Dach von Palmblättern deckt. Das wichtigste Einrichtungsstück ist eine meterbreite Holztafel, die auf vier Pflöcken ruht, tags über den Tisch bildet und nachts mit einer Rohrmatte bedeckt als Bett dient. Ferner sind vorhanden ein oder zwei Holzschemel, ebensoviele Kochgefässe von Blech, eine ausgemusterte Petroleum-Blechbüchse als Wasserbehälter, während die Hälfte einer Kokosnussschale als Krug und Trinkbecher dient, und schliesslich noch ein weissblechernes Nachtlämpchen. Das Speisegerät besteht gewöhnlich aus einer Schüssel von Thon oder Holz, aus der mit den Fingern zugelangt wird. Allerdings kommt es auch häufig genug vor, dass solche Paare in gegenseitigem Einverständnis sich trennen, oder dass der Mann treulos die Frau verlässt und dann beide Teile eine andere Verbindung eingehen. In solchem Falle bleiben die Kinder bei der Mutter, die nicht selten deren von mehreren Vätern besitzt und dies anstandslos jedem zugesteht, der danach fragt. Dabei habe ich vielfach Gelegenheit gehabt zu beobachten, dass die Kinder unvermischter Rasse, namentlich aber die Schwarzen, anhänglich und treu zu ihren Müttern halten und sie im Alter unterstützen und ehren, während die erwachsenen Kinder der Mischrassen gewöhnlich dieselben verlassen und sich nicht weiter um sie kümmern. Im allgemeinen steht das Weib dieser Volksklasse in moralischer und geistiger Beziehung über dem Manne.

Mit der vorhergegangenen Schilderung ist allerdings der niederste Grad von Häuslichkeit gekennzeichnet, in welchem zwar recht viele vollkommen zufrieden leben. Wo solche Bedürfnislosigkeit herrscht, da ist auch der Trieb zur Thätigkeit und zum Erwerb ein geringer. Die Nahrung besteht in Sumpfkrebsen, Wald- und Feldtieren, getrockneten Fischen, Früchten und Knollengewächsen; dann und wann giebt es auch Salzfleisch. Ab und zu kommt sogar ein gebratenes Huhn auf den Tisch, das man vom besser situierten Nachbar ohne Anfrage entlehnt hat, wofür dieser wieder zu geeigneter Zeit nächtlicherweile durch Ausgrabung einiger Knollengewächse sich schadlos hält. Diese kleinen Diebereien sind gang und gäbe, niemand schlägt darüber Lärm, im Gegenteil erzählen sie sich des nächsten Morgens gegenseitig in unbefangenster Weise von ihren gehabten Verlusten.

Nur Menschen, die ihre Lebensbedürfnisse der sie umgebenden wilden Natur abzugewinnen verstehen, sind befähigt, in völlig unkultivierten Waldgegenden des Innern sich niederzulassen. Auf Urwaldreisen habe ich zu meiner nicht geringen Verwunderung bisweilen in der tiefsten Wildnis solche Pfadfinder der Civilisation einsam und weltverloren angetroffen.

Von der bisher beschriebenen Volksklasse unterscheidet sich vorteilhaft

eine schon auf höherer Kulturstufe stehende, die immerhin noch nicht zum Mittelstande zählt. Sie besteht ebenfalls fast durchgehends aus Farbigen. Die Hütten dieser sozialen Schicht haben mehrere Abteilungen und sind geräumiger, bequemer und wohnlicher, deuten doch schon die kleinen Glasfenster darauf hin. Die innere Einrichtung ist reicher und vollständiger. Hier findet sich sogar mancher Zierrat zum Schmucke der Wohnung. Es herrscht da schon ein gewisser Grad von Geschmack und Sinn für Besseres. Aber alle Habseligkeiten der Insassen als Möbel, Geschirr, Schmuckgegenstände und die meisten Kleidungsstücke sind ihrer eigenen Hände Arbeit. Die Rohstoffe zu diesen mannigfachen Dingen, die die umgebende Natur liefert, bestehen aus verschiedenen Holzarten, Lianen, Fasern, Bast, Fruchtschalen, Kernen von Früchten, Muscheln, Steinchen, Tierknochen, Fischgräten. Die Leute dieser Klasse besitzen zumeist einige Haustiere, hie und da ein Pferdchen, einen Maulesel, eine Kuh. Ihre Anpflanzung ist zwar unbedeutend, aber sie reicht für den häuslichen Bedarf aus.

In der Nähe grösserer Ortschaften, wo der Überschuss der Bodenerzeugnisse und die angefertigten Hausindustrie-Artikel abgegeben werden können, da sind die kleinen Grundbesitzer schon etwas thätiger; sie pflanzen etwas Tabak, Mais und Mandioka, verfertigen hübsche Matten, zierliche Wassergefässe, Muschelkörbchen, Hängematten, klöppeln schöne Spitzen und bringen sie zum Verkauf, für deren Erlös sie sich dann irgend einen Luxusartikel anschaffen. Neben diesen Erzeugnissen bringen sie auch Tierfelle, Pflanzen und Tiere zu Markte, unter letzteren besonders häufig Papageien und andere farbenprächtige Vögel, seltene Insekten und Schmetterlinge. Bei alledem sind sie aber noch lange keine Bauern nach europäischem Begriff, denn sie treiben keine intensive Landwirtschaft und nützen ihre Arbeitskraft weder voll noch systematisch aus. Sie ziehen immer noch das Nichtsthun der Arbeit vor und verträumen das halbe Leben beim Pfeifchen. Am liebsten beschäftigen sie sich mit Jagd und Fischerei, dringen in den dichtesten Wald und besiegen mit Leichtigkeit die schwersten Hindernisse, denn ihr Leib ist geschmeidig und zähe. Sie sind ausgezeichnete und unermüdliche Fussgänger, mit denen es auch das beste Pferd an Ausdauer nicht aufnehmen kann. Zur Fischerei fahren sie auf selbstverfertigten Kähnen oft weit hinaus, bleiben Tage lang dort, leben von Fischen und kehren dann bisweilen leer zurück. Die Küstenbewohner beschäftigen sich fast ausschliesslich mit Seefischerei, zu der sie runde Netze von bedeutendem Umfang benutzen, die sie mit grosser Geschicklichkeit im Wurf aufs Wasser ausbreiten. Zu ihren meilenweiten Ausflügen auf das Meer dient ihnen das denkbar primitivste Fahrzeug (Jangada genannt); es besteht aus vier bis sechs mit Baststricken verbundenen Balken; ein grosses lateinisches Segel verleiht dem Boot bei günstigem Winde eine ausserordentliche Schnelligkeit.

Ein brasilianisches Dorf ist von einem europäischen, namentlich einem solchen der kultivirtesten Nationen, sehr verschieden. Das romantisch poetische. des letzteren zur Abendzeit, wo die Leute von der Feldarbeit und das Vieh von der Weide heimkehren, das melancholisch tönende

Vesperglöcklein zur Andacht mahnt und die Abenddämmerung zur selbstbeschaulichen Ruhe einladet, fehlt hier gänzlich. Hier besteht ein solches Dorf aus mehreren weit verstreuten Hütten, die je nach der Geistes- und Gemütsbeschaffenheit ihrer Besitzer in mehr oder minder urwüchsigem Zustande sich befinden. Der eine findet Genuss am behaglichen Familienleben, ist wohl auch unbewusst Naturfreund, sein Hüttchen ist dann zierlicher, reiner, bequemer; aus dem dichten Laub der Bäume lugt es freundlich hervor. Selten zwar besitzt es einen kleinen Wirtschaftshof, dafür aber meist ein Gärtchen, das man allerdings zwischen dem wilden Gestrüpp oft erst herausfinden muss. Zu einem solchen Anwesen gehört in der Regel eine Roça (bebautes Ackerfeld), die wohl niemals 2000 bis 3000 qm übersteigt. Der kleine Viehstand treibt sich Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch auf des lieben Gottes Weideplatz umher. Die Leute leben in ihrer Art opulent, friedlich und glücklich. Was kümmert sie die Aussenwelt mit ihrem Streben, Ringen und Kämpfen! Sie wissen von dieser ja auch so wenig. Was diese Menschen bewegt, ist die Liebe; was sie interessiert, die Jagd, die Kirchenfeste und die kleinen Ereignisse im Dorfe.

Ein anderer Dorfbewohner wieder ist nachlässig und faul; er besitzt deshalb auch nichts. Er kümmert sich weder um seine Familie, noch um seine Hütte, die, liederlich gebaut, schiefwinklig und baufällig, im Sonnenbrande frei daliegt, umgeben von Unkraut und Gestrüpp. Der Gradmesser des sittlichen Gefühls zeigt bei ihm auf Null. Ihn berührt und kümmert nichts auf Erden; nur die Cachaça (Branntwein) ist fähig, seine Lebensgeister, aber dann auch seine wilden Instinkte zu wecken.

Ein dritter endlich, mehr als halbwild noch, menschenscheu, träge und mürrisch, baut, dem wilden Tiere gleich, seine Höhle nahe dem Walde oder tief im Gebüsch. Sie besteht oft nur aus einem platt auf den Boden gestülpten Strohdach. Ihr Insasse lebt abgesondert von den anderen Dorfbewohnern, mit denen er nur selten verkehrt. Er pflanzt nichts, er lebt von der Jagd, d. h. vom Fallenstellen, und von den Kontributionen, die er nächtlicherweile im Dorfe erhebt. Die Zahl dieser Schnapphähne ist glücklicherweise gering.

Von Erziehung und Unterricht der Kinder kann bei allen diesen Leuten auf dem Lande natürlicherweise nur wenig die Rede sein; die Kinder laufen die ersten Jahre splitternackt umher, erhalten später ein Hemd, halb erwachsen auch eine leinene Hose, welchen Anzug ein selbstverfertigter Strohhut vervollständigt. In solchen Dörfern giebt es keine Schulen; die Unterrichtsanstalten der nächsten grösseren Orte werden von ihnen in geringem Masse oder gar nicht besucht, obwohl in vielen Staaten dem Buchstaben nach der Schulzwang besteht. Nur selten lernt einer oder der andere Junge ein Gewerbe. Aus eigenem Antrieb oder durch Bestimmung der Eltern geschieht dies sehr selten, wohl aber durch Zufall, dem sie sich willenlos überlassen. In den Städten werden sie zumeist Hausdiener, Lastträger und Köche, wenn sie nicht zum Militär, zur Marine oder zur Nationalgarde gepresst werden. Mit 17 bis 18 Jahren wird auf dem Lande der

junge Mann als heiratsfähig betrachtet. Er wählt seine Lebensgenossin, die oft nur 13 bis 14 Jahre zählt. Ihr beiderseitiges Vermögen besteht in ihren gesunden Armen. Wie bereits erwähnt, sind solche Ehen nicht immer auf dem Standesamte oder in der Kirche geschlossen. Die Kinder aber, die einer derartigen Vereinigung entspriessen, werden vom Vater stets anstandslos anerkannt.

In religiöser und moralischer Beziehung erfolgt in diesen Verhältnissen ebensowenig irgend welche ausreichende Unterweisung. Die Religion besteht hier in der Verehrung irgend eines Heiligen, dessen Bild in keinem Hause und in keiner Hütte fehlt. In allen Nöten ist es immer nur dieser oder jener Heilige, der angerufen wird. Von der Gottheit selbst hat man keine Vorstellung, während der Heilige, ein Mensch wie der Beter selbst, im Bilde greifbar dasteht, dem jedes Anliegen unvermittelt vorgetragen werden kann. Ein fortgesetzt harthöriger Heiliger wird geprügelt oder ersäuft und durch einen anderen Heiligen ersetzt, der sich grösseren Vertrauens erfreut.

Die gleichen Volksklassen in den grösseren Dörfern oder Städtchen, wo sich Kirchen befinden, haben vor der isolierter wohnenden Landbevölkerung ein gewisses kirchliches Selbstgefühl voraus, da sie die Bräuche des Kultus sich mechanisch vollkommen eingeprägt haben und die vielen Knixe und Kniebeugungen mit Virtuosität im rechten Moment zu vollführen verstehen, ja selbst ein Vaterunser oder Avemaria mit unendlich vielen Bekreuzigungen aus dem Gedächtnisse vollständig abzuhaspeln vermögen, wovon die weniger geübten Kirchengänger des flachen Landes kaum die ersten Worte herzusagen wissen. Nichtsdestoweniger ist dieses religiöse Gefühl im Grunde genommen aufrichtig, gerade nicht erhaben, aber doch den einfachen Begriffen angemessen. Was immer diese Leute beginnen oder vollenden, geschieht im Vertrauen auf Gott oder einen Heiligen. Das gegenseitige Verhältnis zwischen Geistlichkeit und Volk beruht auf dem Lande nicht auf blosser Ehrfurcht, sondern auf einem gemütlich-patriarchalischen Einvernehmen. Namentlich tritt die niedere Geistlichkeit dem Volke in menschlicher Beziehung sehr nahe.

Was die Moral des Landvolkes anbelangt, so hält dieselbe meist so lange vor, als nicht irgend eine Leidenschaft ins Spiel kommt. Neben der christlichen Religiosität, die allerdings überwiegend in mechanischen Formeln ihren Ausdruck findet, läuft allenthalben, namentlich aber im Norden, ein Aberglaube einher, der aus dem Fetisch-Glauben der Vorfahren herübergenommen und mit den Dogmen der christlichen Religion verquickt ist. Es fehlt diesem Aberglauben nicht an eigenartiger Poesie. Er bildet einen endlosen Cyclus von romantischen Sagen und Lehren, in denen Tiere, Pflanzen und Mineralien, die ganze belebte und unbelebte Welt eine hervorragende Rolle spielt. Da giebt es geweihte Bäume, deren Früchte irgend einem Heiligen gehören und weder verkauft noch selbst genossen werden dürfen; da ist manches Haustier irgend einem religiösen Zweck geweiht, sodass es der Besitzer in keiner Weise für sich persönlich ausnützen darf.

Die Sprache auch der unteren Klassen ist natürlich portugiesisch, die aber mit vielen indianischen und afrikanischen Wörtern vermengt ist und dadurch, sowie durch die nachlässige Aussprache und die Weglassung der Endkonsonanten von der rein portugiesischen Sprache sich auffallend unterscheidet. Eine Ausnahme macht in dieser Volksklasse die in den grossen Küstenstädten herangewachsene Jugend, die überhaupt in vielen Beziehungen derjenigen des höheren Bürgerstandes nahekommt. Ja manche dieser Leute haben sich zu hoher gesellschaftlicher Stellung aufgeschwungen.

Die Rassenmischung im niedern Volk ist sehr ausgedehnt und breitet sich noch immer mehr aus, sodass mit der Zeit das brasilianische Volk wohl eine eigene Rasse bilden wird. Schon jetzt findet man im Norden des Landes in dem untern Volke kaum noch eine Million Neger und Indianer unvermischter Abstammung. Unter den zahllosen Blutmischungen heben sich besonders drei Kreuzungen hervor:

1. Weisse mit Schwarzen, deren Nachkommen Mulatten heissen,
2. Weisse mit Indianern, deren Abkömmlinge Caboclos oder Mamelucos sind,
3. Schwarze mit Indianern, deren Sprossen Cabras oder Cafuzos genannt werden.

Am zahlreichsten sind wohl die Mulatten, weil die einwandernden Portugiesen anstandslos mit der Negerrasse sich vermischen, was in den angelsächsischen und deutschen Kolonien nie der Fall ist. Im allgemeinen ist anzunehmen, dass die mit kaukasischem Blute gekreuzten dunklen Rassen, wie Mulatten und Caboclos, in geistiger Beziehung den unvermischten Farbigen überlegen sind, aber in moralischer Hinsicht allen reinen Rassen nachstehen. Wenn in den höheren Gesellschaftsklassen viele Mischlinge vorkommen, deren moralische und geistige Eigenschaften im allgemeinen tadellos sind, so liegt dies in der sorgfältigeren Erziehung, die sie genossen haben.

Waren es in der ersten Kolonialzeit die Indianer, mit denen sich die portugiesischen Kolonisten vermischten, so folgte später, nach Einführung der afrikanischen Sklaverei, die Vermischung mit den Negern.

Viele Indianerstämme, namentlich in Pará und Amazonas, die früher einen gewissen Grad von Kultur besessen haben, wovon ihre Sprache, ihr Landbau und mehreres andere Zeugnis ablegen, wurden durch die grausamen Verfolgungen gänzlich verwildert und haben von der Civilisation bloss das Laster des leidenschaftlichen Branntweingenusses sich angeeignet.

Erwähnenswert ist die von einem portugiesischen höheren Beamten in Amazonas seinerzeit gegebene Nachricht von einem Indianerstamm, Ugina genannt, deren Rückenwirbel derart verlängert ist, dass sie geschwänzten Affen gleichen.

Diese Mär wird nicht nur von sehr vielen glaubhaften Leuten bestätigt und von mehreren Indianerstämmen als eine zweifellose Thatsache berichtet, sondern ist selbst durch ein noch vorhandenes Dokument erhärtet, in welchem ein Missionär im Jahre 1768 eidlich aussagt, dass ihm ein Mann

vorgestellt wurde mit einer Verlängerung der Rückenwirbelsäule, die allerdings nur eine halbe Spanne lang, fingerdick und unbehaart war. Überhaupt herrscht unter mehreren, selbst halbkultivierten Indianerstämmen des Nordens der Glaube, dass die Affen früher Menschen gewesen seinen. — Also das Gegenteil von Darwins Behauptung.

Die Neger wiederum, namentlich die alten, aus Afrika herübergekommenen, halten die Affen auch gegenwärtig noch für Menschen, die nur deshalb sich stumm stellen, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden. Bei diesen Veteranen des Elends bildete der Arbeitszwang stets den Kardinalpunkt ihres Sinnens und Denkens. So sagen sie unter anderem, dass die grösste Wohlthat, welche die Natur oder Gott der schwarzen Menschenrasse erwiesen habe, im aufrechten Gange bestehe, da sonst die Weissen auf ihnen reiten würden.

Unter den Bewohnern Brasiliens von unvermischter äthiopischer Rasse macht sich ebenfalls ein auffälliger Unterschied sowohl in physischer als auch in moralischer Beziehung bemerkbar. Sie gehören offenbar verschiedenen afrikanischen Stämmen an, die, zur Zeit des Sklavenhandels kunterbunt durcheinander gemischt, in den Küstenstädten Brasiliens verkauft wurden. Nur die Stadt Bahia hat noch heute einen guten Teil ihrer vielen Neger unvermischt erhalten. Es sind die Minas-Neger, grosse athletische Gestalten von glänzend schwarzer Farbe, die, obwohl noch heute so roh wie ehemals, in moralischer Beziehung den besten Ruf geniessen. Die anderen Stämmen angehörigen Neger sind zumeist physisch schwächlicher, sanfter und freundlicher, aber nicht durchaus verlässlich und arbeitsam.

Der ehemalige schweizer Gesandte in Rio, Herr v. Tschudi, hat in seinem Werke über einen Teil Süd-Amerikas, das in den 60er Jahren erschienen ist, die Neger Brasiliens in einer Weise geschildert, die durch die Thatsachen nicht gerechtfertigt ist. Er erzählt auch von haarsträubenden Racheakten der schwarzen Sklaven gegen ihre Herren, sowie von ihrem wilden Hasse gegen die Weissen. Was den ersten Punkt anbelangt, so müsste erst untersucht werden, ob sie nicht durch eine allzu harte Behandlung dazu gereizt worden waren. Von dem wilden Hasse gegen den Weissen ist wenigstens gegenwärtig nicht die Spur vorhanden. Im Gegenteil betrachten die Neger denselben unter allen Umständen als ein vollkommeneres über ihnen stehendes Wesen. Dass sie nicht von Liebe gegen die weisse Rasse erfüllt sein können, die sie wie das Tier, wie eine Sache viele Jahre hindurch behandelt hat, ist wohl begreiflich. Trotzdem haben viele, recht viele Neger ihren weissen Herren eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit bewahrt. Es sind dies namentlich solche, die zu innern Hausdiensten verwendet wurden oder kleineren Landwirten angehörten, von denen sie stets wie Familienmitglieder behandelt wurden. Nicht selten kam es vor, dass Negersklaven verarmten Familien, deren Eigentum sie waren, durch ihre Arbeit die Existenz fristeten. Doch soll nicht verschwiegen werden, dass die Neger gegen Weisse oft sehr misstrauisch, starrköpfig und ungeschlacht sich benehmen und in der Mehrzahl arbeitsscheu sind. Eine allgemein



Hütte eines kultivierten Caboclo



Hütte eines halbindianischen Schiffsbauers im Norden





Hütte eines kultivierten Negers



Höhlenartige Hütte eines Negers



Hütte eines kultivierten Negers



Höhlenartige Hütte eines Negers



Neger als Eseltreiber im Norden

Wirt einer Negerschenke im Norden

Erst nach der endgiltigen Authebung der Sklaveneinfuhr im Jahre 1850 trat eine Besserung in diesen Zuständen ein. Die Generation der gewaltthätigen Zwingherren war ausgestorben und hatte einer jüngeren, humaneren Platz gemacht, die, teils durch die grossartige Verschwendungssucht der Vorfahren, teils durch die immer weitergehende Zerstückelung des Vermögens nicht mehr in solch glänzenden materiellen Verhältnissen lebte, um den immer höher steigenden materiellen Wert eines Sklaven gering zu schätzen. Man liess daher schon aus diesem Grunde dem Schwarzen eine bessere Behandlung angedeihen. Die Neger ihrerseits, nicht mehr aufgestachelt durch neue Ankömmlinge, hatten im Laufe der Jahre zum grossen Teil sich gefügt, andere, sanfteren Gemüts, sich in ihre Lage eingelebt; auch hatten sie durch eheliche Verbindungen, die ihnen nie untersagt waren, einen Trost und Halt gewonnen, der ihnen den Zwang erträglicher machte. Sie waren grösstenteils durch ihre Weiber mit der grundherrlichen Familie gewissermassen in nähere Beziehungen getreten. Namentlich genossen sie nun die Wohlthat, dass ihre Kinder die ersten Jahre zumeist im Hause des Fazendeiro aufgezogen und ernährt wurden. Allerdings zu einem ungetrübten friedlich patriarchalischen Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven konnte diesen Zustand trotz der beiderseitigen Annäherung vielleicht niemals führen.

Der in Europa allgemein verbreitete Begriff über das amerikanische Sklavenleben war und ist heute noch vielfach irrig. Dem Europäer taucht bei dem Worte „Sklave“ ein menschliches Wesen vor der Seele auf, das ihm einen Schauer von Mitleid erregt. Er denkt sich einen armen, unschuldigen Menschen, der Folterqualen erduldet, und Tag und Nacht um seine Freiheit seufzt. Dem ist nun nicht so. Die Sklaven waren hier im allgemeinen, namentlich in den letzten vier Jahrzehnten nicht übler behandelt und lebten nicht schlechter, als die Mehrzahl der europäischen Arbeiter. Mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, das sind hier mindestens hundert Tage im Jahre, an denen er von schwerer Arbeit befreit war, arbeitete der Sklave täglich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Im Norden waren dies ungefähr 12 Stunden einschliesslich einer Ess- oder Raststunde. Der Sklave sowohl als auch seine Familie, erhielt regelmässig die landesübliche Kost. Niemand von ihnen hungerte. Die Kinder wurden erst im Alter von 12 bis 14 Jahren zu geringer Hausarbeit angehalten. Ihre vollkommene körperliche Entwickelung war in keiner Weise gestört. Die Bekleidung aller war dem hiesigen Klima und Brauche angemessen. Jeder Sklave hatte sein Häuschen und eine kleine Parzelle zur Bepflanzung für eigenen Gebrauch, was manche so gut auszunutzen verstanden, dass sie vom Erlös ihrer Ernten nach einigen Jahren sich freikaufen konnten. Erkrankte der Mann oder eines seiner Familienmitglieder, so liefen die Kurkosten auf Rechnung seines Herrn, und dabei erlitt die .gewöhnliche Verpflegung keine Schmälerung. Es lag ja im Interesse des Grundherrn, seinen Arbeiter physisch nicht herunterkommen zu lassen. Zieht man schliesslich in Erwägung, dass Menschen auf niederer Kulturstufe das Gefühl der Entwürdigung nicht in vollem Umfange zum Bewusstsein kommt, dass die Mehrzahl der Sklaven

schon in Unfreiheit geboren und aufgewachsen war und nichts Besseres kannte, so gewinnt man ein von der in Europa allgemein geläufigen Vorstellung sehr abweichendes Bild.

Was den Sklaven drückte, war der Zwang zur Arbeit. Er scheute dauernde ernste Beschäftigung. Das gewonnene Selbstbestimmungsrecht missbrauchen die hiesigen Neger seit der Sklavenbefreiung zum Schaden des Landes. Sie mussten bevormundet werden wie die Kinder, die sie in geistigem Sinne in der That auch sind. Gleichwohl können ihnen gewisse Geistesgaben und Talente nicht abgesprochen werden. Viele erlernen ein Gewerbe, wobei so manche eine bemerkenswerte Fertigkeit im kunstgewerblichen Fache an den Tag legen; ja selbst zu Künstlern, Litteraten, Journalisten und Doktoren haben sich einige durch die Gunst der Verhältnisse aufgeschwungen, aber die grosse Masse weiss mit der Freiheit nichts Rechtes anzufangen. Und wenn die Behörden dieser Freiheit nicht einen Zaum anlegen und die emancipierten Neger zur Ordnung und zu regelmässiger Arbeit zwingen, werden die Schwarzen noch Generationen hindurch der Ausschuss des rohen Pöbels bleiben, der im Lande umhervagabundiert.

Es wird von mancher Seite behauptet, dass hier die schwarze Rasse im Aussterben begriffen ist, was indes sehr bezweifelt werden muss, wenn man die Fruchtbarkeit der Negerfamilien in Betracht zieht. Doch ist es nicht ausgeschlossen, dass die äthiopische Rasse als solche mit der Zeit in Brasilien erlöschen wird, aber nicht durch Aussterben, sondern durch Kreuzung mit Caboclos, Mulatten und Weissen. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als in Brasilien die Abneigung gegen die Farbigen keineswegs in so schroffer Weise herrscht, wie in Nordamerika. Schon ist in einem Drittel der Bevölkerung des Landes, selbst der besseren Klassen, eine Blutmischung mit indianischem und afrikanischem Blute zu bemerken. Selbst die höchste Gesellschaftsklasse ist hiervon nicht völlig ausgeschlossen, bei einigen der hervorragendsten Männer Brasiliens ist farbiges Blut nachzuweisen. Das niedere Volk, namentlich die Landbevölkerung, ist, mit Ausnahme der aus Europa Eingewanderten, fast durchaus von gemischter oder entschieden farbiger Rasse.

Die mittleren und höheren Stände.

Rasse — Abstammung — Charakter — Sitten — Gebräuche — Das Weib — Die Kindererziehung — Das Familien- und das öffentliche Leben — Kultur- und Bildungsstufe — Beamtenwesen — Soziale Verhältnisse — Politische Wahlen — Kirchen- und andere Feste.

Die höheren und mittleren Gesellschaftsklassen der Brasilianer sind überwiegend rein kaukasischer Rasse, zum Teil auch mit afrikanischem oder indianischem Blut gemischt. Sie stammen fast durchgehends von Portugiesen ab, die seit vier Jahrhunderten hier eingewandert sind und noch bis zum heutigen Tage unausgesetzt einwandern. Die von anderen europäischen Nationen abstammenden Brasilianer, deren es im ganzen etwa eine Million geben mag, sind vornehmlich Italiener, Deutsche, Franzosen, Slaven und Spanier.

Die ersten Portugiesen, die hierher kamen, waren zumeist adelige Abenteurer, die viel genannten Conquistadoren („Eroberer"), die von ihrem König mit Eroberungs-Patenten versehen waren; sie eigneten sich daher das Land an der viele hundert Meilen langen Küste zu, das sie zum Teil verkauften, verpachteten, an die eingewanderten Jesuiten überliessen, zum Teil auch selbst kultivierten, wobei sie anfangs die Indianer zur Sklavenarbeit zwangen. Freie Einwanderer aus dem mittleren und höheren Bürgerstande gab es zu dieser Zeit nur sehr wenige. Die nichtadeligen Leute, die im ersten und zweiten Jahrhundert nach der Entdeckung hierher kamen, waren in der Mehrzahl politische und gemeine Verbrecher, Verbannte, Flüchtlinge, Juden, die von der Inquisition ausgewiesen worden waren. Der israelitische Typus ist an manchem der hiesigen Bewohner noch heute deutlich erkennbar, obwohl seine Vorfahren seit Generationen schon der katholischen Kirche angehören.

Die wissenschaftliche Beobachtung, dass in Tropenländern die kaukasische Rasse mit der Zeit eine Einbusse an physischer und moralischer Kraft erleidet, bestätigt sich auch hier insofern, als bei einiger Aufmerksamkeit die Verschiedenheit in der äusseren Erscheinung leicht festzustellen ist, welche die Angehörigen altangesessener, unvermischter brasilianischer Familien von den neueingewanderten Portugiesen trennt. Während letztere fast durch-

gehends stramme Menschen sind, haben jene namentlich im brasilianischen Norden, einen zarteren, schwächlicheren Körperbau, wozu allerdings nicht wenig auch die entfesselte Sinnlichkeit beigetragen haben mag, welche durch die Sklaverei in schädlichster Weise begünstigt wurde. Wenn diese schwächlichen, etwas weichlichen Menschen von zwar liebenswürdigem, aber indolentem Wesen hier nicht die Mehrzahl bilden, so liegt dies daran, dass die Brasilianer durch Vermischung mit Europäern ihr Blut häufig auffrischen. Da war es bisher vor allem das Mutterland Portugal, das von Jahr zu Jahr viele Tausende seiner Söhne herüber schickte, die sich nun mit brasilianischen Familien verschwägerten. Dies hat unverkennbar eine günstige Wirkung ausgeübt, die man an den Nachkommen eingewanderter Portugiesen bis in die dritte und vierte Generation wahrnehmen kann. Aber nicht bloss ein Rückgang in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung ist bei dem Brasilianer zu bemerken, was ganz besonders in den minder bemittelten Volks-Schichten ins Auge fällt, deren Sittlichkeit durch Erziehung und Belehrung nie gehoben worden ist.

Die brasilianische Nation ist geistig sehr begabt und besitzt eine grosse Empfänglichkeit für das Schöne und Erhabene. In allen Volksschichten finden sich die mannigfaltigsten Talente zahlreich vertreten, worunter namentlich das für die freie improvisierte Rede in beneidenswerter Weise vorherrscht. Ihre Redefertigkeit ist um so bestechender, als die portugiesische Sprache sehr reich und modulationsfähig ist. Diese Naturgabe verführt die Brasilianer nicht selten, über alle möglichen Dinge, die sie mit raschem Geiste im Fluge erfasst, aber nicht gründlich bewältigt haben, in glänzender und überzeugender Weise zu sprechen, die im ersten Momente verblüfft, bei näherer gründlicher Untersuchung aber unschwer auf ihren wahren Wert zurückzuführen ist. Auch wird diese Redegewandtheit oft genug missbraucht, namentlich im Parlament, wo durch die vielen allerdings glänzenden, aber endlosen Reden die Session alljährlich um mehrere Monate verlängert werden muss, um nur die dringendsten Vorlagen zu erledigen. Nicht minder schädlich ist der Einfluss dieser Redegabe auf die jüngere Generation, ganz besonders auf die akademische Jugend, welche, oft rechthaberisch und eingenommen von sich selbst, bei jeder passenden oder selbst unpassenden Gelegenheit sich anmasslich hervordrängt, um ihre, auf einem oberflächlichen Studium beruhenden Ideen geltend zu machen. Diese allgemeine Sprachgewandtheit hat zur Folge, dass die Halb- und Viertelbildung einen unverhältnismässigen Einfluss auf das öffentliche Leben übt. Auch verleitet schliesslich diese Redegabe den Brasilianer bei seinem leicht erregbaren Temperament zu Überschwenglichkeiten, die oft ans Lächerliche streifen. So ruhig und gemessen er sonst im gesellschaftlichen Umgang ist, so leidenschaftlich klingen seine öffentlichen Reden, er schäumt von Patriotismus über, aber eben nur in Worten, er wird überschwenglich in seinem Lobe wie in seinem Tadel.

Die geistigen Errungenschaften Europas finden hier raschen Eingang. Man bemächtigt sich derselben im Sturmschritt. Allerdings bezieht sich dies vorläufig nur auf die Entdeckungen und Erfindungen in technischer

Beziehung, die für das praktische Leben Wert haben. Es scheint, dass die Tropensonne den Geist des Menschen schneller reift und entwickelt, ihn empfänglicher, elastischer und glänzender macht, dafür aber die Fähigkeit und die moralische Willenskraft zu tiefer Gedankenarbeit bedeutend abschwächt. Sonderbarerweise bildet die mathematische Wissenschaft hiervon eine Ausnahme; sehr tüchtige Mathematiker sind hier nicht selten.

Wer lange unter Brasilianern gelebt und sie vorurteilslos beobachtet hat, kann ihnen ihrer Mängel halber nicht abhold sein. Wohl macht man ihnen mit Recht den Vorwurf, dass sie unzuverlässig sind, dass man auf ihr Wort und auf ihr gegebenes Versprechen nur selten zählen kann; das findet aber zum Teil seine Entschuldigung darin, dass der Brasilianer in seiner leichtfertigen Gutmütigkeit es nicht über sich vermag, eine Bitte rundweg abzuschlagen. Er verspricht oder giebt sein Wort, das einzulösen ihm nachträglich schwer fällt oder unmöglich wird. Die Brasilianer besitzen allerdings nicht den an Herbheit grenzenden Ernst und die Charakterfestigkeit der Europäer. Sie fassen das Dasein leichter und heiterer auf und leben daher im ganzen glücklicher als andere civilisierte Völker. Wer wollte sie darum ernstlich tadeln?

Man kann spartanische Tugenden nicht von einem Volke erwarten, das von der herrlichen Natur so sehr begünstigt wird, dass es wenig in die Lage kommt, an den Härten des Lebens und im Kampf ums Dasein seinen Charakter zu stählen. Die Mängel, die der Fremde oft so bitter und höhnisch kritisiert, werden indes von anderen guten Eigenschaften und Tugenden, die das brasilianische Volk besitzt, so ziemlich wieder aufgewogen. Zu bewundern ist an ihnen namentlich die ruhige, ja oft heitere Resignation, mit der sie manche Unbill des Lebens hinnehmen. Ganz besonders bezeichnend ist dafür das Wort „Paciencia“ (Geduld), das jedem Brasilianer geläufig ist, wenn er über einen Unfall, getäuschte Hoffnungen, ja selbst über ein Unglück mit stoischem Gleichmut sich selbst hinweg zu trösten sucht. Aber auch als beschwichtigende Antwort auf gerechte Vorwürfe gebraucht er dies Wörtchen. Der Sinn für Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft, religiöse Duldsamkeit und Pietät für die Toten sind unter anderen vielen guten Eigenschaften diejenigen, die die Bewohner Brasiliens in hervorragendem Masse besitzen.

Der Charakter der Brasilianer ist gutmütig, freundlich, entgegenkommend und im ganzen liebenswürdig. Ihnen fehlt aber im allgemeinen eine feste moralische Grundlage, die den Menschen abhält, Thaten mit ruhigem Blute und voller Überlegung zu begehen, die sein Gewissen nicht gut heissen kann. Von daher stammt auch der Mangel an öffentlicher und politischer Moral, so dass zuweilen Männer in Amt und Würden keinen Anstand nehmen, mit aller Gelassenheit dem Gesetze Hohn zu sprechen und der öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen, bloss aus Privatinteressen. Der teils leichtfertige, teils indolente Charakter des Brasilianers trägt auch die Schuld, dass dieses grosse, an Naturschätzen unermesslich reiche Land in wirtschaftlicher Beziehung noch so wenig entwickelt ist. Er ist deshalb auch der denkbar schlechteste Administrator, was sowohl in der staatlichen als kommunalen

Wirtschaft und in den industriellen Unternehmungen zu Tage tritt. Der Staat und die reiche und grosse Gemeinde zu Rio de Janeiro geben durch ihre chronisch gewordenen jährlichen Fehlbeträge den schlagendsten Beweis dafür; ebenso z. B. die grosse Centralbahn, die trotz des bedeutenden Verkehrs immer nur ein Defizit aufweist. An derselben Krankheit leiden die Post, der Staatstelegraph, die Tramway- und die Telephongesellschaften, während die von Fremden begründeten und geleiteten Unternehmungen fast durchaus gedeihen. Die Brasilianer leben in steten Einbildungen und sind zu stolz, Fremde herbeizuziehen, um die hiesigen Einrichtungen zu verbessern, oder auch nur guten fremden Beispielen zu folgen, obwohl sie Geist genug besitzen, dieselben anzuerkennen. Die leiseste Kritik von fremder Seite beleidigt sie, während sie oft die beissendste Kritik an sich selbst üben. So äusserte sich vor Jahren einer der hervorragendsten Männer Brasiliens in offener Senatssitzung, dass in Brasilien alles gross sei, nur der Mensch nicht.

Das sittliche Gefühl wird hier vielfach durch gesellschaftliche Dogmen ersetzt, die zu Moralgesetzen hinaufgeschraubt werden. Diese Dogmen enthalten so manche Sätze, die die naturgemässe Freiheit im gesellschaftlichen Leben beschränken und die ehrliche Offenheit des Wortes und der That verpönen, wodurch die Heuchelei gross gezogen wird. Sehr auffallend ist dies namentlich im gegenseitigen Verkehr der beiden Geschlechter. Es wird ein Puritanismus zur Schau getragen, wie er nur selten sonst wo vorherrscht; der äussere Schein artet bei den Frauen nicht selten in Ziererei aus. So z. B. darf kein Mädchen ohne Begleitung eines seiner nächsten Angehörigen die Strasse betreten. Von dieser Begleitung ist selbst der Verlobte oder der Bräutigam ausgeschlossen, der sich überhaupt gegen seine Braut keine der sonst üblichen Vertraulichkeiten oder Zärtlichkeiten erlauben darf.

Betrachten wir nun das brasilianische Weib in Bezug auf Herzenseigenschaften, Charakter, und die Erscheinungen, die allgemein in den Wechselbeziehungen beider Geschlechter zu Tage treten. Wir finden da, dass echte, tiefe, seelische Liebe eine seltene Erscheinung ist. Es fehlt der Liebe keineswegs an Leidenschaftlichkeit, aber dies Feuer hat seinen Herd nicht in der Seele, sondern flammt aus dem leicht entzündlichen Blute. Nachdem die Sinne gesättigt sind, erlischt das Gefühl, weil es keinen idealen Grund gehabt und in keinem festen gemütstiefen Charakter gewurzelt hat. Mann und Weib werden dann oft gegeneinander gleichgiltig und suchen anderwärts ihren Sympathien zu folgen; zuweilen geschieht dies im gegenseitigen stillen Einverständnis. Sie leben dem öffentlichen Anstande zu liebe, ruhig nebeneinander weiter. Seltener geschieht es, dass sie sich auch äusserlich entzweien und trennen. Dass es in Brasilien auch viele musterhafte Ehen giebt, unterliegt ja keinem Zweifel, aber die Mehrzahl der jungen Damen, die in ausländischen oder hiesigen Klöstern erzogen worden sind, werden selten tadellose Hausfrauen und Mütter.

Das Weib wird in Brasilien nicht als selbständiges, vernunftbegabtes Wesen betrachtet, welches das Recht der Selbstbestimmung wie der Mann besitzt, sondern wie ein mehr oder minder glänzendes, kostbares und an-

genehmes Spielzeug. Deshalb ist hier auch eine übermässige Höflichkeit und Dienstfertigkeit von Seite der Männer gegen die Frauen üblich, die nicht immer von Herzen kommt, sondern vielmehr der aufmerksamen Sorgfalt gleicht, die man einem leichtzerbrechlichen, kostbaren Gegenstande widmet. Der Ernst und die Sorgen des Lebens bleiben den hiesigen Frauen zumeist fremd, vom Kampfe um das Dasein haben sie in den besseren Klassen kaum eine Ahnung. An den Sorgen des Vaters im elterlichen Hause, sowie an denen des Gatten nehmen sie keinen Anteil, weil sie eben wie Puppen erzogen worden sind. In ihrer Häuslichkeit hält die brasilianische Frau nur selten den Vergleich mit den Frauen anderer civilisierter Nationen aus.

Sie ist in ihrem Äusseren elegant, geschmeidig, und namentlich in Rio von feinen Umgangsformen, aber der innerste Kern des Gemüts und Charakters ist nicht sehr entwickelt. Sie versteht die Kindererziehung nur in den seltensten Fällen und findet sie zu lästig. Man überlässt dieselbe in den ersten Jahren zumeist den Dienstboten, die in der grossen Mehrzahl Negerinnen sind; denn nicht jede Familie ist in der Lage, eine Bonne oder Gouvernante aus Europa kommen zu lassen, wie dies in den wohlhabenderen Familien zahlreich der Fall ist. Die Küche wird gewöhnlich der Dienerschaft ohne jede Aufsicht überlassen, und die Reinlichkeit des Hauses hängt mehr oder weniger vom guten Willen der Dienstboten ab. Hier findet es die Frau selbst der minder bemittelten Klassen unter ihrer Würde, in eigener Person auf den Markt zu gehen und ein Körbchen zu tragen. Natürlich erwachsen daraus dem Haushalte nur Nachteile.

Die Männer finden dies ganz in der Ordnung. Sie sind daran gewöhnt und es kommt ihnen nur selten zum Bewusstsein, dass die Gattin als Lebensgefährtin die Pflicht hätte, das mühsam Erworbene zusammenzuhalten, an den die Familie betreffenden Sorgen teil zu nehmen und dem Manne das Heim freundlich und traulich zu gestalten; denn der Brasilianer ist im allgemeinen der beste Ehemann, den eine Frau sich wünschen kann. Er ist stets höflich, freundlich, nachsichtig und freigebig, aber auch eifersüchtig und nicht selten der ehelichen Treue abspenstig.

Allerdings giebt es auch musterhafte Hausfrauen und Mütter, doch gehören diese überwiegend der rein kaukasischen Rasse an und stammen meist von Europäern. Nur selten lässt sich das gleiche von jenen Damen sagen, deren Hautfarbe eine Rassenmischung andeutet. Doch sind diese Frauen anmutige und anziehende Gestalten, obwohl ihre Schönheit nicht von der regelmässigen Art ist, um vor einem künstlerisch-kritischen Auge zu bestehen, denn Stirn, Nase und Mund weichen gewöhnlich von der Schönheitslinie ab. Aber die schwarzen oder dunkelbraunen Augen, von zarten durchsichtigen Lidern beschattet, sind oft von unwiderstehlichem Reiz, und schön geschwungene, tiefschwarze Augenbrauen verleihen ihnen den Ausdruck tiefer Schwermut. Kommen dann noch ein liebliches Kinn, feine bewegliche Nüstern und zwei Reihen weisser Elfenbeinzähne dazu, wird das anziehende Gesichtchen schliesslich von einem dichten Wald blauschwarzen, seidenweichen

Haares umrahmt, so giebt alles dies den verführerischen Geschöpfen, wenn sie sich traumverloren im Schaukelstuhl oder in der Hängematte wiegen, die Anziehungskraft der Sirenen, denen gegenüber es auf der Hut sein heisst, um nicht in Netze zu fallen, die mit schalkhafter oder ernster Absicht ausgeworfen werden.

Die weiblichen Reize verwelken hier schneller als in kälteren Klimaten, übertragen sich aber fast durchgehends auf die Kinder, die liebliche Gestalten von anziehender Gesichtsbildung und wundervollen Augen sind. Beim männlichen Geschlecht verliert sich allmählich dieser Reiz, wenn die Jünglingsjahre nahen, obwohl auch die Männer im allgemeinen hübsch zu nennen sind.

Es fehlt den Frauen nicht an Geist, doch überwuchert denselben nicht selten phantastische Träumerei, die zu nüchterner Hausfrauenthätigkeit unfähig macht. Deshalb ist es namentlich in minder bemittelten Familien immer auch der Hausherr, der nachts die Rolle der Kinderfrau übernimmt und auch sonst einigermassen noch die Hausordnung aufrecht erhält.

Die Zärtlichkeit der Eltern gegen ihre unerwachsenen Kinder ist fast grenzenlos, und namentlich ist es der Vater, der seine Sprösslinge bis zur Schwäche liebt und alle Unarten derselben bis zu einem gewissen Alter duldet. Am empfindlichsten kränken kann man ihn, wenn man sein Kind zurechtweist. Im Norden Brasiliens ist es Sitte, wenn Mann und Frau das Haus zum Besuch einer Familie oder eines Festes verlassen, die Kinder mit den entsprechenden Kindermägden mitzunehmen, wobei gewöhnlich der Vater alle Sorgen um die Kleinen trägt. Das junge Volk umklammert ihm Hals und Hände und hängt sich an die Rockschösse, während die Mutter selten nur einen Blick für die Kinder hat, mit langer Schleppe, schmucküberladen stolz voranschreitet und den Gatten kaltblütig seinen Familiennöten überlässt. Die Kinder sind infolgedessen auch mehr dem Vater als der Mutter zugethan. Nun sollte man meinen, dass in einer Familie, wo der Vater in seinen freien Stunden die Rolle der Wärterin spielt, dieser von den erwachsenen Kindern weniger ehrfurchtsvoll behandelt wird; dem ist jedoch nicht so. Söhne und Töchter, die selbst schon verheiratet sind und Familie besitzen, küssen beim Begegnen oder bei jedem sonst passenden Anlasse ihren Eltern, ganz besonders aber dem Vater ehrerbietig die Hand. Ein schon graubärtiger Sohn wird in Gegenwart seines Vaters nur selten sich die Freiheit nehmen, eine Cigarre anzuzünden, ohne dass sein Vater ihn dazu auffordert. Obwohl die einzelnen Mitglieder einer Familie sich gegenseitig mit dem etwas fremd klingenden „Sie“ ansprechen, ja sogar oft den Titel „Herr“, „Frau“ oder „Fräulein“ sich zuteilen, so ist nichtsdestoweniger das verwandtschaftliche Gefühl bei ihnen in hohem Grade entwickelt. Für einen Verwandten in der Not treten alle Glieder der Familie ein. Man findet selten ein Haus, wo nicht ein armer Verwandter Wochen, Monate, ja selbst Jahre hindurch als Gast erhalten und mit allem Nötigen versehen wird, ohne dass dies jemand nicht ganz in der Ordnung fände. Oft ist eine solche Verwandtschaft genealogisch kaum mehr nachzuweisen, das beeinflusst indessen die Gastfreundschaft nicht, die überhaupt die grösste

[illegible] Männer. [illegible] während der [illegible]. Aus diesen ging [illegible] waren [illegible] Zurück- [illegible]

setzung von Seiten der Regierung bewogen wurden, als Demagogen aufzutreten und die republikanische Doktrin in jeder Weise zu verbreiten, worin sie zu stören keine Behörde ernstlich unternahm.

Auch heute noch, unter der Republik, herrscht derselbe Übelstand und sogar in grösserem Mafsstabe, als dies jemals der Fall gewesen ist, denn nicht nur die Zahl der berechtigten und befähigten Anwärter auf Staatsämter ist durch die inzwischen erfolgte Vermehrung der Hochschulen gewachsen, sondern es schliesst sich den studierten Kandidaten auch eine grosse Anzahl junger, durch ihre Vorbildung weniger befähigter Männer aus den minder bevorzugten Gesellschaftsklassen an, die unter einer demokratischen Verfassung sich zu den gleichen Vorteilen wie die Studierten berechtigt halten. Kurz gesagt: hier will alle Welt mit geringen Ausnahmen auf eine oder die andere Weise auf Kosten des Staates leben. Namentlich sind es die Besitzlosen der gebildeteren Klassen, die auf eine Staatsversorgung einen vermeintlich berechtigten Anspruch erheben.

Die Töchter der mittleren Klassen lernen lesen und schreiben entweder in einer öffentlichen Schule oder in einem Institut, woselbst sie auch zu feineren Handarbeiten angehalten werden. Sonderbarerweise kennt man in Brasilien das Stricken nicht. Die Kochkunst und die häuslichen Arbeiten sind hier nicht Gegenstände des Unterrichts. Sind die jungen Mädchen so weit gelangt, dass sie einige französische Phrasen radebrechen und auf dem Klavier klimpern können, so ist ihre Ausbildung vollendet. Nun verlassen sie die Schule als junge Damen, die von den Eltern vor jeder selbständigen Berührung mit Männern aufs sorgfältigste bewahrt werden. Dies bringt aber naturgemäss eine dem elterlichen Wunsche entgegengesetzte Wirkung hervor, indem die Mädchen die so verpönten jungen Männer in unbewachten Momenten mit den Augen förmlich verschlingen und auf diese Weise Heuchelei und Verstellung lernen. Es bildet sich dieser Zustand umsomehr zu einer wirklichen Gefahr für die jungen Damen aus, als sie den geheimen Gedanken an ihr erwähltes männliches Ideal ohne Unterbrechung nachhängen können, da ihnen ja der Mangel an einer regelmässigen Beschäftigung im Hause hinreichende Musse gewährt.

Die Tochter verträumt nun im elterlichen Hause einige Jahre, so wie es die Mutter in ihrer Jugend gethan, bis endlich ein Freier erscheint, den entweder die Mitgift oder die Schönheit der Erkorenen, oft auch die einflussreiche Stellung eines ihrer Verwandten anzieht. Nun heiratet das Mädchen, ohne von den Pflichten des Weibes, der Hausfrau und der Mutter eine Ahnung zu haben. Im allgemeinen verlangen es die Männer auch nicht anders, da sie es von anderen Frauen nur selten besser gesehen und schon im voraus sich damit befreundet haben.

Von den Töchtern der reichen Fazendeiros, der hohen Staatsbeamten, der grossen Handelsherren, berühmter Advokaten werden manche nach Paris ins Kloster Sacré Coeur zur Erziehung geschickt, viele wieder in hiesigen ähnlichen Anstalten oder im Hause selbst von deutschen oder englischen Gouvernanten erzogen.

Die in den Klöstern erzogenen Mädchen kehren, was ihren Seelenzustand anbetrifft, in hohem Grade verbildet in das elterliche Haus zurück. Vor ihrem Eintritt in die geistlichen Institute waren sie unschuldige Naturkinder mit verschiedenartigen Anlagen und menschlich guten Instinkten, denn der Grundcharakter der Brasilianer ist von Natur ein edler und guter, aber die Klosterzucht hat alle freien Regungen der empfänglichen Seelen erstickt und die weiblichen Zöglinge zu unbrauchbaren, unpraktischen Wesen, zu Heuchlerinnen und Frömmlerinnen umgebildet, die ausser einer gewissen gesellschaftlichen Dressur, die namentlich die aus Paris kommenden jungen Damen mitbringen, nichts von den Eigenschaften besitzen, die man von einer zukünftigen Hausfrau, Gattin und Mutter mit Recht verlangen kann. Die aus Paris zurückkommenden jungen Damen, die auf ihr geläufiges Französisch sich viel zu gute thun, tragen ihre Näschen sehr hoch, schauen mit einer gewissen Geringschätzung auf alles herab, was sie in der Heimat umgiebt, und schwatzen von allem und über alles mit einem hochmütigen Selbstbewusstsein.

Als Hausfrauen und Mütter verstehen sie ihre Pflichten nicht; das einzige, was sie allenfalls vermögen, ist: repräsentieren, sich mit Geschmack kleiden, einen vornehmen Anstand zur Schau stellen und kleine Geheimnisse bewahren. Ein freies Huldigen einer schönen, geistreichen Frau, wie dies in civilisierten Ländern in allen Ehren geschehen darf, ist hier nicht statthaft. Dazu sind die Männer viel zu eifersüchtig und misstrauisch.

Das Mädchen der niederen Volksklassen, das nur selten lesen und schreiben lernt, wächst in zwangloser Freiheit auf und ist gänzlich seinen natürlichen Instinkten überlassen, von denen allein es sich leiten lässt, die aber oft bei weitem nicht so schlimm sind, als man aus den hierzulande bestehenden Verhältnissen schliessen sollte. Allerdings erliegt die Mehrzahl schon sehr frühzeitig der Versuchung, sodass es Mulattenmädchen giebt, die mit 11 und 12 Jahren schon Mutter werden. Nach einer Statistik des Bundesdistriktes Rio de Janeiro wurden im Jahre 1893 24 Heiraten von 11jährigen Mädchen und 32 von 14jährigen Knaben geschlossen.

Auch sind diese Mädchen sehr vergnügungssüchtig und für Musik, Gesang, Tanz, Maskeraden und kirchliche Volksfeste schwärmerisch begeistert; für diese Gelegenheiten wird die Toilette Tage, ja Wochen lang vorbereitet, wobei alle Ersparnisse aufgebraucht werden. Dabei entbehrt jedoch das häusliche Leben dieser Kinder des Volkes nicht der anständigen Ruhe, Behaglichkeit und Ehrsamkeit, die durchaus nicht erkünstelt ist, sondern angeborenem weiblichem Takte entspringt. Nur in den grösseren Städten des Südens hat das böse Beispiel europäischer Courtisanen die ursprüngliche Einfalt der Sitten verdrängt.

Die Klasse der Prostituierten ist zu zahlreich vertreten, um ganz übergangen werden zu können. Die hiesige Prostituierte zählt sich durchaus nicht zur verworfensten Menschenklasse, sondern nimmt ihr Dasein ruhig als Schicksalsfügung hin, wobei sie es nicht für nötig erachtet, das Gewissen zu betäuben, welches bei ihr sich nur dann zu regen scheint, wenn sie in

Berührung mit soliden Bürgerfrauen kommt, z. B. im Theater oder bei öffentlichen Festen. Bei solchen Gelegenheiten benimmt sich die Dirne noch um einige Grade bescheidener als sonst. Äusserst selten erwerben diese Geschöpfe so viel, um ihr Alter sichern zu können, da sie nicht niedrig genug sind, ihren Verehrern die Taschen zu leeren, wie dies ihre europäischen Konkurrentinnen hier in schmählichster Weise thun. Sie leben einfach, und unterstützen gewöhnlich ihre armen Eltern und Geschwister. Nur den Rest verschwenden sie für Putz und Vergnügungen.

In vorgerückterem Alter treten die Prostituierten als Dienerinnen in eine Familie oder ernähren sich durch irgend eine Handfertigkeit oder betreiben einen kleinen Handel. Mancher gelingt es, bevor der kritische Zeitpunkt eintritt, sich zu verheiraten oder sich, wenn auch ohne gesetzliche und kirchliche Trauung, mit einem Manne fürs ganze Leben zu verbinden.

Das häusliche Leben der Brasilianer ist im ganzen ein ruhiges und friedliches. Stürmische Familienscenen gehören zu den Seltenheiten. Der Ton zwischen den erwachsenen Familiengliedern bei Hoch und Niedrig ist selbst in erregter Stimmung gelassen und anständig. Besucht man eine brasilianische Familie in der Stadt, so darf man keineswegs das Haus unangemeldet betreten. Da keine Hausglocken vorhanden sind, so giebt man im Vorgarten, im Hofe oder auf der Freitreppe seine Anwesenheit durch Händeklatschen kund, worauf gewöhnlich eine farbige Dienerin erscheint und den Besuch anmeldet.

Wer zum erstenmal die Wohnung einer brasilianischen Familie aus dem mittleren Bürgerstande betritt, wird von der fast ärmlichen und nüchternen Ausstattung der Zimmer umsomehr überrascht sein, wenn er die Familie schon an öffentlichen Orten und in Gesellschaften in elegantester Kleidung und die Frau des Hauses zudem mit kostbarem Schmuck bedeckt gesehen hat. In der Häuslichkeit fehlen all die tausend Dinge, die einen Wohnraum zieren und behaglich machen. Hier ist nichts vorhanden, was zur Bequemlichkeit dient, nichts von alledem, was der Kulturmensch heutzutage nur ungerne vermisst. Die Zimmer sind zwar luftig und geräumig, entbehren jedoch oft der gründlichen Reinlichkeit. Es liegt dies nicht an dem Mangel des Reinlichkeitssinnes der Brasilianer, denn an der Person selbst vermag in dieser Beziehung selbst das kritischste Auge keinen Makel zu finden. Im Gegenteile artet die körperliche Sauberkeit bei ihm nicht selten in Pedanterie aus.

Aber das Reinhalten des Hauses hängt von der farbigen Dienerschaft ab, die für Reinlichkeit weder Auge noch Sinn besitzt, und zudem von einer Trägheit und Nachlässigkeit ist, die jeder Beschreibung spottet. Aufs unangenehmste berührt der Anblick der Küche eines solchen Hauses. Jede europäische Hausfrau würde sich darüber entsetzen. Alles starrt von Schmutz; der dichte Russ, der die Wände bedeckt und die Hautausdünstung der in der warmen Küche sich aufhaltenden Negerweiber verbreitet einen üblen Geruch, und Millionen von Insekten, worunter namentlich eine Gattung daumengrosser Schaben, Baratta genannt, angelockt durch die vielen nicht

rechtzeitig weggeräumten Speisereste, machen diese Räume geradezu ekelerregend. Im Gegensatze zu diesen Küchen kommen aber doch die daselbst bereiteten Speisen in untadelhafter Weise, was Reinlichkeit und Schmackhaftigkeit anbelangt, auf den Tisch.

Im allgemeinen sind die Brasilianer sehr mässig in kulinarischen Genüssen. Reichbesetzte Tafeln sind selbst in vornehmen Häusern, ausser bei feierlichen Anlässen, nicht üblich. Eine hier landesübliche Speise, die fast auf keinem Tische fehlt, ist die Feijoada, ein aus gesottenen und zerquetschten schwarzen Bohnen zubereitetes Gericht, das je nach der Kunstfertigkeit des Kochs mehr oder minder gut schmeckt. Die Farinha, ein aus der Mandiokawurzel bereitetes Mehl, ähnlich der feingestampften Grütze in Europa, ist das Hauptnahrungsmittel der mittlern und niedern Volksklassen. In den wohlhabendern Familien werden daraus verschiedene wohlschmeckende Speisen bereitet, während die niedere Bevölkerung die Farinha roh geniesst, meist zu getrocknetem Salzfleisch, das aus dem Süden des Landes sowie aus den La Plata-Staaten in grossen Massen eingeführt wird. Ausserdem giebt es noch viele andere Wurzelgewächse und Baumfrüchte, z. B. die Aipim, dann die Brotfrucht, die wichtige Nahrungsmittel des Landvolkes bilden Die Leckerbissen der Brasilianer bestehen zumeist in Doces (eingesottene Früchte und Fruchtkompote), in deren Bereitung die Bahianer Frauen exzellieren, wie überhaupt in diesem Staate die Nationalküche als die beste im ganzen Lande bekannt ist.

Obwohl die Brasilianer auf ihr amerikanisches Bürgertum stolz sind und in vielen Beziehungen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ein nachahmenswertes Vorbild sehen, so pochen sie doch noch mehr auf ihre lateinische Abstammung und bestätigen dies durch ein wenig sympathisches Gefühl gegen alles, was germanisch ist, durch ein vollständiges Ignorieren der slavischen und anderer nicht lateinischen Nationen. Im Gegensatze dazu stehen sie mit den lateinischen Schwesternationen in innigster geistiger Beziehung. Namentlich Frankreich gilt ihnen als Inbegriff alles Schönen, Hohen und Wünschenswerten auf Erden, dem sie in allem und jedem nachzuahmen trachten. Mit dem Mutterlande Portugal stehen sie naturgemäss in innigster Verbindung. Kein Brasilianer, der nach Europa reist, unterlässt es, am Tajo einige Zeit zu verweilen. Viele besuchen Europa überhaupt nur, um Portugal und Frankreich, d. h. eigentlich nur Paris kennen zu lernen. Paris ist das Mekka der Brasilianer. Es existieren in den wohlhabenden und vornehmeren Klassen nur wenige Menschen, die Paris nicht gesehen haben, woselbst sie in der Mehrzahl einige Zeit im Wirbeltanz dortigen Genusslebens sich mitdrehen, allenfalls im Fluge auch die Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen, worauf man mit dem Bewusstsein heimkehrt, Geist und Kenntnisse erweitert und den Sinn für Kunst ausgebildet zu haben.

Einige besuchen auch London, doch sind dies fast ausschliesslich Geschäftsleute. Andere Touristen dehnen ihre Reise selbst nach Italien aus und gehen nach Rom, wohin sie weniger die kulturhistorische und künstlerische Bedeutung der ewigen Stadt zieht, als die Residenz des Papstes.

Die Nord- und Ostländer Europas interessieren sie weiter nicht. Nachdem sie Paris gesehen, giebt es nichts Sehenswertes mehr, das Mühe und Kosten lohnte. Allerdings giebt es in dieser Richtung auch Ausnahmen. So manche an Hochschulen Brasiliens ausgebildete Ärzte und Ingenieure gehen nach Frankreich, England, Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien und nach der Schweiz, um dort eingehendere Studien zu machen. Mancher Vater schickt seinen Sohn nach Deutschland oder in die Schweiz zur Erziehung und Ausbildung.

Da die eigene, sowie die portugiesische wissenschaftliche Litteratur nicht umfassend genug ist, so wird hier viel nach französischen Werken studiert, die teils im Originaltexte, teils in Übersetzungen gelesen werden. Die Mehrzahl der Lehrbücher ist französisch, von denen einige aus dem deutschen übertragen worden sind. Auch teilweise Kenntnis der englischen Litteratur findet sich, aber von deutscher Wissenschaft, Litteratur und Geschichte weiss man hier nur wenig, obwohl das Studium der deutschen Sprache in vielen Mittelschulen, besonders seit neuerer Zeit teils pflichtgemäss, teils fakultativ betrieben wird. Leider besitzen die Lehrer des Deutschen zum grossen Teile ausser der Kenntnis der Sprache des gewöhnlichen Lebens weder die erforderliche litterarische Befähigung noch die Methode, um das tiefere Interesse ihrer Schüler zu erwecken. Von dem Vorhandensein einer slavischen oder ungarischen Litteratur hat man hier begreiflicher Weise keine Kenntnis.

So sehr auch der Deutsche wegen seiner Ehrenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und bedachtsamen Ruhe geachtet wird, so ist der Franzose doch beliebter, gesuchter wegen seiner geselligen Talente. Man kann von jedermann die Redensart hören, dass er den Franzosen im Umgange allen anderen Nationen vorziehe, aber Geschäfte macht er am liebsten mit Deutschen und Engländern. Im Norden ist es sogar gebräuchlich, wenn jemand seinem Worte Nachdruck verleihen will, zu sagen: „Palavra de allemão!" (auf deutsches Wort!). Allein trotz aller Achtung vor den germanischen Völkern und sogar trotz der ausgesprochenen Vorliebe für die Franzosen können die Brasilianer gewisses Misstrauen gegen alle Fremden nicht unterdrücken. Ausserhalb der Kolonien und einiger Städte Südbrasiliens, wo Fremde und namentlich Deutsche in dichten Massen beisammen wohnen und deshalb schon politisch nicht gänzlich übersehen werden dürfen, werden die vom Auslande hereingekommenen Ansiedler dort, wo sie vereinzelt leben, wie in Central- und Nordbrasilien nie und nimmer als gleichberechtigte Staatsbürger rückhaltslos anerkannt, selbst wenn sie längst naturalisiert sind und den grössern Teil ihres Lebens hier zugebracht haben. Nur in Brasilien geborene und hier erzogene Kinder solcher Fremden werden als richtige Landsleute angesehen. So liebenswürdig, zuvorkommend und freundlich die besseren Klassen dem Europäer entgegenkommen, so wird es ihnen doch schwer, demselben alle Rechte und Vorteile des eingeborenen Bürgers zuzugestehen. Nur ein Teil der Bevölkerung ist vorurteilslos genug, um einzusehen, dass europäische Thatkraft, wenn sie dem Lande zu Gute kommen soll, auch ehrlich anerkannt

und zum öffentlichen Leben zugezogen werden muss. Ein Vorkommnis wie in Chile, wo ein eingewanderter preussischer Offizier (Emil Körner) Lehrer an der Militärschule wurde und später als Generalstabs-Chef so viel zum Siege seiner Partei beigetragen hat, dann Divisions-General und Chef des Stabes der Armee geworden ist, könnte in Brasilien niemals vorkommen.

Die Bewohner des Nordens machen den Europäern den Vorwurf, dass sie nach ihrer in Brasilien bewerkstelligten Bereicherung sofort abziehen, um die hier gepflückten Früchte in der Heimat zu geniessen, und auf diese Weise dem Lande Schätze entziehen. Die diesen Tadel aussprechen, bedenken nicht, dass es hauptsächlich die Thatkraft der Europäer ist, die den gesamten Handelsverkehr in Brasilien geschaffen hat, belebt und hebt, dass es einzig der Unternehmungsgeist und die Geldkraft der Europäer sind, die hier von jeher zu den industriellen Unternehmungen den Anstoss gegeben, dem Lande grosse Summen zu gemeinnützigen Zwecken zugeführt haben und die Vermittler für die Verwertung der hiesigen Bodenerzeugnisse waren und sind. Schliesslich ist in Betracht zu ziehen, dass die Europäer die Träger einer hohen Kultur sind, die der hiesigen Bevölkerung aller Schichten, wenn auch in noch so geringem Masse zu Gute kommt. Welchen besonderen Nutzen bringen doch die hier begründeten fremden Ackerbau-Kolonien dem Lande! Kehren diese Ansiedler etwa wieder in ihr Vaterland zurück? — Bilden sie nicht den friedlichsten und erwerbfleissigsten Teil der Bevölkerung? Sind sie nicht die einzigen, die den Bauernstand hier vertreten, eine Klasse von Kleingrundbesitzern, die in jedem gesunden Staate den Kern der Bevölkerung bildet? Nicht viele der brasilianischen Staatsmänner dürften wissen, dass z. B. vor dreissig Jahren die Provinz Espirito Santo nicht mehr als 14000 Mark jährlicher Steuern in die Staats-Centralkassen abführte, dass aber, seitdem europäische Kolonisten eingewandert sind, die jetzt 100000 Seelen noch nicht übersteigen, der Betrag dieser Steuern jährlich auf 3 bis 5 Millionen Mark angewachsen ist.

Warum ist der Norden Brasiliens, der zum grossen Teile an Naturschätzen und Fruchtbarkeit des Bodens den Süden übertrifft, hinter diesem soweit zurückgeblieben? Die einzige Antwort auf diese Frage ist: Weil der Norden bisher die Fremden-Einwanderung in dem Massstabe wie der Süden nicht zu verzeichnen hat. Die politische Partei der Jakobiner, die sich während der Militär-Diktatur des Marschalls Floriano Peixoto bildete, hat den Nativismus sogar an die Spitze ihres Programms gestellt. Diese Partei ist allerdings sowohl der Zahl, als der Bedeutung nach nur von geringem Einfluss. Die überwiegende Mehrheit der Nation ist in dieser Beziehung weniger leidenschaftlich und gegen das Fremdenelement nicht unbedingt eingenommen. Sie erkennt immerhin den vielfachen Nutzen, den dieses Element dem Lande bringt, aber, wo es sich um den Genuss von staatlichen Rechten handelt, gilt ihnen der Fremde dennoch nicht als gleichberechtigt. In jüngster Zeit erschienen in einigen der vornehmsten Tagesblätter Brasiliens Artikel, die, wenn sie auch nicht gerade gegen die deutsche Einwanderung Einspruch erhoben, doch die Befürchtung erkennen liessen, dass die deutsche

Masseneinwanderung und deren Beschränkung auf wenige Staaten eine Gefahr für das Land bilde. Unter andern wurden zwei Artikel aus englischen Zeitungen wiedergegeben, die von Plänen der Lostrennung sprechen, mit denen die zahlreichen deutschen Kolonien in den brasilianischen Südstaaten umgehen, und die, begünstigt vom deutschen Kaiser, ein transatlantisches Deutschland hier zu gründen den Zweck haben sollen. Solche Befürchtungen zu widerlegen, lohnt wohl nicht der Mühe, aber bezeichnend sind sie für die staunenswerte Unkenntnis der Brasilianer über den wahren Charakter der Deutschen, die nun schon seit fünfzig Jahren in grosser Anzahl hier ansässig sind und die während der letzten Revolution trotz aller Gegenbemühungen von verschiedenen Seiten in der weitaus grössten Mehrheit neutral geblieben sind, wo diese drei Jahre langen Kämpfe und Wirrnisse doch der gegebene Zeitpunkt gewesen wären, die oben erwähnten Pläne durchzuführen, wenn solche bestanden.

Immerhin greift der Argwohn gegen die Fremden nicht so tief in alle Lebensverhältnisse ein, dass dadurch die Annehmlichkeit einer guten und freien Existenz gestört würde, die hier so unschwer zu erringen ist. Wer von der Politik sich fern hält, kann hier unbehelligt seinem Beruf nachgehen. Auch fühlt man sich hier frei von der Befürchtung einer kriegerischen Katastrophe, die wie ein Damoklesschwert die europäische Welt unausgesetzt bedroht. Die Grenzstreitigkeiten zwischen Brasilien und Argentina wurden durch ein Schiedsgericht zu Gunsten Brasiliens entschieden, ebenso die Besitzfrage der Insel Trinidad, welche die Engländer besetzt hielten, zu Gunsten Brasiliens gelöst, und schliesslich auch die Grenzfrage zwischen Brasilien und Französisch-Guaiana einem Schiedsgericht, und zwar der Schweiz übergeben. Brasilien ist der friedliebendste Staat in ganz Amerika. Seit dem letzten Kriege mit Paraguay, zu dem es gezwungen ward, wahrt Brasilien im Gegensatz zu seinen Nachbarstaaten Argentina, Peru, Chile aufs ängstlichste den Frieden, den es allerdings im Innern nicht immer aufrecht zu erhalten in der Lage war.

Das soziale Leben wickelt sich hier trotz aller politischen Zänkereien und partiellen Aufstände verhältnismässig ruhig ab, wovon selbst die Hauptstadt Rio de Janeiro, der Brennpunkt des politischen, geistigen und materiellen Lebens in Brasilien, keine Ausnahme macht. Hier weiss man nichts von Nihilisten, Kommunisten, überspannten Anarchisten und Sozialdemokraten. Allerdings bestehen hier auch nicht die grossen Industrien Europas, kein Nationalitätenhass, keine Eroberungspolitik, keine Reaktionsgelüste und keine drückenden Militärlasten. Hier schürt und hetzt keine fanatische Geistlichkeit. Hier herrscht kein Vorurteil gegen Fremdgläubige und keine religiöse Unduldsamkeit. Hier werden keine Versuche zur Beschränkung der Volksfreiheiten von seiten der Büreaukratie und Aristokratie gemacht. Hier findet keine geringschätzige Überhebung der höhern Klassen statt. Hier finden keine Ausweisungen Tausender statt, wie dies in europäischen Ländern aus politischen oder anderen Gründen geschehen ist. Hier waltet kein Elend in den niederen Klassen der Bevölkerung. Es kommen keine Ge-

waltakte des verzweifelten Pöbels, keine Dynamitattentate und keine Massenmorde vor.

Das Landvolk steht hier zum grössten Teile in geistiger Beziehung noch auf sehr niederer Stufe, wenn ihm auch sonst Mutterwitz nicht abzusprechen ist. Was kümmert sich dasselbe um politische Parteifragen, wenn es nur unbehelligt seine persönliche Freiheit geniessen kann. Sein Dasein menschenwürdiger zu gestalten, fühlt es keinen Trieb. Seine Lebensverhältnisse befriedigen es vollständig, weil sie seinem Kulturgrad angemessen sind. Zu einem besseren, behaglicheren Leben in unserm Sinne, zu einem höheren Selbstbewusstsein, fehlen ihm die Vorbedingungen. Seine materiellen Interessen stehen zu denen der höheren Klassen in keinem Gegensatze. Es wird von keinerlei beengendem System, weder von seiten der Regierung noch der besitzenden Klassen irgend wie bedrückt. Das niedere Landvolk wird hier auch schon wegen seiner geringen Steuerfähigkeit politisch nicht als wesentliches Glied der staatlichen Gesellschaft betrachtet.

Die städtische niedere Volksklasse wieder bildet zwar „sozialdemokratische“ Vereine, die aber weit davon entfernt sind, die menschliche Gesellschaft in ihren Grundformen umgestalten zu wollen. Man hört in ihren Versammlungen keine Brandreden. Sie haben in ruhiger, verständiger Weise sich zusammengethan, um ihre materiellen und geistigen Interessen in Gemeinschaft nachdrücklicher wahren zu können und sind von Umsturzideen völlig frei. Allerdings ist ihr Daseinskampf, mit dem der europäischen Arbeiterklasse verglichen, leichter zu führen. Zudem steigert der Mangel an guten Arbeitern für die immer mehr anwachsende Industrie ihren Wert und ihren Gewinn. Sie haben es daher nicht nötig, aus Not gegen die bestehende staatliche und gesellschaftliche Ordnung sich aufzulehnen, wenn auch in den letzten Jahren durch die bedeutende Entwertung der cirkulierenden Geldmittel die Existenz schwieriger geworden ist. Sie stehen den politischen Händeln zumeist fern, nicht immer zum Vorteil der guten Sache, denn an ihre Stelle tritt oft die Klasse der Taugenichtse, die von gewissenlosen politischen Strebern zu den schlimmsten Schandthaten gerne sich gebrauchen lässt.

Das brasilianische Volk ist im ganzen genommen ungemein gutmütig, friedliebend und nichts weniger als zu kriegerischen Abenteuern aufgelegt, obwohl es unter guter Führung Mut und Vaterlandsliebe zu verschiedenen Zeiten an den Tag gelegt hat. Mit Ausnahme des Staates Rio Grande do Sul, dessen Bewohner, die Gauchos, von ihren spanischen Nachbarn den wilden, etwas unruhigen Charakter angenommen haben, wurde das brasilianische Volk von all den stattgehabten Revolutionen und Aufständen kaum berührt. Das Landvolk, das von den grössern Küstenstädten durch mehr oder minder weite Entfernungen getrennt ist, hatte von den letzten politischen Vorgängen nur ganz unbestimmte Kenntnis. In diesen Schichten besitzt die republikanische Staatsverfassung überhaupt sehr wenig Sympathien; namentlich seit Einführung der Dienstpflicht in der Nationalgarde, der Entwertung des umlaufenden Papiergeldes und mehrerer anderer Vexationen, wären sie gerne

bereit, die Rückkehr zur monarchischen Verfassung zu unterstützen, wenn ein Zusammenhang des Landvolkes zu gemeinsamer That nicht gänzlich ausgeschlossen wäre durch die enorme Ausdehnung des schwach bevölkerten Landes. Die Volksmassen der grossen Städte wieder nahmen an allen bisherigen Revolutionen und Aufständen zumeist nur platonischen Anteil. Das revolutionäre Element liegt hier überhaupt nur in der Militärklasse, deren sich die hervorragenden politischen Streber zu ihren Zwecken bedienen. Es ist daher trotz der geringen Sympathie, deren sich die Republik bei der grossen Mehrheit des Volkes erfreut, an eine monarchische Restauration nicht zu denken, so lange das Militär republikanisch gesinnt ist.

Was allenfalls zu befürchten wäre, ist eine Zerstückelung des Staates in einzelne kleine Teile, wozu hier und da auch der Wille vorhanden ist. Es dürfte dies in gegebenem Falle durchzuführen nicht allzuschwer werden, mit Rücksicht auf das äusserst lockere Gefüge der Union, in der jeder einzelne Staat ohne Rücksicht auf das Ganze seine eigenen Interessen wahrnimmt, die sehr oft im Widerspruch mit denen des gemeinsamen Staates stehen. Auch ist der Einfluss der Centralregierung auf die einzelnen Teile der Union durch die Verfassung sehr beschränkt und die Entfernung der meisten Staaten vom Centrum so gewaltig, dass ein rechtzeitiges Eingreifen sehr erschwert ist. Sogar das Unions-Parlament bildet kein vollkommen verlässliches Bindemittel, denn selbst hier werden zumeist nur die Einzelinteressen gegen die Gesamtheit vertreten, nicht selten zum Schaden der letzteren. Auf Kosten der Festigkeit des Staatsgefüges hat auch die hierzulande weitgehende Freiheit des einzelnen sich herausgebildet. Obwohl diese fast unbeschränkte persönliche Freiheit in mancher Beziehung dem strammen Regiment und der öffentlichen Ruhe und Sicherheit schädlich ist, so übt sie doch auch wieder ihren wohlthätigen Einfluss auf die moralische und materielle Entwicklung und bringt oft wertvolle Erscheinungen zu Tage. So hat sie vor allem ein lebhaftes Gleichheitsgefühl aller Stände bewirkt. Der Arme wird natürlich immer, solange es Menschen giebt, vor dem Reichen in mancher Beziehung zurückstehen müssen. Den auf niederer Kulturstufe Stehenden zwingt schon der eigene Instinkt, zu seinem geistig begabteren Mitmenschen mit einer gewissen Ehrfurcht aufzublicken. Aber ausser solchen Fällen, in denen der Mensch sich mehr oder minder freiwillig dem anderen unterordnet, ist hier das Beugen und Demütigthun durchaus nicht Sitte. Hier spricht der geringste Mann mit dem Minister und dem Baron so frank und frei, wie mit jedem andern Menschen. Hier „verschlagt's ihm nicht die Rede“, wenn er vor einer in der staatlichen oder gesellschaftlichen Hierarchie hervorragenden Persönlichkeit steht.

Eine bevorrechtete Geburtsaristokratie ist hier nicht vorhanden, obwohl es Barone, Grafen und Marquis giebt; aber alles das sind blosse Titel, die auf die Nachkommen nicht übergehen. Diese Prädikate wurden zur Kaiserzeit teils durch grössere Spenden, teils als Belohnung für Verdienste um den Staat erlangt. Wie es allgemein heisst, wurden viele dieser Titel einfach gekauft. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, so hat doch dieser Adel

Bürgerschaft sich dabei beteiligt, die in verschiedenfarbige Mönchskutten gekleidet und barhäuptig im vollen Sonnenbrande schwitzend durch die Strassen keucht, sollte meinen, dass diese Leute alle religiöse Fanatiker seien, die nichts weniger als freisinnige Ideen über Religion besitzen. Und doch ist dem nicht so. Obwohl gesetzlich die Gleichberechtigung der Konfessionen von der kaiserlichen Regierung nicht ausgesprochen worden war, so übten doch die höheren Klassen und die Regierung selbst im stillen eine lobenswerte Duldsamkeit. So kennt man hier den Antisemitismus nur aus den Berichten der europäischen Zeitungen und nennt ihn mit ironischem Lächeln „Doidice“ (Narrheit, Verrücktheit). Meiner Meinung nach liegt der Hauptgrund dieser Toleranz in der Geistlichkeit selbst, in der Rolle, die sie in der Gesellschaft spielt, in dem Einfluss, den sie übt, und in der Stellung, die sie im Staate einnimmt.

Vor allem ist hier der Klerus duldsam, er hält Frieden und schürt und hetzt nicht. Seine Stellung im Staate ist mehr umgrenzt und im Vergleich zum österreichischen und belgischen Klerus von geringerm Einfluss. Im ganzen beschränkt sich in Brasilien die Geistlichkeit auf ihren natürlichen Wirkungskreis. Den besten Beweis ihrer Friedensliebe und Bürgertugend hat sie in jüngster Zeit dadurch gegeben, dass sie gegen die republikanischen Dekrete hinsichtlich der Trennung der Kirche vom Staate, der Civilehe und Säkularisation der Friedhöfe weder durch Worte noch durch Handlungen sich auflehnte und nicht, wenigstens nicht offenkundig, agitierte, sondern einfach die Thatsache, allerdings mit Unwillen, hinnahm. Den Jesuiten, die namentlich im Süden des Landes durch alle Mittel sich der Geister zu bemächtigen suchten, trat bereits die kaiserliche Regierung scharf entgegen.

Die Geistlichkeit liebt es, recht viele Kirchenfeste zu veranstalten, für die das ganze Jahr hindurch Spenden gesammelt werden. Diese Feste gleichen einigermassen unseren Kirchweihfesten, dauern aber zumeist nur einen Tag und finden gewöhnlich an Sonntagen statt. Da in den grösseren Städten verhältnismässig sehr viele Kirchen sind und jede Kirche ihren heiligen Patron hat, der jährlich einmal gefeiert werden muss, so nehmen diese Feste kein Ende. Die Kirche wird zur Feier aufs beste geschmückt und mit zahlreichen Kerzen beleuchtet. Endlose Predigten werden gehalten, mehrere Messen gelesen, wobei ein Musikkorps (eine Orgel ist äusserst selten), das von Kirchenmusik keine Ahnung hat, ein Bruchstück aus einer Oper oder Operette in feierlicher Weise vorträgt, während draussen die Raketen knallen und eine unzählige Volksmenge in festlicher Kleidung, hoch und niedrig, durcheinander wogt, schreit, ruft, lacht, singt, zankt und sich prügelt. Die Volksmassen, die in die Kirche aus Mangel an Raum nicht mehr eindringen können, fluten von da wieder zu den tanzenden Paaren zurück, die am Kirchenplatze um ein in grellen Farben dekoriertes Gerüst sich lustig drehen, wozu ihnen ein Musikkorps eine Weise aufspielt. Süssigkeiten, Kuchen, Erfrischungen, Kerzchen und tausend andere Dinge werden zum Verkaufe ausgeboten, sodass das ganze einen sinnverwirrenden, aber recht heiteren Eindruck macht. Der rechte Jubel beginnt aber erst bei Anbruch

der Nacht, wenn zahlreiche Feuerwerke an allen Ecken und Enden des Festplatzes mitten im Publikum abgebrannt werden. Natürlicherweise wird ein Teil der Zuschauer mit den abfallenden Feuerfunken überschüttet, wodurch viele mit eingebrannten Löchern im Kleide nach Hause zurückkehren. Aber man verschmerzt es leicht, hat man sich doch so recht gründlich amüsiert. Es ist ein leichtes, lebenslustiges Völkchen. Im Norden sind diese beliebten Feste beinahe die einzigen öffentlichen Vergnügungen im Freien und die ausschliessliche Zerstreuung der kleinen Leute.

Das Fest des heiligen Johannes wird ganz besonders gefeiert. An diesem Tage ist alles wie vom Feuerteufel besessen. Sobald es dunkelt, sprühen aus Fenstern und Thüren farbige Leuchtkugeln und anderes Feuerwerk. In den Strassen knallt und kracht es von Raketen und Spukteufeln. Es ist namentlich das schwarze Publikum, welches das Unglaublichste in dieser Beziehung leistet. Wochenlang haben die Leute gespart, um sich für diesen Tag die grösste Gattung von Raketen und die ingrimmigsten Busca-pés[1]) anzuschaffen, die sie auf jeden Vorübereilenden unter breitgrinsendem Lachen abbrennen, sodass man sich vor ihnen kaum zu retten weiss. Wehe dem, der zwischen sie gerät. Am Nachthimmel sieht man zahlreiche farbige Raketen und Leuchtkugeln, die, majestätisch im Bogen fliegend, nach allen Richtungen sich kreuzen. Aus den vorüberrollenden Kutschen und Strassenbahnwagen zischt und knallt es; diese selbst werden wieder mit Feuerwerkskörpern beworfen, die zwischen die Insassen fahren und Unheil anrichten. Es ist, als wäre alle Welt von Raserei ergriffen. Der Horizont der Stadt ist von einem roten Dämmerschein erhellt, und aus der Umgebung krachen die Mörserschüsse, als wäre der Feind vor den Thoren. Wer dem zum ersten Male beiwohnt, meint wohl, dass alles in Flammen aufgehen müsse; doch geschah die Jahre hindurch nichts derart.

Ein drittes Fest, das nicht minder geräuschvoll, aber in anderer Art sich abspielt, ist der Karneval. Am Faschings-Sonntag beginnen nachmittags einzelne kleine Gesellschaften von Masken, mit den verschiedensten Musikinstrumenten bewaffnet, durch die Strassen zu ziehen, die sich nach und nach mehr und mehr füllen. Nun kommen auch die feineren Masken zu Wagen, zu Pferd und zu Fuss. Das Gedränge nimmt von Minute zu Minute zu, der Lärm wird betäubend, das Durcheinander sinnverwirrend. Der Schall von Trompeten, Pauken, Pfeifen, Klarinetten, Glocken aller Grössen, Schellen und den mannigfachsten Saiteninstrumenten suchen einander zu übertönen. Dazwischen ruft, lacht und schreit ausgelassenste Lustigkeit, zetern und heulen solche, die in beängstigendes Gedränge geraten sind. Hier deklamiert jemand mit Stentorstimme, die wieder andere zu überschreien suchen.

Die Balkone, deren kein Haus entbehrt, sind gedrückt voll von Damen, hinter denen die Herren Reihe bilden. Wassergefüllte Ballen aus zartem Kautschukhäutchen, die beim Anprall platzen und den Inhalt entleeren,

[1]) Zu deutsch: suche den Fuss; ein Feuerwerkskörper, der am Boden mit starkem Geräusch im Zickzack hinläuft und mit einem betäubenden Knall zerplatzt.

sog. Limões, schleudern die Obenstehenden zu Hunderten unter die Masken; besonders erfreuen sich dieser Aufmerksamkeit Bekannte und Freunde, die nun ihrerseits in gleicher Weise von unten her erwidern, so dass Hoch und Niedrig von Wasser trieft. Aber auch noch andere Geschosse gelangen zur Verwendung, so weiche, leicht lösliche Gips- oder Kreidekügelchen, auch kleine Düten mit Kreidestaub, die nach allen Richtungen umherfliegen, so dass alle Welt buntscheckig gefleckt und von Wasser triefend sich höchst possierlich ausnimmt. An diesem Tage war Pernambuco, wo ich zum erstenmale einem Karneval beiwohnte, ein grosses Narrenhaus, dem nur das Dach fehlte. Alte, ehrwürdige, hochgestellte Männer, stolze Damen, reiche Pflanzerbarone, alle waren heute mit dem niederen Volke in Narrheit verbrüdert.

In diesem unsäglichen Wirrwarr tritt plötzlich wie durch Zauberschlag eine Stockung ein. Es wird stille. In der Ferne hört man Pauken, Klappern und Trommeln auf Holz und auf Blech, in regelrechtem synkopiertem Takt. Der Schall wird stärker und stärker, bis er endlich zu einem markerschütternden Getöse anschwillt, das in wild kriegerischer Weise nunmehr durch die Strassen rasselt und dem alle Welt, mit neugieriger Scheu zu Seite weichend, Platz macht. Voran sieht man zwei Reihen phantastisch mit farbigen Turbanen und mit flitter- und tressenbesetzten Tüchern halbbekleidete, glänzend schwarze Neger von prachtvollem Körperbau, mit ihren Instrumenten, klopfend und paukend. Sie schreiten in kriegerischer Weise mit finsterm Ernst und einer Entschlossenheit daher, als ginge es zum Sturm auf eine Schanze. Ihnen folgt ein von mehreren Negern getragener Baldachin, unter dem eine Negerkönigin, nach afrikanischer Sitte tanzend, sich fortbewegt. Sie trägt eine vergoldete Krone auf dem Haupte und ist bedeckt mit Flitter und verschiedenfarbigen leichten Stoffen, die sie umflattern. Hinterher wälzt sich dann ein wüster Haufen Volks, schreiend und gestikulierend. Das Ganze macht einen imposanten, aber wilden, barbarischen Eindruck. Diese Scenen wiederholen sich drei Tage hintereinander. Zu anderer Zeit ist im allgemeinen im Norden Brasiliens das Leben namentlich der Fremden recht nüchtern und eintönig.



Ehemalige Sklaven bei der Arbeit

Die Fazendeiros. Die Zuckerindustrie.

Die brasilianischen Nordstaaten, unter denen man die sämtlichen nördlich von Rio de Janeiro gelegenen Staaten versteht, sind mit Ausnahme von Grão Pará und Amazonas seit ungefähr zwei Jahrzehnten in wirtschaftlicher Beziehung zurückgegangen trotz ihres natürlichen Reichtums und der unglaublichen Fruchtbarkeit des Bodens. Namentlich ist aber die Zuckerindustrie, die vormals alle Welt bereicherte, auf ein Mindestmass herabgesunken, sodass der brasilianische Zucker vom Weltmarkte verschwunden ist und die heute erzeugte geringe Quantität zum grössten Teile im Lande selbst verbraucht wird.

Für diesen Verlust entschädigt auch nicht die seitdem neu entstandene Kultur von Tabak, Kakao und Kaffee, denn diese steht erst in ihren Anfängen und dürfte bei dem ausgesprochenen Mangel an Arbeitskräften noch lange keinen grossen Aufschwung nehmen, und zwar um so weniger, als die dortigen Regierungen keinen Versuch machen, durch Heranziehung fremder Arbeitskräfte die ungeheueren Lücken zu füllen, die die Aufhebung der Sklaverei verursacht hat. Die vormaligen Sklaven treiben sich zum Teil in den Städten umher, zum Teil sind sie nach dem Süden des Landes ausgewandert, wo sie beim Kaffeebau leichtere Arbeit und höheren Lohn finden.

Die grossen Zuckerplantagenbesitzer, ehemals die Herren von Hunderten von Sklaven, die früher mit dem Nimbus der Macht und des Reichtums umgebenen Pflanzer-Barone sind seit der Sklavenemanzipation wirtschaftlich sehr zurückgekommen. Von dem alten Glanze ist wenig mehr zu entdecken. Die niedere Klasse der Fazendeiros, die im Schatten dieser Grossen sich wohl befunden hatte, ist verschwunden. Sie ist zum grossen Teile zu kleinen, anspruchslosen Landwirten geworden, die mit sehr geringen Arbeitskräften ein Stück Land bebauen und keine Ansprüche auf die Vorrechte erheben, die sich früher jeder Fazendeiro anmasste. Dem Pflanzer-Baron huldigte man in vergangenen Tagen männiglich, wenn er, den breitrandigen Chilehut auf dem Kopfe, in mächtigen Reiterstiefeln mit silbernen Pfundsporen, die derbe Reitpeitsche schwingend, durch die Strassen der nächsten Stadt breitspurig dahinschritt. Jedermann war ihm zu Diensten, weil er ein unerschöpflich

scheinender Born des Reichtums war. Der Fazendeiro nahm diese Huldigungen mit gravitätischer Miene als pflichtgemäss und selbstverständlich hin. Er fühlte sich mächtig und war es auch. Auf seinem grossen Besitztum war er uneingeschränkter Herrscher. Wer in den Bereich des Plantagen-Barons kam, der legte gewissermassen sein Schicksal in die Hände des grossen Herrn. Zur Zeit der Ernte floss in der Gestalt des Zuckers das Gold in Strömen bei ihm zusammen. Es arbeiteten Hunderte von Sklaven im Schweisse ihres Angesichts für ihn, und dieser Schweiss verwandelte sich für ihn in Gold. Der Zucker und die Baumwolle standen damals hoch im Preise. Alle Banken und Kapitalisten öffneten ihm zuvorkommend ihre Geldschränke, wenn er im Laufe des Jahres derselben benötigte.

Dies ist nun völlig anders geworden. Der Fazendeiro lebt heute auf seinem Gute in mehr oder minder beschränkten Verhältnissen, in steter Sorge, woher er die Arbeitskräfte zur Anpflanzung nur eines geringen Teiles der Fazenda nehmen, und dann, wie er die Mittel zu deren Entlohnung erschwingen soll, wenn er mit Anstrengung und Umsicht die nötige Hilfe erlangt hat. Zudem sind diese angeworbenen Arbeitsleute träge und unverschämt in ihren Ansprüchen, während die Leistungen von Lüderlichkeit zeugen. Das Blatt hat sich vollständig gewendet; während früher die Grundbesitzer absolute Herren über ihre Arbeiter waren, sind es jetzt die Arbeiter, die den Gutsherrn tyrannisieren. Keine Verschwendung, kein Luxus, kein fürstliches Tafelgeschirr, kein Heer von Dienern ist mehr auf den Fazendas zu finden, obwohl eine durchgreifende Sparsamkeit auch bei diesen schlechten Zeiten noch nicht geübt wird.

Wenn jetzt der Fazendeiro nach der Stadt kommt, kümmert sich kein Mensch um ihn, ja er wird von den Geschäftsleuten, mit denen er in Verkehr tritt, oft mit einem gewissen Misstrauen behandelt. Manche blicken auf den „Itabaren“ (Bauer im lächerlichen Sinne) mit schlecht verstecktem Hohn. Die Banken und Kapitalisten sind ihm unzugänglicher als dem geringsten Kaufmann. Wohl giebt es noch einige reiche Fazendeiros, namentlich in Pernambuco, aber das sind Ausnahmen.

Was hat nun diesen bedeutenden Umschwung herbeigeführt? Es sind dreierlei Ursachen anzunehmen: erstens der unwirtschaftliche Betrieb und die Verschwendungssucht, die sich auch durch Stimmenkauf bei den Wahlen äussert; zweitens das Sinken der Baumwoll- und Zuckerpreise seit Beendigung des nordamerikanischen Secessionskrieges, beziehungsweise durch die in Europa gewaltig ins Kraut geschossene Rübenzuckerindustrie; drittens die Emanzipation der Sklaven.

Der Gutsherr selbst besass nur einige auf Erfahrung beruhende Kenntnis der Landwirtschaft und war auch viel zu sehr Kavalier, um sich eingehend mit derselben zu beschäftigen. Er überliess sie vielmehr seinem Verwalter, der teils unfähig, teils nachlässig oder gar unehrlich war. Die Wirtschaft ging in der gleichen Weise weiter, in der sie schon die Vorfahren geübt hatten, ohne von den Entdeckungen, Erfindungen und Verbesserungen in der Agronomie irgendwie Notiz zu nehmen, da alle diese Neuerungen auf

dem jungfräulichen Boden Brasiliens entbehrlich und unnütz sein sollten. Zum Teil war dies auch richtig, aber selbst bei dieser unvollkommenen Methode erlitt die Wirtschaft nicht selten noch empfindliche Verluste durch Unverstand oder Nachlässigkeit. Was jährlich an verwüstetem Zuckerrohr durch Einbrechen des Viehs in die Pflanzungen, was durch Verderben, Diebstahl, Veruntreuung von agronomischen Instrumenten, Maschinen, Fuhrwerken, Sattelzeug, Geschirr, Pferden, Hornvieh und Naturprodukten entfiel, konnte allein schon einem methodischen Landwirt zu Reichtum verhelfen.

Kein Fazendeiro wusste den Ertrag an diesem oder jenem Produkt genau anzugeben, noch weniger die Ertragsfähigkeit und Eignung jeder Parzelle. Er kannte in der Regel nicht einmal die Ausdehnung seines Besitztums, denn nur wenige Fazendeiros hatten ihre Güter vermessen lassen. Von einer landwirtschaftlichen Buchführung war keine Rede. Über den ungefähren Stand seines Vermögens hatte der Plantagenbesitzer selten eine richtige Vorstellung. Nur sein ständiger kaufmännischer Korrespondent konnte ihm zuweilen eine Aufklärung darüber geben, die ihm wohl nicht immer angenehm klingen mochte.

Die Art und Weise, wie diese früher sich vortrefflich stehenden Fazendeiros es zuwege brachten, ihre ganz bedeutenden Einnahmen zu vergeuden, war folgende. Das Haus stand jedem beliebigen Besucher gastfrei offen. Diese Gastfreundschaft wurde vielfach von allerlei zweifelhaften Leuten und von Schmarotzern missbraucht, die oft längere Zeit auf Kosten des Gutsbesitzers es sich wohl sein liessen. Es wurde auf grossem Fusse gelebt. Viele Freunde, noch mehr aber politische Genossen oder Klienten fanden an reich besetzten Tafeln Bewirtung. Jeder Gutsbesitzer hatte ferner eine Anzahl sog. Aggregados, die mit den Klienten eines altrömischen Patrizierhauses zu vergleichen sein möchten, und die alle meist mit ihren Familien ohne jede Gegenleistung das Dasein auf der Fazenda recht angenehm genossen. Kamen die Kammerwahlen heran, da konnte der Korrespondent (d. h. der Zucker-Kommissionär) nicht Geld genug flüssig machen, um den Anforderungen des Fazendeiros zu genügen.

In der Regenzeit, während welcher die so wichtigen Arbeiten der Anpflanzung stattfinden, ging der Plantagenbesitzer mit der ganzen Familie in die Provinzialhauptstadt und lebte dort seinem Range gemäss nicht minder auf grossem Fusse. Diese Periode war die goldene Zeit der Kaufleute und Gewerbetreibenden. Namentlich machten die Juweliere die besten Geschäfte, denn nun wurden die ausser Mode gekommenen Schmuckstücke der Familie als Bruch veräussert und moderne um hohen Preis wieder angeschafft. Der Brasilianer, namentlich der des Nordens, liebt es sehr, Frau und Töchter mit allerlei kostbarem Geschmeide zu schmücken, was ihm durch den öftern Umtausch desselben sehr hoch zu stehen kommt. Da diese Geschäfte aber zumeist auf Kredit abgeschlossen werden, so bekommt er es erst dann zu fühlen, wenn es zu spät ist. Der reiche Fazendeiro kaufte als Grandseigneur, gleichviel ob gegen bar oder auf Kredit, er kaufte in grossem Stile, ihn kümmerte die Zukunft nicht.

Unternahm ein solcher Pflanzer-Baron mit ganzer Familie eine Reise nach Europa, d. h. eigentlich nur bis Lissabon und Paris, so erhielt sein Vermögen oft ein unheilbares Leck, an dem er dann nach langem Hinsiechen und Experimentieren nicht selten zu Grunde ging.

Im Jahre 1883 begannen die Zuckerpreise, die bis dahin schon tief unter ihrer früheren Höhe gestanden hatten, aber doch noch günstig genannt werden konnten, in einer Weise zu sinken, dass dieselben kaum mehr die Spesen der Erzeugung deckten. Dieser Rückgang war die Folge der in den letzten zwei Jahrzehnten zu einer ausserordentlichen Höhe entwickelten Zuckerindustrie Europas, welche mit Hülfe aller Errungenschaften der Wissenschaft und Ökonomie selbst bei niedrigen Preisen noch bestehen konnte, während die hiesige, trotz des anerkannt besseren Rohmaterials, ihrem Untergange entgegensah. Der Grund hiervon lag und liegt zum grossen Teil noch heute in der unwirtschaftlichen Weise der landwirtschaftlichen Ökonomie, die hier waltet, und noch mehr in den veralteten Maschinen, die in ihrer Leistungsfähigkeit hinter den neuen weit zurückstehen.

Das Zuckerrohr enthält, wie wissenschaftlich festgestellt worden ist, je nach Gattung und Güte ungefähr 10—20 Prozent seines Gewichtes Zucker. Während nun die europäische Zuckerrübe, die im Durchschnitt ungefähr 9—12 Prozent Zuckergehalt besitzt, mittels eines in neuerer Zeit verbesserten physikalisch-chemischen Prozesses fast bis auf das letzte Atom ausgebeutet wird, gewinnt der hiesige Pflanzer aus seinem Zuckerrohr im allgemeinen bloss 4½ bis 5 Prozent, im besten Falle nicht mehr als 6 Prozent. Es ist daher leicht begreiflich, dass die hiesige Zuckerindustrie unter solchen Umständen mit der europäischen den Wettbewerb aufrecht zu erhalten nicht in der Lage war, als ein ungewöhnlicher Rückgang in den Preisen eintrat. Was dies aber hier unter den erwähnten Verhältnissen bedeutete, ist unschwer zu erraten. Die kleineren Pflanzer verarmten und die grösseren kamen herunter.

Dazu kam noch am 13. Mai 1888 die überstürzte Sklavenbefreiung, die namentlich auf den Norden, wo noch keine nennenswerthe Einwanderung stattgefunden hatte, den nachteiligsten Einfluss ausübte.

Dies sind die Ursachen, warum die Zuckerindustrie, wie überhaupt die Landwirtschaft grossen Stiles im Norden zurückgegangen ist und heute im Vergleiche zu früher nur mehr ein dürftiges Dasein fristet. Ja selbst diese dürftige Existenz verdankt sie nur der mittlerweile eingetretenen Entwertung des zirkulierenden Papiergeldes; indem die Zuckerpreise dem europäischen und amerikanischen Markte gemäss in Goldwährung festgestellt werden, die umgesetzt in hiesiges Geld — mindestens das Vierfache betragen. Zur überseeischen Ausfuhr gelangt überhaupt nur wenig mehr von diesem Rohrzucker; die geringe Menge des Erzeugnisses findet gegenwärtig im Lande selbst guten Absatz.

Schon zur Zeit der kaiserlichen Regierung haben englische und auch hiesige Kapitalisten gegen staatliche Zinsgarantie an verschiedenen Orten des Nordens sogenannte Centralfabriken zur Zuckererzeugung im grösseren

Stile errichtet, die sich die Aufgabe stellten, den Zuckerpflanzern, den grossen wie den kleinen, das Rohprodukt abzukaufen und auf eigene Rechnung zu verarbeiten. Die Rentabilität dieser Fabriken beruht auf den neuen Walzen-Maschinen, die dem Rohr, anstatt wie bisher 5—6 Prozent rohen ordinären Zuckers, 9—10 Prozent zumeist weissen Zuckers entziehen. Dass diese besseren Maschinen nicht auch von den Grossgrundbesitzern auf ihren Fazendas angeschafft werden, erklärt sich teils aus ihrer materiellen Ohnmacht, teils aus dem Mangel an Arbeitskräften.

Wie in Deutschland die Mehrzahl der Grossgrund- und Rittergutsbesitzer Edelleute und verabschiedete Offiziere sind, so waren dieselben hier auch fast durchgehends Fidalgos (Edelleute), d. h. Commendadores, Barone und Grafen, von denen noch ein Rest aus früherer Zeit zurückgeblieben ist, während die neueren Fazendeiros zumeist Doktoren der Medizin oder Jurisprudenz sind. Ob die Doktorenwürde sie befähigt, die Schwierigkeiten zu bewältigen, deren ihre Väter, geborene Landwirte, trotz der Sklavenhilfe nie ganz Meister werden konnten, ist sehr zu bezweifeln. Immerhin giebt es noch manchen Doktor, dessen Landwirtschaft sich in verhältnismässig gutem Zustande befindet, wozu ihnen allerdings die in ihrem Berufe erworbenen Mittel gedient haben.

Seit der Sklavenbefreiung ist hier eine Klasse kleiner Landwirte entstanden, die zu einem allerdings sehr geringen Teile aus früheren, arbeitsameren Sklaven sich gebildet hat. Sie sind nicht selbständige Grundbesitzer, sondern kleine Pächter der Fazendeiros, mit denen sie den Ertrag ihrer Ernten an Zuckerrohr teilen, wofür ihr eigener Anteil unentgeltlich zu Zucker verarbeitet wird. Ausserdem steht ihnen ein beliebiges Terrain zur Anpflanzung von Nutz- und Nahrungspflanzen für die Bedürfnisse des Hauses und der kleinen Wirtschaft, sowie die Benutzung der Viehweide ebenfalls unentgeltlich zur Verfügung. Im Norden kennt man nämlich die Stallfütterung nicht.

Manche der Plantagenbesitzer pflanzen überhaupt nicht mehr auf eigene Rechnung, sondern beschränken sich auf das Einkommen, das von diesen Pächtern ihnen zufällt. Das aus diesen Lavradores sich später ein Bauernstand entwickeln sollte, ist nicht anzunehmen; dazu sind sie doch zu indolent, zu bedürfnislos und von zu geringer Ausdauer.

Die angeführten Übelstände der landwirtschaftlichen Verhältnisse des Nordens hätten jedes andere Land materiell zu Grunde gerichtet; aber Brasilien gleicht dem Riesen Antäos, der, sobald er den Boden nur berührte, neue Kräfte schöpfte. Ein Land, das trotz der vernachlässigten Bodenkultur dennoch ohne besondere Schwierigkeiten allen Anforderungen gerecht wird, die ein kostspieliger Staatsmechanismus und der civilisatorische Fortschritt an dasselbe stellen, muss grossen Naturreichtum und eine unverwüstliche Lebenskraft besitzen. Und darin liegt die einzige, aber auch begründete Hoffnung für die Zukunft Brasiliens.

Die grösseren Plantagen des Nordens befinden sich fast durchgehends im Küstenlande, denn bei dem noch immer herrschenden Mangel an Eisen-

bahnen und Strassen haben solche, die weit im Innern liegen, nur geringen Wert, weil der Transport ihrer Produkte zum Hafen zu schwierig und zu kostspielig ist. Im Innern beschränkt sich die in grösserm Mafsstabe betriebene Landwirtschaft mehr auf Viehzucht und die zum eigenen Verbrauch nötigen Brotfrüchte, mitunter auch auf Tabak. Hier ist Grund und Boden äusserst billig. Die wenigen von der Küste entfernt liegenden Zucker-, Baumwoll- und Kaffeeplantagen, die nicht durch Eisenbahn mit dem Meere in Verbindung stehen, befördern ihre Produkte mittels Tragtieren dahin. Solche Fazendeiros besitzen oder mieten von Troppeiros die nötigen Maultiere, die je zu zehn Stück immer einen Trupp bilden, wovon jedes einzelne Tier mit 120 kg belastet werden kann. Jeder Trupp hat seinen Führer. Diese Maultiertrupps legen in einem Tage 30 bis 40 km zurück und übernachten unter einem Rancho, einem auf Pfählen freistehenden Dache. Hier werden die Tiere entlastet, getränkt und gefüttert. Diese Troppas überwinden oft Wegstrecken von solch schlechter Beschaffenheit, dass nur die Findigkeit und der Mut eines Troppeiro, sowie der vorsichtige, sichere Gang der Maultiere sie zu bewältigen fähig sind. Selbst an der Küste werden zur Regenzeit die Wege so schlecht, dass zu einer auch nur kurzen Reise zu Pferd eine gewisse Entschlossenheit nötig ist. Wer dies nicht selbst erfahren hat, der macht sich keine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die in dieser Jahreszeit der Reisende zu überwinden, und von den Gefahren, die er geschickt zu vermeiden hat. Eine weite Reise ins Innere darf hier nur zur Sommerszeit unternommen werden, wobei ein erprobtes gutes Maultier zu benutzen ist. Pferde sind für ein solches Unternehmen nicht tauglich.

Die Fremden.

Es fehlen die statistischen Daten, um über die Zahl der in Brasilien lebenden Fremden eine genaue Aufstellung machen zu können, noch weniger ist es möglich, die Ausländer ihrer verschiedenen Nationalität nach gesondert auch nur annähernd genau anzugeben. Die Statistik, dieser wichtige Zweig der staatlichen Verwaltung, obwohl mit grossen Geldopfern in allen Unions-Staaten seit Jahren schon eingerichtet, vermag es nicht, aus ihrem embryonalen Zustande sich zu entwickeln. Doch darf man die Behauptung wagen, das insgesamt gegen 2½ Millionen Fremder in Brasilien leben, worunter die Portugiesen sowohl durch ihre Zahl, wie teilweise auch durch ihre soziale und kulturelle Bedeutung an der Spitze stehen mit über 800 000

die Italiener mit 1 300 000
Seelen. Dann folgen die Deutschen mit . . . 250 000
hierauf die Slaven mit 50 000
und zuletzt Franzosen, Engländer, Spanier und
andere mit 100 000
Seelen, das macht zusammen 2 500 000
Ausländer.

In diese Zahl sind sämtliche fremde Ackerbau-Kolonien und die nicht einheimischen Fabrik- und Feldarbeiter der Fazendas einbegriffen.

Mit Ausnahme von etwa 150 000 derselben, die im Norden, von Bahia bis Amazonas leben, sind alle fremden Ansiedler nur in Central- und Südbrasilien ansässig. Die Ackerbau-Kolonien des Staates Espirito Santo zählen an Deutschen, Italienern und Slaven ungefähr 100 000 Seelen. Die im Staate São Paulo lebenden Italiener, Deutschen, Portugiesen und anderen Fremden beziffern sich auf 800 000 Seelen, die Staaten Rio de Janeiro und Minas Geraes zählen zusammen ungefähr 300 000, die Hauptstadt Rio de Janeiro allein weist statistisch 155 000 auf, worunter 106 000 Portugiesen, 17 000 Italiener, 10 000 Spanier, 4000 Franzosen, während Deutsche, Engländer und Österreicher zusammen noch nicht 5000 Seelen betragen. Die drei Südstaaten Paraná, Santa Catarina und Rio Grande do Sul dürften 600 000 Fremde zählen, wovon die Deutschen ungefähr ein starkes Drittel ausmachen.

Die Portugiesen üben in Brasilien auf die wirtschaftlichen wie auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einen bedeutenden Einfluss, wozu sie einerseits durch ihre nahe Verwandtschaft und Verschwägerung mit den Brasilianern, andererseits durch das Schwergewicht ihrer materiellen Bedeutung als Kaufleute, Industrielle, Handwerker und Landwirte befähigt sind. In ihren Händen liegt die grössere Hälfte des gesamten Grosshandels in Ein- und Ausfuhr; den Kleinhandel monopolisieren sie beinahe ausschliesslich. Viele sind Handwerker, Bauleute, Lastträger, Karrenführer und Gärtner in den grösseren Städten, auf dem Lande Feldarbeiter. So weit man auch in das Innere des Landes vordringen mag, selbst dahin, wo kein Fremder sich mehr findet, trifft man immer noch Portugiesen, teils als selbständige kleine Kaufleute, teils als herumziehende Krämer.

Die Portugiesen sind ein rühriges, thätiges Volk. Sie unterwerfen sich zu Anfang ihrer Laufbahn Entbehrungen und selbst hartem Druck; beides ertragen sie so lange mit bewundernswerter Geduld, bis sie durch Fleiss und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben haben, worauf viele in ihre Heimat zurückkehren, andere wieder für immer hier sich niederlassen, mit brasilianischen Familien verschwägern und ansehnliche Stellungen in der Gesellschaft erringen.

Die Brasilianer sind zwar im allgemeinen nicht gut auf die Portugiesen zu sprechen, aber zu ernst ist das nicht gemeint, denn eine wirkliche Abneigung kann hier ja schon aus dem Grunde nicht Platz greifen, weil die Portugiesen doch die nächsten Vettern der Brasilianer sind und weil die portugiesische die Stammnation der Brasilianer ist. Man liebt es allerdings, die Verwandten aus der alten Welt zu verhöhnen und zu verspotten, teils weil sie in ihren Umgangsformen derb und etwas schwerfällig sind und die minder gebildete Klasse das portugiesische Idiom in harter, nicht gerade schön klingender Weise spricht, teils mag auch ein gewisser Brotneid hierzu beitragen, denn fast alle Portugiesen in Brasilien, gleichviel ob hoch oder niedrig, leben in verhältnismässig guten materiellen Verhältnissen.

So sparsam, ja selbst so geizig die Portugiesen in vielen Dingen sind, so wenig gentlemanlike sie in der Mehrzahl sich benehmen, so grossartig ist doch ihre Freigebigkeit, wenn es sich um die Errichtung und Erhaltung von gemeinnützigen Anstalten für ihre Nation handelt. Keine andere Fremdenkolonie kann sich in dieser Beziehung mit ihnen messen. In allen grösseren Städten Brasiliens besitzen sie ihre eigenen prachtvollen Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, in vielen Städten Armenhäuser, wohlthätige und Gelehrten-Vereine, Lesekabinette, gymnastische Klubs u. s. f.

Der Einfluss der Portugiesen auf den Fortschritt Brasiliens ist bisher nicht genug gewürdigt worden. Lobenswert ist auch ihr festes Zusammenhalten. So zahlreich und so weit zerstreut sie hier leben, so bilden sie doch fast eine Familie. Sie unterstützen und helfen sich gegenseitig in jeder Lebenslage und bei jeder Gelegenheit. Ein portugiesischer Kaufmann wird immer nur wieder Portugiesen in sein Haus aufnehmen; auch sind es

ausschliesslich Portugiesen, die seine Nachfolger im Geschäft werden, wenn er sich zurückzieht. Die grössern Handelsfirmen derselben geniessen hier den Ruf der Vertrauenswürdigkeit und Ehrenhaftigkeit. In gesellschaftlicher Beziehung stehen sie mit den Brasilianern in solch intimem Verkehr, wie kein anderer Fremder hier, denn ihre Sprache, ihre Sitten und Gewohnheiten, sowie die Art des Denkens und Fühlens sind mehr oder minder denen der Brasilianer gleich, wobei allerdings wieder der Unterschied sie trennt, dass der gebildete Brasilianer ein vollendeter Gentleman, leichtlebiger und freigebiger, das ganze brasilianische Volk überhaupt sanfter, umgänglicher, aber auch indolenter ist.

Die den Portugiesen an Zahl sogar überlegenen Italiener gehören mit sehr wenigen Ausnahmen den niederen Volksklassen an, die in ihrer Mehrzahl teils Arbeiter auf den Fazendas, teils selbständige Kolonisten sind. Der Rest besteht aus Handwerkern, herumziehenden Krämern, Hausdienern, Lastträgern und Stiefelputzern. Nur sehr wenige der hier lebenden Italiener können sich den gebildeten Ständen zuzählen. Es ist daher selbstverständlich, dass ihr Einfluss in allen Zweigen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens gering ist, obwohl in einigen grösseren Städten, namentlich aber in Rio, mehrere in litterarischer, künstlerischer oder wissenschaftlicher Beziehung bedeutende Männer italienischer Abkunft leben. Als Industrielle und Grosshändler sind sie nur sehr schwach vertreten.

In die dritte Reihe der Zahl nach kommen die Deutschen; bezüglich ihrer kulturellen Bedeutung aber stehen sie keiner einzigen anderen Nation nach, selbst den Portugiesen nicht. Sie haben erst den soliden, fleissigen und ansässigen Bauernstand in Brasilien begründet. Lange nach ihnen kamen dann erst die Slaven und Italiener, welche zur Vermehrung des Standes der Kleinbürger und Landwirte beitrugen, der hier sonst gar nicht vorhanden wäre. Das erkennen auch die Brasilianer an, namentlich diejenigen, welche die Südstaaten bereist und die dortigen deutschen Niederlassungen kennen gelernt haben.

Obwohl nun das deutsche Element der Südstaaten, einschliesslich des Staates São Paulo, nicht bloss wegen seiner ziffernmässigen Stärke, sondern auch wegen seiner Bedeutung auf den Gebieten der Industrie, des Handels, wie der Kultur überhaupt eine wesentliche Rolle im öffentlichen Leben zu spielen berechtigt wäre, so ist dies dennoch nicht der Fall. Es hat dies seine guten Gründe. Die in dichten Massen zusammenwohnenden Deutschen in den Südstaaten und in Espirito Santo haben der grossen Mehrzahl nach zwar ihre nationale Sprache, Sitten und Gebräuche beibehalten, besitzen auch eine gewisse Anhänglichkeit an ihre alte Heimat, fühlen aber dessen ungeachtet auch ein lebhaftes Interesse für alle Vorgänge innerhalb ihrer neuen Heimat in politischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Beziehung. Und dennoch bilden sie keinen Faktor, mit dem irgend eine Regierung Brasiliens rechnet, weil ein festes Zusammenhalten unter ihnen selbst fehlt; in dieser Beziehung könnten die Deutschen von den italienischen Ansiedlern in Brasilien noch manches lernen. In vorkommenden Fällen wehrt sich jeder

Deutsche nur seiner eigenen Haut; der Landsmann mag dann selbst zusehen, wie er sich aus der Schlinge zieht.

In Südamerika, wo das öffentliche Leben sehr bewegt ist, wo die Parteien in stetem Kampfe einander in den Haaren liegen, ist es nicht genug, ein ruhiger und fleissiger Bürger zu sein. Um im öffentlichen Leben zur Geltung zu kommen, muss man einer Partei angehören, die in achtunggebietender Stärke ungerechten Zumutungen mit Erfolg entgegenzutreten in der Lage ist. Welch bedeutenden Einfluss könnten auf diese Weise die 150000 bis 200000 Deutschen in Südbrasilien üben, wenn sie einig und fest zusammenständen! Da dies nun nicht der Fall ist, so werden sie nicht als massgebender Faktor betrachtet und unbeachtet beiseite gelassen.

Unter diesen Verhältnissen haben nicht selten einzelne beherzte Männer gelitten, die aus der Mitte ihrer Mitbürger hervortraten und zu Handlungen sich erkühnten, die vielleicht dem Lande zum Nutzen und ihnen selbst zur Ehre gereicht hätten, wenn sie von der Masse mit dem nötigen Nachdruck unterstützt worden wären. Fehlt nun der feste Verband schon auf dem Lande, wo die Deutschen an vielen Orten die Mehrzahl oder mindestens eine beträchtliche Minderheit bilden, so ist dies in den grösseren Städten Central- und Südbrasiliens noch viel mehr der Fall. Gar mancher sieht diesen Übelstand auch recht gut ein. So traten vor einigen Jahren, namentlich in São Paulo, deutsche Männer auf, die ihre Landsleute wiederholt zur Gründung eines starken und festen Verbandes eindringlich genug aufforderten, namentlich traten die dort erscheinenden deutschen Zeitungen mit Wärme für diese Idee ein; es war aber alles vergebens. Seitdem scheint die Angelegenheit gänzlich eingeschlafen zu sein.

Obwohl in São Paulo mehrere deutsche Vereine bestehen und den dortigen Kolonisten das Gefühl der Zusammengehörigkeit schon deshalb nicht abgesprochen werden kann, weil sie deutsche Schulen, Kirchen, öffentliche Organe und die erwähnten Vereine gemeinsam gegründet haben, so bildet dies immerhin noch keinen wetterfesten, nach allen Richtungen hin thatkräftig vorgehenden Verband. Es liegt bekanntlich dem weltbürgerlich angehauchten Deutschen eine gewisse Schwerfälligkeit im Blute, wo es sich um das öffentliche Leben handelt; hier zu gemeinschaftlichem Handeln sich aufzuraffen, gelingt ihm nur in ganz besonderen Fällen, wenn thatkräftige Männer von bedeutendem Einfluss sich an die Spitze stellen. Der Deutsche grübelt zu viel, auch ist seine Meinung bekanntlich zumeist verschieden von der des Nachbarn, so dass er gegen jeden Vorschlag, sei derselbe auch noch so reiflich erwogen, stets Bedenken zu erheben weiss. Das Deutschtum wird deshalb hierzulande wohl schwerlich je einen Faktor bilden, mit dem die Behörden aller Grade rechnen müssen.

In Rio de Janeiro, wo 2000 Deutsche leben, ist das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit noch schwächer, obwohl sie ja eigene Kirche, Schule, Hilfsverein und gesellige Vereine besitzen. Aber ihre gemeinsamen Interessen sind nicht mächtig genug, um sie einander näher zu bringen. Ja selbst der Versuch, hier ein deutsches Blatt zu erhalten, musste aufgegeben werden.

Man kennt sich, man grüsst sich und hat weiter nichts miteinander gemein. Selbst die Familien rücken einander nicht näher, wozu allerdings nicht wenig die grossen Entfernungen in der weitläufigen Stadt beitragen.

In dem kleinen Santos, wo verhältnismässig viele Deutsche leben, sind sie auch einander näher gerückt. Der neuankommende Deutsche freut sich, dort auf Schritt und Tritt seine Muttersprache zu hören.

Mit den brasilianischen Familien leben die Fremden wohl in freundlichen, selten aber in sehr intimen Beziehungen, was vorzugsweise im Norden zutrifft. Der Gedanken- und Interessenkreis ist beiderseits meist zu verschieden, auch weicht das nordbrasilianische Familienleben zu sehr von dem der Europäer ab, als dass ein lebhafter, freundschaftlicher Verkehr zwischen Einheimischen und Ausländern Raum gewinnen könnte. Folgt der Europäer der Aufforderung zu einem Besuche, die der Nord-Brasilianer in liebenswürdigster Weise keinem Fremden gegenüber unterlässt, so ziehen sich, wenn er den Empfangssalon betritt, die Damen des Hauses eiligst zurück, teils, weil sie mit dem Fremden nichts anzufangen wissen würden, teils wohl auch, weil sie im leichten Hauskleid sind. Der Besuch bleibt nun meist mit dem Hausherrn allein. Die gewöhnlichen Redensarten über das Wetter, einige Worte über Alltäglichkeiten sind bald gewechselt, dann stockt schon das Gespräch. Die innere Politik, die den Brasilianer zu jeder Zeit interessiert und ihn stets redselig macht, liegt dem Besucher zu fern, ebenso fremd sind ihm die lokalen Vorkommnisse in der Gesellschaft; geschäftliche Angelegenheiten dagegen bespricht wieder der brasilianische Kaufmann nicht gern in seinem Heim; schliesst er sein Geschäft, so sperrt er auch den Kaufmann mit ein und ist dann nur noch Gentleman. Über was soll man sich nun unterhalten? Alle die tausend Dinge, die den europäischen Fremdling von der Heimat her mit Anteil erfüllen, soziale, wissenschaftliche und künstlerische Fragen, Entdeckungen, Erfindungen, die Weltpolitik, all das ist kein Thema für das Ohr eines nordbrasilianischen Kaufmanns. Gehört der Hausherr dem Gelehrtenstande an, so fühlt sich wieder der Besucher in seinen portugiesischen Sprachkenntnissen meist zu schwach, um einem wissenschaftlichen Thema mit einigem Verständnis folgen zu können, so dass schon nach wenigen Minuten ein gewisses Unbehagen eintritt, das man am besten durch baldigen Aufbruch wohlthuend abkürzt.

Entspricht der Fremde einer Einladung zu einem Empfangsabend und findet er bereits den Saal mit Herren und Damen gefüllt, die stumm und unbeweglich rings an den Wänden umhersitzen, so ist er genötigt, der Sitte gemäss alle Anwesenden der Reihe nach mit einem Händedruck und der stehenden Phrase: „Wie geht es Ihnen?“ zu begrüssen. Nach Bewältigung dieser Aufgabe nimmt er am schicklichsten einen bestimmten Platz ein. Eine freie Bewegung, die Annäherung an bekannte Personen, ein Gespräch in halblautem Tone, alles das wird gewissermassen als Unart betrachtet. Endlich bricht die Frau oder eine Tochter des Hauses den Bann und öffnet das Piano. Alle lauschen mit Andacht der Musik; dabei mag es vorkommen, dass der fremde Gast, dessen Ohr etwas verwöhnt ist, ein Unbehagen zu

fühlen und ungeduldig auf seinem Sessel umherzurutschen beginnt. Greift aber das Musikfieber weiter um sich und treibt einen Jüngling zur kühnen That, die Dame am Instrumente abzulösen, so benutzt der fremde Besuch den allgemeinen Enthusiasmus, um unbeachtet sich hinweg zu stehlen.

Noch schlimmer geht es dem europäischen Neuling, wenn er zu Tisch geladen ist. Sämtliche Speisen werden aufgetragen, lange bevor man zu Tische geht. Obwohl dies nun in einem Tropenlande der Gesundheit keineswegs abträglich ist, so hat man sich doch noch nicht daran gewöhnt, Suppe und manch andere flüssige Speise lauwarm zu geniessen. Dazu kommt noch der merkwürdige Geschmack der auf keiner Tafel fehlenden Nationalgerichte, sodass der Fremde bisweilen seinen ganzen Opfermut aufbieten muss, um nicht die Hausleute durch Verschmähung der Spezialitäten Brasiliens zu beleidigen.

Die englischen Familien halten mehr zusammen als die deutschen. Auch stehen ihre Häuser den jungen ledigen Männern ihrer Nationalität stets gastfreundlich offen, was bei Deutschen und Schweizern wieder nicht der Fall ist. Hier sind die Junggesellen ganz auf sich angewiesen. An Wochentagen hat dies noch nicht viel auf sich, denn da kommt man vom Contor oder Magazin müde und matt nach Hause, — arbeitet man doch hier viel angestrengter als in Europa, — sitzt mit seinen Kollegen zu Tische und plaudert beim guten Mahle und noch bessern Wein über die aus Europa eingegangenen Nachrichten, liest nach Tisch ein wenig und geht dann zur Ruhe. Aber an den Sonn- und vielen Feiertagen, da stellt sich die Langeweile ein. An Ausflüge ist nicht zu denken, dafür ist es zu heiss. Man setzt sich zusammen, spielt irgend ein Gesellschaftsspiel und trinkt dabei unablässig Bier, Cognac, Wein und anderes bis tief in die Nacht hinein. Dies viele Trinken, das mancher auch ausser der erwähnten Zeit noch fortsetzt, legt nicht selten den Grund zu unheilbarem Siechtum und ist nur zu oft die Ursache eines frühzeitigen Todes, denn im Tropen-Klima ist Mässigkeit noch viel mehr geboten als in Europa. Mehr als drei Vierteile meiner deutschen und schweizer Freunde und Bekannten, durchgehends starke und gesunde Männer, habe ich in Pernambuco im Laufe eines Jahrzehnts zu meinem Leidwesen aus dem Leben scheiden sehen. Der Tod der vielen gesund und kräftig herübergekommenen Europäer hat im Laufe der Zeit dem Lande den Ruf eines mörderischen Klimas eingetragen, was indessen ganz und gar nicht zutrifft. Nicht das Klima hat diese Männer getötet, sondern ihr unvorsichtiges, alle Regeln der Hygieine geringschätzendes Leben, was in einem tropischen Lande viel gefährlicher ist als in der kälteren Heimat.

Von den Franzosen, die im Norden Brasiliens meist der niederen Gesellschaftsklasse, wie dem Handwerkerstande angehören, leben die wenigen Höhergebildeten freundschaftlich miteinander und machen sich das Leben in ihrer freien Zeit so angenehm, wie dies nur ihnen bei ihren geselligen Talenten gegeben ist. Hier herrscht kein Chauvinismus. Jedermann ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit, der in ihre Gesellschaft kommt, wird gut empfangen und verlebt angenehme Stunden mit ihnen. Lebhaft, fröhlich,

erfinderisch in der Abwechslung von Vergnügungen, bei aller Ausgelassenheit doch immer anständig und rücksichtsvoll, so sind diese trefflichen Leute; es ist deshalb ein Vergnügen, mit ihnen zu verkehren. In ihrem Erwerb stehen die Franzosen den anderen Nationen in keiner Beziehung nach.

Im grossen und ganzen kann man die Fremden in den grösseren Städten Brasiliens ihren Haupterwerbsquellen nach ungefähr folgendermassen einteilen: Die Portugiesen sind der Mehrzahl nach Gross-Kaufleute und Handelsbeflissene, Krämer und Handwerker, die Deutschen Gross-Kaufleute, Handlungsgehilfen, einige Industrielle, Lehrer, Erzieher, Ingenieure und Handwerker, die Schweizer Gross-Kaufleute, kaufmännisch Bedienstete und einige Handwerker, die Engländer in ihrer grossen Mehrheit Bauunternehmer, Industrielle und einige Gross-Kaufleute, die Franzosen in der Mehrzahl Gewerbsleute, Industrielle und Besitzer grosser Modemagazine, auch einige Bauunternehmer und Ingenieure. Die Italiener in den Städten sind meist kleine Gewerbsleute, Handwerker, herumziehende Krämer, Dienstleute und nur wenige, der gebildeten Klasse angehörende sind Kaufleute, Lehrer, Künstler und Techniker. Die Nordamerikaner sind Grosshändler und Exporteure, ihre Kolonie ist an Zahl gering.

Die Österreicher sind in den Städten nur spärlich vertreten; ausser einigen bedeutenderen Kaufleuten besteht der Rest zumeist aus Handwerkern. Die österreichisch-ungarischen Konsularbehörden haben sich bis jetzt um ihre hier als Kolonisten lebenden Staatsangehörigen wenig oder gar nicht gekümmert, während dies die englische, französische, portugiesische, italienische, deutsche und andere Regierungen mit mehr oder weniger Sorgfalt thun. Russland hat sogar vor einigen Jahren eine Kommission zur Untersuchung der Verhältnisse der russischen Ansiedler hierher gesandt. Wenn es mir gestattet wäre, meine Meinung hierüber frei auszusprechen, so würde ich sagen, dass kein anderer Grossstaat Europas so geringe Aufmerksamkeit diesem Lande zuwendet, als Österreich-Ungarn, das nicht wie andere Staaten, auswärtige Besitzungen sein eigen nennt, in denen es den Überschuss seiner Bevölkerung ansiedeln könnte, weshalb es in oben erwähnter Beziehung doch mindestens nicht hinter anderen Nationen zurückbleiben sollte.

Der frühere deutsche Gesandte, Dr. Krauel, hatte allerdings mehrere Staaten Brasiliens bereist. Italiens und Portugals Konsularagenten stehen mit ihren zahlreichen Landsleuten aller Klassen hier in steter inniger Beziehung. Ebenso sind die diplomatischen und Konsularbehörden Englands, Frankreichs, der Schweiz und Spaniens, die, wenn auch keine Ackerbau-Kolonien, so doch in den Städten viele Staatsangehörige besitzen, sehr rührig und eifrig für die Wahrung der Interessen ihrer Länder und ihrer hier lebenden Mitbürger. Nur von Österreich-Ungarn hört man wenig oder nichts, obwohl der gegenwärtige österreichische General-Konsul in Rio de Janeiro seinen Pflichten als Beamter ganz ohne Zweifel pünktlich nachkommt; aber von einer eigenen Initiative, die vielfach so nötig wäre, ist nichts zu bemerken, was beim diplomatischen Agenten des Donaureiches noch weniger der Fall ist. Schlimm ist es im Norden Brasiliens mit den österreichisch-ungarischen und nicht viel

besser auch mit den deutschen Konsularbehörden bestellt, da dieselben nur durch Honorarkonsuln vertreten sind. Österreichische Staatsbürger, von denen eine nicht ganz geringe Anzahl hier teils sich ständig niedergelassen hat, teils vorübergehend aufhält, ermangeln jedes nennenswerten Schutzes. Ich vermöchte zahlreiche Beispiele von Not und Bedrückung anzugeben, die meine Landsleute aus Mangel an konsularem Schutz hier erlitten haben. Die österreichisch-ungarischen Konsuln sind meist nicht Österreicher oder Ungarn, sondern Fremde, die weder die Sprachen noch die Verhältnisse und Bedürfnisse des zu vertretenden Landes kennen und seine materiellen Interessen, sowie die seiner hier lebenden Staatsbürger sehr wenig wahrnehmen, während alle anderen europäischen Industriestaaten in den Handels-Emporien des brasilianischen Nordens, wie Bahia, Pernambuco und Pará durch Berufskonsuln oder doch durch Staatsbürger des eigenen Landes als Honorarkonsuln vertreten sind.

Zugestanden auch, dass der bisherige Handelsverkehr Österreich-Ungarns mit Nordbrasilien so gering ist, dass ein Berufskonsul eine kostspielige Einrichtung wäre, so ist dagegen die Frage aufzuwerfen, ob nicht der gegenseitige Handelsverkehr dieser beiden Länder gedeihlicher sich gestaltet hätte, wenn ein tüchtiger Vertreter Österreich-Ungarns dessen Interessen mit Eifer und Sachkenntnis hier wahrgenommen hätte, denn an der Konsumkraft Brasiliens ist umsoweniger zu zweifeln, als mit ihm eine Reihe fremder Industriestaaten in lebhaftem Handelsverkehr stehen, an welchem nur Österreich-Ungarn bisher in sehr geringem Masse teilnimmt.

Auch die deutschen Konsuln lassen manches zu wünschen übrig. Die Berufskonsuln erfüllen wohl als detachierte Behörden ihres Vaterlandes ihre Pflichten, aber sie sind nicht hinreichend bekannt mit dem lebhaft pulsierenden Handelsverkehr ihrer hiesigen Staatsangehörigen, ebensowenig mit den Bedürfnissen und der Bewegung der vaterländischen Industrie und des Handels. Sie stehen nicht wie die englischen, französischen, italienischen und portugiesischen Konsuln in inniger Berührung mit allen Ständen ihrer hiesigen Landsleute; ja manche sind sogar ausschliesslich nur den angesehensten reichen Leuten zugänglich, während ein gewöhnlicher Sterblicher nur durch Vermittlung der Unterbeamten sein Anliegen vorbringen kann. Allerdings macht der Konsul in Rio de Janeiro, Herr Dr. W. Wever, eine rühmliche Ausnahme. Die Honorarkonsuln wieder, die gewöhnlich Geschäftsleute sind, haben weder die Zeit, noch die Lust, den so zahlreichen und nicht immer angenehmen Geschäften eines unbesoldeten Amtes mit Hingebung sich zu widmen.

Das schon früher erwähnte Misstrauen der Brasilianer gegen die Fremden wird dadurch noch mehr erregt, dass die Europäer in Wort und Schrift zu allen Zeiten die Lauge bittern Spottes und Hohnes über die Brasilianer ausgegossen haben, wobei namentlich Frankreich und Deutschland sich hervorgethan haben. Wenn auch die Brasilianer in vielen Beziehungen eine Kritik verdienen, so sollte dieselbe doch gelinder geübt werden mit Rücksicht darauf, dass Land und Volk nicht mit einem Mafsstabe gemessen werden

dürfen, wie eine viele Jahrhunderte alte Nation mit festgefügtem Staatswesen. Wohl ist die hier bestehende fast grenzenlose individuelle Freiheit eine Quelle mancher Schäden und von nachteiliger Wirkung auf den geregelten Gang der Staatsgeschäfte, aber den Fremden beeinträchtigt sie nur in seltenen Fällen. Zum Teil ist es ja gerade diese Freiheit, welche hier dem Fremden die in Europa so schwer zu erringende wirtschaftliche Selbständigkeit erleichtert.

Die Deutschen sind, wie bereits mehrfach erwähnt, allgemein geschätzt und werden in mancher Beziehung anderen Nationen vorgezogen. Dies war jedoch nicht immer so. Vor drei Jahrzehnten genossen sie hier nur geringe Beachtung; klein war die Zahl der Brasilianer, die vom deutschen Geist und deutscher Kraft eine Ahnung hatte. Im allgemeinen wurden die Deutschen nach den im Süden angesiedelten Kolonisten als ein fleissiges, ehrliches, Bier trinkendes Volk angesehen, welches harmlos und geduldig jedes Joch trug, das man ihm auferlegte, bis plötzlich im Jahre 1870 der deutsch-französische Krieg ein massloses Erstaunen und bei vielen Brasilianern eine ungeteilte Bewunderung hervorrief. Man begann allmählich zu erkennen, dass Frankreich kein ausschliessliches Vorrecht auf die Verbreitung einer höheren menschlichen Kultur besitzt. Man trat den Deutschen näher und liess ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren. Viele vornehme Familien schickten ihre Söhne zur Ausbildung in dieses Land, das mit einem Schlage die hervorragenden Eigenschaften seines bisher so wenig gekannten Volkes offenbarte. Mehrere der dort ausgebildeten Männer trugen nach ihrer Rückkehr zur Verbreitung der Kenntnis Deutschlands bei; namentlich war es Professor Dr. Tobias Baretto in Pernambuco, der durch Wort und Schrift das Deutschtum hier auf das vorteilhafteste bekannt machte. Seine Worte fielen um so mehr ins Gewicht, als er wegen seiner encyklopädischen Gelehrsamkeit einen bedeutenden Einfluss auf die gebildete Klasse seiner Heimat übte.

Das von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsende Interesse für die deutsche Nation ist keineswegs platonisch geblieben, sondern hat auf den gegenseitigen Handelsverkehr die nachhaltigste Einwirkung geübt, so dass Deutschland heutzutage in handelspolitischer Beziehung mit Ausnahme Englands alle anderen Nationen in Brasilien überflügelt hat. Die grossen Tagesblätter, die früher nur von Zeit zu Zeit äusserst spärliche Nachrichten aus dem Norden und Osten Europas brachten, die sie noch dazu französischen Journalen entnahmen, haben jetzt ihre Sonderberichterstatter in Berlin und bringen wöchentlich mehrere Spalten lange Artikel über die dortigen Vorgänge im politischen, sozialen, wissenschaftlichen und schöngeistigen Leben. Trotzdem ist eine rückhaltlose Freundschaft zwischen Brasilianern einerseits und Ost- und Nordeuropäern andererseits nicht leicht möglich. Hierzu ist ihr Denken und Empfinden zu sehr verschieden.

Die Nordamerikaner als Nation stehen hier insofern in hoher Achtung, weil ihre Thatkraft, ihr praktisches Wesen und ihr Reichtum Bewunderung erregen. In politischer Hinsicht jedoch misstraut man ihnen. Man will von dem Panamerikanismus nichts wissen. Die Monroedoktrin hält man hier

sowohl wie auch in den La Platastaaten für einen Köder, der die lateinischen Staaten Südamerikas verlocken und unter die Botmässigkeit Nordamerikas bringen soll. In Südamerika ist überhaupt mehr Neigung für Europa als für Nordamerika vorhanden, weil man von ersterem in politischer Beziehung nichts befürchten zu müssen glaubt, während die panamerikanischen Ideen schwere Bedenken erregen. Auch schon die lateinische Stammeszugehörigkeit macht den Brasilianer West- und Südeuropa sympathischer als das angelsächsische Nordamerika, das überdies noch um viele Tagereisen entfernter liegt, als jenes; denn nach Europa dauert die Fahrt 15 bis 16 Tage auf den englischen, französischen und italienischen Postschiffen, während sie nach Nordamerika 22 bis 23 Tage in Anspruch nimmt. Die Mittel, durch welche Nordamerika in Brasilien einen bedeutenden Einfluss gewinnen könnte, wäre die Anlage von Kolonien, Eisenbahnen und industriellen Anstalten. In der That tauchen seit einigen Jahren dann und wann Gerüchte auf, dass Ähnliches im Werke sei. Würde dieser Fall eintreten, so könnte Brasilien wie Nordamerika viel dabei gewinnen.

Da England Hauptgläubiger des brasilianischen Staates ist, so könnte man beinahe sagen, dass das materielle Wohl und Wehe Brasiliens in den Händen der Engländer liegt. Die Brasilianer fühlen daher eine gewisse Ehrfurcht vor einer Nation, die in allen Erdteilen umfangreiche Gebiete besitzt. Diesen Gefühlen aber offen Ausdruck zu verleihen, sind sie zu stolz und verbergen dieselben unter einem leichten Spott und Hohn, den sie bei jeder Gelegenheit an den Engländern üben.

Gegen die Italiener, die doch mit mehr als einer Million Seelen hier vertreten sind, herrscht eine gewisse Gleichgültigkeit. Man liebt sie weder, noch fürchtet oder hasst man sie. Auch wird ihnen nicht der mindeste Einfluss auf das öffentliche Leben eingeräumt, was wohl daher kommen mag, dass selbst in Städten, wo sie sehr zahlreich ansässig sind, nur wenige den gebildeten Klassen oder dem besseren Kaufmannsstande angehören. In den Kaffee produzierenden Staaten haben die Italiener zum grossen Teile die Lücken gefüllt, welche die befreiten Sklaven gelassen hatten. In den Südstaaten sind sie selbständige Kolonisten.

Von Slaven, die in grösserer Menge als Kolonisten in den Südstaaten und in Espirito Santo leben, wissen die Stadtbewohner nur wenig oder nichts zu sagen, da ihre Existenz hier von ihnen kaum gekannt ist.

Die Portugiesen, die eine vor allen anderen Fremden ausnahmsweise Stellung einnehmen, haben mit diesen doch das Eine gemein, dass sie für die tropischen Fieber ebenso empfänglich, wie jeder andere Fremde von kaukasischer Rasse sind und jährlich ein beträchtliches Kontingent an Gelbfieberkranken in die Spitäler liefern.

Indessen ist nicht etwa ganz Brasilien in Bausch und Bogen als ein ungesundes Land zu beurteilen. Im Gegenteil ist mit Ausnahme einiger Städte und Gegenden die Sterblichkeit im allgemeinen geringer als in Europa. Nur muss man dem tropischen Klima angemessen leben; das heisst sehr mässig sein im Genusse von Speisen und Getränken, zeitig zu

Bette gehen, fleissig kalte Bäder nehmen, ganz besonders vor Erkältung sich hüten, in der ersten Zeit nicht zu viel Obst geniessen, namentlich dann nicht, wenn es von der Sonne durchwärmt ist, und schliesslich nicht allzusehr dem Sonnenbrande sich aussetzen.

Die gefährlichste und auch gefürchtetste Krankheit ist in Brasilien das gelbe Fieber, das alljährlich an gewissen Orten epidemisch auftritt und fast nur unter den Fremden schlimme Verheerungen anrichtet. Allgemein heisst es wohl, dass nur der dritte oder vierte Teil der Erkrankten zu Grunde ginge; ich habe aber während 19 Jahren die Gelegenheit gehabt, trübere Beobachtungen zu machen. In allen Fällen ist es geraten, zu einem Gelbfieberkranken keinen ausländischen Arzt zu rufen. So geschickt und gelehrt dieser auch sein mag, hinsichtlich des gelben Fiebers haben die brasilianischen Ärzte doch viel mehr Erfahrung.

Von meinen vielen Bekannten und Freunden, die, am gelben Fieber erkrankt, ins Spital übergeführt wurden, starben ungefähr 80 Prozent, während solche, die vom ersten Anfall an in ihrem Krankenzimmer blieben, der grössere Teil die Gesundheit wieder erlangt hat, namentlich, wenn aufmerksame Pflege und Wartung dem Patienten zu teil wurde. Wer einmal das gelbe Fieber überstanden hat, wird ein zweites Mal nur äusserst selten davon befallen und ist, wenn dies dennoch eintritt, fast niemals in Lebensgefahr.

Ein Gelbfieberplatz ersten Ranges ist die Hafenstadt Santos im Staate São Paulo. Die Epidemie erlischt dort nie ganz und entwickelt sich jährlich zur Sommerszeit, Anfang Dezember bis Mai, befällt fast ausschliesslich Fremde und mit Vorliebe starke, robuste Männer, namentlich wenn sie blond und blauäugig sind. Beinahe ebenso gefährlich ist die Hauptstadt Rio de Janeiro, ganz besonders für die eben ankommenden Fremden während der Epidemie, die hier zu gleicher Zeit wie in Santos herrscht. Dann und wann tritt die Krankheit auch in den Städten Bahia und Pernambuco auf, erreicht aber nicht annähernd die Stärke, wie in Santos und Rio, wo zwar in den letzten drei Jahren das gelbe Fieber nicht epidemisch aufgetreten ist, dafür aber an Orten im Binnenlande erschienen ist, wo man es früher nicht gekannt hat. Einige dieser Orte haben von Seiten der Regierung in gesundheitlicher Beziehung eine gründliche Umgestaltung erfahren.

Andere Arten von Fieber, die indessen äusserst selten tödlich verlaufen, herrschen nur zu gewissen Zeiten an den Ufern der grossen Ströme, wenn dieselben während der Regenzeit über ihre Ufer treten und die Umgebung auf weite Strecken in Sümpfe verwandeln, die, von der Tropensonne erhitzt, durch ihre Ausdünstung die Luft verpesten.

Eine merkwürdige Krankheit, die im tropischen Brasilien vorkommt, ist das Beriberi, das nur selten Leute rein kaukasischer Rasse und noch seltener den Europäer befällt. Die Krankheit beginnt mit Anschwellung der untern Extremitäten, geistiger Gedrücktheit, Mattigkeit, Appetitlosigkeit und allgemeiner Schwäche, ist bösartig und hartnäckig; sie führt bisweilen schon nach einigen Tagen zum Tode, öfter aber erst nach Monaten und selbst nach Jahren. Die Wissenschaft hat gegen das Beriberi noch kein sicheres

Mittel gefunden, ausser sofortigem Klimawechsel und reiner Seeluft. Sobald man sich zu Schiffe aufs hohe Meer hinausbegiebt, tritt Besserung ein, und oft kommt der Kranke, der zu seiner Heilung eine Reise nach Europa unternimmt, gänzlich hergestellt dort an.

Scharlach und namentlich Blattern treten in manchen Gegenden häufig epidemisch auf, beschränken sich aber meist auf Eingeborene, ganz besonders auf Farbige. Unglaublich ist der Schrecken und die Angst der Dorfbewohner, wenn die Blattern in einem Hause ausbrechen. Der vorbeiführende Weg wird sofort verlegt, und die ganze Familie ist von aller Welt ängstlich gemieden, oft auch gezwungen, die Wohnung zu räumen und sich im Walde niederzulassen.

Nachdem ich der hier vorkommenden Tropenkrankheiten und der gesundheitsgefährlichen Orte mit ihren Fieberperioden Erwähnung gethan habe, kann ich trotzdem nicht umhin, wiederholt der weit verbreiteten Annahme entschieden entgegenzutreten, dass das Klima Central- und Nordbrasiliens der kaukasischen Rasse schädlich sei. Ich kann dies umsomehr mit gutem Gewissen thun, als ich selbst Jahre lang diese Staaten bereist habe. Es kann daher jeder Einwanderungslustige, der körperlich gesund, geistig und moralisch kein Schwächling ist, getrost nach Brasilien kommen, wo er je nach seinen Fähigkeiten in kurzer Zeit Vermögen oder doch behaglichen Wohlstand erreichen wird. Nur wer an einem organischen Übel leidet, muss von der Übersiedelung nach hier Abstand nehmen, denn in seinem Falle geht es hier rascher mit ihm zu Ende als in Europa. Dagegen findet man gegen hartnäckigen Rheumatismus hier leichter Heilung als in Europa, namentlich an der Seeküste. Fortgesetzte Seebäder, die hier der Jahreszeit halber keine Unterbrechung zu erleiden brauchen, heilen gänzlich oder lindern diese Krankheit selbst in veralteten Fällen.

Kein Fremder wird hier wegen seiner Religion oder Volksangehörigkeit hintangesetzt. In dieser Beziehung ist der Brasilianer äusserst tolerant. Die verhältnismässig zahlreichen Juden sind hier meist kleine Gewerbsleute und herumziehende Krämer mit Schmuckwaren, einige auch Grosskaufleute. In den letzten Jahren sind sogar viele Türken, Araber und Syrer hier eingewandert, die ähnliche Gewerbe betreiben.

Einwanderung.

Im Norden Brasiliens ist das Fremden-Element, mit Ausnahme der Portugiesen, nur schwach vertreten. Fremde Ackerbau-Kolonien giebt es da überhaupt noch nicht, oder sie bestehen nur dem Namen nach. Immerhin sind einige der vorgeschrittensten Nord-Staaten seit neuester Zeit bestrebt, eine Einwanderung teils aus Europa, teils aus Asien zu bewirken Dem letzteren Plan liegt zwar nicht die Absicht zu Grunde, diese Einwanderer selbständige Kolonien einrichten zu lassen, man will dieselben vielmehr als Arbeiter für die Fazendas und Fabriken heranziehen. Die ostasiatische Einwanderung wurde erst neuester Zeit in Erwägung gezogen, weil die Ansicht allgemein vorherrscht, dass die kaukasische Rasse zur Feldarbeit im tropischen Klima nicht geeignet sei.

Dieser Ansicht tritt der Verfasser indes nur insofern bei, als es sich um Feldarbeiter für die Fazendas handelt. Diese Fazendas sind in ihrer grossen Mehrheit Zuckerplantagen, für welche der Nord-Europäer als Arbeiter allerdings nicht geeignet ist. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, dass europäische Ackerbau-Kolonien nordwärts mindestens bis Pernambuco angelegt werden könnten, die mit Sicherheit einer gedeihlichen Zukunft entgegengehen würden, wenn deren Anlage mit der unerlässlichen Umsicht betrieben wird. Das Klima des Staates Espirito Santo, wo viele deutsche, italienische und russische Kolonien vorzüglich gedeihen, ist gerade so heiss, als das von Pernambuco, ja, manche dieser Ackerbau-Kolonien, die in einem Thalkessel liegen, haben ein noch heisseres Klima, das indes die Kolonisten nicht hindert, in behäbigem Wohlstand zu leben. Dies ist dadurch ermöglicht, dass der Kolonist als selbständiger Landwirt seine Zeit sowie die Art der Kultur frei wählen kann. Während der heissesten Stunden des Tages setzt er die Arbeit aus; dann baut er überhaupt nur jene Gattung von Feldfrüchten an, die weniger anstrengende Arbeit erfordern. Solche selbständige Ackerbau-Kolonien zu gründen, scheint indes nicht ernstlich in der Absicht der nordstaatlichen Behörden zu liegen, weshalb sie eben ihr Augenmerk auf Ostasien richten.

Die im Norden lebenden Fremden sind fast durchgehends Industrielle,

Handels- und Gewerbsleute, von denen manche Vermögen erworben haben. Andern wieder ist dies nicht gelungen, doch ist im allgemeinen eine auskömmliche, oft sogar eine vorzügliche Existenz zu erringen, hier sehr leicht. Dies hängt eben von den persönlichen Eigenschaften hier mehr ab, als in Europa, wo oft wegen Überfüllung trotz aller Thatkraft und Umsicht kein wünschenswertes Feld der Thätigkeit gefunden werden kann, während hier, wo alles noch neu und im Entstehen begriffen, oder erst noch zu schaffen ist, einem tüchtigen Menschen die Bahn freigegeben wird. Manche Fremde haben allerdings ihr mitgebrachtes Vermögen verloren, viele, die frisch und kräftig herübergekommen waren, die gesunde Spannkraft ihres Körpers, ja sogar das Leben eingebüsst, meist aber durch eigenes Verschulden.

Der Europäer, der herüberkommt, um sich eine Zukunft zu gründen oder Vermögen zu erwerben, muss, um sein Ziel zu erreichen, festen Willen und lebendige Thatkraft mitbringen, sowie in der ersten Zeit mit Geduld manches ertragen, was ihm daheim nicht oder nur selten zugemutet wird. Möge jeder junge auswanderungslustige Leser dies beherzigen, sich Brasilien nicht als Eldorado vorstellen und aufs Geratewohl ohne Fachkenntnisse, ohne Mittel, ohne Sprachkenntnisse und ohne bedeutende Arbeitskraft hierherkommen. Er würde schmerzlich enttäuscht werden. Namentlich ist in der Geschäftswelt nicht allzu leicht ein guter Platz für einen jungen Mann zu finden, da die meisten Häuser die Anzustellenden durch ihre Korrespondenten in Europa kommen lassen. Im allgemeinen wird von einem solchen jungen Manne verlangt, dass er nebst guten Empfehlungen die Kenntnis einiger der grossen Handelssprachen und womöglich auch die des Portugiesischen besitze. Ist das Gehalt hier auch doppelt, oft dreifach so hoch als in Europa, so sind dagegen die Lebensbedürfnisse auch derart, dass man im besten Falle die ersten zwei oder drei Jahre nur sein anständiges Auskommen findet. Erst nach Jahren, wenn man Tüchtiges leistet und ein wenig Glück hat, gelingt es manchem, materiell sich emporzuschwingen, wofür er aber in geistiger und moralischer Beziehung auf viele Lebensgenüsse, die das hochcivilisierte Europa bietet, verzichten muss.

Ein Eldorado kann Brasilien in gewissem Sinne nur für den Landwirt werden. Doch auch in diesem Falle bietet der Anfang, namentlich dem mittellosen Einwanderer, nicht unbedeutende Schwierigkeiten, die nur entschlossene und unermüdliche Thätigkeit überwinden wird; dann allerdings werden von dem üppigen, fruchtbaren Boden alle Mühen reichlich belohnt.

Auch gute Handwerker bringen sich mit Leichtigkeit durch. In allerneuester Zeit werden Arbeiter für viele industrielle Unternehmungen gesucht, wobei besonders Werkführer, Meister und geschickte Vorarbeiter hohe Gehalte erzielen können. Nicht minder sind häusliche Dienstboten beiderlei Geschlechts in den grossen Städten Brasiliens sehr erwünscht. Sie werden verhältnismässig sehr gut bezahlt und im ganzen auch gut behandelt.

Indes bietet keine, wie immer geartete Existenz dem Einwanderer eine solch gesicherte und ruhige Zukunft, als die des Landwirtes. Wer zu solchem Zwecke noch ein kleines Kapital mitbringt, der wird in wenigen Jahren einen

behäbigen Wohlstand erreichen, wenn er sich durch die anfänglichen Schwierigkeiten nicht entmutigen lässt, die ihm die Unkenntnis und die Ungewohnheit der hiesigen fremdartigen Verhältnisse bereiten. Der Grund und Boden ist hier mit wenigen Ausnahmen der denkbar fruchtbarste und für die verschiedensten Kulturen geeignet. Man kann denselben aus zweiter Hand, d. h. von einem Privatmann oder einer Gesellschaft kaufen. Der Preis wird sich natürlich im Verhältnis zu seiner Güte und Lage, sowie nach den auf demselben bereits vorhandenen Kulturen stellen; aber in allen Fällen wird er kaum den vierten Teil so hoch sein, als in Europa. In vieler Beziehung vorteilhafter ist es, wenn der Fremde Grund und Boden vom Staate kauft. In diesem Falle ist zwar das Land noch völlig unkultiviert, meist auch mit Urwald bedeckt, aber gerade dies bietet, abgesehen von der Mehrarbeit des Ausrodens, den grossen Vorteil durchgehends hoher Fruchtbarkeit. Der Preis des vom Staate erworbenen Terrains ist geringfügig, und die Zahlung selbst dieser geringen Summe wird auf Jahre hinaus gestundet.

Es steht selbstverständlich jedem Einwanderer frei, sich niederzulassen in welchem Staate und an welchem Orte es ihm beliebt. Die gleichen Vorteile in betreff der Ortswahl und der Bedingungen geniesst auch der aller Mittel entblösste, auf Kosten der Regierung herübergekommene Emigrant. Geschah seine Einwanderung hierher auf den Ruf seiner Freunde oder Verwandten, so möge er getrost diese aufsuchen. Seine anfängliche Existenz hier wird dadurch mehr oder minder erleichtert. Der mittellose Einwanderer, der aufs Geratewohl hierherkommt, wird namentlich im ersten Jahre bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden haben, um das notdürftige Auskommen für sich und seine Familie zu erlangen, obwohl die Staatsregierung Vorschüsse an Lebensmitteln, Feld- und Wirtschaftsgeräten und so manches andere verspricht und thatsächlich auch hält. Doch verlasse sich darauf niemand unbedingt, denn die ausführenden Organe lassen oft die guten Absichten der Regierung misslingen. Wessen sich aber jeder Einwanderer versichert halten kann, das ist, eine lohnende Arbeit zu finden, die ihm von seiten der Regierung oder einer Privatunternehmung zu teil wird, wodurch er in wenigen Monaten so viel verdienen kann, um das ganze erste Jahr seine Bedürfnisse damit zu bestreiten. Er wird dadurch in den Stand gesetzt, seine neue Besitzung wenigstens zum Teil urbar zu machen. Hat er Weib und Kinder, die arbeitsfähig sind, so ist dies ein wahrer Segen; nur wenige Jahre wird es dann währen, dass er zu Wohlstand gelangt, immer vorausgesetzt, dass er verständig und thätig ist.

Jeder auf Kosten der brasilianischen Regierung herübergekommene Einwanderer, der an keinen der Nordstaaten vertragsmässig gebunden ist, sondern aufs Ungefähr oder nach dem Süden des Landes einwandert, macht zuvörderst in der Unions-Hauptstadt Rio de Janeiro Station. Er wird ins Emigrantenhaus übergeführt, wo er mehrere Tage lang Wohnung und Verpflegung kostenlos erhält, während welcher Zeit er sich für seinen künftigen Aufenthaltsort zu entscheiden hat. Ist er aber für einen bestimmten Unions-

staat verpflichtet, so wird er von Rio de Janeiro bis zu seinem Bestimmungsort auf Staatskosten weiterbefördert. Es wird jedoch damit nicht allzu streng vorgegangen, einzelne bleiben unbelästigt gleich in Rio de Janeiro sitzen.

Hat sich der Einwanderer für eine bestimmte Kolonie in irgend einem Staate als selbständiger Landwirt entschieden, so erhält er daselbst von der Behörde ein vermessenes Land zugewiesen. Die Ländereien der Regierung, die jetzt nur mehr ein fünftel des ganzen Landes betragen, zählen allerdings nicht zu den allerbesten, denn diese sind bereits in Privatbesitz übergegangen; aber immerhin sind sie viel fruchtbarer als der europäische Boden. Zuweilen fehlen aber diese vermessenen Ländereien ganz, was namentlich zur Kaiserzeit fast immer der Fall war und die bösesten Folgen nach sich gezogen hat. Es heisst dann: abwarten! Diese Ländereien sind in manchen Staaten zu 30 Hektar, in manchen aber nur zu 10 Hektar bemessen (1 Hektar = 2½ preussische Morgen). Es sollte sich niemand mit einer Parzelle von weniger als 30 Hektar abfinden lassen. Wenn er für die erste Zeit auch mit einem geringeren Areal vollkommen zufrieden sein dürfte, so würde ihn dies später doch in seiner vollkommenen Entwicklung als Landwirt hindern. Das ihm zugewiesene Land hat der Einwanderer zu bezahlen. Der Preis stellt sich für den Hektar ungefähr auf 10—20 Milreis. Der Milreis in seinem Goldwerte ist ungefähr gleich 2¼ Mark, in seinem jetzigen Papierwerte aber weniger als eine Mark.

Die Zahlungsbedingungen sind folgende: Die ersten zwei Jahre sind zahlungsfrei. Zu Ende des dritten hat er die erste Rate je nach Möglichkeit zu erlegen, und nach sechs Jahren soll das Ganze berichtigt sein. Aber selbst nach dieser Zeit noch wird ihm die Zahlung gestundet, wenn er die Rückständigkeit nur einigermassen rechtfertigen kann. Die Behörden sind in dieser Beziehung sehr nachsichtig. Den Besitztitel erhält er jedoch erst nach Quittierung des ganzen Betrages. Doch möge jeder Einwanderer in solchem Falle auf einem Interims-Besitztitel bestehen, um etwaigen späteren Unzukömmlichkeiten begegnen zu können. Es wird ihm ein solcher um so weniger verweigert werden, als derselbe an vielen Orten üblich ist. Allerdings ist im Jahre 1891 ein Einwanderungs- und Kolonisationsgesetz von der Unionsregierung ergangen, dass jedem Einwanderer, der hier als selbstständiger Kolonist sich niederlassen will, ein zum Anbau vorbereitetes Stück Land, ein auf demselben solid erbautes Wohnhaus von Holz, alle Werkzeuge zur Feldarbeit und Lebensmittel für 9 Monate auf Staatskosten zu überlassen seien. Aber auf solche Versprechungen, auch wenn sie zum Gesetz erhoben sind, möge sich doch ja niemand verlassen.

Es giebt hier auch Kolonialgesellschaften, die das Land für den Einwanderer vorrichten, sowie Unterkommen und alle übrigen Bedürfnisse besorgen. Doch scheint es dem Verfasser, dass diese Kolonisten, solange die ganze Kolonie an die Gründer nicht ausgezahlt ist, ihre Unabhängigkeit mehr oder minder einbüssen. Wer sich aber nicht stark genug fühlt, den Kampf mit dem Urwalde aufzunehmen, dem ist in der angedeuteten Weise ein leichterer Weg gebahnt. Solche Kolonien, „Burgos agricolas“, finden sich

in verschiedenen Staaten, bevölkern sich aber nur sehr allmählich; namentlich sind die in einigen Nordstaaten teils schwach, teils gar nicht besetzt. Viele dieser Gesellschaften haben ihre Kontrakte mit der Regierung wieder gelöst, weil diese Anforderungen an sie stellte, die allzu hochgespannt waren. So waren die Unternehmer verpflichtet, ausser den oben erwähnten Benefizien für den Kolonisten jedem derselben noch ein Pferd und eine Kuh zur Verfügung zu stellen, die allerdings allmählich abbezahlt werden mussten, sowie ja das Terrain selbst nach einigen Jahren an den Unternehmer vom Kolonisten in vorher bestimmtem Preise abzuzahlen war.

Für jeden erwachsenen Sohn, der sich als selbständiger Kolonist niederlassen will, erhält der Einwanderer ohne Anstand ein gleich grosses Stück Land unter denselben Bedingungen. Für sich selbst aber, und möge die Familie noch so zahlreich sein, erhält niemand mehr als ein Lot, d. h. eine Parzelle von festbestimmter Anzahl Hektare, auch dann nicht, wenn er es bar bezahlen wollte. Es bleibt ihm in solchem Falle nur der Ausweg, von einem Nachbar ein weiteres Stück Land zu kaufen. Die Regierung überlässt grundsätzlich nur ein Lot an eine Familie. Überall, wo hier die Regierung erwähnt wird, ist damit die Staats- und nicht die Unionregierung verstanden, denn in den letzten Jahren hat die Union das gesamte Einwanderungswesen an die einzelnen betreffenden Staaten abgetreten.

Gelangt der Einwanderer an den Ort seiner Bestimmung, so wird er sich vor allem an seine Nachbar-Kolonisten zu wenden haben, um Rat und Hilfe von ihnen zu erbitten, die ihm unter keinen Umständen versagt werden, denn hier in der Urwildnis ist das Herz des Menschen weniger angekränkelt von egoistischen und kleinlichen Gefühlen, wie dies bei dem gedrängten Zusammenleben im hochcivilisierten Europa vielfach beobachtet wird. Der Urwaldkolonist, so abgeschieden er für sich allein auch lebt, kann in Fällen der Not mit Sicherheit auf die Hilfe seiner Nachbarn zählen. Die Erfahrung lehrt, dass sowohl der einzelne Kolonist, als auch die gesamte Kolonie materiell und moralisch besser gedeiht, wenn die Gesamtheit gleicher Nationalität ist. Der Ansiedler wird vor allem einen „Rancho“ erbauen müssen, der in einem oder zwei Tagen fertig sein kann. Es ist dies ein Dach aus verschiedenen grossblättrigen Pflanzen, das auf Pfähle gestützt wird. Hier muss vorläufig die Familie kampieren, so lange, bis das zu erbauende Haus hergestellt ist. Im hiesigen Klima ist dies mit besonderen Beschwerlichkeiten nicht verbunden. Es lebt sich für einige Zeit ganz angenehm im Freien. Dieser Rancho soll womöglich auf einem etwas erhöhten Punkte angelegt und ringsum von Gestrüpp und hohem Grase gereinigt werden, um den Schlangen den Zutritt zu erschweren.

Lebensmittel erhält der Kolonist während dieser ersten Zeit teils von der Regierung, teils entnimmt er dieselben vom nächsten Vendisten (Krämer) auf Kredit, der ihm nicht fehlen wird. Er macht sich sodann ans Ausroden des Waldes in der nächsten Umgebung; ein Hektar Rodung wird ihm vorläufig genügen. Aus dem dabei gewonnenen Holze erbaut er seine Hütte, zu deren rascher Vollendung die ganze Kolonie ihm an einem oder zwei

Arbeitstagen helfend zur Seite steht. Es ist dies unter den Kolonisten ein stillschweigendes Übereinkommen. Das ausgerodete Gestrüpp und Dünnholz wird, während das Häuschen ersteht, mittlerweile von der Sonne ausgedörrt und dann angezündet, wobei jedoch die möglichste Vorsicht angewendet werden muss, denn so mancher Kolonist ist dabei schon verunglückt. So geht die Ansiedelung in den deutschen, italienischen und polnischen Kolonien im Staate Espirito Santo vor sich.

Alles bisher Dargestellte erfolgt im Sommer, ungefähr von September bis März. Im Winter, in der Regenzeit ist eine solche anfängliche Niederlassung einigermassen erschwert. Kommt der Einwanderer während des Winters an, so ist es ratsam, die Familie irgendwo unterzubringen und im Tagelohn zu arbeiten, der gerade zu dieser Zeit sich häufig findet und sehr gut bezahlt wird.

Ist das Haus fertig und das Feld abgebrannt, so erwartet man erst den Regen, der die Asche zum Teil wegschwemmt, zum Teil in die Erde senkt. Nun beginnt die Anpflanzung, die hier nicht mit vielen Vorbereitungen durch Pflug und Egge wie in Europa geschieht. In den Boden werden vielmehr einfach Löcher mit einem Pflock gestossen oder Grübchen ausgehoben und das Samenkorn hineingesteckt. Das erste, was ein Kolonist für seine dringendsten Bedürfnisse zu pflanzen hat, sind Mais und Bohnen, die beide in drei Monaten reifen und mindestens den dreifachen Ertrag wie in Europa geben.

Im zweiten Jahre fährt er mit dem Ausroden fort, pflanzt auch andere ertragreiche Produkte, wie er es von seinen Nachbarn absehen kann, und stellt sich einige Haustiere ein. Im dritten Jahre erst kann er mit der Anpflanzung von Ausfuhrerzeugnissen beginnen, die ihn mit der Zeit zum wohlhabenden Manne machen werden.

Für den Absatz der Produkte hat der Ansiedler wenig Sorge zu tragen, denn die Zwischenhändler suchen ihn selbst in seinem Hause auf. Ein gutbestelltes Kaffeefeld von der Ausdehnung eines Hektars hat ungefähr 1500 Bäumchen. Ein Tausend Bäumchen geben je nach der Güte des Bodens und der Pflege 30 bis 200 Arroba geschälten Kaffee (1 Arroba = 15 Kilo), der jetzt je nach seiner Güte und der sorgfältigen Aufbereitung die Arroba 10 bis 25 Milreis kostet.[1]) Das Resultat ist, wie ersichtlich, ein bedeutendes; aber auch die Arbeit ist nicht gering, obwohl nicht anstrengend. Der missliche Umstand dabei ist nur, dass ein Kaffeefeld erst im fünften Jahre nach der ersten Anpflanzung ein volles Erträgnis giebt, hierauf aber jedes Jahr mehr oder minder reichlich trägt. Erfahrungsgemäss folgt nach einem guten Jahre immer ein schwächeres. Ein Kaffeefeld ist 15 bis 30 Jahre ertragsfähig.

Kakao-Pflanzungen bedürfen eines ganz besonderen Bodens, der sich im Süden des Staates Bahia und im Amazonasthal in vorzüglicher Güte

[1]) Im Jahre 1897 gingen die Preise stark herab, und dieses Jahr ist infolgedessen als eines der schlechten Jahre für die Kaffeepflanzer zu erachten.

findet. Das volle Erträgnis tritt erst nach sechs Jahren ein, während welcher Zeit das Feld einer sehr aufmerksamen Behandlung bedarf, worauf aber auch in den folgenden Jahren nichts weiter zu thun ist, als jährlich die Früchte zu pflücken und sorgsam zu trocknen. Wer ein Kakao-Wäldchen besitzt, hat eine lebenslängliche gute Rente.

Die Baumwollpflanzung hat manche Ähnlichkeit mit den oben beschriebenen Plantagen.

Tabak reift in drei Monaten; wer ihn geschickt zu behandeln weiss, erzielt ausgezeichnete Resultate mit grossem materiellen Erfolge. Dasselbe Grundstück giebt je nach seiner Behandlung, so wie der Mais, jährlich zwei bis drei Ernten.

Die Zuckerrohr- und Weinkultur sind dem kleinen Kolonisten nur unter gewissen Bedingungen anzuraten, er wollte denn für seinen eigenen Hausgebrauch eine Parzelle zu diesem Zwecke verwenden.

Es wird ganz und gar nur vom einzelnen Ansiedler selbst abhängen, ob er nach einigen Jahren, die allerdings nicht ohne Leiden und Mühen vorübergehen, gänzlich herabsinken (was glücklicherweise nur selten der Fall ist) oder sich zum behäbigen Landwirte emporarbeiten wird, wo alle Vorbedingungen hierzu vorhanden sind. Der Boden im allgemeinen ist vorzüglich, mehrere Kulturen sind sehr einträglich. Hier unterbricht kein Winter die stetige Entwickelung der Vegetation, keine besonderen kostspieligen Vorkehrungen sind gegen die Kälte nötig, denn der hiesige Winter ist die mehrmonatliche Regenzeit, während welcher gerade die Pflanzungen am stärksten aufschiessen, um dann beim ersten Sonnenschein zu reifen. Der Ackerbauer lebt hier ruhig und friedlich mit seiner Familie, frei von aller Grund- und Blutsteuer. Er hat von keiner Seite Nörgeleien und ungerechte Zumutungen zu erdulden; mit den zuständigen Behörden kommt er so wenig in Berührung, dass er dieselben meist nicht kennen lernt. Mischt er sich nicht in die Politik, d. h. lässt er sich nicht zum Werkzeuge irgend einer politischen Persönlichkeit gebrauchen, verlangt er von den Behörden keine Gunstbezeigungen, führt er keine Prozesse, so kann das Leben im Dorfe oder in der Kolonie ein glückliches genannt werden, insoweit es dem Menschen überhaupt vergönnt ist, glücklich zu sein. Wer sich eingehend über hiesige landwirtschaftliche Verhältnisse, namentlich des brasilianischen Südens belehren will, studiere das Werk: „Brasilianische Zukunftsbilder“ von Dr. Kärger.

Sollte jedoch der mittellose Einwanderer vor den Anfangsschwierigkeiten der Sesshaftwerdung zurückschrecken, so bleibt ihm immer noch der Weg offen, für die erste Zeit in Tagelohn auf eine Fazenda zu gehen, was namentlich unverheirateten Männern und selbst Familien bedingungsweise zu empfehlen ist. Er tauscht für den nur kurze Zeit währenden Verlust seiner Unabhängigkeit so viele Vorteile dabei ein, dass jedes Bedenken schwinden muss. Vor allem erwirbt er die Mittel seiner augenblicklichen Existenz und erspart bei der durchaus guten Entlohnung, die jetzt allgemein, insbesondere aber von den Kaffeepflanzern gezahlt wird, ein Erkleckliches für seine zu-

künftige Selbständigkeit. Er akklimatisiert sich, lernt die Sprache, die hiesigen Verhältnisse, die Beschaffenheit des Bodens, dessen Bearbeitung und die hiesige Landwirtschaft überhaupt kennen. Das sind Vorteile, die ihm später sehr zu statten kommen und ihm alle schweren Kämpfe ersparen, die der neuangekommene Einwanderer aus Ungewohntheit, Unkenntnis und Mittellosigkeit durchzumachen hat, während der Nachteil des Verlustes der vollen Freiheit und Unabhängigkeit heutzutage nicht mehr so hoch anzuschlagen ist, wie dies in früheren Jahren der Fall war, wo so viele europäische Arbeiter auf den Fazendas gleich den Sklaven behandelt wurden. Dies hatte seinerzeit in Europa viel böses Blut gemacht und die Einwanderung hierher lange Jahre vermindert. Heutzutage, wo keine Sklaverei mehr besteht, wo von den freien Negern nur wenige gegen Bezahlung zu oft nachlässig ausgeführter Feldarbeit sich bequemen, haben die Fazendeiros sich durch die Not gezwungen gesehen, ihren weissen europäischen Arbeitern bei sehr guter Bezahlung eine menschenwürdigere Behandlung zu Teil werden zu lassen.

Auch sind die schriftlichen Arbeits-Verträge zwischen Gutsbesitzer und Arbeiter, die früher allgemein abgeschlossen wurden, heute nicht mehr üblich. Wer einst mit einem solchen Vertrage sich auf einer Fazenda zur Arbeit anwerben liess, war für die Dauer des Kontraktes ein verkaufter Sklave. Während der Fazendeiro über die vertragsmässig eingegangenen Verpflichtungen seinerseits sich straflos hinwegsetzen konnte, blieb der Arbeiter vollständig schutz- und rechtlos. Heute haben sich die Verhältnisse geändert. Der Arbeiter tritt bloss nach mündlicher Abmachung in die Arbeit und verlässt dieselbe zu beliebiger Zeit, sobald sein Dienstverhältnis ihm nicht mehr behagt.

Ist er ein guter Arbeiter und ordentlicher Mensch, so wird es ihm auf der Fazenda an nichts mangeln, denn sein Arbeitgeber wird das Möglichste thun, um ihn in seinen Diensten zu behalten. Wohl dürfte es noch Fazendeiros geben, die sich bis zum heutigen Tage nicht in die neuen Verhältnisse finden können und der freien Arbeit keine Rechte zugestehen wollen. Zumeist sind dies die früheren Sklavenschinder, denen es über alle Begriffe geht, dass sie ihren Arbeitern gegenüber nicht bloss Rechte zu behaupten, sondern auch Pflichten zu erfüllen haben. Aber solche Fazendeiros sind bald in der Gegend bekannt und meistens von den fremden Einwanderern gemieden. Der Einwanderer ist der Mühe des Suchens nach Arbeit überhoben, denn die Pflanzer suchen persönlich oder durch ihre Administratoren Arbeiter in den Emigrantenhäusern anzuwerben.

Die Kolonien deutscher, italienischer und slavischer Nationalität befinden sich meist in befriedigenden, manche in blühenden Verhältnissen. Wenn hie und da manche weniger gedeihen, so liegt dies oft in der schlechten Anlage, welche ihr von seiten der Regierungsorgane teils aus Unverständnis, teils aus schlimmeren Ursachen gegeben wurden. Oft liegt aber auch die Schuld an den Kolonisten selbst. Es sind dies gewöhnlich auch nur solche, die noch nicht lange genug ansässig sind und Lehrgeld bezahlen müssen. Die alten Kolonisten, ganz besonders aber solche, die einige Jahre vorher

auf Fazendas gearbeitet haben und die Boden- und landwirtschaftlichen Verhältnisse, sowie die Art und Weise der Arbeit kennen gelernt haben, befinden sich fast alle in behaglichen Verhältnissen.

Der Unterschied zwischen einer Ackerbau-Kolonie älterer, hier schon eingelebter Kolonisten und einer solchen von jüngst eingewanderten fällt jedermann sofort auf. Während die älteren Pflanzungen gut bestellt sind und nur wenig unkultiviertes Land aufweisen, deren Besitzer in behäbigem Wohlstande leben, aber dabei viel arbeiten, ist der Urwald-Kolonist, der die ersten Jahre hier zubringt, oft mit seinem Lose unzufrieden, arbeitet nur so viel, als die höchste Not erfordert, und gelangt lange Zeit nicht zu behaglicher Gemütsruhe. Er findet sich in seinen Erwartungen getäuscht, weil dieselben aus Unkenntnis der hiesigen Verhältnisse überspannt waren und weil die neue Lebensweise seinen bisherigen Gewohnheiten nicht entspricht. Es ist ihm hier alles so fremd, dazu kommen in der ersten Zeit noch die Sorgen um die Ernährung der Familie, so dass ihm, wenn er nicht ein ganzer Mann ist, der Mut sinkt. Der Urwald, der auf seinem Besitztum steht, dünkt ihm unüberwindlich, und die allerdings schwere Arbeit des Ausrodens beschränkt er auf ein Mindestmass, das knapp hinreicht, um seine Familie vor dem Verhungern zu bewahren. Rafft er sich aus dieser zaghaften Jämmerlichkeit nicht mit aller Kraft auf, oder sucht er seinen Trost gar bei der Flasche, dann ist er moralisch und materiell verloren.

Wenn der Auswanderer seine Heimat verlässt, ist er mehr oder minder in Einbildungen befangen über das ihm fremde Land, das er zur zweiten Heimat erwählt. Obwohl seine Überfahrt zur See schon geeignet ist, diese hoffnungsfreudigen Gefühle herabzumindern, so tritt bei vielen die vollkommene Enttäuschung doch erst ein, wenn sie bei ihrem Anlangen nicht alles so finden, wie sie es erwartet haben. Viele überwältigt dann der Missmut, andere wieder werden von schweren Sorgen um die Zukunft bedrückt.

Die Italiener finden sich am schnellsten in ihr Los und erlangen rasch das ihnen angeborene lebhafte, heitere Wesen wieder. Der Nordslave bleibt lange Zeit still und düster und beobachtet, was um ihn her geschieht. Der Deutsche, namentlich der Süddeutsche, ist unzufrieden und findet sich nur schwer in seine Lage. Nichtsdestoweniger sind es doch meist deutsche Kolonien, welche die blühendsten und in allen Beziehungen die vorgeschrittensten sind. Verhältnismässig viele Einwanderer sind kurz nach ihrem Eintreffen in Brasilien wieder in die Heimat zurückgekehrt oder nach anderen Staaten Amerikas ausgewandert. Manche haben nach ihrer Rückkehr daheim bittere Klagen über die Behandlung auf den Fazendas erhoben, manche wieder alles, was sie hier gesehen und erlebt hatten, aufs ärgste kritisiert.

So z. B. kehrten bairische Auswanderer, die auf einer Fazenda arbeiteten, nach Deutschland zurück, aufs tiefste entrüstet darüber, dass man sie fast ausschliesslich nur mit schwarzen Bohnen und Mandiokamehl beköstigt hatte. Ob schwarze Bohnen weniger schmackhaft sind als weisse, ist wohl Ge-

schmackssache, aber allgemein anerkannt ist deren leichtere Verdaulichkeit und deren Nährwert, was ebenso bei dem Mandiokamehl zutrifft. Zu dieser Kost wird täglich oder mindestens viermal in der Woche Fleisch verabfolgt. Ausserdem wird diese Beköstigung nur dem unverheirateten Arbeiter zu teil; Arbeiter mit Familie wirtschaften in ihrer Behausung nach eigenem Belieben.

Manche Menschen in ihrer naiven Unwissenheit wollen ihre heimatlichen Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten hierher in ein tropisches Land verpflanzen und die erste Zeit nicht davon lassen, ohne zu bedenken, dass die hiesigen Verhältnisse und Lebensbedingungen von den heimischen sehr verschieden sind. In der Fortsetzung seiner Lebensweise in idealer oder moralischer Beziehung wird dem Einwanderer sicherlich kein Hindernis in den Weg gelegt, aber in materieller Beziehung muss er sich unbedingt den Landesverhältnissen anbequemen und statt der Kartoffel sich mit der Bohne, dem Mandiokamehl und vielen anderen Wurzelgewächsen und Früchten begnügen und statt des guten deutschen Bieres mit hiesigem, minder gutem fürlieb nehmen. Dafür werden ihm Vorteile von viel höherer Bedeutung zu teil.

Ist dem Ansiedler als Arbeiter eine Wohnung zugewiesen, die ihm nicht recht behagt, so will dies im hiesigen Klima nicht so viel bedeuten, als in Europa. Ein Dach auf Pfählen, eine Hängematte darunter, das genügt, namentlich im Norden des Landes, für die Sommermonate so lange, bis eine bequemere Hütte oder ein Häuschen mit Hilfe der Gefährten und unter Zustimmung des Gutsbesitzers erbaut worden ist. Auch ist ja dieser Zustand eine Übergangsperiode, die nach einer bestimmten Zeit besseren und bequemeren Verhältnissen weicht.

So armselig Tausende von besitzlosen Menschen hier angelangt sind, wo man sie in den Emigrantenhäusern zu Rio und São Paulo in grossen Massen in wahrlich nicht beneidenswertem Zustande sehen konnte, so sind alle diese Leute, aus deren Antlitz damals Not, Elend, Krankheit und Sorgen aufs deutlichste sprachen, nunmehr meist gut versorgt. Ausnahmen hiervon machen bloss die Unfähigen, Trägen und Böswilligen.

Durch die vor Jahren hier vorkommenden Mifsstände im gegenseitigen Verhältnis zwischen Fazendeiro und Arbeiter, sowie durch viele andere schwere Unzukömmlichkeiten, die seinerzeit das bekannte Heydtsche Edikt veranlassten, infolgedessen die deutsche Massenauswanderung nach Brasilien verhindert ward, stockte dieselbe im allgemeinen und hörte dann überhaupt auf.

In den letzten Jahren der kaiserlichen Regierung bildete sich im Staate São Paulo eine Gesellschaft, welche die Fremdeneinwanderung mit allen Mitteln wieder zu beleben strebte, und diesem Beispiele folgte dann auch die Central-Regierung. Da der Strom der deutschen Massenauswanderung mittlerweile nach anderen Richtungen seinen Lauf genommen hatte, die deutschen Behörden aber den Vorstellungen der hiesigen Regierung kein Vertrauen entgegenbrachten, so wendete sich diese nach Italien, woselbst es ihr gelang, die Massenauswanderung von dort nach Brasilien in Gang zu

bringen, die bis zum heutigen Tage noch im Flusse ist, obwohl sie auch da schon einmal auf Anordnung der italienischen Regierung für kurze Zeit gestockt hat. Ursache hiervon war die unglaubliche. Unordnung und Verwirrung, die im Einwanderungsdienste während der letzten Jahre der kaiserlichen Regierung hier herrschte. Hunderte von Einwanderern irrten im Lande bettelnd umher, dem tiefsten Elend preisgegeben, dem Sonnenstich und dem Fieber zum Teile erliegend. Diejenigen, die glücklich die Küste wieder erreicht hatten, mussten auf ihr nachdrückliches Verlangen, das von ihren Konsulaten energisch unterstützt wurde, in die Heimat zurückbefördert werden

Nachdem Brasilien Republik geworden ist, hat sich das Emigrations- und Kolonisationswesen ganz bedeutend verbessert, so dass jetzt kaum mehr eine Ursache zu Klagen ernster Art vorhanden ist. Seit dem Jahre 1896 ist der Einwanderungsdienst decentralisiert worden, so dass nunmehr in dieser Beziehung jeder Staat für sich selbst und auf eigene Kosten zu sorgen hat.

Es wurden in früherer Zeit und wohl auch noch jetzt hier und da in den Blättern Deutschlands laute Klagen geführt über Bedrückung und Ungerechtigkeiten, die Deutsche hier zu erdulden haben, sie sprechen sogar von Rassenhass, unter dem die deutschen Ansiedler hier leiden. Alle diese Klagen sind zum grossen Teile ungerechtfertigt. Der Deutsche ist hier weder verhasst noch bedrückt, dagegen allgemein geschätzt und geachtet nach Verdienst. Wenn dann und wann ein Deutscher durch einen Richterspruch in seinen Rechten gekränkt wird, so geschieht dies durchaus nicht aus Rassenhass, sondern liegt in dem üblen Zustande des Gerichtswesens überhaupt. Darunter leiden nicht bloss Deutsche, sondern alle hiesigen Bewohner. Wenn in letzter Zeit im Süden so mancher gelitten hat, ja einige sogar das Leben verloren haben, so lag dies an dem Bürgerkriege, der dort wütete, dem ferne zu bleiben nicht durchaus alle Fremden bestrebt waren. Schliesslich trug zum Teile die Schuld der geringe Zusammenhalt der dort ansässigen Deutschen, die zu dieser Zeit alle gewaltthätigen Zumutungen zurückzuweisen wohl in der Lage gewesen wären.

Die deutsche Auswanderung nach Brasilien hat sich bisher mit Vorliebe nach den drei Südstaaten Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul gewandt, und zwar des besseren Klimas halber. Im Staate Paraná, von dessen Hafenstadt Paranaguá nach der Hauptstadt Curityba eine 111 km lange landschaftlich und technisch grossartige Eisenbahn führt, die vom brasilianischen Ingenieur Texeira Soares erbaut worden ist, befinden sich viele Kolonien deutscher, italienischer und russischer Nationalität. Während Italiener und Slaven Land- und Weinbauern und Fuhrleute sind, werden die Deutschen zumeist als gute Handwerker geschätzt. Der Einfuhrhandel liegt beinahe ausschliesslich in den Händen der Deutschen. Hier hätten noch viele Tausende von Kolonisten zur Ansiedlung Raum.

Im Staate Santa Catharina ragen vor allen anderen die beiden Kolonien Joinville oder Dona Francisca und Blumenau hervor. Die erstere, vom Hamburger Kolonisationsverein 1849 gegründet, betreibt Landbau, Viehzucht und kleinere Industrien. Die Stadt Joinville steht mit dem Seehafen São

Francisco durch einen schmalen Meeresarm in Verbindung. Die Stadtverwaltung besteht in der Mehrzahl aus Deutschen, da das deutsche Element hier vorherrscht. Deutsche Zeitungen, Vereine, Tanzvergnügungen, Liebhabertheater, eine Menge Bierbrauereien charakterisieren diese Kolonie. Aber auch Elementarschulen und ein Realgymnasium, sowie eine protestantische und eine katholische Kirche sorgen für die geistige und moralische Entwicklung. In materieller Hinsicht indes kommen die Bewohner über einen recht bescheidenen Wohlstand nicht hinaus. Eine Tochterkolonie von Joinville ist die mit dieser Stadt durch eine 90 km lange Chaussee verbundene Kolonie São Bento, die vorzüglich gedeiht. Hier wird mit besonders gutem Erfolg Roggen gebaut. Mehr südlich, landeinwärts, liegt die Kolonie Brusque und Blumenau am Flusse Itajahy. Brusque wurde von der Regierung im Jahre 1860 angelegt und mit lobenswerter Freigebigkeit unterstützt. Schulen, Kirchen, Spitäler, Wege, wurden auf Staatskosten angelegt. Sie bildet jetzt ein Municipium, d. h., sie ist in die Staatsverwaltung übernommen worden. Ausser einigen Tausend Brasilianern sind hier auch Welschtiroler und Lombarden mit mehreren Tausend Köpfen vertreten, doch der Charakter der Kolonie ist deutsch geblieben. In materieller Beziehung befindet sie sich in ähnlichen Verhältnissen wie Joinville, die nicht glänzend, aber doch befriedigend sind. Von Brusque führen gut angelegte Wege (im ganzen ungefähr 300 km) in die verschiedenen Urwaldkolonien. Am Itajahy liegt Gaspar, ehemals Eigentum des Dr. Blumenau.

Von hier an mehren sich die Ansiedelungen, deren Hauptort die jetzige Stadt Blumenau ist, die 1852 von erwähntem Doktor auf angekauften Ländereien als Kolonie gegründet, bis 1880 unter seiner Leitung stand, worauf sie in Staatsverwaltung überging. Die Kolonie blüht, ihre Bevölkerung vermehrt sich aus sich selbst ohne jeden Zuzug, der in allen erwähnten Kolonien von deutscher Seite seit Jahren schon sehr gering gewesen ist. Die Verwaltung des Municipiums ist in deutschen Händen. Alle diese Kolonien beteiligen sich nur in sehr geringem Masse an der Politik. Ausser zahlreichen Schulen, Kirchen, Vereinen und Zeitungen, die das deutsche Element national erhalten, bestehen viele kleine Industrie-Unternehmungen. Von der Hauptstadt Desterro (jetzt Florianopolis) des Staates Santa Catharina aus werden alle diese Kolonien mit den Bedürfnissen versehen, die vom Auslande her durch ausschliesslich deutsche Vermittlung eingeführt werden. Der schiffbare Itajahy erleichtert den Verkehr aus dem Innern nach der Küste.

In dem südlich angrenzenden Staate Rio Grande do Sul ist das Deutschtum am kräftigsten vertreten. In der Hauptstadt Rio Grande mit ungefähr 20 000 Einwohnern befinden sich allerdings nur einige Hundert Deutsche, die aber den Grosshandel beherrschen. Von hier werden die Hunderttausende von Rinderhäuten und das Dörrfleisch (Carne secca) ausgeführt, die aus den vielen und grossen Schlächtereien des Staates hierher gebracht werden. Den Mittelpunkt aller dieser Schlächtereien bildet die Hafenstadt Pelotas mit 30 000 Einwohnern, wo ebenfalls das Deutschtum an

Zahl nur gering ist, aber durch Industrie und Grosshandel einen wichtigen Faktor bildet. Zwölf Stunden nördlich von hier liegt die blühende Kolonie São Lourenço mit ungefähr 20000 Kolonisten auf einem Terrain von 16 Quadratleguas (zu je 6½ qkm); sie ist noch völlig deutsch geblieben. Viehzucht und Landbau ernährt sie reichlich.

Von Rio Grande erreicht man auf dem verschlammten Entensee (Lagoa dos Patos) in 20 Stunden mittels Dampfers die Stadt Porto Alegre mit etwa 50000 Einwohnern, worunter ein Fünftel Deutsche, die den Grosshandel beherrschen und nicht unbedeutende Industrien betreiben. Dass hier, wie überall in deutschen Niederlassungen, Schulen, Kirchen und alle möglichen Vereine, und selbst mehrere deutsche Zeitungen vorhanden sind, ist selbstverständlich.

Von der naheliegenden, fast durchgehends deutschen Koloniestadt São Leopoldo sind eine ganze Reihe von Kolonien ausgegangen, die ertragreichen Landbau und Schweinezucht treiben. Von diesen Kolonien führt eine Eisenbahn nach Porto Alegre. Weiter westlich zwischen der Serra Geral, einem 600 bis 1000 m hohen Gebirge, und dem Strom Jacuhy befinden sich neuere Kolonien deutscher und italienischer Nationalität, deren Hauptort Santa Cruz ist, der durch Flussdampfer und Eisenbahn mit Porto Alegre verbunden ist. Von da immer weiter westlich gelangt man zu den drei letzten deutschen Kolonien, wo nur deutsch, selbst von den wenigen dort angesiedelten Brasilianern und Italienern gesprochen wird. Sämtliche Deutsche in Südbrasilien werden auf 200000 Seelen geschätzt.

Die italienischen Kolonien sind meist von den deutschen getrennt, liegen mehr im Innern des Landes und kommen nicht minder vorwärts als die deutschen. Ja, in mancher Beziehung sind sie ihnen voraus, denn die Italiener sind geschäftsgewandter und erzeugen mannigfachere Produkte, wie Weizen, Wein, Butter, Eier, die sie zu Wasser und zu Lande nach den grösseren Städten auf den Markt bringen. In moralischer Hinsicht jedoch, namentlich an Kredit, geniesst der Deutsche den Vorzug.

In diesen drei Südstaaten wird jedoch nur derjenige Einwanderer verhältnismässig leicht sein gesichertes Auskommen finden, der von Hause aus in der Landwirtschaft bewandert ist und derbe Fäuste besitzt, den Boden mit eigenen Händen zu bearbeiten, denn Mietskräfte findet er nur sehr schwer. Trotzdem nun in diesen drei Südstaaten die Lebensverhältnisse der Eingewanderten im ganzen befriedigend sind, so erachte ich es doch für notwendig, die Aufmerksamkeit der Auswanderungslustigen auch auf die nördlichen Staaten Brasiliens zu lenken und zwar vorzugsweise auf Minas Geraes, Rio de Janeiro, Espirito Santo und Bahia. São Paulo ist deshalb weniger in Berücksichtigung zu ziehen, weil dort meist nur Feldarbeiter für den Grossgrundbesitz verlangt werden. Die Bodenverhältnisse der drei Südstaaten, obwohl im ganzen gut, bleiben in Bezug auf Naturreichtum, Fruchtbarkeit und Üppigkeit hinter denen der nördlichen weit zurück. Sehr fruchtbar kann im Süden nur das Gebiet der Küstenflüsse genannt werden, während ein grosser Teil des Hochlandes Moor und mittlerer Boden ist.

Der einzige Vorteil, den dort der europäische Kolonist vor dem des Nordens voraus hat, besteht darin, dass er fast alle europäischen Wurzelgewächse, Körner und Baumfrüchte kultivieren kann. Auch der Paraguaythee, der in vielen Gegenden üppig wächst, ist als Ausfuhr-Artikel eine Einnahmequelle; ferner die ungeheuren Weidetriften, welche die Viehzucht ausserordentlich begünstigen und den grössten Reichtum des Landes bilden.

Die grossen Ausfuhrprodukte aber, wie Kaffee, Zucker, Kautschuk, Tabak, Baumwolle, Kakao, die das Land und jeden Einzelnen bereichern, gedeihen dort teilweise gar nicht, teilweise nicht in solchem Masse, um sie in grösseren Quantitäten zu exportieren. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind daher im Süden im allgemeinen nicht in so hohem Grade günstig, als im Norden. Es sind auch unter den 200000 dort wohnenden Deutschen diejenigen, welche sich ausschliesslich mit Landwirtschaft beschäftigen, verhältnismässig wenige zur Wohlhabenheit gelangt. Nur diejenigen, die sich mit Handel und Industrie befassen, haben mehr oder minder Vermögen erworben. Der Landwirt aber, der wohl das Nötige für sich und seine Familie unschwer erringt, erübrigt bei allem Fleisse nur ein sehr Geringes, während in Minas, São Paulo, Rio de Janeiro, Espirito Santo und Bahia viele ehemalige Fazenda-Arbeiter und nachherige Kolonisten mit der Zeit sehr wohlhabende Landwirte und nicht wenige auch reiche Fazendeiros geworden sind.

Der verhältnismässige Mangel an modernen Verkehrswegen auch in den drei Südstaaten hat dazu beigetragen, dass der Wohlstand der Kolonisten daselbst so äusserst langsam fortschreitet. In den letzten Jahren macht sich in dieser Beziehung im ganzen Lande ein Aufschwung bemerkbar, indem Tausende von Kilometern an Schienenwegen im Bau begriffen sind, oder doch im Projekte vorliegen. So sucht die Regierung auch im Süden die Verkehrsverhältnisse in jeder Weise zu verbessern und zu erweitern, wodurch dem kleinen Landwirt die Möglichkeit geboten werden wird, seine Bodenerzeugnisse unmittelbar auf den Markt zu bringen und nicht mehr von den Zwischenhändlern abzuhängen, die ihn nur allzusehr benachteiligen.

Wie schon berührt, ist es die auf vieljährige Erfahrung sich stützende Ansicht des Autors, dass von der europäischen Einwanderung neben den Südstaaten auch einige des Nordens in Betracht gezogen werden sollten, da das wärmere Klima und der Gesundheitszustand derselben durchaus keinen ernsten Grund zu ihrer Vermeidung bieten. Ist doch selbst in den drei Südstaaten im Sommer die Hitze nicht geringer als im Norden. Den Unterschied bildet nur der Winter, wo im Süden die Temperatur nicht selten auf Null und darunter sinkt, während sie im Norden im strengsten Falle auf $+15°$ sinkt.

Die Mehrzahl der Einwanderer neuester Zeit hat bisher der Staat São Paulo an sich gezogen, der dadurch in allen Beziehungen des Lebens bedeutende Fortschritte gemacht hat und gegenwärtig der reichste und blühendste Staat Brasiliens ist. Diesem Staate ist in Beziehung auf Kolonisation

Minas Geraes, wenn nicht vorzuziehen, so doch mindestens gleichzustellen. Minas Geraes ist bedeutend grösser, an Naturschätzen reicher, an Fruchtbarkeit keineswegs geringer, an Mannigfaltigkeit des Bodens und des Klimas abwechslungsreicher als São Paulo. Zudem besitzt es bedeutend grössere Terrainflächen zur Auswahl, die noch unbesetzt und daher um sehr billigen Preis mit Leichtigkeit erworben werden können. Minas wird unzweifelhaft mit der Zeit São Paulo erreichen und vielleicht sogar überflügeln, denn die Einwohner von Minas sind nicht weniger thätig und energisch als die Paulistaner, vor denen sie noch eine gewisse Strenge und Ruhe voraushaben. Auch sind da noch ungeheure Bodenflächen erster Güte um wahre Spottpreise zu erwerben.

Der Staat Minas Geraes, der im Hinblick auf die Einwohnerzahl an der Spitze aller Staaten Brasiliens steht, wird in wenigen Jahren auch in Hinsicht auf die Gesamtthätigkeit des menschlichen Lebens unstreitig die Führung übernehmen, wenn er auf dem Wege der Entwicklung in derselben Weise fortschreitet, wie seit einigen Jahren. Sein Reichtum an Mineralien und Erzen, die bis jetzt nur zu einem geringen Teile ausgebeutet worden sind, ist unermesslich. Seit längeren Jahren beutet eine englische Compagnie einige Goldminen aus, und in neuester Zeit hat eine französische Gesellschaft minenreiche Terrains angekauft. Seine Kaffeeausfuhr ist bedeutend, ebenso die des Tabaks und mehrerer anderer Naturprodukte, die der ausserordentlich fruchtbare Boden hervorbringt. Minas besitzt eine ergiebige Viehzucht, versieht die Stadt Rio de Janeiro und einen grossen Teil des Staates dieses Namens mit Schlacht- und Stechvieh, Milch und vielen anderen Nahrungsmitteln. Der Lauf seiner vielen, teilweise schiffbaren Flüsse bietet mit den bereits vorhandenen Eisenbahnlinien, deren Ausdehnung sich von Tag zu Tag vergrössert, ein jetzt schon nicht unbedeutendes Verkehrsmittel. Der Mangel einer Seeküste wird durch mehrere Eisenbahnen nach verschiedenen Häfen behoben.

Eine neuerlich in Angriff genommene Eisenbahnlinie von bedeutender Ausdehnung, für deren Ausführung der Staat ein Anlehen in England aufgenommen hat, ist zwar durch korrupte Spekulationen des Generalunternehmers wieder ins Stocken geraten, wie ja in solchen Dingen hier im allgemeinen durch Misswirtschaft und Unehrlichkeit jedes Unternehmen von Seite des Staates verteuert und in die Länge gezogen wird, aber doch ist zu hoffen, dass dieselbe nach Austrag der Hindernisse, die sich ergeben haben, bald zu Ende geführt werden wird. Dieser Staat, dessen Hauptstadt Ouro Preto tief im Innern des Landes in der nächsten Nähe mehrerer Goldminen lag, hat eine neue Hauptstadt erbaut mit dem Namen Bello Horizonte, die näher der Küste und mehr im Centrum des Verkehrs liegt. Sie ist beinahe fertig, und sämtliche Staatsbehörden wie andere private sind bereits in der Übersiedlung begriffen.

Nächst den beiden bereits erwähnten Staaten sind dem Einwanderer zu empfehlen: Espirito Santo und Bahia. Und schliesslich zählt auch Pernambuco bedingungsweise zu den Staaten, die sich zur Kolonisierung für Europäer eignen.

Goyaz und Matto Grosso, zwei kolossale Staaten, in denen Komplexe von sehr bedeutendem Umfange für die Kolonisation vorzüglich geeignet wären, können vorläufig noch nicht in Betracht gezogen werden. Sie sind noch zu wenig entwickelt und aus Mangel einer Seeküste und ihrer schwierigen Verbindung mit anderen Staaten und Ländern gewissermassen abgeschieden von der civilisierten Welt.

Nachdem der Staat São Paulo mehrere Jahre hindurch mit allen Mitteln fast ausschliesslich die italienische Einwanderung gefördert hat, so dass gegenwärtig über 600000 Italiener dort ansässig sind, sucht er in allerjüngster Zeit auch wieder die deutsche Einwanderung heranzuziehen. Es hat dies seine guten Gründe. So rasch die Italiener durch ihre gleichfalls romanische Sprache und durch ihr katholisches Bekenntnis in das brasilianische Leben sich hineinfinden, so sehr sie als Fazenda-Arbeiter allen anderen Nationen mit Recht vorgezogen werden, nicht weil sie besser arbeiten, sondern weil sie schmiegsamer auch eine minder gute Behandlung annehmen, so sind doch auch die Nachteile nicht gering anzuschlagen, die mit ihrer ausschliesslichen Einwanderung verbunden sind. Vor allem ist bloss die Hälfte der eingewanderten Italiener zur Feldarbeit geeignet, die andere Hälfte besteht ausser einigen Handwerkern aus Leuten, die dem Lande weder in materieller noch in moralischer Beziehung zum Nutzen gereichen. Dies empfinden namentlich die Städte São Paulo und Rio de Janeiro, wo man früher, d. h. vor der italienischen Masseneinwanderung, niemals von Raubmorden, raffinierten Diebstählen und frechen Einbrüchen so viel hörte, als dies jetzt der Fall ist. Auch denkt die Mehrzahl der einwandernden Italiener nicht daran, sich dauernd in Brasilien niederzulassen, sie kehren vielmehr, sobald sie ihr Ziel erreicht haben, wieder nach ihrem Vaterlande zurück.

So wenig nun auch vom ethischen Gesichtspunkte aus diese Anhänglichkeit an das alte Vaterland zu tadeln ist, so erscheint es doch für Brasilien wünschenswerter, einen dauernden Zuwachs der Bevölkerung zu gewinnen, und dies ist der Fall bei den deutschen und slavischen Einwanderern. Der Deutsche namentlich gewöhnt sich zwar schwer an die hiesigen Lebensverhältnisse; hat er sich aber mit seiner Familie hier eingelebt, dann denkt er wohl mit Wehmut an sein Vaterland zurück, aber nie an eine Rückkehr. Er wird ein nützlicher Staatsbürger, der nur äusserst selten den politischen und richterlichen Behörden zur Last fällt. Friedlich und ruhig bewirtschaftet er sein kleines Anwesen und trägt nicht bloss in materieller, sondern auch in moralischer Beziehung zum Fortschritt des Landes sein Scherflein bei. Allerdings nimmt er sehr ungern Arbeit auf Fazendas an und thut dies nur notgedrungen; denn sein eifrigstes Streben ist auf einen kleinen Grundbesitz gerichtet, wo er frei und unabhängig schaffen und walten und im Kreise seiner Familie sein Gemütsleben ungehindert fortführen kann. Bei vielen Deutschen tritt auch noch ein Umstand hinzu, der zwar weder für ihr Nationalgefühl spricht, noch ihrem angestammten Vaterlande zum Vorteil gereicht, aber für Brasilien von unberechenbarem Nutzen ist; seine Kinder

werden gute Brasilianer, die oft kaum noch ein Interesse für ihr Stammvaterland besitzen, während die dritte Generation nicht einmal mehr ihren ehrlichen deutschen Namen mit deutscher Betonung auszusprechen vermag.

So kennt der Autor mehrere politisch hervorragende Persönlichkeiten von unverfälschter deutscher Abkunft, die ihrem Vaterlande Brasilien nicht unwesentliche Dienste leisten, denen aber Deutschland im Gemüte so weit abseits liegt, wie vielleicht wenige andere Länder. Trotzdem herrschen noch immer in gewissen brasilianischen Kreisen, von denen man ein besseres Verständnis für die Sache vorauszusetzen berechtigt wäre, schwere Bedenken gegen die Lokalisierung deutscher Einwanderermassen in einem Staate. Diese ungerechtfertigte Ängstlichkeit hat sich offen kund gethan bei Gelegenheit einer kontraktlichen Abmachung der deutschen Koloniegesellschaft mit der Staatsregierung von Santa Catharina, wobei es sich um die Kolonisierung eines Landstriches mit einzuführenden Emigranten deutscher Nation handelt.

Allerdings giebt es auch verschiedene deutsche Kolonien, die vom allgemeinen Weltgetriebe so abgeschieden leben und mit alteingesessenen Brasilianern zu verkehren so selten Gelegenheit haben, dass sie ihre deutsche Sprache und ihre deutschen Sitten bewahren, nichtsdestoweniger aber gute brasilianische Staatsbürger geworden sind.

Gegenwärtig ist kein Grund mehr vorhanden, der die noch andauernde, fast grundsätzliche Zurückhaltung rechtfertigen könnte, welche die deutschen Kolonisationsgesellschaften und Vereine in Beziehung auf eine Ansiedlung in Brasilien bewahren. Welcher Art könnten wohl die Einwände sein, die man heutzutage noch gegen ein solches Projekt erhebt? Das Klima, das über 800 000 europäische Ackerbauer und Feldarbeiter ohne Schwierigkeiten und mit sehr geringen Nachteilen ertragen?! Die Befürchtung der Entnationalisierung der Deutschen in Brasilien? Dieselbe wird überall auftauchen, wohin auch immer der Auswandererstrom seine Richtung nehmen mag. Dass Brasilien wegen seiner vielen politischen Unruhen keine Gewähr bietet für das wirtschaftliche Gedeihen einer Kolonie, ja selbst nicht einmal für die Sicherheit der Person? Dieser Einwand ist insofern nicht stichhaltig, als jeder, der die Verhältnisse Brasiliens nur einigermassen kennt, mir beipflichten wird, dass die Bevölkerung im allgemeinen von den jeweiligen politischen Unruhen nur wenig oder gar nicht berührt wird, ja selbst die Bewohner der Städte, in welchen solche Unruhen stattfinden, nur wenig zu leiden haben, insofern sie an den politischen Wirren sich selbst nicht beteiligen.

Der Verfasser erachtet es umsomehr als zeitgemäss, die Aufmerksamkeit der deutschen Kolonisationsgesellschaften auf Brasilien zu lenken, als Nordamerika seit neuerer Zeit dem mittellosen Auswanderer unter mannigfachen Vorwänden seine Häfen verschliesst, und weil andere transatlantische Länder nicht in gleichem Masse wie Brasilien zur Aufnahme und Installierung grösserer Massen von Einwanderern geeignet sind. Auch die deutsch-afrika-

nischen Besitzungen sind mindestens vorläufig nicht in der Lage, anderweitige Auswanderungsplätze entbehrlich zu machen. Denn es ist unbestreitbare Thatsache, dass der grösste Teil dieser vom Reich erworbenen Gebiete für die kaukasische Rasse zu dauernder Niederlassung nicht geeignet ist.

Ein Kolonisationsprojekt in grösserem Mafsstabe würde in Brasilien nur mit sehr geringen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und bei verständnisvoller, thatkräftiger Durchführung mit hinreichenden Mitteln Ergebnisse erzielen, die wahrlich nichts zu wünschen übrig lassen dürften.

Volks- und Staatswirtschaft.

Zum besseren Verständnis und zu eingehender Beurteilung der hiesigen landwirtschaftlichen und industriellen Verhältnisse mögen die folgenden Aufstellungen dienen, die sich auf vieljährige Erfahrung des Autors und teilweise auch auf die Berechnungen stützen, die der in diesem Fache sehr bewanderte Dr. Kärger in seinem lesenswerten Werke „Brasilianische Wirtschaftsbilder“ aufstellt. Auch deckt sich diese Aufstellung so ziemlich mit den Angaben von C. F. van Delden-Laerne in seinem Werke „Le Brésil et Java. Rapport sur la culture du café en Amérique, Asie et Afrique“, dem Ergebnis einer Forschungsreise, die im Auftrag des niederländischen Kolonienministeriums im Jahre 1883 unternommen wurde.

Scheinen auch die Angaben der erwähnten beiden Gewährsmänner einigermassen veraltet, so spricht dies nur noch mehr zum Vorteil der Sache, weil das in Brasilien umlaufende Papiergeld seit einigen Jahren im Kurse sehr tief steht und daher für den Fremden, der vollwertiges Geld mitbringt, um ein Billiges zu beschaffen ist. Dabei ist der wirkliche Bodenwert nur unbeträchtlich gestiegen, weil die Bevölkerung im Verhältnis zur ungeheuren Ausdehnung des Landes nur um ein Geringes sich vermehrt, infolgedessen auch keine lebhaftere Nachfrage nach Ländereien stattgefunden hat. Wenn auch der jetzige Kaufpreis von Grund und Boden infolge der Geldentwertung sich höher stellt, als dies zur Zeit der oben erwähnten Explorationen der Fall war, so hat diese Preiserhöhung keineswegs im gleichen Verhältnisse mit der Geldentwertung stattgefunden, weil diese Entwertung durchaus nicht voll gerechtfertigt und daher nur vorübergehend ist.

Die Einheit der hier gangbaren Münze ist der Milreis in Papier, im Goldwert = 27 Pence oder 2¼ Mark. Diese Höhe hat er im Laufe der letzten fünfzig Jahre allerdings nur äusserst selten und nur für kurze Zeit erreicht, sonst schwankte sein Kurswert viele Jahre hindurch zwischen 17 und 24 Pence. Erst vor sieben Jahren begann derselbe stark zu sinken und bewegt sich in letzter Zeit zwischen 7½ und 10 Pence, und in den Monaten März, April und Anfang Mai 1898 ging er sogar auf 5½ Pence herab. Infolgedessen sind natürlich auch die Arbeitslöhne höher geworden;

aber auch diese sind aus den oben erwähnten Ursachen nicht in demselben Masse gestiegen, als die Geldwerte gefallen sind, so dass schliesslich bei einem richtigen Kalkul, wenn die europäischen Geldwerte als Basis dienen, nicht nur keine Verteuerung stattgefunden hat, sondern in vielen Beziehungen materielle Vorteile für das fremde Kapital eingetreten sind.

Den nachstehenden Aufstellungen, die für Central- und Südbrasilien gelten, muss vorausgeschickt werden, dass im Norden die Bodenpreise und Arbeitslöhne sich bedeutend billiger stellen.

In den Staaten Rio de Janeiro, São Paulo, Minas Geraes, Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul waren die Bodenpreise ungefähr folgende:

1 Hektar Land (10000 qm) zu Kaffee-, Zuckerrohr- und Kakao-Pflanzung nicht tauglich, wohl aber für alle Pflanzungen vorzüglich geeignet, ungefähr 20 bis 30 Milreis Papiergeld zum Kurs von 12, d. i. 1 Mark.

1 Hektar für Kaffeebau tauglicher Boden (mittelguter Qualität) ungefähr 40 Milreis (à 12 Pence). Staatsland erhält der Kolonist um die Hälfte dieses Preises; eine Kolonisationsgesellschaft dürfte ihn beim Ankauf von grösseren Flächen um den vierten Teil dieses Preises erwerben.

1 Hektar Kaffeeland, „terra roxa“, der ausgezeichnetste Kaffeeboden in frostgeschützter Lage, stellt sich im Preise auf 80 bis 120 Milreis (à 12 Pence). Diese Preise gelten alle nur für unkultivierte Ländereien, die aber doch nahe oder selbst mitten in den grossen Verkehrscentren liegen. Je mehr abseits dieselben sich befinden, desto billiger stellen sich die Preise.

Der Preis des bereits in Kultur stehenden Kaffeelandes, d. h. also einer Fazenda, ausgestattet mit den nötigen Baulichkeiten, Maschinen und Wirtschaftsgeräten, wird gewöhnlich nach der Anzahl der gepflanzten ertragsfähigen Kaffeebäume gerechnet; als mittlerer Preis wird 1 Milreis für den Baum angenommen.

Der mittlere Ertrag von 1000 Kaffeebäumen auf mittelgutem Boden ist jährlich 50 bis 60 Arrobas (zu je 15 Kilo) geschälter Kaffee. Ein sehr guter Boden giebt ungefähr 100 und mehr Arrobas, ein ausgezeichneter (terra roxa erster Qualität) 150 bis 200 Arrobas und darüber, stets vorausgesetzt, dass die Pflanzungen aufs sorgfältigste gepflegt werden. Immerhin giebt es auch Kaffeepflanzungen, deren Ertrag bei 1000 Bäumen auf 25 Arrobas herabsinkt. Doch liegt hier die Schuld oft an nachlässiger Pflege, unverständiger Behandlung, hohem Alter, Untauglichkeit oder zu abschüssiger Lage des Bodens, wodurch die abfallenden Blätter, die als Humus dienen, oder der Dünger von stärkeren Regengüssen leicht weggeschwemmt werden. Kaffeepflanzungen werden nämlich allgemein nicht im Thale oder auf ebener Fläche, sondern auf Bergabhängen angelegt. Indes giebt es hier und da auch solche in Thälern und Ebenen, wobei manche recht gute Erträgnisse abwerfen. Das sind aber Ausnahmen. Neben fleissigem Jäten des Unkrauts und Düngen ist auch das Beschneiden der Bäumchen von Wichtigkeit, wozu praktische Kenntnisse erforderlich sind.

Obzwar die Kaffeepreise der Jahre 1894 bis 1896 zwischen 20 und

30 Milreis für die Arroba gewaschenen Kaffees standen, 1897 dagegen auf ungefähr 12 Milreis herabsanken, so sollen bei den nachfolgenden Aufstellungen nicht diese, sondern der Durchschnitt der statistisch nachgewiesenen Preise von sieben aufeinander folgenden Jahren, und zwar von 1885 bis 1892, angenommen werden, wie sie am Verschiffungsplatz in Rio und Santos gezahlt wurden. Die Preise stellen sich weit über 7 Milreis (zum Durchschnittskurs von 21 Pence) für die Arroba. Der Verfasser will jedoch zur grössern Sicherheit selbst von diesem Durchschnittspreise noch weiter herabgehen und als Basis für die nachstehenden Berechnungen nicht den Marktpreis, sondern den wirklichen Tauschwert des Kaffees annehmen, insoweit dies zu bestimmen möglich ist und ihn alte gewiegte und erfahrene Kaffeehändler allgemein berechnen, und zwar zu 6 Milreis (zu je 24 Pence, das sind 12 Mark) für die Arroba.

Wir wollen nun mit einer kleinen Kolonie-Wirtschaft beginnen und allmählich zur grossen Fazenda übergehen, wobei sorgfältigst jede optimistische Annahme vermieden werden soll. Hierzu diene folgendes Beispiel: Der Kolonist besitzt 20 bis 30 Hektar Land mittelguten Bodens. Für die häuslichen Bedürfnisse hat er das Nötige gepflanzt, wobei er auch einiges Vieh zum Hausbedarf mästet. Er verwendet zum Kaffeebau mindestens 2 Hektar, auf denen ungefähr 3000 Bäume stehen. Es darf nämlich der Abstand von einem zum andern Bäumchen nicht weniger als 2 m betragen. Manche nehmen das Doppelte an Abstand und fahren gut dabei; denn nicht bloss der Boden wird dabei mehr geschont und bleibt längere Jahre ertragsfähig, auch die einzelnen Kaffeebäume können durch freieren Luft- und Lichtzutritt sich voller entwickeln. Zur Pflege dieser 3000 Bäume reicht die Arbeitskraft eines Mannes vollständig aus, wobei er noch für manches andere Zeit erübrigt, weil er zu vielen leichteren Arbeiten im Kaffeeberge eins oder mehrere seiner Kinder verwenden kann, wie z. B. zum Zusammenscharren der abgefallenen Blätter in die Vertiefung, welche um jedes Bäumchen rings gegraben wird zum Auffangen und längeren Erhalten der Regennässe und des Düngers, der zeitweilig von manchem Pflanzer angewendet wird. Ebenso ist zur Zeit der Ernte, die stets einige Monate dauert, weil der Kaffee nicht gleichzeitig reift, die Kinderarbeit zu verwerten, und zwar zum Auflesen der am Boden zerstreut liegenden Bohnen und zum Abpflücken der Bäumchen.

1000 Bäume geben bei sorgfältiger Pflege auf mittelgutem Boden im schlimmsten Falle 40 Arrobas, 3000 Bäume also 120 Arrobas. Nachdem der Kaffee Tage lang auf plattgestampftem, ebenem Boden getrocknet und in einer primitiven Wasserstampfe, wie es die beifolgende Illustration darstellt, oder auch durch Händearbeit in einem grossen Holzmörser von seiner Schale enthülst worden ist, hat er Verkaufsfähigkeit erlangt. Der Kaffee am Baume ist der europäischen Kirsche sehr ähnlich an Farbe, Grösse und Form. Nur ist bei dieser der wertvollste Teil die Schale, während es beim Kaffee der Kern ist, der aus zwei aneinander haftenden Bohnen besteht. Die Schale muss abgedörrt und durch Stampfen beseitigt werden.

Der Kolonist, der seinen Kaffee in solch primitiver Weise zubereitet auf den Markt bringt, erhält selbstverständlich nicht denselben Preis wie der grosse Fazendeiro, der mit Hilfe von Maschinen ihn enthülst, wäscht und sortiert, aber keineswegs wird der Unterschied mehr als 25 Prozent des Marktpreises betragen. Es giebt ja auch seit neuerer Zeit Centralfabriken, welche die Aufbereitung des Kaffees für die kleinen Pflanzer gegen geringe Vergütung übernehmen.

Jedenfalls aber wird der kleine Grundbesitzer 4½ Milreis für die Arroba seines Kaffees erzielen, das macht 120×4½ = 540 Milreis, nach obigem Kurs ungefähr 1000 Mark. Von dieser Summe kann er die Hälfte bei Seite legen, denn seine Ausgaben an Bekleidung sind im warmen Klima sehr gering und alles übrige gewinnt er aus der sonstigen Wirtschaft. Vom Jahre 1894 bis 1896 erhielt der Kolonist ungefähr den doppelten oder dreifachen Betrag für seinen Kaffee. Da ihm dieser Betrag aber in verhältnismässig entwertetem Papiergeld bezahlt wurde, so war auch dieser Vorteil vorläufig wenigstens illusorisch; für die Zukunft aber verspricht ihm dies insofern einen nicht geringen Gewinn, als die bei Seite gelegte dreifache Summe entwerteten Geldes zuverlässig im Werte steigen muss. Denn Brasilien ist keineswegs bankerott, sondern wird in wenigen Jahren seine Verhältnisse geordnet haben.

Eine Kaffee-Fazenda guten Bodens mit 100 000 Kaffeebäumen auf 80 Hektar, zwei bis dreimal so viel teils unkultivierten, teils mit anderen Kulturen bedeckten Landes, mit Wohnhaus, Wirtschaftsgebäuden, Gerätschaften und Maschinen benötigt ein Anlagekapital von 100 000 Milreis = 180 000 Mark. Auf 1000 Bäume sind bei gutem Boden und sorgfältiger Pflege mindestens 60 Arrobas Ertrag anzunehmen. Bringt die Arroba 6 Milreis, so bringen 6000 Arrobas 36 000 Milreis oder 65 000 Mark.

Davon gehen ab an Spesen:

Reinigen der Kaffeefelder viermal des Jahres	5 000	Milreis
Pflücken zur Zeit der Ernte	4 800	"
Aufbereitung in der Maschine	2 400	"
Durchschnittliche Fracht zu und auf die Bahn	4 200	"
Verwaltung	5 000	"
Kleine Spesen am Stapelplatz	240	"
Dem Kaffee-Kommissionär 3% Kommission des Gesamtwertes	1 080	"
Summa der Spesen	22 720	Milreis
Abgezogen vom obigen Brutto-Preis . . .	36 000	"
Bleibt Saldo zu Gunsten	13 280	Milreis

oder 13,28% des Anlagekapitals.

Eine Kaffee-Fazenda (teilweise terra roxa) mit 100 000 Bäumen unter sonst gleichen Bedingungen wie oben, bedarf ein Anlagekapital von 150 000 Milreis zu je 21 Pence. 1000 Bäume auf solchem Boden geben mindestens 100 Arrobas, 100 000 Bäume 10 000 Arrobas zu je 6 Milreis, zusammen also 60 000 Milreis.

Spesen:

Reinigen der Felder	5 000	Milreis
Pflücken	6 400	„
Aufbereitung	4 000	„
Fracht	8 000	„
Verwaltung	5 000	„
Kleine Spesen	400	„
Kommission 3%	1 800	„
Summa der Spesen	30 600	Milreis
Dagegen die obige Brutto-Einnahme mit .	60 000	„
Bleibt Saldo zu Gunsten	29 400	Milreis

oder 19,9% des Anlagekapitals.

Eine Kaffee-Fazenda, terra roxa erster Qualität, frostgeschützt, mit 100000 Bäumen erfordert ein Anlagekapital von 200000 Milreis. 1000 Bäume auf solchem Boden tragen gewöhnlich 200, mindestens aber 150 Arrobas, daher 100 000 zu 150 = 15 000 Arrobas zu je 6 Milreis = 90 000 Milreis.

Spesen:

Reinigen	5 000	Milreis
Pflücken	9 600	„
Fracht	12 000	„
Aufbereitung	6 000	„
Verwaltung	6 000	„
Kleine Spesen	800	„
Kommission 3%	2 700	„
Summa der Spesen	42 100	Milreis
Dagegen obige Brutto-Einnahme	90 000	„
Bleibt Saldo zu Gunsten	47 900	Milreis

oder 23,95% des Anlagekapitals.

Dass nebenher noch andere Kulturen, kleine Industrien und Viehzucht bis zu einem gewissen Grade betrieben werden können, ist selbstverständlich. Auch ist im allgemeinen der Gewinn ein höherer und in günstigen Jahren ein doppelt so hoher.

So wie die Staaten Rio de Janeiro, São Paulo, Minas Geraes und Espirito Santo in hohem Grade der Kaffeekultur günstig sind, so ist der mittlere Norden für Zuckerrohr, Baumwoll-, Tabak- und teilweise für Kakaokultur ganz besonders geeignet. Es sind dies die Staaten Bahia, Sergipe, Alagôas, Pernambuco. Weiter nördlich gelegene kommen für die europäische Kolonisation nicht mehr in Betracht.

Der Anbau von Zuckerrohr bringt nicht geringeren Gewinn als der des Kaffees und ist unter gewissen Bedingungen sogar noch ertragreicher. Diese Bedingungen bestehen in hinreichendem Anlagekapital zum Ankauf guten Bodens und der kostspieligen neuen Maschinen, sowie in Beschaffung ausreichender Arbeitskräfte, auf welche durch mehrere Jahre sicher zu zählen sein muss.

Zu einem solchen Unternehmen in grossem Stile würden gemischte Kolonien zu gründen sein:

Eine Arbeiter-Kolonie aus Asiaten oder Afrikanern, ausschliesslich zur Arbeit in den Zuckerrohrfeldern zu verwenden, wozu der Europäer nur sehr schwer sich eignen würde.

Eine zweite Kolonie, Ackerbau-Kolonie, aus Deutschen, Slaven oder Italienern zusammengesetzt, zu den Arbeiten in der Fabrik für eine gewisse Anzahl von Arbeitstagen im Jahre verpflichtet. Jedem Feldarbeiter wäre ausser dem vereinbarten Lohn noch eine Parzelle Bodens zur eigenen Nutzniessung zu überlassen. Die Kolonisten wieder müssten verpflichtet werden, auf ihrem eigenen Boden 1 Tarefa (d. i. 3600 qm) mit Zuckerrohr zu bepflanzen und dasselbe zur Zeit der Ernte an die Fabrik um den üblichen Preis zu verkaufen.

Dieses Doppelunternehmen, eine Ackerbaukolonie mit einer industriellen Unternehmung gepaart, würde für beide Teile die denkbar günstigsten Erfolge haben. Auch würde die Durchführung nicht so schwierig sein, als sie auf den ersten Blick den Anschein hat. Die Schwierigkeit, die in der Beschaffung der Arbeitskräfte gipfelt, ist seit neuerer Zeit dadurch gehoben worden, dass die brasilianische Regierung mit Japan einen Freundschafts- und Einwanderungsvertrag geschlossen hat.

Bevor ich zur ziffermässigen Darstellung eines solchen Unternehmens schreite, möchte ich erst die thatsächlich bestehende Ausübung dieses Industriezweiges beschreiben, wie er sich im Staate Bahia abwickelt, wo ich teils mitbeteiligt, teils vorurteilsloser Beobachter war. In diesem an Naturschätzen und Mannigfaltigkeit der Bodenerzeugnisse nächst Minas Geraes reichsten Staate Brasiliens ist die Zuckerindustrie, die hier in früheren Jahren die Quelle alles Reichtums war, so sehr zurückgegangen, dass sie nur mehr ein ärmliches Dasein fristet. Wenn unter solchen Umständen die zahlreiche Klasse der Fazendeiros dennoch nicht gänzlich verarmt ist, so liegt dies grossenteils an der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens, der ihnen trotz vernunftwidriger Wirtschaft, unzureichender Arbeitskräfte, veralteter, schlechter Zuckerpressen und niedriger Zuckerpreise immer noch so viel abwirft, um sich über Wasser halten zu können.

Ja, es giebt sogar einige Zuckerfabriken teils auf Aktien, teils in Privatbesitz, die alle Ursache haben mit den materiellen Ergebnissen zufrieden zu sein. Zu den ersteren zählt namentlich eine im Bezirk São Amaro befindliche englische Fabrik, deren Dividenden befriedigend sind. Aber nicht bloss die Aktionäre geniessen bedeutende Vorteile, sondern auch die Nachbar-Fazendas, die ihr Zuckerrohr gegen gute Preise an die Fabrik verkaufen, wodurch sie des langwierigen Prozesses der eigenen Zuckererzeugung überhoben sind und überdies bessere finanzielle Ergebnisse erzielen. Selbst auf die kleinen Landwirte und die Feldarbeiter dehnt sich ein wenig von dem Goldsegen aus, der von dieser Fabrik nach allen Richtungen hin ausgeht. Diese Leute pachten nämlich von den Nachbar-Fazendas, die wegen unzureichender Arbeitskräfte für eigene Rechnung nur ungenügende Quantitäten

an Zuckerrohr liefern können, kleinere Parzellen, pflanzen und liefern das Produkt ebenfalls an die Fabrik. Dem Eigentümer des Bodens zahlen sie an Pachtzins ungefähr ein Drittel des Ertrages. Ein solcher Arbeiter pachtet beispielsweise 3 Tarefas (zu je 3600 qm), für welche seine persönliche Arbeitskraft ausreicht; er erhält als Produkt seiner sorgfältigen Arbeit, wenn der Boden nicht etwa schlecht ist, 50 Tonnen Rohr von der Tarefa, zusammen also 150 Tonnen, die durchschnittlich mit 10 Milreis für die Tonne von der Fabrik bezahlt werden. (Zuweilen steigt dieser Preis auf 14 Milreis, sinkt aber nie unter 8 herab.)

150 Tonnen geben daher	1500 Milreis
Hiervon ab ⅓ Pachtzins	500 „
bleiben:	1000 Milreis.
Von diesem noch ab die Zufuhr, auf die Tonne ungefähr 1 Milreis	150 „
Verbleiben ihm an Reingewinn:	850 Milreis,

was für einen hiesigen Feldarbeiter ein kleines Vermögen genannt werden kann.

Daraus ist zu ersehen, welcher Segen eine solche Fabrik für die umliegende Gegend ist, wenn das Etablissement mit Verständnis angelegt und geleitet wird, was indes bei mehreren anderen hier befindlichen Fabriken nicht der Fall ist, die deshalb mehr oder minder schlechte Geschäfte machen. Teils fehlt es bei solchen an guten Maschinen, Personal, ausreichendem Wasser und Brennmaterial, oder auch an der energischen Leitung und hauptsächlich an der richtigen Auswahl des Orts der Anlage, wodurch es ihnen nicht selten an dem nötigen Rohmaterial mangelt.

Im Staate Pernambuco bestehen eine ganze Reihe solcher Fabriken von verschiedener Produktionskraft, die mehr oder minder gute Geschäfte machen, worunter namentlich eine, Mucaú genannt, die den Auslaugeprozess eingeführt hat, ganz besondes hervorragt.

Es dürfte nicht nur für den Fachmann von Interesse sein, diesen landwirtschaftlichen Industriezweig, wie er hier noch allgemein nach der Väter Brauch betrieben wird, kennen zu lernen:

Ein guter Boden für Zuckerrohrkultur ist locker, fett, von Farbe schwarzgrau, seltener gelblich. Nachdem das Gestrüpp gerodet, getrocknet und schliesslich verbrannt worden ist, wird der Boden mit einem starken, tiefgreifenden Pflug, vor den acht bis zehn Ochsen gespannt sind, gepflügt. Die ungewöhnliche Zugkraft ist notwendig, weil viel Wurzelwerk aus dem Boden gerissen werden muss. In die Furche werden dann in Abständen von 1—2 m die Setzlinge, 10—15 cm lange Abschnitte frischen Zuckerrohrs mit Absatzknoten wagrecht hingelegt und mit sehr wenig Erde bedeckt. Man pflanzt gewöhnlich nach kurz vorher niedergegangenem Regen. Die Zeit zur Anpflanzung dauert, mit Ausnahme der Monate Dezember, Januar Februar, das ganze Jahr hindurch. Statt des Pflügens werden nicht selten nur kleine Vertiefungen ausgehoben, in welche die Setzlinge hineingelegt werden.

Nach einem, längstens nach zwei Monaten, sobald die Pflanzen aus dem Boden hervorgesprosst sind, muss das Feld sorgfältig vom Unkraut, das hier schnell aufschiesst, gereinigt werden. Nach weiteren drei oder vier Monaten geschieht dies ein zweites Mal, endlich nach gleicher Zeit ein drittes und letztes Mal. Manche Landwirte thun dies vier Mal des Jahres, denn das Gedeihen der Pflanzung hängt grossen Teils von ihrer sorgfältigen Reinigung ab.

Nach zwölf bis vierzehn Monaten ist das Zuckerrohr zum Schneiden reif. Es kann aber auch ohne Einbusse noch weitere vier Monate auf dem Felde stehen bleiben. Manches Rohr wird dadurch noch gehaltreicher. Die Erntezeit beginnt im August oder September und dauert gewöhnlich bis Ende Februar, in manchen Fällen selbst bis zum Monat Mai. Das Rohr, das nach einigen sonnigen Tagen geschnitten wird, giebt an Qualität bessere Resultate, als das während des Regens oder kurz darauf geschnittene. Auch soll es an demselben Tage, an dem es geschnitten wird, in der Fabrik verarbeitet werden. Mit jedem Tag Verspätung erleidet es eine Einbusse an Zuckergehalt und nach acht oder vierzehn Tagen wird es fast gänzlich untauglich zur Zuckererzeugung.

Ein gutes Zuckerrohr wird gewöhnlich 2—3 m, zuweilen auch 5 m hoch, und der Durchmesser des Schafts wechselt zwischen 4 und 8 cm. Der obere Blätterbüschel wird beim Schneiden mit dem Facão abgehauen und dient im frischen Zustande als nahrhaftes Viehfutter. Das Schneiden des Rohres geschieht mittelst eines Facãohiebes, etwa eine Spanne oberhalb des Bodens. Falls nicht sofort anhaltendes Regenwetter eintritt, schiesst aus den zurückbleibenden Stoppeln neues Zuckerrohr auf, das manchmal noch kräftiger als die erste Pflanzung gedeiht. Es wiederholt sich dies auf sehr gutem Boden 3 bis 6 Jahre nacheinander.

Gedüngt werden Zuckerfelder nicht. Ist ein solches nach mehreren Jahren erschöpft, so lässt man es brach liegen und benutzt andere Strecken, an denen es hier nicht fehlt. Das landesübliche Einheitsflächenmafs in Bahia, wie überhaupt im Norden Brasiliens, ist die Tarefa, 3600 qm. Auf gutem Boden, bei guter Pflege, giebt eine Tarefa nie weniger als 50 Tonnen Zuckerrohr, das je nach seiner Qualität 10 bis 15, sehr oft 18, ja selbst bis zu 22 Prozent Zuckerstoff enthält, dem aber der Fazendeiro mit den veralteten Zuckerpressen im besten Falle nur 5 Prozent entzieht.

Ist das Rohr geschnitten, so wird es noch an demselben oder spätestens am nächsten Tage in die Fabrik gefahren. Die Fuhrwerke hierzu sind roh gearbeitete zweirädrige, ausserordentlich schwere, aber starke Karren, die auf einer baumdicken Holzachse ruhen, welche in zwei kolossalen Vollrädern aus Holz liegt. Die Achsen werden nicht eingeölt. Die Bewegung eines solchen, gewöhnlich mit acht Ochsen bespannten Wagens ist schwerfällig und langsam. Er giebt seine Bewegung auf sehr weite Entfernung kund durch das Heulen und Pfeifen der Radumdrehungen. Schritt für Schritt durchwatet er Sümpfe, durchbricht Dickichte, bahnt sich oft erst den Weg durch dichtes Gestrüpp, und nur selten geschieht es, dass ein Wagen bricht.

Reichen acht Ochsen auf manchem Wege nicht aus, so werden ihrer mehr vorgespannt. Ihnen voran schreitet ein kleiner Junge mit einer sehr langen und dünnen Stange bewaffnet, die nicht zum Antreiben, sondern als Wegweiser dient. Wo dieser flinke, kecke Junge durchschlüpft, da müssen auch die Ochsen durch; sie weichen keinen Schritt zur Seite. Vorn auf dem Wagen steht der Wagenlenker, ebenfalls mit einer gleichen Stange bewaffnet, und kommandiert seine Ochsen mit namentlichem Aufruf, denn jeder derselben hat seinen Namen. Dem Anruf leistet der betreffende Ochse sofort Folge.

Endlich wird das Rohr in einem grossen primitiven, halboffenen Gebäude abgeladen, in dessen Mitte sich die Dampfpresse befindet. Die Maschine von durchschnittlich 10 Pferdekraft, besitzt zwei wagerecht aufeinander liegende stählerne, gerippte Walzen in der Länge von einem Meter, vor welchen ein Tisch angebracht ist, auf den das zu pressende, in grossen Haufen umherliegende Zuckerrohr von mehreren Arbeitern in Bündeln hingelegt wird, das wieder von einem Mann zwischen die Walzen geschoben und von diesen zerquetscht wird. Der Saft fliesst in einen am Boden eingelassenen Kessel und von da mittelst Hand- oder Dampfpumpen nach dem Kochraum. In diesem befinden sich unterirdische Öfen, flache eiserne Kochbecken von 6 bis 10 m Länge und 2 m Breite, in denen der vorher in einem Behälter erhitzte Zuckersaft zum Kochen gebracht wird. Ist er hier bis zur gewünschten Sirupsdicke verdampft, so wird er in den Kühlraum geschafft, in welchem waschtrogähnliche, über einem Hohlraum frei liegende Kästen angebracht sind. In diesen Kästen, in deren Boden ein vorläufig mit einem Stabe verstopftes Loch sich befindet, wird der Sirup hineingeschüttet. Wenn derselbe nach einigen Tagen krystallisiert und einigermassen hart geworden ist, werden die Stäbe herausgezogen, worauf die Lauge, d. i. der nicht krystallisierte Sirup, in den Hohlraum hinabfliesst, dort gesammelt und abermals behandelt wird.

Der nun fertige Zucker hat die Farbe von schmutziger Thonerde. Um ihn etwas heller zu machen, schüttet man schlammigen Lehm darüber und löst die nach 8 Tagen trocken und spröde gewordene Lehmschicht wieder ab. Er ist dann thatsächlich heller geworden. Nun wird er auf mächtig grossen Tischen, die mittelst Rädern auf Schienen laufen, ausgebreitet und an die Sonne hinausgeschoben, um völlig zu trocknen und noch mehr zu bleichen. Hierauf wird er in Säcken zu 60 Kilo verpackt und auf den Markt geschickt. Das Brennmaterial besteht teils aus dem Holz des eigenen Waldes, teils aus Bambusrohr, das hier überall in grossen Mengen wächst, und aus der trockenen Bagasse.

Aber nicht jeder Fazendeiro bereitet Zucker aus dem Rohr; mancher lässt den rohen Zuckersaft bis zu einer gewissen Dichtigkeit verdampfen und verkauft ihn an eine der vielen Spiritus- und Branntweindestillationen, die seit mehreren Jahren hier wie die Pilze emporgeschossen sind. Er gewinnt dabei oft nicht weniger wie im ersten Falle und erspart zudem die mühselige Arbeit der Zuckererzeugung.

Nun wollen wir in finanzieller Beziehung ein Beispiel der hiesigen Zuckerindustrie aufstellen. Eine Fazenda von 1000 Tarefas guten Bodens mit Pressmaschine, Wohnhaus und vielen Arbeiterhäuschen steht im Preise von 10000 bis 25000 Milreis. Ist der Boden von vorzüglichster Qualität, so stellt sich der Preis wohl auch um die Hälfte höher. Von den 1000 Tarefas werden ungefähr 100, im besten Falle 150 Tarefas mit Zuckerrohr bepflanzt, 20 und manchmal mehr Tarefas werden mit Mais, Bohnen, Wurzelgewächsen bebaut, 150 Tarefas dienen als Weideland. Der Rest bleibt unbenutzt und ist zumeist mit wildem Gestrüpp oder Urwald bedeckt.

Zu einer Pflanzung von 150 Tarefas werden 50 Feldarbeiter, 20 Kutscher und Führer und 25 Personen für die Fabrik benötigt. An Zugtieren muss eine solche Fazenda mindestens 100 Zugochsen besitzen, die das ganze Jahr, Winter und Sommer, im Freien bleiben, ohne Schutz gegen Regen und Wind, wodurch sie oft viel leiden und gewöhnlich abmagern. Stallungen werden nur für Luxuspferde benutzt, hier und da auch für Schafherden. Schweine dürfen nur mit Nasenringen umherlaufen, um die Pflanzungen nicht zu beschädigen.

Nehmen wir nun an:

Eine Fazenda von 1000 Tarefas zum Preise von	25000	Milreis
100 Ochsen zu je 100	10000	"
12 Wagen zu je 100	1200	"
Einige Reitpferde	1000	"
Pflüge und andere Gerätschaften	2000	"
Stacheldraht zur Umzäunung der Weide .	1000	"
Anlagekapital	40200	Milreis

150 Tarefas Roden, Furchen und Pflanzen zum höchsten Preise p. Tarefa 40 Milreis .	6000	Milreis
Dreimaliges Jäten im Jahr für die Tarefa 30 Milreis	4500	"
Schneiden des Rohres für die Tarefa 15 Milreis	2250	"
Transport des Rohres mittelst eigener Fuhrwerke zur Fabrik	3750	"
Schlagen und Zuführen des eigenen Brennmaterials mit eigenen Fuhrwerken . . .	1200	"
Fabrikationsspesen des Sirups in der Fabrik	2700	"
Unvorhergesehenes, Abnutzung und Instandhaltung	5000	"
Transport des Sirups durch gemietete Maultiere nach der nächsten Destillation . .	4500	"
Verwaltung	2500	"
Kleine Spesen	600	"
Summa der Spesen	33000	Milreis

Eine Tarefa sorgfältig gepflegten Zuckerrohrs auf gutem Boden gieb im schlechtesten Falle 3, gewöhnlich 4, nicht selten auch 5 Pipen Sirup (1 Pipe = 750 Liter). Der Marktpreis desselben schwankt jedoch zwischen 80 und 150 Milreis für die Pipe. Nehmen wir den Durchschnitt, so entfällt auf die Pipe 115 Milreis, 150 Tarefas zu je 3 Pipen geben daher 450 Pipen Sirup zu je 115 Milreis.

Zusammen . . . . 51750 Milreis
Dagegen die Spesen . . . . 33000 „
Ergiebt sich ein Saldo zu Gunsten 18750 Milreis

Ausgedrückt in Prozenten vom Anlagekapital $46\frac{7}{8}$ Prozent.

Diese Berechnung stützt sich auf mehrjährige Erfahrungen. Wenn bei der grossen Mehrzahl der Fazendeiros das Ergebnis in Wirklichkeit ein viel geringeres ist, so liegt dies nur in der unüberwindlichen Trägheit der arbeitenden Klassen und in der irrationellen Wirtschaft. Wie aus vorstehender Beschreibung ersichtlich ist, wird das Produkt weder turbiniert noch destilliert und kommt als gelber Rohzucker auf den Markt.

Nun will ich es versuchen, das ideale Bild einer Zuckerfabrik in Gemeinschaft mit einer Ackerbaukolonie von Europäern und asiatischen Arbeitern zu entwerfen, wie solche im Staate Bahia errichtet werden könnte. Vorausschicken muss ich, dass der Europäer für ständige Arbeit in den Zuckerfeldern nicht tauglich ist und zwar aus folgenden Gründen. Die unausgesetzt sorgfältige Arbeit, die das ganze Jahr hindurch bei glühender Hitze und starken Regengüssen geleistet werden muss, ist nicht das einzige Hindernis; es kommt noch dazu, dass die letzte Jätung und das Schneiden des Rohres ein Eintreten zwischen die verhältnismässig dicht gepflanzten Stengel bedingt, deren Büschelblätter zudem schneidig wie ein Messer sind. An den Kanten derselben haften für das Auge nicht bemerkbare Härchen, die bei der geringsten Berührung abfallen und auf der Haut der weissen Menschen eine brennende und stechende Empfindung hervorrufen, während der Neger, Mulatte und Caboclo, obwohl er nackten Oberleibes diese Arbeit verrichtet, nicht besonders darunter leidet. Diese Farbigen haben überhaupt eine bedeutend weniger empfindliche Haut als der Kaukasier. Das bemerkt man schon bei ihrem Baden im vollen Sonnenbrande, was sie ganz ungestraft thun können, während der Weisse eine solche Unvorsichtigkeit mit einem achttägigen Brennen und Jucken büssen muss, bis die verbrannte Haut in Lappen sich abgeschält hat.

Wir denken uns nun für unser Beispiel ein Stück Land von 12000 Tarefas, das nahe der Küste liegt, sehr guten, teilweise in Kultur stehenden Boden besitzt, von mehreren Bächen oder einem kleinen Flusse durchzogen wird und mindestens in einem Zehntel des Flächenraums mit Wald bestanden. Auf diesem Areal befinden sich mehrere grosse Wohn- und Wirtschaftsgebäude und einige Hundert kleine Arbeiterhäuschen, von Leuten farbiger Rasse bewohnt, die als zeitweise Arbeiter verwendet werden können.

Ein solches Grundstück stellt sich im Preise ungefähr auf

	500 000	Milreis
An zwei verschiedenen Plätzen werden Zuckerfabriken errichtet, von denen jede die Fähigkeit besitzt, täglich 350 Tonnen Rohmaterial zu verarbeiten. Die Gebäude hierzu, die nach Tropenweise leicht, daher billig herzustellen sind, kosten ungefähr	200 000	"
Die zwei Maschinen selbst, Magdeburg-Sudenburger Auslaugemaschinen, samt allem Zubehör (zollfrei!), Transport, Spesen, Aufstellung	750 000	"
20 km schmalspurige Feldbahn mit den nötigen offenen Wagen (Lowris) und vier kleinen Lokomotiven (zollfrei!). Transport, Spesen, Anlegung der Bahn zusammen	600 000	"
Zwei kleine Dampfbarkassen und sechs kleinere Segelboote	30 000	"
Einrichtung einer Ziegelbrennerei und Sägemühle zum eigenen Gebrauch, und landwirtschaftliche Geräte . .	50 000	"
Änderung und Verbesserung an Bauten von Verwaltungs- und Magazingebäuden	100 000	"
Topographische Aufnahme des Terrains, sonstige Gerichts- und andere Spesen	25 000	"
Setzlinge zu Zuckerrohr- und Kaffeepflanzungen, Sämereien	10 000	"
Stacheldraht zur Einzäunung samt Arbeitslohn	20 000	"
Zugochsen, Maultiere und Pferde zum Dienst, Kühe, Kleinvieh, Wagen und nötige Gerätschaften	100 000	"
Unvorhergesehene Ausgaben	65 000	"
Summa	2 450 000	Milreis
Hierzu noch:		
An Kommissionsgebühren an die Immigrationsgesellschaft für die Einführung von 400 asiatischen Arbeitern, per Kopf 5 £ = 2000 £	50 000	"
Anlagekapital Gesamtsumme	2 500 000	Milreis
An rückzuerhaltenden Auslagen:		
Reisevorschuss an die Arbeiter, auf den Kopf 10 £, in monatlichen Raten vom Lohn abzuziehen	100 000	Milreis
Für 100 europäische Familien Reisespesen bis zum Einschiffungsplatze (die Seefahrt geschieht auf Kosten der Regierung!) und eventuell rückzuzahlende Vorschüsse 200 Mark per Familie	25 000	"
Die Herstellung von Häuschen für dieselben samt nötiger Einrichtung, 500 Milreis auf jede Familie	50 000	"
Nahrungsmittel und andere Gebrauchsartikel für sämtliche Kolonisten und Arbeiter	50 000	"
Summa	225 000	Milreis

Jede dieser Familien muss mindestens zwei vollkommen arbeitsfähige Personen besitzen und erhält zur eigenen Nutzniessung bis auf weiteres 30 Tarefas guten Boden.

Jeder Asiate eine Tarefa, zusammen	3 400	Tarefas
Zur Zuckerpflanzung für die Industriegesellschaft werden vorläufig bestimmt	2 000	„
Zur Kaffeepflanzung	1 000	„
Zu Mais, Cerealien u. s. f.	100	„
Zu eingehegten und gutgepflegten Weideplätzen	1 000	„
Verbleiben in Reserve, worunter auch der Waldbestand	4 500	„
Zusammen	12 000	Tarefas

Wie bereits früher gesagt wurde, ist das Erträgnis einer Tarefa mittelguten Bodens, der nicht vernachlässigt wird, mindestens 50 Tonnen Zuckerrohr, das je nach seiner Gattung und Pflege zwischen 10 bis 15 Prozent Zuckergehalt besitzt. Im Staate Bahia wurden auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen bei gewissen Gattungen von Zuckerrohr 22 Prozent Zuckergehalt nachgewiesen.

Die neuen, seit einigen Jahren an verschiedenen Orten zur Verwendung gelangten Walzen-Maschinen entziehen dem Rohr durchschnittlich 9 Prozent und auch mehr, vorausgesetzt, dass das Zuckerrohr keins der schlechten Gattungen ist, gut gepflegt und rechtzeitig zur Verarbeitung gekommen ist. Die früher erwähnten Auslauge-Maschinen sollen sogar, wie allseitig versichert wird, dem Rohmaterial den ganzen Zuckergehalt bis auf ein Minimum von $\frac{3}{10}$ Prozent entziehen.

Daraus ergiebt sich nun folgendes: 2000 Tarefas geben 100000 Tonnen Rohr, welche 9 Prozent Zucker liefern, daher 9000 Tonnen Rohzucker, der durch die sorgfältigere Bearbeitung von vornherein schon bedeutend reiner und weisser aus dem ersten Prozesse hervorgeht, als ihn die Fazendeiros gewöhnlich zu erzeugen in der Lage sind. Bekanntlich ist der Saft des Zuckerrohres viel reiner als der der Zuckerrübe.

Nun wird der Rohzucker turbiniert und raffiniert, wobei aus 9000 Tonnen mindestens 4000 Tonnen feinster Zucker erster Qualität gewonnen wird, der zum niedrigsten Preise berechnet, 300 Milreis für die Tonne giebt, zusammen daher . . . . 1 200000 Milreis

Die übrigen 5000 Tonnen zweiter Qualität, am hiesigen Platze nie billiger als zu 165 Milreis für die Tonne verkauft (wobei noch ungefähr an 10 Prozent Sirup erübrigen, von dem jede Tonne mindestens 100 Milreis erzielt), sollen indes zu grösserer Sicherheit nur als dritte Gattung und nur zu 150 Milreis die Tonne gerechnet werden (der Sirup gar nicht in Betracht gezogen), daher 5000 Tonnen zu je 150 Milreis = . . 750000 Milreis

Bruttoeinnahme 1 950000 Milreis

Transport	1 950 000	Milreis
Hierzu kommt nach 4 bis 5 Jahren das Erträgnis der Kaffeepflanzung (600000 Bäume), zur allerniedrigsten Annahme von ½ Kilo Erträgnis auf den Baum, machen 300000 Kilo; diese zum billigsten Preise gerechnet, der je gezahlt wurde, 12 Milreis für die Arroba (15 Kilo), zusammen	240 000	„
Mit Bestimmtheit wäre das Doppelte anzunehmen, denn gut gepflegte Kaffeefelder geben nicht ½ Kilo, sondern 1 bis 3 und mehr Kilo. Dass dabei noch andere Kulturen ohne Vermehrung des Arbeitspersonals mit Vorteil betrieben werden könnten, versteht sich von selbst.		
In Summa	2 190 000	Milreis
Hiervon sind abzurechnen die folgenden Spesen:		
Jahresgehalt von 400 Asiaten, auf den Kopf 1000 Milreis, zusammen	400 000	Milreis
Direktion, Administration und technisches Personal	160 000	„
Mannschaft der Dampf- und Segelbarken	12 000	„
Steinkohlen für Dampfbarken, Lokomotiven, Fabrik	100 000	„
Brennmaterial, Steinkohle und Holz aus dem eigenen Walde, Zufuhren auf eigenen Fuhrwerken mit eigenen Arbeitskräften	10 000	„
Umladespesen im Hafen von Bahia	10 000	„
Beide Fabriken arbeiten je 150 Tage im Jahre. Personal jeder Fabrik: 80 Mann, zweimal in 24 Stunden gewechselt, 160 Mann; für beide Fabriken zusammen 320; diese erhalten je 1½ Milreis, zusammen 800 Milreis täglich, für 150 Tage	120 000	„
Jährliche Abnutzung und Nachschaffung von Maschinen, Gebäuden, Gerätschaften	150 000	„
An unvorhergesehenen Spesen	88 000	„
Summa der Spesen	1 050 000	Milreis
Dagegen die Bruttoeinnahme	1 950 000	„
Bleibt Reingewinn	900 000	Milreis
oder 36 Prozent vom Anlagekapital in der Höhe von	2 500 000	Milreis

Ausfuhrzölle für inländische Erzeugnisse sind im ganzen gering und bestehen für Zucker bis jetzt nicht.

Die Verhältnisse der europäischen Kolonie in Hinsicht auf ihre materielle Existenz würden sich folgendermassen gestalten: Jede Familie besitzt ein Häuschen und 30 Tarefas Boden, den sie mit Mais, Wurzelgewächsen, Tabak bepflanzt. Ein oder zwei Tarefas mit Zuckerrohr zu bepflanzen, kann ihr nicht schwer fallen.

Eine Tarefa giebt 50 Tonnen Rohr, die Tonne mindestens zu 8 Milreis an die Fabrik verkauft, giebt im ganzen	400 Milreis
150 Tage hindurch arbeiten von jeder Familie 2 Personen 12 Stunden in der Fabrik, macht auf den Kopf und den Tag $2\frac{1}{2}$ Milreis, also im ganzen	750 „
Weitere 50 Arbeitstage im Jahre für die Fabrik zu $2\frac{1}{2}$ Milreis	125 „
Summa	1275 Milreis

Jede Familie hat neben ihren eigenen Ernten und den Resultaten ihrer Wirtschaft noch das Einkommen dieser Summe, von welcher mindestens die Hälfte als Ersparnis bei Seite gelegt werden kann. Eine Familie mit zwei arbeitsfähigen Personen erübrigt bei alledem noch hinreichende Zeit, um die eigene Wirtschaft ganz anständig zu besorgen, da hier die Feldarbeit, mit Ausnahme von Kaffee- und Zuckerpflanzungen im Vergleich mit der europäischen gering ist. Zwei Personen (Sonn- und Feiertage abgerechnet) repräsentieren 600 Arbeitstage. Werden hiervon in Abzug gebracht 350 Arbeitstage für die Fabrik, so bleiben im Jahre 250 Arbeitstage für die eigene Wirtschaft.

Die namhaftesten Naturerzeugnisse Brasiliens, die zur Ausfuhr gelangen, sind in erster Reihe der Kaffee, den die Staaten Rio de Janeiro, São Paulo, Minas Geraes, Espirito Santo, Ceará und Bahia exportieren. Diese Ausfuhr übersteigt die aller anderen kaffeeproduzierenden Länder des Erdballs um ein Bedeutendes, denn nach dem massgebenden Urteil Sachverständiger im Auslande bezifferte sich die Gesamternte aller kaffeeproduzierenden Länder im Jahre 1896/97 auf 12000000 Sack zu je 60 Kilo, an der Brasilien beteiligt war mit 8350000 Sack. Nach brasilianischen Angaben jedoch war das Gesamterzeugnis aller Länder 13200000 Sack, an der Brasilien teilnahm mit 9200000 Sack. Nach statistischen Ausweisen der letzten zehn Jahre (d. h. bis 1896), stellte sich das Gesamterzeugnis im Durchschnitt jährlich auf 10500000 Sack, an dem Brasilien durchschnittlich beteiligt war mit 6000000 Sack. Der statistische Ausweis der letzten sechs Jahre zeigt jedoch nur eine durchschnittliche Einfuhr in Europa und Amerika von 8900000 Sack.

Wie aus diesen Angaben ersichtlich ist, übersteigt die Kaffeeproduktion den Verbrauch um ungefähr ein Fünftel, worin auch die Ursache zu suchen ist, dass die Preise in den letzten zwei Jahren so sehr gesunken sind. Allerdings behaupteten massgebende Autoritäten im vorigen Jahre, dass auch der Konsum um ein Fünftel gestiegen und das Sinken der Preise nur der Spekulation zuzuschreiben sei, der gegenüber die brasilianischen Fazendeiros machtlos sind, weil ihnen und ihren Vermittlern, den Kaffee-Kommissionären, am Verschiffungsplatze die Mittel fehlen, mit dem Verkauf des Kaffees zurückzuhalten. Auch wird als Ursache angeführt, dass die Exporteure seit neuerer Zeit den Kaffee zum grossen Teile nicht von den vermittelnden Kommissionären, sondern direkt durch Agenten vom Fazendeiro kaufen, wodurch am Markte die Nachfrage gering, das Angebot aber gross erscheint,

weil ja auch die bereits direkt gekauften Quantitäten als auf den Markt zugeführt, in den Listen erscheinen.

Der Zucker in raffiniertem und rohem Zustande wird meist nach den anderen Staaten Brasiliens und nach den La Plata-Staaten ausgeführt und zwar von den Nordstaaten, unter denen Pernambuco der grösste Produzent in diesem Artikel ist. Im Jahre 1897 hat diese Ausfuhr sehr bedeutend abgenommen, ja, es wurde von Argentina sogar Zucker nach Brasilien eingeführt.

Zu den bedeutenden Kulturen Brasiliens gehört auch der Anbau von Kakao, der erst in den letzten Jahren einen stärkeren Aufschwung zu nehmen beginnt. Diese Pflanze gedeiht in Brasilien, namentlich aber im Norden, an allen Orten; aber als eigentlich günstigen Boden kennt man vorläufig nur den südlichen Teil des Staates Bahia und den höchsten Norden: Maranhão, Pará und Amazonas. Zweifellos dürften sich auch in anderen Staaten noch für diese Kultur geeignete Ländereien finden.

Der Tabak hat im letzten Jahrzehnt einen erheblichen Aufschwung genommen. Auch in diesem Artikel führt der Staat Bahia jährlich bedeutende Quantitäten aus. Dieser Exporthandel liegt dort grösstenteils in den Händen einiger deutscher und portugiesischer Firmen, die ihn hier selbst in ansehnlichen Fabriken auch zu Cigarren verarbeiten, von denen manche Sorte den echten Havanas an Güte und Aroma wenig oder gar nicht nachsteht. Auch in Minas Geraes wird verhältnismässig viel Tabak gepflanzt, ebenso in den drei Südstaaten, wo er einen Ausfuhrartikel bildet. Der Tabak von Pará ist von ausgezeichneter Qualität und dürfte keinem andern nachstehen, leider ist dessen Produktion bisher noch zu gering. Überhaupt ist der brasilianische Tabak im allgemeinen so vorzüglich, dass er mit der Zeit, wenn die Pflanzer dessen Pflege und Zubereitung gründlich kennen gelernt haben werden, mit dem aus Havana erfolgreich in Konkurrenz zu treten vermag. Weltbekannt ist der Bahianer Schnupftabak (arreia preta), von dem eine starke Ausfuhr stattfindet.

Die Baumwolle, die in Brasilien überall gedeiht, wird namentlich in den Staaten Alagôas, Pernambuco und Parahyba stark angebaut und in grösseren Quantitäten ausgeführt.

Der Kautschuk, der die Staaten Pará und Amazonas bereichert, kommt auch im Staate Maranhão vor; der Kautschukbaum (Seringueira) findet sich dort an manchen Plätzen zahlreich. Mindere Qualitäten von Kautschuk kommen übrigens im ganzen Norden vor, gelangen aber nicht zur Ausfuhr. In jüngster Zeit wurde die Entdeckung gemacht, dass auch mehrere andere Gattungen von Bäumen, die in Central- und Nordbrasilien überall vorkommen, den so sehr gesuchten Kautschuksaft enthalten. Es sind dies die Manicoba, dann die Mangabeira (*Harconia speciosa*), ein Baum, dessen schmackhafte Früchte von der Grösse eines Apfels bis zu der einer kleinen Melone sehr gesucht sind. Sie haben einen schwachen Anhauch von Terpentingeruch. Auch der Manduruvá und der Páo de San José sollen nach Dr. Baretto einen vorzüglichen Kautschuksaft enthalten. Das letzte

Wort in dieser Sache werden freilich die europäischen und nordamerikanischen Fabrikanten zu sprechen haben.

Der Weinbau wird in grösserem Stile bisher nur in São Paulo betrieben, wo die Regierung in neuester Zeit zur Hebung desselben die grössten Anstrengungen macht, indem sie eine in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung nützliche Versuchsstation unter Direktion des deutschen Gelehrten Dafert errichtet hat. In Minas Geraes und in den drei Südstaaten wird ebenfalls, wenn auch in geringerem Masse, Weinbau kultiviert. Selbst im Norden sah ich mehrere Weingärten, die zweimal des Jahres reife Trauben gaben. Im Jahre 1897 wurde von Dr. Baretto eine Traubenausstellung in Rio de Janeiro veranstaltet, die alle bisher bekannten Arten von Weintrauben in vorzüglichster Qualität vereinigte. Eine solche Mannigfaltigkeit der Arten bei gleicher Vollkommenheit dürfte als Erzeugnis eines und desselben Landes kaum ein zweites Mal angetroffen werden.

An Holzarten ist Brasilien unermesslich reich, und dieser Reichtum ist mit Ausnahme von Rio de Janeiro und São Paulo, wo die Kaffeekultur viel Terrain in Anspruch nimmt, in ganz Brasilien fast noch unberührt.

Was Salz anbetrifft, so ist hierin Brasilien im allgemeinen arm zu nennen. Jedoch befinden sich im Norden (Staat Rio Grande do Norte) Salzquellen, deren Erzeugnisse nach dem Süden des Landes ausgeführt werden.

Ein vortreffliches Wachs wird im Staate Ceará aus dem merkwürdigen Carnaúba-Baum gewonnen, doch bildet es noch keinen Weltmarktartikel, wohl aber einen Verkaufsartikel im Lande selbst. Auch ist es bisher nur das Erzeugnis einer geringen Hausindustrie.

Einen nicht unbedeutenden Handelsartikel im hohen Norden bilden die Paránüsse, die nach Nordamerika, England und Deutschland ausgeführt werden.

Pflanzenfiebern-Harze und Drogen bilden namentlich im hohen Norden einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel.

Matté, ein wohlschmeckender Thee, der Theïn und Coffeïn enthält ohne nervenanregend zu wirken, wird in den südlichen Staaten kultiviert, von wo er zur Ausfuhr nach den anderen Ländern Südamerikas gelangt. Trotz seiner Vorzüge vor dem chinesischen Thee ist er in Europa noch nicht eingeführt.

Felle, Federn und Farbhölzer werden, die ersteren in grosser Menge, aus dem Süden, die letzteren mehr aus dem Norden, nach dem Auslande verschickt.

Viehzucht, namentlich des Hornviehs, wird in Piauhy und Minas Geraes, dann auch auf den Sertões einiger andern Staaten, in grossem Mafsstabe aber nur in Rio Grande do Sul betrieben. Dieser Staat exportiert an lebendem Vieh wohl nicht sehr viel, desto mehr aber an Fleisch in getrocknetem und gesalzenem Zustande. Aber auch in diesem Artikel ist Brasilien auf das Ausland, auf die La Plata-Staaten, angewiesen.

An Mineralien ist Brasilien reich, die Ausbeute derselben aber ist

bisher fast null mit Ausnahme von Gold und Diamanten, die in Minas Geraes und Bahia, wenn auch in irrationeller Weise, stattfindet. Eisen ist fast über das ganze Land verbreitet. Steinkohle, von der hier bereits Lager vorgefunden wurden, Petroleum, das nicht minder in Bahia selbst vorhanden ist, sowie Eisen und Metalle werden bis zur Stunde in grossen Massen vom Auslande eingeführt. Die Schuld an solchen Verhältnissen trägt in erster Reihe die Gleichgiltigkeit der Brasilianer im allgemeinen, und die der massgebenden Behörden und Persönlichkeiten insbesondere, die jahraus, jahrein in Politik so verstrickt sind, dass sie an das materielle Wohl des Landes zu denken keine Zeit erübrigen. Das fremde Kapital wieder wagt sich nicht heran, weil ihm die sozialen und finanziellen Zustände des Landes zu unsicher erscheinen.

Weizenbau wird bloss in den drei südlichsten Staaten und zwar meist von den italienischen Kolonien getrieben. Er giebt 120fältiges Resultat. Weizen kommt hier ungefähr bis zum 5. Grad nördlicher Breite gut fort, wenn er auf Höhen nicht über 500 m Meereshöhe gebaut wird. In Matto Grosso, Goyaz, Bahia bis hinauf nach Rio Grande do Norte giebt es einzelne kleine Weizenpflanzungen, die gut gedeihen. Korn kultivieren die Deutschen in den drei Südstaaten, aber nur zu eigenem Gebrauch, da die Brasilianer Weizenbrot bevorzugen. Die Roggenkultur giebt 60 fältiges Resultat. Gerste wird in diesen Staaten an manchen Orten kultiviert, um Malz daraus zu bereiten. Aus der Mandiokawurzel wird ein der feinsten Grütze ähnliches Mehl erzeugt, das in ganz Brasilien das wichtigste Nahrungsmittel namentlich der mittleren und unteren Klassen bildet. Auch wird dabei die Tapioka gewonnen, die als Sago nach Europa ausgeführt wird. Juhame (Yams-Wurzel), ferner Batata doce (süsse Kartoffel) sind Knollengewächse, die überall im Lande zum eigenen Gebrauch kultiviert werden. Batata ingleza, die europäische Kartoffel, wird im Süden, aber bloss zum eigenen Gebrauch angebaut. Man gewinnt von derselben zwei Ernten im Jahre. Trotzdem ist deren Einfuhr aus Europa bedeutend. Reis wird allenthalben in Brasilien gebaut, ebenso auch Mais und Bohnen, aber in so unzureichendem Masse, dass der Wert der Einfuhr dieser Artikel jährlich ungefähr 120 Mill. Mark beträgt, was bei dem niedern Kurs der umlaufenden Zahlungsmittel und den hohen Zöllen die Existenz namentlich der besitzlosen Klassen sehr erschwert.

Die Industrie, die vom Staate in jeder Weise, insbesondere durch hohe Einfuhrzölle begünstigt wird, hat im letzten Jahrzehnt einen für die hiesigen Verhältnisse nicht unbedeutenden Aufschwung genommen, so dass die Einfuhr einiger Artikel eine empfindliche Einbusse erlitten hat. Zu diesen zählen namentlich Zündhölzer, ordinäre Seife, Schuhe, Männerhüte, Regenschirme, Wollen- und Baumwollen-Gewebe, Möbel, Biere, zu denen die Rohstoffe mit Ausnahme der Baumwolle allerdings vom Auslande bezogen werden müssen. Daneben sind Eisen- und Metallgiessereien vertreten. Es dürften aber noch viele Jahre hingehen, bis Brasilien in dieser Beziehung des Auslandes entbehren kann.

Die Ausfuhr Brasiliens im Vergleiche mit der anderer Länder stellt sich wie folgt: 1893 exportierte

England	Erzeugnisse im Werte von	$5\frac{1}{2}$	Milliarden Frs.,	auf den Kopf	139 Frs.
Nordamerika	„ „ „ „	$4\frac{1}{2}$	„ „	„ „ „	60 „
Deutschland	„ „ „ „	4	„ „	„ „ „	96 „
Frankreich	„ „ „ „	$3\frac{1}{10}$	„ „	„ „ „	81 „
Holland	„ „ „ „	$2\frac{1}{3}$	„ „	„ „ „	463 „
Österreich	„ „ „ „	2	„ „	„ „ „	48 „
Russland	„ „ „ „	$1\frac{19}{20}$	„ „	„ „ „	19 „
Australien	„ „ „ „	$1\frac{2}{3}$	„ „	„ „ „	368 „
Belgien	„ „ „ „	$1\frac{1}{8}$	„ „	„ „ „	183 „
Brasilien	„ „ „ „	$1\frac{4}{10}$	„ „	„ „ „	71 „

Die Ausfuhr der Produkte Brasiliens verteilte sich in folgender Weise: Kaffee für 800 Mill. Frs., Kautschuk für 220 Mill., Zucker für 130 Mill., Tabak für 100 Mill., Kakao für 50 Mill., Baumwolle und andere Erzeugnisse für 100 Mill. Frs.

Im Jahre 1894 versandte Brasilien Kaffee nach folgenden Ländern: Nordamerika für 403 Mill. Frs., Frankreich 146 Mill., Österreich-Ungarn 107 Mill., Grossbritannien und Irland 88 Mill., Belgien 53 Mill., Schweden 34 Mill., Türkei 26 Mill., Dänemark 19½ Mill., Schweiz 17 Mill., Finnland 15 Mill, Griechenland 3 Mill., Bulgarien 2 Mill., Portugal 1½ Mill. Frs. Deutschland fehlt in dieser Aufstellung.

Das gegenseitige Aus- und Einfuhrverhältnis Brasiliens zu den vornehmsten auswärtigen Handelsstaaten ist das folgende (nur England und Russland konnte ich nicht ermitteln): Im Jahre 1893 führte Brasilien aus nach Österreich-Ungarn Produkte im Werte von 60 Mill. Frs. und erhielt von dort Artikel im Werte von 40 Mill. Frs. Diese Zahlen betrugen bei: Frankreich 72 bezw. 75 Mill. Frs., Deutschland 170 bezw. 74 Mill. Frs., Nordamerika 381 bezw. 62 Mill. Frs., Argentina 10 bezw. 60 Mill. Frs., Uruguay 7 bezw. 27 Mill. Frs.

Die Einfuhr aus Europa und Nordamerika in Brasilien besteht hauptsächlich in folgenden Artikeln: Weizenmehl aus Österreich und Nordamerika; Bauhölzer aus Schweden und Norwegen; Biere aus Deutschland, England, Dänemark, Schweden und Österreich. (Diese Einfuhren haben in neuester Zeit sehr stark abgenommen.) Weine aus Frankreich, Portugal, Italien, Deutschland und Ungarn; Konserven aller Art aus den verschiedensten Ländern Europas; Obst, Kartoffeln, gepökeltes und geräuchertes Fleisch, Gemüse, Käse, Reis aus Deutschland, Portugal, Frankreich, Italien, Nordamerika, Schweiz und England.

Kattune und Shirting in ungeheuren Quantitäten aus England, Deutschland, Frankreich und Schweiz; Seidenstoffe und -Tücher aus Frankreich, Portugal, Deutschland, Italien und England; Baumwoll- und Schafwollstoffe aus Deutschland, England und Frankreich; Mode- und Konfektionsartikel aus Frankreich, Deutschland und England; Fuss-

bekleidung für beide Geschlechter aus England, Frankreich, Österreich und Deutschland; Damenhüte aus Frankreich und Deutschland; Herrenhüte aus England, Deutschland, Österreich und Frankreich; fertige Wäsche und Leinenwaren aus Deutschland, Frankreich, Belgien und Österreich; Spitzen aus der Schweiz, Belgien und Frankreich.

Gebogene Möbel aus Österreich, seit neuester Zeit auch aus Deutschland und Nordamerika, denen aber die österreichischen bedeutend vorgezogen werden. Maschinen für Landwirtschaft, Industrie und zum Hausgebrauche aus Deutschland, Nordamerika, England und Frankreich; Waffen und Kriegsgeräte aus Deutschland, England, Frankreich und Nordamerika; Uhren aus der Schweiz, Nordamerika, England und Frankreich; Chirurgische Instrumente aus Frankreich, Deutschland, England und Nordamerika; Optische Artikel aus Frankreich, Deutschland und England; Musikinstrumente aus Deutschland und Frankreich, namentlich Klaviere, von denen eine sehr bedeutende Einfuhr stattfindet, an der Einfuhr der übrigen Musikinstrumente beteiligt sich auch Österreich, Belgien und England.

Drogen aus Deutschland, Frankreich und England; Kurzwaren aus England, Deutschland, Frankreich, Österreich, Belgien, Schweiz und Nordamerika; Quincaillerie aus Österreich, Deutschland und Frankreich, Teppiche aus Deutschland, Frankreich, England, Belgien und Österreich; Zündhölzer aus Schweden, Deutschland, Frankreich und Italien (in neuester Zeit sehr vermindert); Porzellan- und Glaswaren aus Deutschland, Frankreich, Belgien, Nordamerika, Österreich und England; Papier und Kartonnagen aus Deutschland, England und Frankreich; Spirituosen aus Frankreich, Deutschland und England; Werkzeuge aller Art, aus Holz und Metall, aus Nordamerika, Deutschland und Frankreich; Spielwaren aus Deutschland, Frankreich, Nordamerika und England.

Eisenbahnschienen, -Waggons und Lokomotiven kommen hauptsächlich aus Nordamerika, dann auch aus England und Deutschland; Schiffsbestandteile aus England, Frankreich und Deutschland.

Der Einfuhrzoll in Brasilien vom Jahre 1888 bis 1897 war folgender:

Im Jahre 1888 .	182 Mill. Mark	Im Jahre 1893 .	189 Mill. Mark
„ „ 1889 .	203 „ „	„ „ 1894 .	185 „ „
„ „ 1890 .	191½ „ „	„ „ 1895 .	191 „ „
„ „ 1891 .	139 „ „	„ „ 1896 .	184½ „ „
„ „ 1892 .	164 „ „	„ „ 1897 .	151 „ „

Die Summe der Gesamteinfuhr übersteigt die hiesige Ausfuhr mit ungefähr $\frac{3}{10}$ ihres Wertes.

Die Anstalten zur Hebung der Landwirtschaft und der Industrie, sowie zur Förderung des Handelsverkehrs sind mannigfach. Es bestehen bereits in mehreren Staaten praktische und höhere Ackerbau- und Weinbauschulen, deren Vermehrung geplant wird. In verschiedenen Staaten sind in neuester Zeit Ruralbanken zur Unterstützung der Agrikultur errichtet worden. In

manchen Staaten sind einige solcher Banken schon seit längerer Zeit thätig. Ebenso werden seit neuester Zeit regionale Agrikultur- und Industrie-Ausstellungen in Scene gesetzt, die von der Regierung unterstützt werden.

Der Einwandererstrom ist in vollem Gange, und von den 100000 Ansiedlern, die jährlich laut Vertrag mit Emigrationsgesellschaften hierher kommen, ist anzunehmen, dass sechs Zehntel als Kolonisten oder Fazendenarbeiter sich der Landwirtschaft widmen, wodurch die Bodenproduktion im allgemeinen von Jahr zu Jahr zunimmt. Kolonien werden sowohl von seiten der Regierung, als auch durch Privatgesellschaften angelegt. Eine Reihe von Kaffee- und Zucker-Centralfabriken wurde von der Regierung mit Zinsengarantie an Privatgesellschaften konzessioniert, durch welche den kleineren Pflanzern die Möglichkeit geboten werden soll, ihre Produkte in denselben verkaufsfähig aufbereiten zu lassen.

Die Industrie ist durch hohe Zölle geschützt, während ihr die nötigen Maschinen und Werkzeuge, sowie die Rohstoffe von Zoll teils befreit, teils mit einer nur geringen Abgabe belegt sind.

Für den Handelsverkehr sind folgende Anstalten und Einrichtungen getroffen:

Das Postwesen lässt namentlich an den Verkehrs-Mittelpunkten wenig zu wünschen übrig, obwohl es in seiner Gesamtwirksamkeit dem der vorgeschrittenen europäischen Staaten immerhin noch nachsteht. Die Einrichtungen an sich sind wohl zum grossen Teile dieselben wie dort, aber das Personal ist nicht so vortrefflich geschult, auch nicht so streng diszipliniert.

An Landtelegraphenlinien sind in Brasilien vorläufig 18000 Kilometer in Betrieb; weitere sind im Bau begriffen. Ausserdem sind die einzelnen Küstenstaaten untereinander und der Gesamtstaat mit allen Ländern der Erde durch unterseeische Kabel verbunden. Wer Brasilien nicht kennt, wird sich schwerlich eine richtige Vorstellung machen können von den bedeutenden Schwierigkeiten, welche sich der Herstellung des Land-Telegraphennetzes entgegenstellten. Undurchdringliche Urwälder mussten durchbrochen, zahllose unüberbrückte Flüsse und gefährliche Sümpfe „verschritten" und endlose Wildnisse mit dem geheimnisvollen Draht durchzogen werden. Der Schöpfer dieses Riesenwerkes ist Baron von Capanema, ein geist- und kenntnisreicher Mann, der unter der kaiserlichen Regierung dasselbe begonnen und zum grossen Teil bis zu seiner heutigen Ausdehnung vollendet hat. Ob dieses Werk seinem Zweck in jeder Weise entspricht, wage ich nicht zu behaupten. Es herrschen in der oberen Leitung, die keiner ernsten Kontrolle unterworfen ist, allzusehr Willkür und Protektionswesen vor, die auf den öffentlichen Dienst einen schädlichen Einfluss üben.

An Eisenbahnen sind im Verkehr bereits vorhanden 12000 km, im Bau begriffen 7000 km, in der Vorbereitung 10000 km. Im Projekte liegen dem Bauministerium 13000 km vor. Die Hauptmasse aller dieser Linien beschränkt sich auf einige Staaten im Centrum und im Süden des Reiches. Die Nordstaaten besitzen nur kürzere Strecken, mit Ausnahme

von Bahia, Pernambuco, Pará und Amazonas, die in jüngster Zeit längere Linien zum Teil bereits dem Verkehr übergeben, zum Teil im Bau begonnen haben. Es sind teilweise staatliche, teilweise Privatunternehmungen; unter letzteren stehen die englischen auch hier im Vordergrunde durch soliden Bau, pünktliche Genauigkeit und Ordnung, die bei anderen Bahnen nicht im gleichen Masse zu finden sind. Auch eine französische Bahn im Süden gehört zu den bestgebauten und gutgeleiteten Schienenwegen Brasiliens. Einen ganz vorzüglichen Unterbau besitzt die staatliche Centralbahn, die weitaus grösste und wichtigste Verkehrsader des Landes, die aber in Bezug auf ihren Verkehr viel zu wünschen übrig lässt. Es will trotz aller Anstrengung der obersten Leitung mit ihr nicht besser werden. Sie ist wohl nie, auch in den früheren Jahren nicht, zur vollen Zufriedenheit des Publikums betrieben worden, aber gründlich vernachlässigt wurde der Dienst erst in den Jahren 1893 und 1894 durch die Revolution und die Militärdiktatur. Die Regierung wollte 1897 diese für Brasilien wichtigste und bevorzugteste Bahn auf eine lange Reihe von Jahren an eine fremde Gesellschaft verpachten, weil sie trotz des sehr starken Verkehrs alljährlich Fehlbeträge ergiebt, die durch die grosse Überzahl von Beamten und durch nachlässige, unverständige und unehrliche Verwaltung verursacht werden. Auch meldeten sich verschiedene Bewerber in Europa um den Kauf oder Pachtung, aber sie konnten sich mit der Regierung betreffs der Bedingungen nicht einigen, so dass das Projekt von Seite der Regierung fallen gelassen, dafür aber die sämtlichen Verkehrstarife der Bahn erhöht wurden, um den Defiziten zu steuern. Ob letzteres ihr gelingen wird, steht noch in Frage. Der Brasilianer versteht überhaupt nicht zu administrieren, und die Regierung versteht dies noch viel weniger. Einige andere dem Staate gehörende Linien von minderer Bedeutung im Norden und Süden wurden indes doch verkauft.

Im Jahre 1897 wurden mehrere Linien von Bedeutung sowohl in Hinsicht auf ihre Länge, als auch der zu durchschneidenden Gegenden in Angriff genommen und andere wieder vollendet, diese in São Paulo und Bahia, jene in Minas Geraes und Espirito Santo. Eine in technischer Beziehung ausgezeichnete Bahn ist die im Staate Paraná, deren Baumeister der brasilianische Ingenieur Teixeira Soares ist.

Den transatlantischen Verkehr bewirken die Schiffe fast aller seefahrenden Nationen, unter denen namentlich Deutschland, Frankreich, England und Italien in sehr lebhafter Verbindung mit Brasilien stehen. Es giebt keinen Tag im Jahr, an dem nicht Schiffe im Hafen von Rio de Janeiro oder Santos ein- und auslaufen.

Den Verkehr der einzelnen Staaten und Küstenstädte untereinander bewirken sieben von der Regierung subventionierte Dampfschiffahrtsgesellschaften, die an den wichtigsten Verkehrsplätzen ihren Sitz haben. Ausserdem verkehren an allen Punkten der ausgedehnten Küste primitivere Fahrzeuge aller Art und Grösse, welche den gegenseitigen Austausch der Boden- und Industrieerzeugnisse ihrer eigenen Heimat bewirken.

Ebenso ist eine Flufsschiffahrt auf vielen Flüssen vorhanden, die dem

schwachen Verkehr mit dem noch wenig entwickelten Binnenlande vorläufig genügt. Die meisten grossen Flüsse haben bereits einen regelmässigen Dampfschiffverkehr.

Nicht unbedeutende Handels- und Effektenbörsen befinden sich zu Rio de Janeiro, Santos, Bahia, Pernambuco und Pará.

Unter mehreren soliden nationalen Banken nimmt Banco da Republica den ersten Rang ein. Diese Bank wurde im ersten Jahre der Republik gegründet und von der Regierung mit Privilegien bedacht, wie dies selten bei einem ähnlichen Institut in irgend einem Lande der Fall gewesen ist. Trotzdem stand sie nach kaum einem Jahre am Rande des Abgrundes und hat ihre Rettung nur der Regierung zu verdanken. Sie ist bis zum heutigen Tage noch nicht gänzlich saniert. Die Ursache ihres schnellen Verfalles war die Misswirtschaft, die im ersten Jahre ihres Bestandes dort Platz gegriffen hatte. Ausser dieser funktionieren am Platze noch mehrere fremde Banken verschiedener Nationen. Es sind fast durchgehends Handels- und Wechselbanken, die einzig dem Handelsverkehr zu Gute kommen, während die Landwirtschaft in dieser Beziehung wenigstens bis jetzt arg vernachlässigt worden ist. Mit Ausnahme einiger vorgeschrittener Staaten, in denen sich Ruralbanken befinden, die aber auch nur den grossen, angesehenen und reichen Fazendeiros zu Diensten stehen, sind ähnliche Anstalten nirgends vorhanden, zu welchen der mittlere und kleine Landwirt seine Zuflucht nehmen könnte. Allerdings beschäftigte sich 1897 der Nationalkongress angelegentlich mit der Sache, sodass diesem Übelstande hoffentlich bald abgeholfen werden wird.

Handelsgerichte bestehen an allen grösseren Handelsplätzen des Landes, doch fürchtet der hiesige Kaufmann einen Prozess und zieht selbst einen verlustreichen Ausgleich vor. Vor einigen Jahren betrog die Direktion einer Eisenbahngesellschaft das hiesige Publikum in unverschämtester Weise um Hunderte von Millionen, teils durch Fälschungen der Aktien, teils durch falsche Vorspiegelungen. Nach vielem Hin- und Herprozessieren gingen schliesslich diese reichgewordenen Hochstapler mit den Sparpfennigen vieler Tausende kleiner Leute in der Tasche und dem Ruin vieler Familien auf dem Gewissen frank und frei aus. Diese Zustände tragen mit dazu bei, dass das fremde Kapital trotz vielfacher Gelegenheit zu sehr rentabler Anlage hier nur äusserst spärlich zu finden ist, während es in Europa im Überfluss unbenutzt liegt. Eine Abhülfe ist indes zu erwarten, weil die jetzige Civilregierung sich dieses Übelstandes wohl bewusst und bestrebt ist, demselben zu steuern.

Zollämter sind in allen Staaten vorhanden, ihr Geschäftsgang ist aber im allgemeinen schwerfällig. Die Korruption, die in diesen Anstalten von jeher herrschte und namentlich in den letzten Jahren durch die ausserordentliche Erhöhung aller Zölle Platz gegriffen hat, spottet jeder Beschreibung. Eine massgebende, wohlunterrichtete Persönlichkeit im Senate beziffert den jährlichen Verlust des Staates durch Contrebande und Unterschleife in den Zollämtern auf 40 Prozent der Gesamteinkünfte, wodurch dem Staate un-

geheure Summen entgehen, die sonst den jährlichen Fehlbetrag im Staatshaushalte mehr als decken würden trotz der stark verminderten Einfuhr, welche die hohen Zölle und die Geldentwertung verursacht haben.

Zur Beschränkung dieser Unterschleife hat der Finanzminister Bernardino de Campos seine ganze Energie aufgeboten, doch ohne einen durchgreifenden Erfolg.

Die Finanzen Brasiliens befinden sich seit einigen Jahren in tiefer Zerrüttung, der wohl gesteuert werden könnte, wenn die gesetzgebenden Gewalten anstatt in politischem Gezänk Kraft und Zeit zu verschwenden, ihre Aufmerksamkeit ernstlicher den volks- und finanzwirtschaftlichen Zuständen des Landes zuwenden würden. Die eigentlichen Ursachen dieser Zerrüttung sowie die Mittel zu ihrer Beseitigung zu finden, bemühen sich seit Jahren verschiedene Sachverständige, ohne eine endgültige Lösung dieser Frage gefunden zu haben.

Von der einen Seite wird behauptet, dass der Grund nicht in den volkswirtschaftlichen Verhältnissen, sondern einzig und allein in der Entwertung des umlaufenden Papiergeldes liege, nach dessen Sanierung alle Schwierigkeiten sofort beseitigt sein würden, während von anderer Seite wieder nur die volkswirtschaftlichen Verhältnisse als Grund der Krisis angeführt werden, die in der Unterbilanz des Landes im internationalen Verkehr liegen, ohne deren Beseitigung keine Besserung zu erwarten sei, selbst wenn der Geldkurs auf pari stehen würde.

Die zuerst berührte Ansicht begründete ihre Behauptung durch folgende Aufstellung:

In Papiergeld.

Jahr	Staatseinnahmen Contos (1000 Milreis)	Ausgaben Contos
1889	160 840	186 165
1890	195 253	220 645
1891	228 945	220 592
1892	227 681	279 180
1893	259 850	291 311
1894	264 245	363 550
1895	297 468	340 835
1896	295 782	264 248
Summa	1 930 164	2 166 526

Ergiebt einen Fehlbetrag von 236 362 Contos de reis.

Dieses Deficit der angeführten acht Jahre ist nach folgendem Kalkül bloss durch die teilweise Entwertung des umlaufenden Zahlungsmittels entstanden.

Der volle Wert eines Milreis ist 27 Pence. Im Jahre 1889 stand der Kurs desselben auf 26$\frac{13}{16}$, und beträgt die Differenz der obigen Summe von

160 840 Contos in Papier zum Goldkurs 1110 Contos de reis, daher die wirklich in Gold eingegangene Summe sich stellt auf 159 730 Contos in Gold

Im Jahre 1896 stand der Kurs $9\frac{1}{32}$, daher die eingegangene Summe nicht wie oben 295 782 Contos beträgt, sondern in Wirklichkeit bloss . . . . . 98 939 „ „ „

Daher eine Differenz der Einnahme von 1889 gegen 1896 . . . . 60 791 Contos in Gold

Daraus geht hervor, dass die Einnahme von 1896 die von 1889 in der Wirklichkeit nicht um 135 000 Contos übersteigt, sondern im Gegenteil um 60 791 Contos de reis in Gold geringer ist.

Um nun einen richtigen Begriff vom jährlichen Budget zu erlangen, ist es notwendig, die Einnahmen in Goldwert umzurechnen, woraus sich ergiebt, dass dieselben geringer sind, als die aller vorhergehenden Jahre der kaiserlichen Regierung, obwohl sie eine drückendere Steuerlast als je bilden. Die Ursache hiervon ist der niedere Kurs des umlaufenden Papiergeldes. Bei Umrechnung der oben angeführten Einnahmen und Ausgaben vom Jahre 1889 bis 1896 in Goldwährung würde sich folgendes Kalkül ergeben: Die Totalsumme von 1 930 164 Contos in Papier Einnahmen gegen 2 167 526 Contos in Papier Ausgaben wäre in Goldwährung 981 849 Contos in Gold Einnahmen gegen 1 100 287 Contos in Gold Ausgaben. Daher bloss ein Deficit von 118 000 Contos für sämtliche 8 Jahre. Die genaue Umrechnung geschah nach dem jeweiligen Kurs.

Daraus ergiebt sich, dass vom Jahre 1889 bis 1896 der Staat bloss an Kursdifferenzen die Summe von 1 067 239 Contos de reis verloren hat. So ist z. B. neuerlich das Ausgaben-Budget festgestellt worden für das Jahr 1898 auf 180 000 Contos Papier, was zum heutigen Kurse von $7\frac{1}{2}$ berechnet die Summe in Goldwährung von 50 000 Contos Gold beträgt, während im Jahre 1889 bloss der Eingangszoll in Gold betrug 90 000 Contos Gold. Aus dem Angeführten geht klar hervor, dass die Staatsfinanzen nur wegen der Papiergeld-Entwertung in Schwierigkeiten geraten sind und nicht aus ökonomischen Gründen.

Das einzige Mittel, um das Übel zu beseitigen, würde nach der Meinung dieses Gewährsmannes in der Hebung des Kurses der Geldmittel beruhen. Wie aber dieses Problem zu lösen ist, darüber schweigt allerdings der Autor. Eine ins Gewicht fallende internationale Unterbilanz Brasiliens stellt er unbedingt in Abrede, indem er die sehr genauen statistischen Daten der London-Brasilienbank anführt, die für das Jahr 1896 eine brasilianische Ausfuhr von 1 010 000 Contos de reis aufweist, welche Summe von der Einfuhr nur um ein Geringes überhöht wird. Zum Schlusse erklärt er den ausserordentlich niederen Kurs des Papiergeldes einzig nur aus der starken Nachfrage nach Goldwerten und dem äusserst geringen Angebot derselben.

Nun aber taucht für uns die Frage auf: Woher stammt denn das ungewöhnliche Missverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot, wenn nicht

aus Mangel an Kredit? — Und was hat denn den Verlust des Kredites verursacht? —

Die gegnerische Partei spricht sich durch ihren Gewährsmann folgendermassen aus: Der Geldreichtum eines Landes ist das Produkt seiner Arbeit, d. h. seiner Erzeugnisse und Ersparnisse. Nun hat Brasilien niemals so viel produziert, um seine aus dem Auslande bezogenen Bedürfnisse, die es mit Gold bezahlen muss, vollkommen decken zu können. Es hatte im internationalen Handelsverkehr stets Unterbilanz und infolgedessen stets Mangel an Gold. Wenn dessen Ersatz, ein inkonvertibles Papiergeld, trotzdem zeitweise zu seinem vollen Nennwert angenommen wurde, so lag dies in den oft sich wiederholenden Goldanleihen des Staates, die aber eine bleibende Wirkung nur dann geübt hätten, wenn dieselben durchaus nur zur Hebung der ökonomischen Verhältnisse des Landes verwendet worden wären. Dies geschah aber nicht, so dass das Gold allmählich wieder auswanderte, ohne den Reichtum des Landes, d. h. seine Produktion, wesentlich befruchtet zu haben. So musste das Papiergeld die hinterlassene Leere wieder ausfüllen; im Jahre 1890 wurde dasselbe infolge eines grösseren Bedürfnisses an umlaufenden Wertmitteln noch vermehrt durch eine bedeutende Ausgabe von nicht einlösbaren Noten, die nun als eigentlich wertlose Vertreter des nicht vorhandenen Geldes von Jahr zu Jahr in ihrem Werte sinken mussten, in demselben Masse, als der Kredit des Landes sich verminderte.

Als Beweis, dass nicht die Entwertung der umlaufenden Menge Papiergeldes die Krise heraufbeschworen habe, dass die Entwertung desselben nicht in der Menge unfundierter Noten bestehe, führt dieser Gewährsmann an, dass trotz der jüngsten Einlösung von 30000 Contos de reis in Banknoten, der Kurs doch gleich niedrig geblieben ist. Wohl aber schreibe sich die Krise so wie die Entwertung des Papiergeldes daher, dass der Kredit des Staates ausserordenlich gelitten habe. Wie der Leser ersieht, ist das Endresultat in den Ansichten beider gegnerischer Gewährsmänner gleich. Es ist wieder nur der geschädigte Kredit die Grundursache des Übels.

Wodurch ist nun der Kredit Brasiliens im Auslande so tief gesunken?

Die Antwort hierauf ist unschwer zu finden, da die Ursachen ganz klar zu Tage liegen. Der allererste und am schwersten ins Gewicht fallende Punkt ist der alljährliche Fehlbetrag im Staatshaushalte, wodurch die an sich schon bedeutende, schwebende Staatsschuld von Jahr zu Jahr sich vermehrt, was allerdings wenigstens teilweise verursacht wird durch das ungemein hohe Agio, das der Staat jährlich aufzahlen muss für die Amortisation und Verzinsung der Goldanleihen, sowie für Anschaffungen von Kriegsmaterial für die Armee zu Wasser und zu Lande. Dieses Agio, das mehr als 70 Prozent des Nennwertes der hiesigen Valuta beträgt, bildet die schwerste Last des Ausgabenbudgets. Die dritte Ursache ist die im Jahre 1890 kurz nach Proklamierung der Republik auf den Markt geworfene kolossale Papiergeldemission, die nur zu sehr geringem Teile fundiert war. Dieser plötzliche Schwall von Noten rief eine krankhafte Spekulation hervor, die in den zügellosesten Schwindel ausartete, dem weder die Regierung noch die

Gerichtsbehörden hemmend entgegentraten, bis endlich der unausbleibliche Zusammenbruch eintrat, infolgedessen das fremde Kapital vom hiesigen Platze sich zurückzog und seitdem voll Misstrauen gegen die politischen und administrativen Behörden des Landes fern hält. Durch diesen Kreditverlust sank das im Umlauf befindliche Papiergeld von Tag zu Tag immer mehr im Werte herab.

Die vierte Ursache ist die verkehrte, unglückliche Idee, ein in volkswirtschaftlicher Beziehung so wenig entwickeltes Land wie Brasilien, das überdies an guten Arbeitskräften Mangel leidet, in kürzester Zeit materiell unabhängig vom Auslande machen zu wollen durch verschwenderische Unterstützung der gesamten Industrie auf Kosten der Landwirtschaft, welche in einem so ausgedehnten, fruchtbaren Lande doch die Grundlage allen Reichtums bilden sollte. Zur Erreichung dieses Zieles wurden die Einfuhrzölle bedeutend erhöht, sodass manche derselben geradezu Prohibitivzölle genannt werden können, die selbstverständlich kein anderes als ein unglückliches Resultat erwarten lassen konnten. Vor allem verminderte sich die Einfuhr bedeutend, wodurch der Staat an Einnahmequellen verlor. Die vielen auf schwankender Grundlage künstlich entstandenen Industrien wieder konnten nicht gedeihen, teils aus mangelnder Thatkraft, Erfahrung und Sparsamkeit, teils auch aus Mangel an Mitteln, verursacht durch die Geldentwertung. Dazu stellten sich deren Erzeugnisse noch höher im Preise, als die in Qualität besseren Produkte aus Europa; und alles dies geschah auf Kosten der Landwirtschaft, die derart vernachlässigt wurde, dass die allerwichtigsten Nahrungsmittel zum grossen Teile vom Auslande bezogen werden mussten.

Um diesen grenzenlosen Widerspruch grell zu beleuchten, diene das Beispiel, dass Mais, Kartoffeln, Reis und Bohnen, die auf hiesigem Boden so ausserordentliche Resultate geben und um ein Geringes erzeugt werden könnten, vom Auslande bezogen werden, während Seide, Tücher, Glas, Zündhölzer und viele andere Artikel mit schweren Opfern an Geld und Arbeitskraft in unvollkommener Weise hier erzeugt, ausserordentlich teuer verkauft, aber dennoch an den Mann gebracht werden, weil sie durch Prohibitivzölle geschützt sind.

Nicht minder trug die unvermittelte Sklavenbefreiung zum wirtschaftlichen Rückgang des Landes bei, indem mindestens zwei Drittel der ehemaligen Sklaven heute Konsumenten aber nicht Produzenten sind, ohne dass die Gesetzgebung dem Vagabundieren dieser Leute Schranken gesetzt hätte. War der Brasilianer im grossen und ganzen von jeher schon kein eifriger Produzent, so ist ihm seit Aufhebung der Sklaverei das Produzieren noch mehr verleidet worden.

Zur misslichen Lage der materiellen Zustände tragen ferner bei die fast ausschliessliche Kultur des Kaffees, auf welche die reichsten und vorgeschrittensten Unionsstaaten sich beschränken. Der Kaffee wird in solchem Übermasse produziert, dass dadurch dessen Preis in empfindlicher Weise zurückgegangen ist, was eine verhängnisvolle Wirkung auf die ökonomischen Verhältnisse des Landes übt.

Und was endlich das letzte Fünkchen von Kredit zu verlöschen geeignet ist, das sind die unaufhörlichen Unruhen und Aufstände im Lande und das endlose politische Gezänke der Parteien, das die Regierung nicht zur Ruhe und Besinnung kommen lässt.

Nach all dem Gesagten entsteht die Frage: Steht Brasilien vor einem finanziellen Bankerott? — Der Schreiber dieser Zeilen möchte dies trotz allem bezweifeln.

Die beiden letzten Staatspräsidenten Dr. Prudente de Moraes und Dr. Ferraz de Campos Salles, Ehrenmänner und gute Patrioten, umgeben von sachverständigen, ehrlichen und thätigen Männern, haben das Bestreben gezeigt, die volks- und finanzwirtschaftliche Lage des Landes zu bessern. Die strengste Sparsamkeit im Staatshaushalte ist angeordnet und teilweise auch schon in Ausführung begriffen. Die genaueste Überwachung der Einnahmequellen der direkten und indirekten Steuern hat mit hier ungewohnter Strenge Platz gegriffen. Viele kostspielige und nicht unbedingt notwendige Staatsbauten wurden unterbrochen. Grosse Bestellungen an Kriegsmaterial, die in Europa von früheren Regierungen gemacht worden waren, wurden abbestellt, mehrere bestellte Kriegsschiffe anderen Nationen überlassen und schliesslich in eine Transaktion mit den Staatsgläubigern eingegangen, die dem Staate ermöglichen werden, seine finanzielle Lage zu regeln und das Budget der Ausgaben und Einnahmen ins Gleichgewicht zu bringen.

Zwar sind die soeben aufgeführten Gründe gegen einen Bankerott mehr platonischer Art; aber auch wirkliche Thatsachen sprechen dagegen, die teils in Ziffern, teils in der Darlegung der materiellen Verhältnisse Brasiliens zum Ausdruck gelangen.

Zu Ende 1896 belief sich die auswärtige Schuld Brasiliens auf £ 35261700, hierzu kam noch die Garantie für das Eisenbahnanlehen von Minas Geraes mit 3536000 £, das sind zusammen 38797700 £ oder in Goldwährung, d. i. zum vollen Kurs von 27 Pence auf den Milreis = 344797755 Milreis, was für ein so grosses und an Hilfsquellen so reiches Land wie Brasilien mit ungefähr 16 Millionen Einwohnern durchaus keine unerschwingliche Summe bildet, wenn man dagegen mehrere andere weniger reiche Staaten in Betracht zieht, deren Schulden weit beträchtlicher sind. Überdies steht dieser Schuld ein aktives Vermögen von 32000000 £ gegenüber, das durch die Staatsbahn, eine Anzahl öffentlicher Gebäude und Anlagen und schliesslich durch eine Schuldforderung an den Staat Uruguay gebildet wird. Die innere fundierte Schuld in Gold beträgt 179466000 Milreis, die innere fundierte Schuld in Papier, der Milreis zu 8 Pence berechnet, 365008100 Milreis, umgerechnet im Pari-Kurs 106242398 Milreis; die Summe der äusseren und inneren fundierten Schuld zum Kurs von 27 Pence beziffert sich daher auf 630581153 Milreis. Hierzu kommt noch die fluktuierende Schuld, Depositen, Saldos, Wechsel und andere in Rechnung gebrachte Schulden in Papier zum Kurs von 8 Pence, in Summa 270309797, umgerechnet in Gold, zum Kurs von 27 Pence 80011729 Milreis. Die Totalsumme der fundierten und fluktuierenden Schuld zum Kurs von

27 Pence, beträgt 710592882 Milreis. Endlich ist noch hinzuzuschlagen das zirkulierende Papiergeld zum Kurs von 8 Pence berechnet, mit 12355393 Milreis, zum Kurs von 27 Pence berechnet, 210857196 Milreis, alles in allem 921450079 Milreis.

Rechnen wir nun die oben angeführte innere und äussere Schuld von 630581152 Milreis in Pfunde um, so ergeben sich 70939492 £, wobei auf den Kopf einer Bevölkerung von 14 Millionen Seelen (2 Millionen teils Schwarze, teils wilde Indianer, weder Produzenten, noch nennenswerte Konsumenten, müssen abgerechnet werden) 5,06 £ kommen, was im Vergleich mit andern Ländern, ganz besonders Südamerikas, gewiss nicht übermässig genannt werden kann. Eine geringe Erhöhung der direkten Steuern, namentlich aber eine mässige Kopfsteuer, die wohl unbeliebt, aber durchaus nicht sehr drückend sein dürfte, weil die direkten Steuern hier so niedrig wie in keinem andern civilisierten Lande sind, würde das Übel in wenigen Jahren heben. Ebenso sollte eine Erhöhung der Fracht- und Personentarife auf den Staatsbahnen stattfinden, deren sämtliches Material, aus fremden Ländern bezogen, in Gold bezahlt wird und deren Arbeitskräfte seit der Geldentwertung sehr verteuert sind, während die früheren Tarife in Milreis unverändert beibehalten wurden, wenn sie heute auch nur den vierten Teil ihres früheren Wertes repräsentieren. Kein Agiozuschlag wird da erhoben, wie dies z. B. in Österreich-Ungarn auf der Staatsbahn der Fall war, als das Papiergeld nicht den vollen Goldwert besass. Mit demselben Rechte als die fremdländischen Schiffe ihre Tarife mit Goldwährung berechnen und dadurch das vierfache in Milreis gegen früher fordern, könnte und sollte auch die Eisenbahn ihren Tarif erhöhen.

Ein Land, das so zahlreiche und so bedeutende natürliche Hilfsquellen besitzt, kann wohl für kurze Zeit in finanzielle Verlegenheiten geraten, aber nie vollkommen bankbrüchig und materiell zu Grunde gerichtet werden. Die Regierung, jetzt weniger gehindert durch ein aufsässiges Parlament, ist an die geplanten Verbesserungen der materiellen und finanziellen Verhältnisse herangegangen. Eine gelungene Finanzoperation besteht darin, dass die Regierung ein 5 prozentiges Goldanlehen in England aufgenommen hat, das folgende Vorteile bietet:

Die Anleihe beläuft sich auf 10 Mill. £, wovon drei Jahre lang die Zinsen der äussern Schuld in Gold, die innere Goldschuld vom Jahre 1879 und Zinsengarantie für konzessionierte Eisenbahnen gedeckt werden, während die Amortisation für 13 Jahre ohne jegliche Vergütung aufgehoben worden ist. Das Anlehen wird allerdings garantiert durch die staatlichen Zolleinnahmen, die aber in den Händen der Regierung bleiben. Der Staat hat jährlich an Zinsen und Eisenbahngarantien in Gold zu zahlen 3048737 £. Dieser Betrag wäre ohne dieses Anlehen zu erlegen gewesen zum Kurs von 6 Pence per Milreis mit 121959560 Milreis, nun aber, wird derselbe in einer Bank hinterlegt, laut Übereinkommen zum Kurs von 18 Pence, die entweder als Reserve zur Papiereinlösung oder Schuldreduzierung dienen werden, das ist jährlich 40649752 Milreis; dies bildet eine Ersparnis jährlich

von rund 81 310 000 Milreis. Hierzu kommt noch der Betrag der für 13 Jahre suspendierten Amortisation jährlich mit 353 169 £ = 14 126 760 Milreis, zu 6 Pence der Milreis berechnet. Ferner wurde die innere 4 % Goldschuld in eine 5 % Papierschuld konvertiert; dies sind 155 818 750 Milreis zu 4 %, machen 7 790 937 Milreis al pari, d. i. zu 27 Pence per 1 Milreis, umgerechnet zum Kurs von 6 Pence per 1 Milreis macht 22 437 880 Milreis. Dieselbe Summe aber zu 5 % Papier giebt die Summe von 7 790 437, daher eine Ersparnis von rund 14 647 000 Milreis. Also beträgt die Ersparnis alles in allem jährlich 110 083 760 Milreis. Dies macht in drei Jahren, während welchen der Regierung die Regelung der Staatsfinanzen wohl gelingen wird, eine Ersparnis von rund 330 Mill. Milreis, abgesehen vom Reservefond der oben angeführten Bankeinlagen, die in drei Jahren rund 121 Mill. Milreis betragen werden. Allerdings müssen noch die 5 % Zinsen für die neue Anleihe in Anrechnung gebracht werden, die 500 000 £ jährlich betragen und umgerechnet in Milreis zu 18 Pence auf 7 500 000 Milreis sich beziffern. Hierbei selbst ist aber noch die Ersparnis an Zinsen für das erste und zweite Jahr aufzuführen, die dadurch entsteht, dass die Regierung immer nur den jeweiligen Betrag verzinst, den sie zur Deckung ihrer Zinsenschuld von den 10 Mill. £ herausnimmt. Nach drei Jahren ergiebt sich überdies noch ein Saldo zu Gunsten der Regierung, der ebenfalls zum Reservefond geschlagen werden soll.

Zur rascheren und klaren Übersicht der brasilianischen Finanzlage stelle ich in nachfolgendem ein ziemlich genaues Resumee in einer Tabelle auf, die ein klares und richtiges Bild auf den ersten Blick gewährt.

Tabelle
der Schulden und jährlichen Lasten des Staates Brasilien am 1. Januar 1898.

			Gold jährl. Ausgabe
Fundierte äussere Schuld in Gold	867 432 500 Frs.	jährliche Zinsen und Amortisation	46 315 725 Frs.
Fundierte innere Schuld in Gold	155 115 130 „	jährliche Zinsen und Amortisation	8 680 000 „
Eisenbahn-Anlehen von Minas in Gold	91 547 500 „	jährliche Zinsen und Amortisation	5 492 850 „
Sa.	1 114 095 130 Frs.	Sa.	60 488 575 Frs.
An die fremden Eisenbahnunternehmungen an jährlicher Zinsgarantie Gold			28 622 620 „
Verschiedene Spesen im Ausland wie Diplomatie, Kommissionen, Bestellungen etc.			10 754 000 „
Summe der jährlichen Verpflichtungen in Gold			99 865 195 Frs.
Umgesetzt zum Pari-Kurs von 27 Pence der Milreis würde diese Summe 35 288 000 Milreis betragen. Zum Kurs jedoch von 12 Pence per Milreis würde diese Summe betragen in Papiergeld zu 12 Pence			79 892 000 Mlrs.

Transport 79 892 000 Mlrs.

Hierzu noch die Papier-Schuld in Milreis.

	Milreis		Milreis
Innere Schuld . .	489 663 100	jährl. Zinsen	24 500 000
Fluktuierende Schuld	270 309 800	„ „	13 000 000
Zirkul. Papiergeld .	712 355 300		—
Sa.	1 472 328 200	Sa.	37 500 000

Schliesslich noch an Eisenbahngesellschaften im Lande selbst an jährlichen Garantien in Papier 4 031 000

Zusammen 41 531 000 41 531 000 Mlrs.

Betrag an jährlichen Zinsen und sonstigen Verpflichtungen 121 423 000 Mlrs.

Stellt man dagegen die unschwer zu erhöhenden Staatseinnahmen von jährlich durchschnittlich rund . . . . 300 000 000 „

so ist die finanzielle Situation Brasiliens keineswegs eine verzweifelte.

Dazu kann man schliesslich noch hinzuzählen eine jährlich steigende Bodenproduktion durch die regelmässige Einwanderung von durchschnittlich 80 000 Menschen im Jahre, die zum weitaus grössern Teile der Landwirtschaft sich widmen, ebenso die Steigerung der Kaffeepreise, deren unverhältnismässiges Sinken keineswegs durch natürliche Verhältnisse, sondern durch die Spekulation herbeigeführt wurde, der man jetzt mit Aufgebot aller Kräfte entgegenzuwirken strebt.

Zur übersichtlichen Darlegung der materiellen Verhältnisse Brasiliens diene nachfolgende vergleichende Tabelle, die nach festgestellten statistischen Daten allerdings schon im Jahre 1889 aufgestellt wurde, die aber zur Stunde noch einigermassen als Basis dienen kann, um so mehr, als die Verhältnisse Brasiliens sich eben so wie die der andern Staaten in gleichem Masse verbessert haben.

Land	Flächeninhalt nach qkm	Bevölkerung in Mill.	Staatsschulden		Geldmittel-Zirkulation		Ausfuhr		Bruchteil des jährl. Exports der Staatsschuld.
			in Mill. Frs.	auf den Kopf	in Mill. Frs.	auf den Kopf	in Mill. Frs.	auf den Kopf	
				Frs.		Frs.		Frs.	
Nord-amerika	9 250 000	65	6 000	92	8 000	123	3 750	57	5/8
England .	314 628	36	17 500	486	3 630	100	6 000	166	1/3
Frankreich	522 876	39	31 000	784	8 935	229	3 500	89	1/9
Brasilien .	8 400 000	16	2 000	103	650	30	1 000	62	1/2

Namentlich die letzte Rubrik spricht sehr zum Vorteil Brasiliens, das in dieser Hinsicht nur von den Vereinigten Staaten Nordamerikas übertroffen wird, deren Ausfuhr jedoch verhältnismässig nicht so viel Gewinn bringt,

als die Brasiliens. Zieht man dabei noch in Betracht, dass diese sehr vorgeschrittenen Kulturländer fast schon auf dem Höhepunkt ihrer Erzeugungskraft angelangt sind, während sich Brasilien noch im Anfangsstadium befindet, so ist der Schluss auf die zufriedenstellende Zukunft Brasiliens nicht schwer zu ziehen, die hoffentlich nicht in allzuweiter Ferne liegt. Jeder Tag bedeutet hier einen Fortschritt in materieller Beziehung. Man hat in Europa im allgemeinen keinen richtigen Begriff von Brasilien und wirft es mit den vielen exotischen halb- und viertelcivilisierten Ländern aller Weltteile in einen Sack. Man ist dort zu sehr mit Afrika und Asien beschäftigt und übersieht die ungeheuren Vorteile, die Brasilien jeder Art von Unternehmung bietet.

Kanoefahrten auf dem São Francisco-Flusse und dreizehnwöchentliche Wanderung im Urwalde.

Ich hatte schon mehrere kleine Reisen in das Innere des Landes und längs der Küste zu Wasser und zu Lande gemacht, als ich in einem September-Monate eine mehrjährige Reise im Zickzack durch den Norden Brasiliens begann. Zuerst besuchte ich die Hauptstädte der Provinzen Alagôas, Sergipe und Bahia, von wo ich grössere Ausflüge ins Land hinein unternahm, um mich einigermassen an die brasilianische Art des Reisens zu gewöhnen und meine Kräfte zu erproben. Nicht allzu gering zu achten ist ein solches Unternehmen hier, wo man Hunderte von Meilen, und Wochen, ja Monate lang die weglose Wildnis durchquert, wo nur selten menschliche Niederlassungen angetroffen werden und endlose undurchdringliche Urwälder und Gebüsche, unüberbrückte Flüsse, Sümpfe und Abgründe sich dem Reisenden als schwer zu bewältigende Hindernisse entgegenstellen.

Die Stadt Bahia hatte ich zum Ausgangspunkt meines Unternehmens erwählt und mich dort mit allem reichlich versehen, was zu einer solchen Reise voraussichtlich notwendig war. Ich hatte für mich und zwei Begleiter die Ausrüstung zu besorgen. Diese beiden Gefährten waren mein Sohn Fred und mein Neffe Gil. Der erstere, ein Jüngling von kaum 18 Jahren, eine Hühnengestalt, von der Natur mit doppelt so starken Knochen und der mindestens fünffachen Kraft eines gewöhnlichen Menschen ausgestattet, war kein starker Geist, aber Thatkraft und Mut atmete jede seiner Gebärden, und Kühnheit blitzte ihm aus den Augen. Mein Neffe Gil war das Gegenteil von Fred. Etwas älter an Jahren, mittlerer Statur, war er schmächtig und durchaus nicht zum Helden geboren, immer aber witzig, findig und voll guten Humors, bei naiver Unkenntnis oder Geringschätzung jeder Gefahr.

Unsere Ausrüstung, bestand in Decken, Sätteln, Satteltaschen, Tragkoffern, Waffen, starken Reitstiefeln, mehreren Drillanzügen, Jägerhemden, Regenmänteln, Kaffee, Mandiokamehl, Konserven, Dürrfleisch, Salz, Feuerzeug, einem Werkzeugkästchen, Nägeln, langgeflochtenen Riemen von rohem Kuhleder, einer kleinen Apotheke, Kochgeschirren samt Bestecken, Quincailleriewaren für wilde Indianer, verschiedenen Feuerwerkskörpern, Karten, Kompass

und andern Dingen. Als dies alles in Ordnung gebracht und verpackt war, reisten wir auf einer kurz vorher vollendeten Eisenbahn nach Alagoinhas. Es war dies damals noch die einzige längere Bahnstrecke, die die Provinz Bahia besass. Sie hatte die Ausdehnung von 12—15 geographischen Meilen.

Mein Plan war, von dort aus den Rio São Francisco zu erreichen und denselben stromaufwärts gegen Westen so lange als Wasserstrasse zu benutzen, bis er nahe der Grenze der Provinz Piauhy sich entschieden südlich wendet. Von da wollten wir den südlichen Teil der Provinzen Piauhy und Maranhão durchqueren und auf dem Tocantins stromabwärts die Hauptstadt der Provinz Pará erreichen.

In Alagoinhas musste mehrere Tage Halt gemacht werden, um fünf Maultiere, drei zum Reiten und zwei zum Tragen des Gepäcks, anzuschaffen und die nötigen Führer (Camaradas) zu erlangen.

Dann ging es in nordwestlicher Richtung quer durch die Provinz Bahia unter Fährnissen und Schwierigkeiten mancherlei Art, fünfzehn Tage lang, worauf wir den Flecken Queimadas erreichten. Hier musste für einige Tage Rast gemacht werden, um uns selbst und den Tieren Erholung zu gönnen. Auch war an unserer Ausrüstung manches zu verbessern und einiges nachträglich anzuschaffen. In Queimadas entliessen wir unsere bisherigen beiden Führer, um zwei andere, des weiteren Weges kundigere, zu mieten.

Die kleine Karawane trat ihren Marsch nach Joazeiro an, das ungefähr 30 Meilen weiter nördlich liegt. Die Strecke war wilder, ungangbarer, gebirgiger und weniger bewohnt als die bisher zurückgelegte. Namentlich machte sich der Mangel an Wasser fühlbar, an dem diese Gegend zu bestimmten Jahreszeiten leidet. In Joazeiro angelangt, befanden wir uns in nächster Nähe des Stromes São Francisco.

Um denselben zur Weiterreise zu benutzen, mussten wir unsere Tiere verkaufen, da deren Transport zu Wasser bedeutende Schwierigkeiten und Kosten verursacht hätte. Wir schlugen sie also um jeden Preis los. Nach längerem Suchen erlangten wir endlich ein ausreichend geräumiges Boot und zu dessen Führung vier tüchtige Männer (Caboclos), die den Strom mit seinen Fährlichkeiten kannten. Dieses Boot (Canoa) bestand aus einem einzigen Baumstamm von ungefähr 15 m Länge und 1 m Breite. Ein solches Boot ist leicht und rasch zu lenken, ebenso leicht schlägt es jedoch in ungeschickten Händen um, namentlich wenn das Gleichgewicht desselben durch seine Insassen gestört wird. Nachdem unser Gepäck verstaut worden war, bestiegen wir dies primitive Fahrzeug, um darin eine Reise von ungefähr 40—50 geographischen Meilen zu machen. Es verkehren gegenwärtig auf dieser Strecke wohl auch schon kleinere Dampfer, doch sind deren Fahrten noch gänzlich unsicher, weil die Untiefen und Fährlichkeiten des Stromes keineswegs hinreichend bekannt sind; daher wird auch heute noch der São Francisco meist mit grösseren Booten befahren. Es war der Flecken Pilão, nahe der Grenze von Piauhy, den wir zum vorläufigen Ziel unserer Reise erwählt hatten.

Die ersten Stunden der Fahrt verflossen uns recht angenehm. Wir

glitten sanft auf dem glatten Strome dahin und ergötzten uns an der saftig grünen, reichen Vegetation der Ufer. Hier und da blickten aus dem dichten Pflanzengewirr Hüttchen hervor, von denen wir einige besuchten, um das Leben der Uferbewohner kennen zu lernen. Man musste sich wie in einem wild verwachsenen Garten durchwinden, um dieselben zu erreichen. Idyllisch lagen sie da, von grossen Bäumen beschattet, deren Früchte uns nach der überstandenen Tageshitze zur Labung reizten. Die Hütten besitzen meist zwei oder drei Gelasse, wovon das eine als Vorratskammer zur Aufbewahrung der Feld- und Baumfrüchte dient.

Als wir in eine dieser Hütten eintraten, fanden wir mehrere Frauenzimmer emsig mit der Bereitung des Mehles aus der Mandiokawurzel beschäftigt, wobei sie lebhaft mit einander plauderten und scherzten, ohne uns scheinbar besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Auch einige Männer verschiedenen Alters liessen sich durch unseren Eintritt bei ihrer Arbeit nicht stören. Sie zeigten wenig Neugier und Interesse für das Leben und Treiben der grossen Welt da draussen, aus der wir doch eben ankamen. Die einzige Störung, die unser plötzliches Erscheinen verursachte, bestand darin, dass ihr Gespräch verstummte und die Frauen nur mehr leise kicherten.

Es waren Caboclos, d. h. sie stammten von der eingeborenen amerikanischen Rasse. Bereitwillig brachten sie uns zwar auf unsere Bitte Trinkwasser und einige Früchte, blieben aber sonst einsilbig und beantworteten unsere Fragen nur mit wenigen Worten. Sie waren offenbar von einem wohl zu entschuldigenden Misstrauen gegen uns befangen. Diese Leute leben schlecht und recht in ihrem kleinen Kreise, der ihnen die Welt bedeutet. Sie machen sich über nichts, was da kommen mag, Sorgen, und das Wort Kummer fehlt ihrer Sprache ganz und gar. Was ihre Gefühle allenfalls bewegt, ist Liebe und Eifersucht.

In einer solchen Hütte wohnt oft eine zahlreiche Familie beisammen, die aus drei, ja selbst aus vier Generationen besteht. Trotzdem konnte ich keine auffallende Beengung der Leute wahrnehmen, weil ausser einigen rohen Bänken an der Wand und einem oder zwei Schemeln kein Hausrat den Raum beschränkte. Nachts werden Matten auf dem Boden ausgebreitet, die ihnen als Betten dienen.

Mit einigen Ausnahmen sind die Männer von schmächtigem Körperbau, zähe in den Muskeln und flink wie die Affen. Ausser ihren schwarzen, funkelnden Augen ist nichts Bemerkenswertes an ihnen. Dagegen sind die Frauen meist anziehende Gestalten, obgleich man äusserst selten eine regelmässige Schönheit unter ihnen findet. Sie sind schlank, mittelgross und von schlangenartiger Beweglichkeit. Ihre Büste ist zwar selten von üppiger Form, doch der bronzefarbige, sammetglatte Nacken zart und schön geformt; ein kleiner rundlicher Kopf ragt auf schlankem, wohlgebogenem Halse auf; nicht selten fällt eine erstaunlich üppige, braunschwarze Haarfülle als Riesenzopf über den Rücken hinab, oder ist am Scheitel in einen Knoten nach altgriechischer Weise aufgesteckt. Ihre grösste Schönheit ist indess ein langgeschlitztes, glutvolles Augenpaar, überwölbt von feingezeichneten Brauen,

die dem Gesicht einen schmachtend melancholischen Ausdruck verleihen. Der Mund ist jedoch meist unschön, gross, mit dicken Lippen umsäumt; dafür glänzen beim Lachen zwei Reihen perlenweisser Zähne hervor. Die Gesamtform der Gesichtszüge ist nicht oval, sondern eckig und hart, obwohl sie sehr oft in ein reizendes Kinn endigen. Hände und Füsse sind bei beiden Geschlechtern klein.

Das Fleckchen Erde, das sie bebauen, ist nicht immer ihr Eigentum. Es ist meist herrenlos, oder der rechtmässige Eigentümer kümmert sich wenig darum, so dass sie niemand in ihrem thatsächlichen Besitze stört. Sie leben nach ihrer Weise in üppigen Verhältnissen, ohne Kummer, ohne Sorgen friedlich beisammen. Kein Weltgeräusch beunruhigt sie, und wenn dies Glück heisst, so sind sie glücklich zu nennen.

Je weiter wir den Strom hinauffuhren, desto mehr verlor die ewig üppige Vegetation den Reiz der Neuheit; das frische, schattige Grün konnten wir bloss sehen, aber nicht geniessen; vor der Sonnenglut waren wir trotz des übergespannten Sonnensegels nicht hinreichend geschützt. Die Unbequemlichkeit auf unseren Sitzen, zu der wir des Gleichgewichtes halber gezwungen waren, wurde uns äusserst lästig, so dass wir des Abends herzlich froh waren zu landen, um den nächtlichen Lagerplatz aufzusuchen. Tief aufatmend vor Befriedigung, die Glieder wieder strecken und bewegen zu können, sprangen wir ans Land und wählten einen uns passend scheinenden Ort zum übernachten. Während zwei der Bootsführer sich im Kanoe damit beschäftigten, das Nötige zum Kochen und Lagerschlagen herbeizuholen, richteten die beiden anderen den Platz her, der zur Niederlassung bestimmt war. Sie reinigten die Lagerstelle, indem sie mit der Foice (dem langstieligen, schweren Sensenbeil) und dem Facão (Faschinenmesser) das Gestrüpp niederhieben und wegräumten. Manches aufgeschreckte Tier sprang in mächtigen Sätzen davon. Nun wurde ein tüchtiges Feuer entzündet, ein Stück Trockenfleisch an den Bratspiess gesteckt, ein kleiner Kessel mit Wasser ans Feuer gesetzt, um Pirão (Mehlbrei aus Mandiokamehl) zuzubereiten, ein zweiter grösserer Kessel zum Kaffeekochen hinzugerückt und endlich wegen zweifelhaften Wetters ein Blätterdach auf vier Pfählen hergerichtet. Inzwischen war ich mit meinen beiden Begleitern ins Gebüsch gedrungen, um womöglich etwas zu erjagen, das wir an die Stelle des Trockenfleisches setzen konnten, denn anders schmeckt ein frischer Braten als dieses gesalzene Kuhleder.

Meist war jedoch die Mühe vergeblich. Teils machte die inzwischen hereingebrochene Dunkelheit den Schuss unsicher, teils war das Gestrüpp zu dicht, um ein angeschossenes Wild verfolgen zu können, wovon uns auch nicht selten der leuchtend fahle Doppelschimmer der Augen einer Tigerkatze abhielt, die sprungbereit uns anstierte. Wir kehrten also oft mit leeren Händen zurück und mussten uns schon mit dem Salzfleisch begnügen, das wir mit einer wahren Flut von Kaffee hinunterspülten. Nachdem wir unser frugales Mahl mit Heisshunger verzehrt hatten, wurde für die Nacht die Feuerwache geregelt, denn lodernd mussten die Flammen die ganze Nacht hindurch erhalten werden, um die Myriaden Moskitos abzuhalten und die

Partie aus dem Urwald

beutegierig das Lager umschleichenden Raubtiere zu verscheuchen. Dann hüllten wir uns in die Decken und gingen zur Ruhe.

Das durch die Lücken des Zeltdaches sanft hereinquellende Sternenlicht, das sanfte Adagio einer Symphonie, die die Natur mit tausendfachen leisen Tönen in mannigfacher Weise anstimmte, erhielt uns noch lange wach. Es zirpt, bohrt, summt und brummt von einer Welt kleiner Geschöpfe, es rascheln und flüstern die Blätter der Bäume. Ein Murmeln, Rauschen und Gurgeln tönt vom Flusse herauf, dazwischen klingt ein wohllautendes, schwermütiges Liedchen des Wächters, das er unter melodischer Guitarrebegleitung als Gruss an seine verlassene Schöne mit sehnsuchtsvollem Herzen zur heimatlichen Flur hinaussingt. Nicht selten wird dieses harmonische Konzert durch einen Misslaut gestört, den das katzenähnliche Geheul des Tigers hervorbringt, und alles scheint dann angstvoll zu verstummen. Endlich schliessen auch wir die Augen, um morgens bei der ersten Lichtspur den Tag mit Jubeltönen laut zu begrüssen, wobei die belebte Natur in unsern Chor einstimmt. Die Weiterfahrt wird angetreten, sobald der Kaffee getrunken worden ist.

So ging es mehrere Tage in gleicher Weise fort. Je weiter wir vorwärts drangen, desto seltener fanden wir den Uferstrand bewohnt. Auch wechselte jetzt die Vegetation, die uns bisher entzückte, teils mit dichtem Urwalde, teils mit nacktem Felsengestein ab; wüste Bilder gewährten oft die Ufer, die wir passierten. Die glühende Sonne, deren Strahlen von den kahlen Felsenwänden abprallten und heiss und blendend ins Boot zurückspiegelten, bereiteten uns Qualen, die durch die gezwungene Unbeweglichkeit noch erhöht wurden. Myriaden von Moskitos, die den Rest der Epidermis, die uns die Sonne noch nicht abgeschält, empfindlich verletzten, machten das Mass der Leiden voll, und nur die Erwartung der Landungsstunde half uns die Mühsal leichter tragen.

Eines Tages hatte sich eine stärkere Luftströmung aufgemacht, so dass unsere Bootsführer dieselbe benutzten und ein Segel aufsetzten. Die leisen Lüfte, die es schwellten, wirkten auch auf uns erfrischend und belebend ein. Zudem sollten wir heute in einer Fazenda übernachten, die wir noch vor Abend zu erreichen hofften, was nicht minder zur Hebung unserer Gemütsstimmung beitrug. Als wir nun gegen Abend einer Furt ansichtig wurden, auf der wahrscheinlich das Weidevieh eines nahen Gehöftes zur Tränke ging, riefen plötzlich die Fährleute in erregter Weise uns zu, dass sie am Ufer ein mächtiges Reptil erspäht hätten. Ich nahm rasch mein Fernglas und erblickte allerdings eine wunderbare Scene.

Nahe dem Wechselstege, wo die Wasser suchenden Tiere vorüber kommen mussten, wiegte sich, aufgeringelt an einem Baumstamme, eine Riesenschlange, die einen grauenhaft schönen Anblick bot. Eben war sie im Begriff einen jungen Stier zu bewältigen, der trägen Schrittes, ahnungslos dem Wasser zuschreitend, von ihr angefallen worden war. Wie ein Blitz war sie mit halbem Leibe auf ihn losgefahren; nun hielt sie ihn mit den Zähnen an der Schnauze fest. Der junge Stier, überrascht und erschrocken,

war im ersten Anprall hingestürzt, doch ermannte er sich bald, sprang auf, zerrte gewaltig und brüllte vor Angst und Schmerz. Einen Augenblick schien es uns, als wäre er gerettet, denn es war ihm gelungen, einige Schritte sich zu entfernen; wir atmeten auf. Aber unsere indianischen Fährleute, die schärfere Augen für solche Dinge haben, wiesen auf die Schlange hin, wie sie gestreckt, einem dicken Strange gleich, sich ausgedehnt hatte, ohne den Stier loszulassen, den sie mit den Zähnen krampfhaft festhielt. Vergebens sprang und zerrte das geängstigte Tier, um diesen zähen Strang zu zerreissen. So lange es von den eingehackten Zähnen der Schlange sich nicht befreien konnte, war alle Kraftanstrengung vergebens. Nun stand es still, wie gebannt, den Kopf hoch nach dem Reptil zugewandt, und sein starker Leib zitterte vor Schmerz. Mächtig stemmte es sich der Gewalt entgegen, die unbarmherzig, eisenfest es an der Schnauze hielt. Ganz zweifellos, der Stier musste unterliegen, da der Widerstand den Schmerz nur noch erhöhte, der ihn endlich zur willenlosen Beute des grausamen Reptils zu machen drohte, von dem er ruckweise herangezerrt wurde. Doch mittlerweile hatte unser Boot sich dem Ufer mit Windeseile genähert; denn die Indianer brannten vor Begier, in den Kampf einzugreifen. Sie bewaffneten sich eiligst mit ihren Faschinenmessern und stürzten davon. Mit affenähnlicher Behendigkeit verschwanden sie im Walde, und ehe wir in der Aufregung uns Rechenschaft von ihrem Vorhaben zu geben wussten, sahen wir schon den Stier wie kraftvernichtet hinstürzen — doch er war befreit! Der Leib der Schlange, dem ein Blutstrom entstürzte, schlug in konvulsivischen Bewegungen mit Vehemenz um sich.

Die Caboclos hatten der Schlange im Moment ihrer stärksten Ausdehnung und der höchsten Anspannung aller ihrer Muskeln mit einem Hiebe des Facão den Kopf vom Rumpfe getrennt, weshalb auch der Stier vom starken Rückprall zur Erde gestürzt war, aber sich alsbald erholte und samt dem Schlangenkopfe, der an der Schnauze hängen geblieben war, davoneilte. Nachdem ich den Braven meinen Dank ausgesprochen, mahnte ich zur schnellen Weiterfahrt; die Fazenda aber noch zu erreichen, war es nunmehr zu spät geworden.

So ging es nun den Fluss hinauf drei lange Wochen, in denen wir Tag für Tag wie die Verdammten sitzend oder liegend, dem Sonnenbrand ausgesetzt, die Moskitos mit unserm Blute sättigten, bis endlich der Tag der Erlösung kam. Wir langten an dem Orte unserer Bestimmung an, und bald war jedes Ungemach vergessen. Im Dörfchen Pilão (Mörser), unter dem 10. Grad südlicher Breite, fanden wir allerdings nicht die sybaritische Bequemlichkeit, die wir erträumt hatten; aber schliesslich begnügten wir uns gern und machten es uns in einem gemieteten Häuschen so bequem als es die Umstände erlaubten. Die Bootsleute wurden entlohnt und gingen mit dem Canoe wieder zurück.

In Pilão mussten wir zum zweiten Male Maultiere kaufen, was in diesem abgelegenen Weltwinkel um so mehr Schwierigkeiten bot, als wir nur ganz vorzügliche Tiere gebrauchen konnten. Sie mussten vor allem kräftig, nicht zu alt und nicht störrig sein. Störriges Wesen findet sich bei vielen Maul-

tieren und kann ein bedeutendes Hindernis auf einer Reise in der Wildnis werden, so dass dadurch das ganze Unternehmen in Frage gestellt wird. Wir thaten daher unser Möglichstes, schonten weder Mühe noch Geld und machten für unsern Zweck meilenweite Ausflüge in die Umgegend.

Unsere bevorstehende Reise, während der wir Wochen, ja vielleicht Monate in der Wildnis zubringen sollten, eiferte uns wohl zu grösster Vorsicht an, ohne indess unseren Mut herabzustimmen, wenn uns auch alle Leute im Orte von dieser Unternehmung abrieten, ja dieselbe glattweg als unmöglich bezeichneten. Hatten wir doch schon in der Provinz Bahia lange Strecken durchwandert, die uns einen Vorgeschmack von der Urwildnis gaben. Nachdem nun noch zwei gewandte Führer gedungen und unser Proviant ergänzt worden war, bestimmte ich einen Tag zum Übungsmarsch, um mich genau von der Tüchtigkeit der Tiere und der gleichmässigen Verpackung zu überzeugen. Dann erst, als dies zu meiner vollsten Zufriedenheit ausgefallen war, beschlossen wir, den beschwerlichen eigentlichen Marsch anzutreten.

Tags darauf zu früher Morgenstunde sassen wir im Sattel und zogen in der Richtung nach Nordwesten fort. Um das innere Flachland von Piauhy und Maranhão zu vermeiden, das während der Trockenheit eine trostlos dürre Wüste voll stachligen Gebüsches bildet, beschlossen wir, an den bewaldeten östlichen Abhängen der südlichen Grenzgebirge dieser Staaten, der Serra Gurgueia und der Serra das Mangabeiras zu marschieren, wo Lebensmittel und namentlich Wasser eher als in dem Flachland anzutreffen sind.

Die ersten Tage ging alles glatt, d. h. wir marschierten nicht etwa auf gebahnter Strasse dahin, auch stiessen wir nirgends auf ein Dorf, aber hier und da trafen wir menschliche Wohnungen, die, wenn auch nichts weniger als zur Einkehr eingerichtet, doch die Einsamkeit der Wildnis unterbrechen und dem Reisenden ein gewisses Gefühl der Sicherheit gewähren.

Eines Tages stiessen wir auf einen ausgedehnten Sumpf, der nicht zu umgehen war und nur auf einem schmalen, schlüpfrigen Stege passiert werden konnte, den unsere Führer genau kannten. Die zu durchwatende Stelle mochte ungefähr tausend Schritte zählen, die man keck aber behutsam beschreiten musste. Um diesen Übergang, den überdies ein ziemlich dichter Nebel noch unsicherer machte, ohne Unfall zu bewirken, mussten wir genau hinter dem ersten Führer, der ein Tragtier an der Leine hinter sich herzog, im Gänsemarsch einherreiten, ohne an den Zügeln unserer Reittiere zu zerren.

Meine zwei jungen Begleiter waren nichts weniger als fest im Sattel und überhaupt ungeübte Reiter. Als nun mein Sohn Fred an mich heranreiten wollte und sein Tier zum Vorgehen anspornte, geschah es, bevor ich ihn noch warnen konnte, dass es abglitt und mit den Hinterbeinen in den Sumpf stampfte. Es begann sofort zu sinken, was durch das Anziehen der Zügel, an denen sich der Reiter festzuhalten suchte, noch verschlimmert wurde. Das Maultier sank immer tiefer, und vergebens suchte sein Reiter

sich zu retten. Im Gegenteil trug jede Anstrengung zum rascheren Sinken bei. Mir gerann vor Schreck das Blut in den Adern, so dass ich im ersten Moment sprachlos und unthätig diesem grauenvollen Kampfe meines Sohnes mit dem ihn allmählich verschlingenden Sumpf-Ungeheuer zusah; ebenso unbeweglich blieb meine ganze Begleitung, die beim Anblick dieser Scene wie gelähmt war. Fred, der sich vomSsttel losgemacht hatte, war bereits bis zu den Armen in den Schlamm hinabgetaucht, als mir die Besinnung wiederkehrte. Blitzschnell schleuderte ich ihm mein am Sattel hängendes Lasso zu, das er im selben Momente erhaschte und nun zog ich ihn mit übermenschlicher Kraft aus der Umschlingung dieses scheusslichen Ungetüms. Mein Beispiel hatte auch den erstarrenden Bann gelöst, in dem die beiden Führer thatlos dagestanden. Rasch warfen sie mit bewundernswerter Geschicklichkeit ihre Lassos um den Hals und Kopf des mächtig ringenden Tieres und retteten es vom Versinken. Mit äusserster Behutsamkeit ging es dann weiter und endlich gelang es uns, festen Boden glücklich zu erreichen. Unser erstes war, Wasser zu erreichen, um uns des dichten Schlammes, der namentlich Fred bedeckte, zu entledigen. Nachdem solches gefunden war, schlugen wir auch unser Nachtlager an demselben Platze auf.

Von nun an begann für uns eine lange Kette von Fährnissen und Mühseligkeiten der mannigfachsten Art. Es war, als hätte das Schicksal um die Wette diese Hindernisse uns alle in den Weg geworfen, der selbst nichts anderes als ein Indianerpfad war, durch dessen wild verwachsenes und stachliges Gestrüpp man nur mit Zurücklassung einiger Kleiderlappen, nicht selten auch der eigenen Haut durchdringen konnte. Fast täglich ergaben sich Stellen, wo wir des schwierigen Fortkommens wegen die Tiere entlasten mussten.

Die Gegend wurde gebirgig. Es war die Serra do Piauhy, die wir zu überschreiten hatten. An vielen Stellen mussten wir absteigen und kletternd die Tiere hinter uns herziehen. Hier und da liefen diese Pfade an nacktem Felsgestein hin, wo rechts senkrechte Mauern aufstiegen und links Schluchten gähnten, deren Tiefe das Auge nicht ermass. An manchen Stellen waren diese Wege so schmal, dass das eine Bein im Steigbügel über dem Abgrunde schwebte. Auch verlegten nicht selten herabgerollte Felsen oder Baumstämme, die vom bewaldeten Gebirgskamme durch heftige Stürme herabgeschleudert worden waren, den Weg. Da gab es langen Aufenthalt. Der Felsen musste, wo dies möglich war, in den Abgrund gewälzt, oder in irgend einer Weise umgangen werden. Die starken Baumstämme wieder wurden von Tier und Mann überklettert oder durch langwieriges Durchhauen abgestürzt. Einige Male trafen wir auf Stellen, wo der Weg gänzlich aufhörte und eine tiefe dunkle Leere uns entgegen starrte. Hier mussten wir, wenn die Lücke nicht allzu breit war, eine Brücke schlagen, d. h. einen Baumstamm darüber hinwälzen, was oft einen Tag und alle unsere Kraft und Findigkeit in Anspruch nahm. War dies nicht möglich, so gingen ein oder zwei Tagemärsche verloren, weil wir wieder zurückzuwandern hatten, bis wir aufs Geratewohl eine Hütte fanden, deren Bewohner uns Führerdienste

leisten mussten. Ich sage „mussten“, weil manche dieser Menschen von einem Stumpfsinn befangen sind, der keinem Angebote weicht und nur durch rohe Gewalt aufgerüttelt werden kann.

Eines Tages, als wir eben mühsam den Abhang eines Berges hinankletterten, entlud sich ein schweres Gewitter über uns. Es wurde, bevor wir uns irgendwo bergen konnten, so dunkel, dass wir, um nicht abzustürzen, auf einem Flecke ruhig stehen bleiben mussten, wo alsbald eine nachtschwarze Gewitterwolke uns umhüllte. Rings umschloss uns ein Feuerzirkel von zuckenden Blitzen, die im Zickzack nach allen Richtungen umherfuhren. Von Zeit zu Zeit brach das unaufhörliche dumpfe Grollen des Donners in einer Weise los, als wollte er das ganze Gebirge von Grund aus zermalmen und über uns zum Grabhügel auftürmen. Geblendet und betäubt standen wir aneinander gedrängt, keines Wortes mächtig. Wir erwarteten von Augenblick zu Augenblick unser Ende. Die Tiere zitterten vor Angst. Die Führer bekreuzten sich unaufhörlich, und resigniert ergaben wir uns in dies böse Geschick. Nun fing es plötzlich an zu regnen und die Blitze wurden seltener. Dadurch ward indessen unsere Lage keineswegs besser, im Gegenteil wuchs für uns die Gefahr, wenn sie überhaupt noch steigerungsfähig war; denn, was da von oben herabkam, waren keine Regengüsse, sondern Katarakte, die mit solch wilder Gewalt über uns herstürzten, dass wir nur mit genauer Not dem Andrang der reissend abströmenden Gebirgswässer widerstehen konnten. Zu unserem Glücke war dieses Unwetter nur von sehr kurzer Dauer; aber es hatte auch den Weg so gründlich vernichtet, dass der weitere Aufstieg für heute unmöglich wurde.

Des folgenden Tages, der wohl zu den mühseligsten der ganzen Reise zählte, quälten wir uns von früh bis spät, um die verhältnismässig kurze Strecke des Aufstieges zu erklimmen, worauf uns der in der Wildnis hoch erfreuliche Anblick einer menschlichen Behausung zum Lohne ward. Es war allerdings nur eine armselige Hütte, deren Bewohner um nichts besser als diese selbst waren. Stumpfsinnig, fast gänzlich bedürfnislos hausten hier einige Menschen, dem Tiere gleich, jedes edleren Gefühls bar. Trotzdem sind sie die Pioniere der Kultur, die, so gering auch ihre Leistungen für dieselbe anzuschlagen sind, doch allmählich der Wildnis Raum abgewinnen und schon durch ihre Gegenwart die Schrecken derselben zum Teile mildern. Diese Hütte war ein letzter verlorener Posten, den wir kommenden Tags hinter uns liessen, um Monate lang einsam, auf uns allein angewiesen, ohne jeden Beistand von aussen den Wald zu durchwandern.

Wir hatten uns früher schon mit zwei weiteren Camaradas (Führern) versehen. Nun hatten wir deren vier, von denen uns die beiden zuletztgemieteten als zwei der tüchtigsten Waldläufer bezeichnet worden waren. Es waren braune, zähe Gestalten mit geschmeidigen, flinken Gliedern und trockenen Sehnen. Nichts konnte sie auf ihrem Vormarsche lange aufhalten, die dichtesten Gebüsche mähten sie wie Strohhalme nieder, kein Hindernis schreckte sie. Ihre Ausrüstung bestand in einem schweren Faschinenmesser (Facão) im Gürtel, einem noch schwereren Beile in Sensenform an langem

Stiel (Foice) und einem Quersack mit Lebensmitteln. Bekleidet waren sie mit Leinwandhose, Lederweste und Lederhut.

Nun drangen wir in das von menschlichem Treiben noch unberührte Heiligtum der Natur ein und betraten einen Wald, der vielleicht seit den Tausenden von Jahren seines Bestehens keinen Kulturmenschen mit seinem Schatten gekühlt hatte. Unwillkürlich fühlt man sich zum Beten hingezogen zu einer Schöpfungskraft, die stille waltend so Gewaltiges erschuf. Der Urwalt ist poetisch und erhaben durch sein Alter, er ist so schweigsam und geheimnisvoll. Die andachtsvolle Stille wird nur ab und zu durch einen unartikulierten Laut gestört, der unerklärlich irgend woher erschallt. Vor dem unheimlichen Hall erschrickt der Mensch unwillkürlich. Das Unerklärliche erweckt Grauen. Von weihevoller Dämmerung umgeben, durchziehen wir lautlos den stillen Wald, in dessen Schatten eine Welt von Tieren und Tierchen jetzt zur brennend heissen Mittagszeit die Siesta hält. Aufgestört durch das Geräusch unserer Karawane, erhebt sich ein riesiger Vogel, ein Arara, in allen Farben des Regenbogens schillernd, und bewegt sich schwerfällig vor uns her. Er schwingt sich von einem Baum zum andern und lugt mit den grossen gelbgrünen Augen nach den Eindringlingen in sein Reich, deren Anblick ihn wohl befremdet, aber nicht einschüchtert.

Der schwarze feuchte Boden, auf dem wir schreiten, ist elastisch, weil er aus Organismen besteht, die einst vor tausend Jahren in plastischer, mächtiger Form als Riesenbäume zum Himmel aufgeragt, und jetzt, verfault und zu Staub geworden, ihren Nachkommen als Humus dienen. Deshalb auch der dumpfe Geruch, den man im Urwalde verspürt. Von Zeit zu Zeit stösst man auf eine Gruppe teils zu Boden gestreckter, teils halb entwurzelter Baumleichen, die ein vom Alter gebrochener Riese in seinem Falle mit sich niedergerissen hat. Solch ein undurchdringliches Baumgewirre dient zum Unterschlupf von Tausenden von Tieren verschiedenster Gattung, unter denen die Schlangen besonders zahlreich sind. Der Wald ist dicht von Lianen durchzogen und von undurchdringlichem Gestrüpp durchsetzt.

Nachdem wir die einzuschlagende Richtung mittels Karte und Kompass festgestellt, mussten wir uns jeden Schritt erst mit dem Beil und dem Faschinenmesser bahnen, was die beiden indianischen Vorläufer allerdings flink und geschickt besorgten. Doch blieb da noch genug übrig, um uns Schwierigkeiten aller Arten beim Vordringen zu verursachen. Man langt endlich abends erschöpft an einem etwas geräumigen Platz an und schlägt hier das Nachtlager auf. — Der mühevoll zurückgelegte Weg übersteigt selbst im besten Falle nie die Strecke von 5 bis 6 km. Am Ziele entledigen wir zu allererst die Tiere ihrer Last, die, nachdem sie sich tüchtig geschüttelt und weidlich am Boden gewälzt haben, in den Wald gehen, um dort ihr spärliches Futter zu suchen, wobei es nie vorkommt, dass eins sich verliert oder allzuweit entfernt. Es mag wohl irgend eine Gefahr wittern und bleibt instinktiv in der Nähe der Menschen. Nun wird Lager geschlagen, die Kochgeschirre und Speisevorräte herbeigeholt, ein tüchtiges Feuer entzündet und Wasser, das unbedingt in der Nähe sein muss, herbeigeschafft. Vor allem

wird Kaffee gekocht, womit wir uns nach den gehabten Mühseligkeiten erquicken und für eine kleine Jagdpartie stärken, auf die wir angewiesen sind, sofern wir frisches Fleisch geniessen wollen, nach dem die Sehnsucht gross ist, wenn man wochenlang nur trockene Fische und Salzfleisch als Hauptnahrung genossen hat.

Von den vier Indianern beschäftigen sich drei mit unserer Niederlassung, und der vierte begleitet uns auf die Jagd. Geschossen wird in jedem Falle etwas, aber nicht immer ist's ein jagdgerechtes Wild. Man ist zu müde, zu abgespannt, um in die Wildnis weiter vorzudringen, man schiesst eben auf alles, was einer Pulverladung wert scheint, und deucht uns dann auch der Geschmack des gebratenen Wildes etwas sonderbar, so wird es doch mit vielem Appetit genossen, denn es ist ja frisches Fleisch.

Wenn wir von diesem Jagdausflug zurückkehren, finden wir gewöhnlich alles in die beste Ordnung gebracht. Unsere Hängematten durchqueren einen Raum, der, von dem dichten Laub einiger Riesenbäume überdacht, förmlich einen Saal bildet, um den ringsum mehrere Lagerfeuer flammen, an deren einem der Koch seines Amtes waltet. Hoch oben aus dem tiefen Schatten des Laubes tauchen ab und zu Äffchen auf, die possierliche Sprünge machen, Grimassen schneiden und unser Thun belauschen. Nach eingenommenem Mahl ruhen wir, matt und müde von der Tagesarbeit, in unsern Hängematten aus. Langsam senken sich die Abendschatten; nur hier und da erglänzt noch ein Blättchen, von einem letzten Sonnenstrahle getroffen, wie ein Edelstein auf dunklem Samt hingestreut; doch kaum ist er verschwunden, so sinkt mit einem Male die Nacht mit ihrer tiefsten Dunkelheit auf uns herab. Nun flammen unsere Feuer recht hell und leuchtend in den Wald hinein, in dessen Schattenspiele wir in jedem Stamme ein lebendes Ungeheuer zu sehen glauben. Diese Feuer werden des Nachts unterhalten und von den Indianern, die sich regelmässig ablösen, bewacht. Es geschieht dies, um streifende, nach Beute suchende wilde Tiere vom Lager abzuhalten. Allerdings sind diese hier in Brasilien nicht so zahlreich und mannigfaltig wie in Asien und Afrika, aber immerhin ist Vorsicht nötig gegen den Tiger, der sich hier überall findet, sowie gegen Wildkatzen, die im Laub der Bäume und in Gebüschen lauern, und schliesslich auch gegen Schlangen. Eines Morgens schreckte uns ein fürchterliches, löwenähnliches Gebrüll von unsern Hängematten empor. Im Nu hatten wir unsere Waffen ergriffen und lauschten bange diesen markerschütternden Tönen, die uns über alle Massen erschreckt hatten. Allein unsere Führer, die ebenfalls erwacht waren, erklärten uns lachend, dass dies nichts zu bedeuten habe, da es nur eine Horde von Affen sei, von denen, zu Hunderten im Chor vereint, dieses Gebrülle ausgestossen werde.

Des Morgens früh, wenn draussen schon die Sonne in vollem Glanze herablacht, ahnt man im Urwalde kaum noch den Tag. Nur schwer dringen die Lichtstrahlen der Sonne durch das dichte, fast undurchdringliche Laubdach, und nur ein leises Dämmern der tiefen Waldesschatten lässt uns ahnen, dass draussen der Tag angebrochen ist. Dagegen kündet sich der Morgen

durch ein Klingen von tausendfachen Tönen an, das den ganzen grossen Wald wie eine Schöpfungshymne durchhallt, welche alle die Tiere der Natur zum Danke unbewusst darbringen. Die Vögel in den Wipfeln der Bäume schmettern ihren Lobgesang der Sonne entgegen, die ihnen Licht und Wärme in so verschwenderischem Masse herabsendet. Tausend andere Tierchen klettern hinan, dem freundlichen Sonnenstrahle entgegen, der ihnen neues Leben, neues Licht verleiht.

Mit frischem Mute gehen wir an unser Tagewerk. Der mittlerweile gekochte Kaffee wird in reichlichen Rationen verteilt, unsere Führer geniessen ihn mit Mandiokamehl gemischt, während wir einige der nur noch spärlich vorhandenen Zwiebäcke dazu verzehren. Dann wird der Aufbruch vorbereitet, die Tiere werden herbeigeholt und bepackt. Wir schwingen uns in den Sattel, die Vorläufer hauen schon mit Macht das Gestrüpp vor uns nieder, und weiter geht es durch den endlosen Wald. Eine Anzahl von Affen und Papageien geben uns das Geleite und nehmen nach längerer Zeit erst durch Pfeifen und Kreischen Abschied von uns. Wir schlagen die Richtung nach Westen ein, um das Gebirge Curimatan zu umgehen, überschreiten die Flüsschen Poções, Parahim und Corrente, wenden uns dann entschieden nördlich, passieren die Quellen des Rio Grande, marschieren längs dem östlichen Abhange des Gebirges Serra de Gurgueia und gelangen nach wochenlangen schweren Mühseligkeiten und Entbehrungen endlich nach dem Dorfe Santa Philomena am rechten Ufer des Parnahybaflusses, der die Grenze zwischen dem Staate Piauhy und Maranhão bildet.

Längere Zeit schon hatte es uns an Nahrungsmitteln gemangelt, so dass wir auf die Jagd und auf Waldfrüchte angewiesen waren, die unsere Führer kannten. Die meisten dieser Früchte konnten nur in gekochtem Zustande genossen werden; und waren dieselben auch von sonderbarem Geschmack, so mundeten sie uns doch vorzüglich nach der erschöpfenden Tagesarbeit. Schlimmer erging es uns zuweilen mit dem Wasser, das nach langem Hin- und Hersuchen aufzufinden uns nicht immer gelang; da half uns wieder die ausserordentliche Findigkeit unserer Führer, die aus dem Rohr der Bambusgruppen das Gewünschte hervorzuzaubern wussten. Das Regenwasser erhält sich nämlich im Innern des Rohres sehr lange Zeit, und schmeckt es auch nach Gras, so ist es doch frisch und erquickt die nach Wasser lechzenden Menschen und Tiere.

Nachdem wir in Santa Philomena einige Tage ausgeruht und uns mit dem Notwendigsten versehen hatten, setzten wir die Reise fort. Eine primitive Fähre setzte die gesamte Karawane über den Fluss, auf dessen linkem Ufer das Dorf Victoria liegt. Hier ergänzten wir unsere Einkäufe mit allem dem, das wir im andern Dorfe nicht erlangen konnten. Und nun ging es wieder hinaus in wüste Gebüsche, in wilde, zerklüftete Gegenden und in den Urwald. Die Marschrichtung lief nach Westen. Wir durchwateten nebst mehreren Sümpfen auch das Flüsschen Medonho (zu deutsch „Entsetzlich“). Obzwar wir nun nichts Entsetzliches an diesem Nebenfluss des Parnahyba fanden, so hatten wir doch bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden.

Unter anderen Fährlichkeiten stellte sich uns ein Hindernis in den Weg, das in einem ungefähr 10 m breit klaffenden Erdriss bestand. Dieser musste überbrückt werden, was auch zur Not mittels eines starken Baumstammes gelang, den wir mit dem Aufwande aller unserer physischen und moralischen Kräfte glücklich zurecht brachten und befestigten. Nun galt es, darüber hinweg eine Erdspalte passieren, deren Grund kein Auge erspähte. Die Führer, barfüssig, gingen sicheren Schrittes hinüber, hinter sich die vorsichtig schreitenden Tiere ziehend. Doch wenn man zu Schwindel neigt, wie dies bei mir der Fall ist, da braucht es Überwindung und eiserne Willenskraft, um die unbeschreiblich schreckliche Empfindung zu unterdrücken, die die Brust zusammenpresst. Ich schloss die Augen, liess die Zügel los und spornte mein Tier zum Vorgehen an. Ich halte mich im Bügel, kalte Schauer durchwehen mich. Ich habe ein ähnliches Gefühl vor dem Feinde in den Schlachten, die ich mitgemacht, nie empfunden, ein solches Grauen nie gefühlt, wie es in diesem Falle mein Inneres bis zum Wahnsinn durchwühlte. In solchen Augenblicken ist die Überzeugung von der Sicherheit des Maultieres ein wahrer Trost. Dieses Tier sucht stets erst einen Fuss sicher zu stützen, bevor es mit dem anderen vorschreitet. Ohne Maultier wäre das Reisen im Innern Brasiliens unmöglich. Diese ungangbaren Wege, die Urwildnis kann nur dieses Reittier passieren, das allein die hierzu nötige Kraft, Ausdauer, Sicherheit und Anspruchslosigkeit besitzt, dessen Pflege im Vergleich zum Pferde geringfügig ist. Unsägliche Schwierigkeiten bereiten uns die vielen unüberbrückten, meist tiefgebetteten Bäche und Flüsse und die zahlreichen Sümpfe. Erstere werden teils durchwatet, teils durchschwommen, wobei man oft den Zugang zu dem Flusse selbst durch beträchtliche Erdarbeiten herstellen muss.

Über die Sümpfe werden Baumstämme gelegt, die, von Laub und Ästen befreit, von den Führern, mit der Last auf den Köpfen, überschritten werden, worauf die entlasteten Tiere an der Leine folgen und hinter diesen her, im Moraste oft bis zu den Knieen watend, bewerkstelligen wir unsern Übergang. Aber nicht immer geht es bei solcher Gelegenheit ohne Unfall ab: es gleitet ein Tier vom Stege, oder ein Träger verliert das Gleichgewicht und stürzt mit dem schweren Packen hin. Unter solchen Umständen dürfen namentlich wir Weissen den Mut nicht sinken lassen, da hiervon alles, ja oft selbst das nackte Leben abhängt. Denn solange der Caboclo bei seinem Patron von weisser Rasse Entschlossenheit und Mut wahrnimmt, ist er zum Schwierigsten bereit. Im Vertrauen auf dessen höhere Fähigkeiten vollführt er getrost jede Anordnung. Sowie er aber ein Zagen an ihm bemerkt, so schwindet sofort der moralische Einfluss des von ihm anerkannt überlegenen Menschen. Er hält sich für unfähig, Schwierigkeiten zu überwinden, vor denen selbst der Weisse zurückschreckt, und macht sich bei Gelegenheit aus dem Staube. Die schweren Folgen, die ein solcher Fall in ähnlicher Lage nach sich ziehen würde, sind wohl begreiflich.

Noch ging es immer nach Westen, wochenlang, bis wir an die Ausläufer des Gebirges Serra das Mangabeiras gelangten und von nun an stark

durchschnittenen Boden zu bewältigen hatten. Ein Nebenflüsschen des Flusses Balsas, der seinerseits in den Parnahyba mündet, stellte sich uns als fast unüberwindliches Hindernis entgegen. Er war durch Regengüsse zum reissenden Strome angeschwollen, dessen Brausen und Rollen schon in weiter Ferne sich vernehmbar gemacht hatte. Unsere gewöhnlichen Mittel reichten hier nicht aus. Unsere Kräfte waren zu gering, um Bäume von zureichender Länge herbeizuschaffen für Überbrückung eines Flusses von 20 m Breite, dessen Ufer überdies so niedrig waren, dass eine voraussichtlich heftige Überflutung der Brücke den Übergang der bepackten Tiere im hohen Grade gefährdet hätte. Lange sannen wir hin und her, als mir plötzlich aus dunkler Erinnerung an einen ähnlichen Fall, von dem ich irgendwo gelesen hatte, ein Auskunftsmittel einfiel, das, so abenteuerlich es auch im ersten Augenblick sich ansah, so einfach in seiner Ausführung war. Das Gepäck wurde zu diesem Zwecke in mehrere gleich grosse Ballen fest verschnürt, deren jeder einen eisernen Ring als Öse erhielt; die Lassos wieder wurden allesamt zu einem einzigen Strang von ungefähr 30 m Länge sorgfältigst glatt verflochten. Ein Ende dieses Stranges wurde meinem Sohne Fred um den Leib geschlungen, der, in dieser Weise gegen die Strömung gesichert, den Fluss schwimmend übersetzte. Am jenseitigen Ufer angelangt, befestigte er das Seil an einem Baume in ungefährer Höhe eines Meters, während das andere Ende, das in unseren Händen geblieben war, in den Ring eines Ballens eingezogen, und dann um einen Baum in einer Höhe von etwa 5 m geschlungen und angespannt wurde. Auf diesem in schräger Linie straffgespannten und durch Fett schlüpfrig gemachten Seil glitt nun der Ballen anstandslos bis ans andere Ufer über, wo Fred denselben in Empfang nahm. Dasselbe geschah mit dem gesamten Gepäck und gelang glücklich. Dann kam die Reihe des Überganges an uns selbst, der in gleicher Weise wie der meines Sohnes geschah.

Da mittlerweile der Tag zur Neige gegangen war, so schlugen wir am jenseitigen Ufer das Nachtlager auf, das wir des andern Morgens wohlgemut verliessen. Allein es schien der Fährlichkeiten noch nicht genug; das Schicksal wollte uns offenbar keine der vielen Schwierigkeiten einer Urwaldreise ersparen. Während der beiden folgenden Tage nach dem Flussübergange hatten nicht sowohl ich, als auch die Führer eine gewisse Unruhe an den Tieren bemerkt, deren Ursache wir der Nähe eines reissenden Tieres zuschrieben, das uns zu begleiten schien. Es sollte sich indessen bald aufklären.

Am dritten Tage kam des Morgens einer der vorangehenden Picadeiros (Pfadschläger) atemlos auf mich zu gestürzt mit dem Rufe: „Bugres!“ (Wilde). Er konnte vor Schreck kein Wort weiter hervorbringen und wies nur mit der Hand nach einer Richtung hin, in der er dieselben gesehen haben wollte. Kurz darauf kam auch der zweite heran und bestätigte diese unliebsame Nachricht mit dem Beifügen, dass dieser wilde Indianerstamm aller Wahrscheinlichkeit nach uns schon seit mehreren Tagen begleite. Wohl waren wir für solche Fälle vorgesehen. Wir besassen Schmuck und andere beliebte Sächelchen in hinreichender Menge, mit denen wir Frieden und Freund-

schaft erkaufen mochten. Doch auch gegen etwaige böse Anschläge waren wir in zweifacher Weise gerüstet. Wir führten eine Anzahl der effektvollsten Feuerwerkskörper mit uns, die, unschädlich, nur dazu dienen sollten, die Indianer im gegebenen Falle in Schreck und Staunen zu versetzen und womöglich zu verscheuchen. Und endlich für den allerschlimmsten Fall stand uns ein kleines Arsenal der zur Zeit besten Schusswaffen zur Verfügung. Jeder von uns dreien besass ein Repetiergewehr, zwei erprobte Revolver und einen Hirschfänger.

Trotz aller dieser Vorsichtsmassregeln blieb es immerhin eine sehr missliche und gewagte Sache, mit Wilden in Feindschaft zu geraten, zumal im Walde, auf welchem Boden sie die Herren und Meister sind, auf dem kein Kulturmensch, trotz aller vervollkommneten Waffen, sie mit sicherem Erfolg bekämpfen kann.

Die Karawane versammelte sich sofort auf einem Punkte. Nun wollte ich vor allem die Meinung und den Rat meiner indianischen Führer hören, von denen ich voraussetzte, dass sie als Stammverwandte mit den Sitten dieser Wilden doch jedenfalls vertrauter seien, als ich es war. Allein sie waren von einer solch tödlichen Angst befallen, dass sie das Heil nur in der Flucht sahen, und nicht übel Lust verspürten, sich auf und davon zu machen. Sonderbarerweise sind es gerade die den wilden Stämmen, in Bezug auf Rasse und Kultur, am nächsten stehenden Caboclos, die jene am meisten fürchten. Dies weiss jeder Brasilianer.

Aber durch vernünftige Vorstellungen gelang es uns, die Führer von ihrem Plane abzubringen und ihre Angst einigermassen zu zerstreuen, indem wir ihnen die Vollkommenheit der Waffen erklärten, die uns zu Gebote standen. Um den Weitermarsch nicht unter steter Unruhe und Angst fortzusetzen, beschlossen wir, die Indianer selbst aufzusuchen und uns mit ihnen in irgend einer Weise auseinanderzusetzen. Zu diesem Zwecke wurde ein zur Verteidigung günstiger Platz gesucht, rings um einen kolossalen Baumstamm ein Verhau angelegt und das Gebüsch auf 20 Schritt im Umkreis niedergehauen, um einen feuerfreien Raum zu gewinnen. Auch die Zweige des Baumes, die, weit hinausreichend, mit anderen Bäumen in Verbindung standen, wurden gekürzt, um jeden Zugang auch von oben unmöglich zu machen. Alle diese Einrichtungen sollten uns zum Schutze gegen einen Angriff dienen. Diese Vorbereitungen waren bis zum Einbruch der Nacht so weit gediehen, dass wir in unsere improvisierte Festung mit einiger Sicherheit uns zurückziehen konnten. Natürlichweise wurde die ganze Nacht hindurch die strengste Wache gehalten.

Frühmorgens wurden zwei unserer Caboclos auf Kundschaft ausgeschickt, die alsbald mit der Nachricht zurückkehrten, dass der ganze Stamm in unserer Nähe ein Lager bezogen habe. Kurz darauf bemerkten wir auch nackte, mit lebhaften Farben bemalte Gestalten zwischen Bäumen und Gebüschen abwechslungsweise auftauchen und verschwinden.

Um eine Entscheidung herbeizuführen, verliess ich mit meinem Sohn den Verhau, wohlbewaffnet und mit Geschenken beladen, um die Wilden

aufzusuchen, ohne indes aus dem Schussbereich unserer Festung uns allzuweit zu entfernen, an deren Schiessluken mein Neffe und die vier Caboclos im Anschlage lagen, um uns, so gut als dies möglich war, zu decken.

Rufend und Tücher schwenkend suchten wir die Aufmerksamkeit der Bugres auf uns zu lenken, was uns auch insofern gelang, als wir eine Gruppe von drei Männern in ziemlicher Entfernung erscheinen sahen, aus welcher auf unser freundliches Herbeiwinken endlich eine Gestalt sich loslöste und sich uns näherte. Ungefähr zehn Schritte von uns blieb der Wilde stehen und war durch nichts zu bewegen, näher an uns heranzutreten. Vergebens präsentierten wir die schönen Sächelchen im vorteilhaftesten Lichte, um seine Zaghaftigkeit zu überwinden. Er war ein hübscher, sehr gut gebauter junger Mann, dessen Augen vor Begier nach diesen Dingen brannten, und doch wich er voll Misstrauen und Angst vor uns zurück, so dass wir uns genötigt sahen, ihm einige derselben zuzuwerfen, die er dann hastig ergriff und mit einem unartikulierten Aufschrei, der offenbar der Freude galt, wie ein scheues Reh davonsprang.

Doch bald sahen wir ihn mit zwei Männern gesetzteren Alters zurückkehren, die, im Kriegerschmuck gravitätisch heranschreitend, den lebhaften Erklärungen des jungen Mannes über die merkwürdigen Dinge, die er ihnen vorzeigte, weder Auge noch Ohr zu leihen schienen. Sie hatten offenbar die Absicht uns zu imponieren mit ihren stolzen, kriegerischen Gebärden. In geringer Entfernung von uns blieben sie stehen, ihre Lanzen auf den Boden stützend, ohne einen Laut von sich zu geben. Wir hatten sie an ihrem Lippenschmuck sofort als Botokuden erkannt, die zu den in Brasilien im schlimmsten Rufe stehenden Indianern gehören. Sie sollen, wie allgemein versichert wird, noch Menschenfresser sein. Wir fühlten uns infolgedessen nichts weniger als sicher; doch waren wir gefasst und zum Äussersten entschlossen. Wir erwarteten sie, äusserlich ruhig, mit gekreuzten Armen. Jede Hand einen Revolver umfassend und jeder Nerv gespannt, schauten wir sie festen Blickes an. Um den peinlichen Moment des gegenseitigen Messens abzukürzen, trat ich auf sie zu und legte meine Geschenke auf ein am Boden ausgebreitetes Tuch, während Fred hart hinter mich trat, um mich nötigenfalls zu schützen, wenn es sie etwa gelüsten sollte, mir während dieser Beschäftigung einen bösen Streich zu spielen.

Allein, nichts dergleichen geschah. Sie blieben steif wie bisher, und ich sah mich gezwungen, ihr Interesse dadurch zu erregen, dass ich ihnen den Gebrauch von Klappmessern, Scheeren, Korallen, kleinen Sägen, Feilen und dergleichen auseinander setzte, was nach und nach ihren harten Sinn zu erweichen schien und sie wenigstens anregte, gegenseitig einige Worte, wie es mir schien, des Wohlgefallens an diesen Dingen, miteinander zu wechseln, wobei ihre verbissenen, grimmigen Gesichtszüge etwas milder wurden. Sie begannen herablassender zu werden, beaugenscheinigten manches mit einer sichtlich gewaltsam bezähmten Neugier, als plötzlich einer derselben mit einem Ausrufe des Schreckens zurückprallte und seine Lanze gegen uns zum Angriff erhob, wovon ihn jedoch zum Glück sein Kumpan zurück-

hielt. Wir hatten natürlich in demselben Moment die Revolver mit einem Rucke hervorgerissen und die Sache hätte ein schlimmes Ende nehmen können, wenn das Missverständnis nicht sofort aufgeklärt und jedes Misstrauen beseitigt worden wäre.

Die Ursache dieses Auftritts war nämlich ein handgrosser Spiegel, welchen ich dem einen der Männer vorgehalten hatte, der über seinen scheusslichen Doppelgänger, den er darin erblickte, so erschrocken war, dass er ausser sich geriet. Um den Frieden völlig wieder herzustellen, entkorkte ich eine Branntweinflasche und bot ihnen dieselbe an, nachdem ich erst daran genippt hatte. Der Branntwein mundete ihnen so sehr, dass sie mit Gier nach der zweiten Flasche verlangten, die ich ihnen nicht abschlagen mochte, um sie bei guter Laune zu erhalten, so dass sich die aufs Äusserste gespannte dramatische Scene alsbald in eine scheussliche Tragi-Komödie zu verwandeln drohte.

Mittlerweile war der junge Botokude davongeeilt und hatte die ganze Gesellschaft herbeigeholt. Es war ein Menschenschwarm von ungefähr 60 Personen. Der Aufzug war grotesk-malerisch, und wenn auch der Anblick, zumal der Weiber und Kinder, nichts weniger als ästhetisch zu nennen war, so machten doch die an der Spitze heranziehenden bronzefarbigen Krieger mit ihrem aus bunten Federn bestehenden Kopf- und Lendenschmuck, den Bogen umgehängt, den Speer in der Hand, einen gefälligen und kriegerischen Eindruck, den ihre athletischen, geschmeidigen und schlankgebauten Glieder noch bedeutend erhöhten. Ihr Leib war mit roten Rädern und Schlangenstrichen mannigfacher Art bemalt, die eine gräuliche Wirkung hervorriefen. Ihre Zähne waren schwarz wie Ebenholz vom Betelkauen, was bei ihnen zu den unerlässlichen Attributen körperlicher Schönheit gehört.

Sie schienen noch nie mit Kulturmenschen in Berührung gekommen zu sein, weil nichts von den Hunderten von Kleinigkeiten und Schmuckgegenständen, die auf solche Abkunft hindeuteten, an ihnen zu bemerken war, die sie doch sonst nie versäumen, von der Kultur zu entlehnen und sich anzupassen. Sie hatten alle die Unterlippe gespalten, und im Spalte steckte ein Holzpflock, der bei den älteren Personen die Grösse einer kleinen Untertasse erreichte und je nach dem minderen Alter immer mehr sich verdünnte. Dieser Pflock entstellte das Gesicht in abscheulicher Weise; er zerrte die Unterlippe mehrere Centimeter tief herab, wodurch das schwarze Gebiss frei wurde.

Hinter den Kriegern kamen die Weiber, die einen wahren Schauer von Ekel in uns erregten. Mehr als halbnackt, schmutzig, hässlich, zumeist mager, mit schlapp herabhängenden Brüsten, das Haar zerrauft oder fetttriefend in zottigen Strähnen umherbaumelnd, sahen sie den Furien gleich; viele hatten ein Kind rückwärts am Halse hängen und ein zweites wie ein Äffchen seitwärts auf der Hüfte sitzen, dessen Stützpunkt wir nicht enträtseln konnten,[1])

[1]) Auch die der Kultur seit Generationen bereits angehörigen Indianer-Weiber in Brasilien tragen ihre Kinder bis zu vier Jahren in ähnlicher Weise.

während andere mehr oder minder erwachsene Kinder hinterher liefen. Der Geifer troff den Weibern unaufhörlich aus der Lippenwunde. Die Krieger begaben sich zu den bereits schwer betrunkenen zwei Ältesten oder Häuptlingen. Der Rest trennte sich in Gruppen ab, von denen ein Teil uns mit versteckter Neugierde betrachtete, während der andere die bereits verteilten Geschenke bewunderte.

Mit einem Mal trat aus dem Schwarm der Weiber eine alte, masslos hässliche Megäre mit Habichtsaugen hervor und näherte sich uns. Sie fasste meinen Sohn ins Auge und grinste ihn in einer Weise an, die mich schaudern machte. Sie schätzte offenbar im Geiste den Braten schon, der ihr zart und fett dünkte. Doch wahrlich! das sollte ihnen nicht gelingen! Eher sollte die ganze Brut vom Boden vertilgt werden. Es schien sich indes alles zum Guten wenden zu wollen.

Wir hatten ja auch, um den Frieden von den Leuten zu erkaufen, alles Mögliche herbeigeschafft und ihnen in ganzen Haufen vorgelegt. Mein Neffe holte mittlerweile den Rest der Geschenke herbei und blieb bei uns. Weitere zwei Flaschen Branntweins, nach dem sie leidenschaftlich verlangten, boten wir den Botokuden an und breiteten den ganzen Vorrat an Gaben vor ihnen aus. Ihre Gemütsaffekte und Leidenschaften traten dabei in greller und abstossender Weise zu Tage, teils durch ein scharf ausgeprägtes Mienen- und Gebärdenspiel, teils durch rohe Worte und Thaten, sodass nur der Griffel eines Hogarth das Bild festzuhalten vermocht hätte. Wild stürzten sie über die Dinge her, die am Boden ausgebreitet lagen, schrieen, lachten, zankten, entrissen sich die Gegenstände unter wildem Gekreische, das bald Jubel, bald Wut ausdrückte. Die älteren Weiber keiften giftig mit den jungen, sie pufften einander aufs derbste, erfassten sich an den Haaren und schleiften sich umher, wozu die wilde Kinderschar, den Wölfen gleich, heulte, die einen aus Freude, die andern aus Zorn; bis dann ein ansehnlicher Mann sich erhob und die Ordnung in einer Weise herstellte, die sich der Beschreibung entzieht.

Inzwischen sassen die älteren Männer im Kreise, rauchend und trinkend, beisammen. Sie pflogen augenscheinlich Rats über unser Schicksal, denn dies verrieten ihre Blicke, die uns keineswegs wohlwollend und vertrauenerweckend dünkten. Schon den Umstand, dass sie uns nicht in ihren Kreis luden und keine Gegengeschenke anboten, konnten wir nicht anders, als übel deuten. Sie bildeten den Mittelpunkt der Gesellschaft. Um sie her bewegte sich alles; die Kinder liefen, spielten, kletterten und schrieen. Die Weiber waren alle noch sehr erregt, sie suchten ins Geheimnis einzudringen, wie dieser oder jener Schmuck getragen werde, den sie erobert hatten.

Eine kleine Gruppe junger Krieger, die in geringer Entfernung uns unausgesetzt im Auge hielt, gab ihre Wildheit und den instinktiven Blutdurst durch unverkennbare Zeichen der Feindseligkeit kund, die sich jedoch sofort in scheue Verlegenheit verwandelte, sobald wir sie scharf anblickten. Endlich unternahm es doch einer von ihnen, sich uns zu nähern. Es war ein herkulischer Geselle, dem die Mordlust aus den Augen sprühte. Er

pflanzte sich mit frecher Miene vor Fred hin und starrte ihn mit höhnendem Grinsen an. Ich ermahnte meinen Sohn, dem Kerl freundlich zuzulächeln, wenn es ihm möglich wäre, sich in Geduld zu fassen und nichts zu übereilen. Unsere passive Freundlichkeit schien indes der baumlange Bursche für Angst und Zaghaftigkeit zu halten, denn er trieb seine Frechheit so weit, dass er den Körper Freds wie ein zu schlachtendes Rind betastete und von Zeit zu Zeit dem Kannibalenschwarm höhnisch lachend etwas zurief, worüber derselbe in lauten Jubel ausbrach.

Uns stieg das Blut zu Kopfe, doch noch immer warnte ich und ermahnte zur Geduld, denn es war kein hinreichender Grund vorhanden, um die Feindseligkeiten zu beginnen, deren Folgen uns verhängnisvoll werden konnten. Endlich drang auf dieses Zurufen der ganze Haufen, mit Ausnahme der älteren, im Kreise sitzenden Männer an uns heran, vor dem wir äusserlich ruhig und gefasst bis zu einem umfangreichen Baumstamm zurückwichen, der uns den Rücken deckte.

Lärmend, schreiend und gestikulierend näherten sie sich. Der uns belästigende Wilde, dadurch ermutigt und von verschiedenen Seiten angespornt, war uns gefolgt, ihm nach die ganze Horde, an deren Spitze das obenerwähnte greuliche Skelett von einem Weibe, die mit wahrer Berserkerwut den Haufen zu böser That entflammte. Der wilde Hallunke begann nun von neuem mit unsäglicher Roheit an Fred umherzutasten und griff, — ich habe es nicht gesehen, — den moralisch gemarterten Jungen an eine empfindliche Stelle, was ihm wohl augenblicklich die ruhige Besinnung geraubt haben mochte; denn plötzlich hörte ich einen dumpfen Schlag, sah den Riesen einige Schritte rückwärts taumeln und, einem gefällten Baume gleich, hinstürzen. Er riss eine Anzahl von Weibern und Kindern mit sich in seinem Falle nieder, wobei namentlich das alte Scheusal arg mitgenommen wurde. Die Scene bot einen tragi-komischen Anblick, doch uns war's nicht zum Lachen.

Fred stand leichenblass, zitternd an allen Muskeln und Nerven da, seine Augen sprühten Feuer und sahen mich fragend an; ich beschwichtigte noch immer. Da sprang der Wilde wieder auf die Beine, ergriff seinen Speer, um seine erlittene Schmach an Fred zu rächen. In demselben Augenblick hatte ich den Revolver auf ihn angelegt, doch bedurfte es keines Schusses, denn blitzschnell war mein Sohn auf ihn losgefahren und hatte ihn durch einen heftigen Stoss gegen die Brust zum zweiten Male niedergestreckt, ihm die Lanze entwunden, entzweigebrochen und mit dem Stumpf den Riesen so derb bearbeitet, dass dieser blutend, betäubt und halbgebrochen, davontaumelte.

Der ganze Schwarm hatte mittlerweile die Flucht ergriffen und begann in sicherer Entfernung, nachdem er sich vom ersten Schreck erholt, ein Geheul und Gejohle, das teils Wut und Angst, teils Jubel ausdrückte. Der Riese wurde von ihnen mit Hohn empfangen und von den Alten im Kreise mit höhnischem Grinsen betrachtet. Das letztere beruhigte uns wieder einigermassen, weil wir daraus entnahmen, dass der so derb Gezüchtigte bei einem

grossen Teile seiner Gefährten nicht beliebt zu sein schien. Im Gegenteile glaubten wir durch die eben beschriebene Scene bei diesen Wilden an Ansehen gewonnen zu haben, denn sie hatten die Gelegenheit gehabt, das höchste Ideal ihres Lebens, Gewandtheit, Körperkraft und Mut, an einem der unsrigen zu bewundern.

Trotzdem sollte die Sache doch nicht endgültig abgethan sein. Es traten einige junge Krieger und Genossen des Beleidigten in den Kreis der Alten. Aus den lebhaften Verhandlungen, Mienen und Gesten konnten wir unzweifelhaft schliessen, dass die jungen Wilden Klage führten, die von den Alten nicht zurückgewiesen, sondern in feierliche Beratung gezogen wurde.

Wir hatten uns unmerklich diesem Tribunal genähert und aus ihren Blicken, dem Tone ihrer Reden, manchem verstandenen Worte und ihrem ganzen Gebaren entnommen, dass es sich nicht mehr darum handelte, ob wir abgethan werden sollten. Dies schien eine entschiedene Sache zu sein. Um was es sich hier handelte, war sichtlich nur die Art und Weise, wie sie das vollführen wollten; denn sie ahnten oder fühlten es instinktiv, dass wir bedeutende Verteidigungsmittel besitzen mussten, die ihnen wohl um so mehr bange machten, als sie dieselben nicht kannten. Was sie planten, war vermutlich ein ungefährliches Abschlachten ihrer Opfer. Sie sprachen mit ausdrucksvollem Gebärdenspiel, dass uns kein Zweifel mehr über die Verhandlungen dieser würdigen Ratsversammlung blieb.

Nun wurde die Lage ernst, und wir beschlossen, uns in den Verhau zurückzuziehen, um das weitere abzuwarten. Daselbst angelangt, versuchten wir an unserer Festung manches noch zu bessern. Um unsere Lebensgeister zu erfrischen, die durch die mehrstündige Spannung und Gemütsbewegung erschlafft waren, brauten wir einen tüchtigen Kaffee, den wir mit etwas kaltem Fleisch genossen. Hierauf bereiteten wir unsere gesamten Feuerwerkskörper zum Abbrennen vor und legten die scharfe Munition für alle Fälle zurecht, um dieselbe jeden Augenblick zur Hand zu haben. Wir versahen unsere Führer mit Revolvern und lehrten sie deren Handhabung, so gut als dies anging.

Mittlerweile war der Tag zur Neige gegangen. Bekannt mit der Art der Indianer, ihren Feind ein oder zwei Stunden vor Tagesanbruch anzugreifen, um ihn zu überraschen und im Schlafe wehrlos niederzumachen, wollten wir ihrem Angriff zuvorkommen und sie durch das Knallen, Zischen und Leuchten der Feuerwerksstücke erschrecken und verscheuchen. Es war dies kein leerer Wahn. Wenn man in Erwägung zieht, dass diese Menschen die Wirkung einer Pulverexplosion weder jemals gesehen noch empfunden und von Schusswaffen und Pulver überhaupt keine Ahnung hatten, so musste das Abbrennen eines Feuerwerks, wie es uns zur Verfügung stand, eine ungeheure Wirkung auf sie hervorbringen, die dadurch noch verstärkt wurde, dass sämtliche Raketen, Bomben und Sprühteufel die Flugrichtung nach ihrem Lager hin nahmen. Auch waren wir entschlossen, im Falle dieses Scheingefecht nicht den gewünschten Erfolg haben sollte, demselben durch scharfe Schüsse den nötigen Nachdruck zu verleihen.

Dorf im Innern des Staates Maranhão



Als nun die Dunkelheit hereingebrochen war und ein Lagerfeuer uns anzeigte, dass der Indianerstamm auf demselben Platze die Nacht zuzubringen gedenke, stellten wir uns an unsere vorher bestimmten Beobachtungsposten. von wo aus wir alle ihre Bewegungen im Auge behalten und selbst ihre Gebärden wahrnehmen konnten. Unser Schlupfwinkel hatte ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Obwohl niemand von ihnen direkt sich uns zu nähern wagte, so bemerkten wir doch, dass mehrere Männer aus der Gruppe nach verschiedenen Richtungen sich entfernten und im Walddickicht verschwanden. Es waren dies zweifellos Späher, die ausgeschickt wurden, um die Örtlichkeit, die uns umgab, sowie unsern Verhau selbst kennen zu lernen.

Erst gegen 1 Uhr nach Mitternacht sahen wir zwei grössere Gruppen von ungefähr je 6 Mann sich aus dem Lagerkreise lösen und im Schatten verschwinden. Nun war der richtige Moment da. Auf mein Zeichen entzündeten sich plötzlich die mehrfarbigen bengalischen Feuer; die Raketen, Bomben, Leuchtkugeln u. s. w. knallten, krachten und zischten mit einem wahrhaft betäubenden Getöse, dabei erhellten sich die Bäume in den verschiedensten Farben so blendend, dass das Ganze in dem sonst stillen Urwalde eine wahrhaft grossartige Wirkung hervorbrachte. Wir selbst befanden uns eine ganze Viertelstunde lang wie im Delirium. Es schien, als ginge unter Donner und Blitz der ganze Wald in Feuer und Flammen auf. Unbeschreiblich war das dumpfe Rollen des vielfachen Wiederhalls. Welchen Eindruck diese Scene auf die Indianer machte, konnten wir vorläufig nur aus dem wilden Geheule und den Schreckensrufen entnehmen, die sich allmählich im Walde verloren, in den sie sich zum Schutze flüchteten.

Wir blieben in unserer Festung zurück, doch war in dieser Nacht nicht mehr an Schlaf zu denken. Wir wachten und horchten aufs schärfste; allein, nichts störte die Waldesstille mehr. Des andern Tages, frühmorgens, nachdem wir die Sicherheit gewonnen hatten, dass kein Hinterhalt zu befürchten war, begaben wir uns in das verlassene Lager der Indianer und konnten nun aus der Eile, mit welcher sie geflohen waren, die Angst und den Schrecken ermessen, von dem sie ergriffen worden waren. Wir fanden viele Gerätschaften, Schmucksachen und selbst Waffen, die sie in der sinnverwirrenden Angst mitzunehmen vergessen hatten. Aber auch Blut an einigen Stellen und viele Schussmale an den Bäumen, wo Kugeln eingeschlagen hatten, gewahrte ich. Es war dies allerdings gegen meine Absicht geschehen und beschwerte mir einigermassen das Gewissen; doch was sollte und konnte ich jetzt noch thun?! Andererseits wieder dachte ich: hätten diese Kannibalen es etwa besser mit uns gemacht? So liess ich es denn dabei bewenden und ordnete den Weitermarsch an, den wir mit der grössten Vorsicht antraten.

So marschierten wir nun schon zwölf volle Wochen in der Wildnis. Wir hatten einen fast undurchdringlichen Urwald in einer Ausdehnung von beinahe 70 geographischen Meilen durchquert und unsägliche Mühsale erduldet. Entbehrten wir doch lange und oft genug selbst des Anblicks der

heitern Himmelsbläue. Wie sehnten wir uns nach der Sonne, dem Mond, den Sternen, deren tröstlichen Anblick wir so lange schon schmerzlich vermissten! Der weite Horizont, ja selbst die frische Luft war uns versagt. Das ewig stille Einerlei ohne Fernblick macht den Urwald mit seiner dumpfigen Atmosphäre zur Gruft, vor der dem Wanderer graut, wenn er nach langen Wochen den Ausgang immer noch nicht findet und nagende Zweifel ihn beunruhigen, ob die eingeschlagene Richtung nicht verfehlt, ob er überhaupt das Ende dieses finsteren, geheimnisvollen Waldes jemals erreichen werde, der ihn mit Zauberarmen umfangen hält. Der seit langen Wochen auf der Seele lastende Druck verdüsterte unser Gemüt bis zu einem Grade mürrischer Schweigsamkeit und Hinbrütens, sodass wir oft stundenlang stumm beisammen sassen.

Wir dünkten uns wie ausgestossen aus der Welt und aus dem Leben. Äusserlich glichen wir den wildesten Gesellen. Schon seit mehreren Wochen hatten wir kein gewohntes Kleidungsstück mehr zur Verfügung, nur der Rest einiger Lumpen hing uns am Leibe, der, durch Decken ergänzt, mittelst Gürtel festgehalten wurde. Die Beine in hohen Reiterstiefeln, den Kopf von einem Tuche umwunden, das Gesicht fahl und gedunsen, erkannten wir uns selbst nicht mehr.

Wer beschreibt unsern Jubel, als wir nach so langer Zeit plötzlich wieder eine menschliche Wohnung erblickten, die allerdings nur die bescheidene Waldhütte eines Indianers war, aber auf uns den Eindruck eines Palastes machte. Selbstverständlich ritten wir auf die Hütte zu, in der wir einen freundlichen, halbbekleideten Indianer fanden, der zwar von der Kultur noch sehr wenig beleckt, aber augenscheinlich bestrebt war, dieselbe sich anzueignen, wusste er sich doch schon in der portugiesischen Landessprache einigermassen auszudrücken. Durch ihn erfuhren wir, dass wir auf der Serra das Covoadas angelangt waren, in wenigen Stunden ein Arroial (kleines Dörfchen) und in ungefähr zehn Tagen unser vorläufiges Ziel, das Städtchen Carolina am Rio Tocantins erreichen würden.

Der Mann war sichtlich erfreut, weisse Gäste bei sich zu sehen. Er hielt uns offenbar für mehr als wir waren, denn ungläubig schüttelte er den Kopf, als wir ihm auf seine Frage den Zweck unserer Reise erklärten. Er hielt dies für eine Ausflucht, und die Ideen, die sein zum Denken und Folgern von abstrakten Dingen noch ungeübtes Gehirn gefasst haben mochte, mussten ganz sonderbarer Art gewesen sein, denn nicht so bald hatten wir uns in der Hütte auf einigen rohen Schemeln niedergelassen und unsere Satteltaschen und Tragkoffer neben uns hingesetzt, als uns die freundlich komische Frage belustigte, wie es dem Kaiser von Brasilien gehe. Aus seinen Redensarten und aus seinen schmunzelnden, begehrlichen Blicken auf unser Gepäck schlossen wir, dass der Mann uns für des Kaisers besondere Freunde und Abgesandte hielt, die das Land in seinem Auftrage bereisten, um über das Wohl und Wehe, namentlich der zum Christentum übergetretenen und den Staatsgesetzen sich beugenden ehemaligen wilden Stämme zu berichten, von denen er ein so lobenswertes Mitglied zu sein schien. Obwohl

sein Christentum ihm selbst noch nicht allzusehr zum Bewusstsein gekommen sein mochte und die Staatsgesetze ihn nicht allzu hart drückten, so war er doch unleugbar von gutem Willen beseelt.

Auf alle Fälle hielt er sich für einen vom Kaiser gekannten und begünstigten Mann, dem er vor Jahren, als er noch ein Nomadenleben führte, mit mehreren anderen seines Stammes in Rio de Janeiro vorgestellt worden war. Er hoffte daher mit Zuversicht auf Geschenke, worunter besonders eine Flinte mit Pulver und einiges andere ihm sehr wünschenswert gewesen wäre. Er liess deshalb die Koffer nicht aus den Augen, da er jeden Augenblick erwartete, dass ihm das Gewünschte mit schönem Gruss vom Kaiser überreicht werden würde.

Ich konnte den Mann, dessen ehrliches, naives Wesen mir wohlthat, seiner Illusion nicht berauben; um ihn daher bei seinem Glauben zu belassen, beschenkten wir ihn mit mehreren Kleinigkeiten und versprachen ihm noch mehr im Namen des Kaisers. Er war darüber so glücklich, dass er uns mit dem besten bewirtete, was Küche und Keller liefern konnten, indem er die Leckerbissen, die in einem Winkel der Kammer im Rauche hingen, hervorholte. Dieselben waren allerdings weder dem Aussehen, noch ihrer Abkunft nach, sehr berückend, denn sie bestanden in einer Affenhälfte und einer Schlange, die er zerstückelte und mit Selbstbefriedigung uns zum Mahle anbot.

Des anderen Tages, noch vor Sonnenaufgang, machten wir uns auf den Weg nach dem erwähnten Dörfchen, wohin der freundliche Wirt uns begleitete. Es war nicht so nahe, als wir dachten, auch der Weg nur um ein Geringes besser, als der bisherige, weshalb wir erst zu später Abendstunde anlangten und die Hütten, in denen kein Lichtchen mehr blinkte, nicht wohl besuchen konnten. Ich übergehe die letzten vierzehn Tage unserer Reise, da sie, ausser einigen Schwierigkeiten mit unsern Führern, sonst nichts Bemerkenswertes boten. Dass unsere Ungeduld von Tag zu Tag wuchs, je näher wir unserm Ziele kamen, ist wohl begreiflich. Doch endlich hatten wir es erreicht.

Das Städtchen Carolina, nahe dem Tocantinsstrome gelegen, erregte in uns die freudige und fast beängstigende Empfindung, die man beim erstmaligen Betreten einer glänzenden Weltstadt fühlt. Ein seltsam eigentümliches Gefühl des Glücks, der Freude und der Bewunderung ergriff uns, als wir wieder so viele Menschen unseres Gleichen, so viele bequeme Häuser, so viele Dinge im Überfluss hier sahen, deren wir im Walde so schwer entbehren mussten. Wir blieben hier vierzehn Tage, um uns vollständig zu erholen und neu zu bekleiden.

Dann ging es weiter auf dem Tocantins, den wir auf einer grösseren Ruder- und Segelbarke 130 geographische Meilen stromabwärts befuhren, um nach Belém oder Pará, der Hauptstadt des Staates Grão Pará zu gelangen.

Pará und Amazonas.

Der Staat Pará, in der Ausdehnung von 1 149 712 qkm mit 328 455 Einwohnern, ist vom Staate Amazonas, auf dessen Flächeninhalt von 1 897020 qkm nur 147 915 Kulturmenschen leben, bloss in politischem Sinne zu trennen. In allen anderen Beziehungen gehören sie zusammen. Es waltet zwischen beiden kein auffälliger Unterschied ob, weder in der Bodenformation, noch im Klima, im Wasserreichtum, noch in Fauna und Flora. Man könnte füglich auch noch den nördlichen Teil der Staaten Matto Grosso von 1 379 651 qkm Ausdehnung mit 92 827 Einwohnern und Goyaz, 747 311 qkm mit 227 572 Einwohnern, hinzunehmen, die in vielen Beziehungen den ersterwähnten beiden Staaten ähnlich sind. Diese vier Staaten bilden die grössere Hälfte der Ländermasse Brasiliens. Sie sind, wie ersichtlich, noch so schwach bevölkert, dass auf jeden Einwohner ungefähr 7 qkm Boden entfallen.

Mit Ausnahme Parás, das eine Seeküste von 700 engl. Meilen besitzt, sind diese Staaten Binnenländer und bilden den gesamten Norden und Westen Brasiliens. Ihr ungeheurer Wasserreichtum, den sie, vor allem aber der Staat Amazonas, besitzen, ist wohl geeignet, sie für den Mangel einer Seeküste zu entschädigen. Unzählig sind die grossen und kleinen Flüsse, von denen die grössere Hälfte schiffbar und selbst Schiffen von grossem Tiefgange zugänglich ist.

Unter ihnen ist der Amazonenstrom der wasserreichste Fluss der Erde, der neben vielen grossen Flüssen, worunter sechs grösser als der Rhein sind, eine ungezählte Menge kleiner und kleinster Zuflüsse in seinem Schoss aufnimmt. Der Amazonas, im Oberlauf Marañon, tritt aus Perú in Brasilien ein, durchfliesst Amazonas und Grão Pará in westöstlicher Hauptrichtung. Von den 5900 km seiner Gesamtlänge entfallen 3828 km auf Brasilien. Sein Lauf, der sich durch ein unentwirrbares Netz von Nebenarmen charakterisiert und fast parallel mit dem Äquator liegt, endigt unterm Äquator im Atlantischen Ozean. Schiffbar, auch für die allergrössten Schiffe bis zum Fusse der Kordilleren, bildet er mit seinen Nebenarmen und Nebenflüssen ein fahrbares Stromsystem von zusammen 15 000 km Länge. Seine Ufer sind nur wenig bewohnt, was sich zum Teil dadurch erklärt, dass er mit vielen

Nebenflüssen zur Regenzeit fast um 15 m steigt und das Land meilenweit oft drei bis vier Monate lang unter Wasser hält. Ganze Wälder werden dann vom Festlande losgerissen; unermesslich ist das Treibholz, das nicht aufgefangen und verwertet wird, sondern teils dem Meere zutreibt, teils zu undurchdringlichen, nicht zu bewältigenden Bergen von Holz am Lande sich aufhäuft, teils endlich im Flusse selbst sich staut und einen festen Damm bildet, der nicht selten den Strom zwingt, sich ein neues Bett zu graben. Nachdem Pinzon im Jahre 1500 den Amazonenstrom entdeckt hatte, war Pizarros Gefährte Orellana der erste, der ihn im Jahre 1540 befuhr. Seitdem haben sich um seine Erforschung viele Naturforscher und Reisende verdient gemacht, doch blieb er fremden Nationen verschlossen, bis er im Jahre 1868 wegen Unzulänglichkeit der eigenen Schiffahrt gänzlich freigegeben wurde. Und von dieser Zeit an beginnen auch die beiden Staaten Amazonas und Grão Pará emporzublühen.

Ein würdiger Rivale dieses majestätischen Stromes ist der Tocantins, der, wie manche Reisende behaupten, in einem Bette von Gold, Diamanten und Edelsteinen fliesst. Er entspringt in Goyaz unter dem Namen Maranhão, durchströmt die Staaten Goyaz und Pará in einer Länge von 2200 km und fällt vorbeifliessend an der Hauptstadt des Staates Grão Pará, Belém oder Pará, ebenfalls ins Atlantische Meer, verbindet sich jedoch einige Hundert Kilometer vor seinem Ende durch den Arm Tajipurú mit dem Amazonenstrom und bildet mit diesem die 40000 qkm grosse Insel Marajó. Die Hauptrichtung seines Laufes ist südnördlich; seine Ufer, so sehr sie im Sommer einem Paradiese gleichen, werden im Winter in eine Sumpf- und Wasserwüste verwandelt. Auf der Insel Marajó besitzt der Staat Pará bedeutende Domänen, auf denen Viehzucht betrieben wird. Sie stammen von den Jesuitenpatres, die im Jahre 1702 sich dort niedergelassen und diese Domänen gegründet haben, die nach ihrer Austreibung auf den Staat übergegangen sind.

Das brasilianische Stromgebiet des Amazonenstromes, das sog. Amazonenthal, ist kein von Gebirgen eingeschlossenes Thal, sondern eine weite Ebene von 1300 km Breite und 4000 km Länge von äusserst geringer Neigung gegen Osten, sodass die Flüsse durchgehends mit sanfter Strömung dem Atlantischen Ozean zufliessen. Fast alle diese Wasserstrassen bilden ein zusammenhängendes Netz, so dass dadurch die Schienenwege einigermassen ersetzt werden.

Das Klima ist hier nur geringem Wechsel unterworfen; die immer gleichmässig feuchte Wärme begünstigt die Vegetation in einer Weise, wie sie auf der Erde wohl nicht zum zweiten Male angetroffen wird. Die Sommerhitze ist hier nicht wie in anderen tropischen Gegenden ausdörrend. Die mittlere Jahreswärme ist 29 bis 30° Celsius. Die grösste Hitze steigt ungefähr zu 36 bis 38° und sinkt nie tiefer als 24° (im Schatten). Die meteorologischen Beobachtungen haben ergeben, dass die Niederschläge inmitten der eigentlichen Regenzeit im April nicht stärker als 30,3 mm und in der sogenannten Trockenzeit nie geringer als 17,8 mm sind.

Das Amazonenthal hatte im:

Mai	1892	153	mm	Regen,	91	mm	Verdampfung
Juni	„	249	„	„	84	„	„
Juli	„	228	„	„	119	„	„
August	„	91	„	„	109	„	„
September	„	186	„	„	106	„	„

Die Temperatur war in den Wintermonaten 1892 folgende:

Mai	1892	28,2°	C. a. Tage u.	22°	C. in d. Nacht	b.	5,4 m	Windschn. i. d. Sek.
Juni	„	30,3°	„ „ „ „	22,5°	„ „	„	9,8 „	„
Juli	„	29,7°	„ „ „ „	22,1°	„ „	„	6,5 „	„
August	„	31,5°	„ „ „ „	22,5°	„ „	„	6,9 „	„
September	„	31,5°	„ „ „ „	22,5°	„ „	„	7,85 „	„

Die wunderbare Natur dieses schönen Landes hat schon manchen Gelehrten derartig begeistert, dass er über die trockene exakte Aufstellung seiner Beobachtungen hinausging und sich von der Bewunderung zu Ausdrücken hinreissen liess, die nur mit aller Vorsicht aufzunehmen sind. Der berühmte amerikanische Seemann und Physiker Mury sagt über Pará und Amazonas, dass durch die steten Wasserniederschläge, die selbst zur Sommerszeit wohl schwächer, aber nie für längere Zeit unterbrochen sind, das äquatoriale Klima dieser Gegend mit keinem anderen tropischen zu vergleichen ist. Es giebt hier keine Dürre durch austrocknende Winde, wo die abgestorbene Vegetation das Klima verpestet; die immer von neuem mit grosser Schnelligkeit aufschiessenden Pflanzen absorbieren die schädlichen Gase des Humus der abgestorbenen Pflanzenwelt. Die Vegetation ist in ununterbrochener Thätigkeit. Mury sagt vom Amazonenthal, dass es das schönste und beste Klima auf dem Erdenrund besitze. Dasselbe meint auch Agassiz. Er stellt fest, dass die Sterblichkeit 1/20000 täglich nicht überschreitet. Auch andere Forscher stimmen mehr oder minder dieser Behauptung zu.

Thatsache ist, dass das Malaria-Fieber längs dem Amazonenstrom bis Manáos hinauf gar nicht bekannt ist; die Fieber, die hier und da endemisch vorkommen, sind nicht bösartig, sondern gewöhnliche Wechselfieber. Nur an den obersten Flussläufen und an ihrem Ursprung ist Malariafieber vorhanden. Namentlich ist dies der Fall am oberen Madeira. Beobachtet wurde, dass manche Flussthäler Jahre hindurch vollkommen gesundes Klima besitzen, was sich dann plötzlich ändert. Auf jeden Fall ist das Klima von Pará und Amazonas keineswegs so schlecht, als allgemein in Europa und Amerika und selbst in den anderen Staaten Brasiliens angenommen wird. Zahlreiche reisende Naturforscher bestätigen dies. Der Verfasser dieses Buches zieht das Klima von Pará und Amazonas dem der Städte Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco vor.

Vom Staate Pará heisst die Hauptstadt amtlich Belém; sie wird aber allgemein Pará genannt. Belém oder Pará, das am rechten Ufer des Tocantins, nahe dem Atlantischen Ozean liegt, bildet den einzigen Seehafen der

beiden riesigen Staaten und ist der einzige Verschiffungsplatz der vielen Ausfuhrartikel dieses überreichen Landes. Seine Ausfuhr hatte im Jahre 1892 einen Geldwert von 30700000 Milreis, 1893 betrug dieser 30500000 Milreis, 1894 40780320 Milreis, davon entfielen auf Kautschuk allein 34¾ Millionen Milreis, auf Kakao 3 Millionen. Die anderen Ausfuhrartikel waren Paránüsse, Tabak etc. Im Jahre 1897/1898 exportierte der Staat Pará Produkte im Werte von 76½ Millionen Milreis (im Durchschnittskurs von 6½ Pence pro Milreis), worunter allein Kautschuk die Höhe von 70 Millionen erreichte, Kakao 4½ Millionen Milreis. Die Einfuhr betrug im Jahre 1894 9134000 Milreis.

Die Staatseinnahmen, die im Jahre 1838 nur 231 Contos, d. i. 231000 Milreis betrugen, stellten sich 1894 auf mehr als 11500000 Milreis, im Verhältnis zur schwachen Bevölkerung eine sehr bedeutende Summe. Am 1. Juli 1894 befand sich in der Staatskasse ein Überschuss von 4400000 Milreis, so dass dieser Staat daran geht, seine öffentliche Schuld zu tilgen.

Aber nicht bloss die Erzeugnisse dieser beiden Staaten werden in Belém zur Ausfuhr verschifft, sondern auch ein Teil der Produkte des Staates Goyaz, der durch den Tocantinsstrom mit Pará in Verbindung steht, und des Staates Matto-Grosso durch Vermittlung des Tapajoz. Ebenso finden Handelsverbindungen statt mit Venezuela mittels des Rio Negro, mit Bolivia durch den Rio Madeira, mit Perú auf dem Júrúa und Purús, mit Columbia auf dem Iça und Yapurá, mit Ecuador auf dem Napó, die sämtlich Nebenflüsse des Amazonenstromes sind. Diese bis jetzt allerdings durch viele Stromschnellen noch schwierigen Verbindungen werden einst nach Beseitigung aller Hindernisse das geheimnisvolle Eldorado des Amazonenthales durch die günstige Lage zwischen zwei Ozeanen, gleich weit von Canada und den La Plata-Staaten, von Central-Europa und Süd-Afrika zum grossen Emporium und zum Handelscentrum der Welt erheben. Allzu gewagt ist die Behauptung wohl nicht, namentlich für denjenigen, der das Amazonenthal kennt und aus dem raschen Gang der Fortschritte unserer Zeit Schlüsse zu ziehen vermag. Der Reisende und Forscher Herbert Shmit nennt die Stadt Pará die Königin des Amazonenthales und meint, dass sie eigentlich die Hauptstadt Brasiliens sein sollte, weil sie sowohl von Nord-Amerika, als auch von Europa um die Hälfte weniger entfernt ist, als Rio de Janeiro, weil ferner die grossartigsten Wasserstrassen Pará mit dem fruchtbarsten Thal der Erde und dem ganzen brasilianischen Innern verbinden. Lange schon vor Freigebung der Schiffahrt auf dem Amazonenstrom hatten kühne Händler aus Perú und Bolivia am Mamoré-, Madeira- und Amazonenstrom auf gebrechlichen Booten eine sechsmonatliche, schwierige und gefährliche Fahrt nach Manáos gewagt, gelockt durch den reichen Gewinn, den Industrieartikel im Tausche gegen Kautschuk, Paránüsse, Kakao, Harze, getrocknete Fische u. s. w. brachten.

Obwohl jetzt die grösseren Flüsse teilweise mit Dampfschiffen befahren werden, so ist doch der Verkehr mit den angrenzenden Republiken noch immer sehr schwierig, weil die dahinführenden Flüsse durch Stromschnellen

und Klippen unterbrochen sind. Es ist daher von der brasilianischen Regierung schon längst eine Eisenbahn geplant, die die Verbindung an den unterbrochenen Punkten herstellen soll. Von einer Kommission, die 1884/1885 von der Regierung zur Exploration dahin entsendet worden war, kehrte kaum die Hälfte zurück, die anderen waren an der Malaria zu Grunde gegangen, die stellenweise in den oberen Flussthälern herrscht. Ebenso wurden von einer wissenschaftlichen Militärexpedition, die diese Gegend durchforschen sollte, nach zwei oder drei Jahren nur drei Menschen im elendesten Zustande aufgefunden und zurückbefördert. Daraus ist ersichtlich, dass das oben geschilderte paradiesische Amazonenthal auch seine Gefahren birgt, die sich in mannigfacher Weise bieten. Nicht immer ist es aber das an manchen Orten gefährliche Klima, oder die unbezwingbare Natur, die das Vordringen der Kulturpioniere hindert; oft sind es auch die zahlreich in den Wäldern hausenden wilden Indianerstämme, von denen manche gefährlicher als reissende Tiere sind.

Dieses Stück Erde von majestätischer Erhabenheit, begünstigt von der Natur, die alles ohne Hinzuthun der Menschenhand hier so reichlich schafft, birgt in seinen unermesslichen Wäldern, die auf 500 geographische Meilen Länge und 300 geographische Meilen Breite geschätzt werden, eine lange Reihe verschiedener Indianerstämme, die in Anlagen, Sitten und Sprache voneinander sehr verschieden sind. Sie wohnen entweder an den Ufern der Ströme und Flüsse und nähren sich dann vom Fischfang, oder sie hausen in den Prärien und Wäldern, wo sie mit der Jagd, teilweise auch mit Bodenkultur und Viehzucht, allerdings in sehr geringem Masse, sich befassen. Die für die Kultur am meisten empfänglichen Stämme sind die Guarany oder Tupí, von zierlicher, biegsamer Gestalt und hübschen Gesichtszügen mit Adlernasen von edlem Schnitt.

Die Bewohner der beiden Staaten Pará und Amazonas, mindestens vier Fünftel Farbige, stammen meist auch von den Tupí ab, die mit der weissen und afrikanischen Rasse mannigfache Verbindungen eingegangen sind. Das Landvolk ist durchgehends farbig und steht auf sehr niedriger Kulturstufe. Die Anthropologen stellen die Behauptung auf, dass diese Menschenklasse früher auf einer weit höheren Kulturstufe gestanden hat, als dies jetzt der Fall ist; sie weisen darauf hin, dass die keramischen Erzeugnisse der Vorfahren dieser Leute ehemals grosse Kunstfertigkeit und natürlichen Geschmack an den Tag legten, während die heutigen Arbeiten in diesem Fache roh und formlos sind. Dies findet seine Erklärung darin, dass die ersten europäischen Ansiedler von Pará und Amazonas der Auswurf der Gesellschaft und der Soldateska Portugals gewesen sind, von dem die eingeborenen Indianerstämme verfolgt, unterjocht und zu Sklaven gemacht wurden. Dazu kamen später afrikanische Sklaven ins Land, die trotz des Abscheus, den sie anfangs bei den Indianern erregten, doch allmählich mit den Eingeborenen sich kreuzten und die eigene Roheit auch auf diese übertrugen, so dass man sagen kann, die minderen Klassen der beiden Staaten sind vollauf behaftet mit den Schwächen und den Fehlern

dreier Rassen, zu deren Verbesserung selbst die christliche Religion, die sie sämtlich angenommen haben, wenig oder nichts beigetragen hat. Das Christentum wurde ihnen einst durch die Katechese der Jesuiten beigebracht. Doch ist das Christentum dieser Leute mehr ein Fetischdienst in veränderter Form und finsterster Aberglaube. Von der Gottheit haben sie keinen Begriff, obwohl sie dieselbe gewohnheitsmässig oft genug erwähnen. Jesus Christus, den sie insgesamt nur als Kind auffassen, gilt ihnen wie einige Heilige der christlichen Religion für nichts anderes als besonders wunderthätige Fetische. Nie wird Gott in ihren Gebeten erwähnt, er hat keine Bedeutung für sie; die Heiligen, d. h. die Fetische sind ihnen alles; jedem derselben erkennen sie eine gewisse Machtsphäre zu.

Ihre religiösen Feste sind in hohem Grade poetisch und malerisch, wozu die verschwenderische Natur und das gleichmässig angenehme Klima nicht wenig beitragen. Ein sehr beliebtes Fest ist das „Unserer lieben Frau von Nazareth". Wochenlang vor diesem Feiertage fahren die Bewohner des labyrinthischen Flussnetzes auf ihren Kanoes umher, um Gaben für das Fest zu sammeln. Diese Gaben bestehen in Hammeln, Ziegen, getrockneten Fischen, Süssigkeiten, Blumenkränzen, Parfümerien und vielen anderen Dingen, seltener in Gold. Einer der vornehmeren Bewohner wird zum Direktor, Imperador, gewählt, der seine Gehülfen hat. Die Kanoes sind mit lebhaften Farben bemalt und mit Bändern und Blumen geschmückt. Ebenso sind die Insassen aufs festlichste gekleidet und mit Bändern und Blumen bedeckt. Die jungen Mädchen (Mamelucas), in tadellosem Weiss mit prachtvollen Rosen im tiefschwarzen Haar und Resedasträussen in der Hand, sind liebreizende Erscheinungen. In jedem Boote sind zwei Fahnen, eine rote und eine weisse, aufgepflanzt; jedes Boot hat auch seine Musik, die jedoch nur in einer grösseren Trommel besteht, die von Zeit zu Zeit wie das chinesische Tamtam geschlagen wird. Im führenden Kanoe, wo die Honoratioren Platz genommen haben, befindet sich eine Art von Tabernakel, eine versilberte, mit vielem Flitter gezierte Krone. Diese feierliche Bettel-Kommission wird in allen Häuschen festlich empfangen und reichlich beschenkt; dafür wird jedem der Hausgenossen die Krone für einen Moment aufgesetzt, worauf dann Süssigkeiten und Erfrischungen genossen werden. Nicht selten findet der Empfang am Flusse selbst statt, denn es fehlt keiner Familie das unentbehrliche Kanoe. Bei diesen Empfängen wird auch ein Teil der gesammelten Gaben unter Gesang und Tanz verzehrt, bis dann endlich der grosse Tag anbricht und im Hause des Imperadors so lange bankettiert, gesungen und getanzt wird, als der Speise- und Trankvorrat anhält. Ist ein Kirchlein oder eine Kapelle in der Nähe, so ist die Feierlichkeit pompöser und weniger einfach. Nach Sonnenuntergang rücken auf der stillen, glatten Wasserfläche, in der sich Tausende von Sternen des Tropenhimmels wiederspiegeln, in langsam feierlicher Fahrt die Boote unter Chorgesang heran. Sie sind mit festlich geschmückten Menschen besetzt, über die ein Blätterdach sich wölbt, das von Hunderten von Lichtchen feenhaft flimmert. Diese märchenhafte Beleuchtung wird durch kleine Lämpchen, die aus halben Orangenschalen be-

stehen, welche mit Öl gefüllt sind, erzeugt. Am Ufer angelangt, werden die Insassen der Boote aufs feierlichste von den Bewohnern des Ortes empfangen, worauf die Krone in grosser Prozession zur Kirche getragen wird. Vergegenwärtigt man sich noch den wunderbaren Schauplatz dieser Scenen und die sternfunkelnde, wohlig milde Tropennacht, erfüllt von sinnberauschendem Dufte der allenthalben verschwenderisch vorhandenen Reseda- und Rosenbüsche, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der Poesie machen, die in einem solchen Feste liegt.

Das Leben, die Sitten und Gebräuche dieses Volkes sind dieselben, wie sie Seite 32—39 beschrieben worden sind. In manchen Gegenden hausen die Uferbewohner in Pfahlbauten, die den vorhistorischen sehr ähnlich sehen. Sie leben von Jagd und Fischerei; ihre geringfügigen Pflanzungen besorgen die Frauen. Viele befassen sich auch zu gewissen Jahreszeiten mit Kautschuksammeln und gelangen dadurch zu verhältnismässigem Wohlstand, kleiden und schmücken sich und verthuen rasch das Verdiente, um bis zur nächsten Sammelperiode in lethargischem Hinbrüten ein kärgliches Dasein zu fristen. Interessant ist ihre Art und Weise des Tierfanges, namentlich der Schildkröte. In manchen Gegenden nähren sich diese Menschen mit Vorliebe von dem Fleisch der Affen, von grossen Eidechsen und Krokodilen. An manchen Orten wieder sind die Einwohner sehr wählerisch in ihren Nahrungsmitteln; dort verabscheuen sie nicht nur die erwähnten Tiere, sondern geniessen sogar mehrere Gattungen von Fischen nicht, die im allgemeinen von niemand verschmäht werden. An Getränken fabrizieren sie eine Unzahl von Weinen und Spirituosen aus den verschiedensten Pflanzen und Früchten. Kommt die Zeit des Kautschuksammelns, so thut sich in manchen Gegenden eine fieberhafte Bewegung kund; ganze Dörfer werden von ihren Bewohnern verlassen. Nur die Armen, die keinen Mundvorrat für einige Monate und keine Instrumente besitzen, bleiben daheim. Gewöhnlich geht die ganze Familie in die Seringa (Ort, wo die Kautschukbäume wachsen). Das rings von Orangen und Fruchtbäumen umgebene Häuschen, an dessen Front auf einem Brett in verschiedenen Topfscherben und Fruchtschalen Blumen aller Art gezogen werden, und die kleine Kakaopflanzung dahinter, dieses idyllische Heim mit seinen Naturgenüssen wird verlassen, um sich in der wilden ungastlichen Fiebergegend der Kautschukbäume niederzulassen. Auf dem Kanoe, in das der Hausrat und die Lebensmittel für mehrere Monate verladen sind, zieht die ganze Familie, Vater, Mutter, Söhne und Töchter, aus, besessen vom Goldfieber. Der Vater träumt, nach der Rückkehr sein vom Regen mitgenommenes Häuschen umzubauen und mehr Bequemlichkeit zu schaffen; die Mutter hofft, ihre schmuckbeladenen Töchter an den Mann zu bringen in dem Städtchen, wo sie nach der Ernte zu verweilen gedenken; und die Kinder denken an die Freuden, die ihnen dieser Aufenthalt gewähren wird. Aber nicht immer erfüllen sich diese Hoffnungen. Zuweilen fällt eine solche Familie einem der Flusspiraten zum Opfer, die, zumeist Weisse und Zwischenhändler, den Kautschuk vom Sammler erstehen und an die grösseren Zwischenhändler in Manáos ver-

kaufen. Manche dieser kleinen Zwischenhändler, die den Strom hinauffahren, um die Seringueiros zu besuchen, sind Abenteurer schlimmster Art, die ihre Opfer in schlauer Weise zu umgarnen verstehen, um sie in schändlichster Art nicht bloss ihres Verdienstes, sondern auch ihres Familienglückes zu berauben, indem sie die Töchter verführen.

Der Reichtum an Naturschätzen, den Pará und Amazonas besitzen, ist noch nicht zum millionsten Teile ausgebeutet. Hierzu ist die Bevölkerung noch viel zu gering. Die Spekulation in grossem Stile hat sich noch nicht herangewagt, weil die Verhältnisse dieser beiden Staaten viel zu wenig bekannt sind und allgemein angenommen wird, dass in einem äquatorialen Lande die weisse Rasse auf die Dauer nicht bestehen könne. Mit der gehörigen Vorsicht und bei Anwendung der Massregeln, welche die neuesten Fortschritte der Wissenschaft an die Hand geben, würde aber die zeitweilig an manchen Orten herrschende Malaria überwunden werden können, während die Terrainschwierigkeiten nicht unbesiegbar sind.

Wie wenig das Land selbst von den Einheimischen gekannt ist, geht daraus hervor, dass viele Tausende von Quadratmeilen noch niemals von einem civilisierten Menschen betreten worden sind. Der unermessliche Reichtum an Hölzern aller Arten, Harzen, Früchten, Erzen und Mineralien, die unerschöpfliche Menge von Fischen unzähliger Gattungen, die der berühmte Gelehrte und Ichthyologe Agassiz festgestellt hat, machen dieses Stück Erde zu einem wirklichen Eldorado, das der Erschliessung seiner geheimen Schatzkammern noch entgegensieht. Obwohl im Jahre 1751 der Gouverneur von Pará und Amazonas, Mendonça Furtado, der Bruder des berühmten Marquis von Pombal, ganze Regimenter aus Portugal kommen liess, von denen noch heute die Militär-Kolonien am Araguaya und Araguary bestehen, so haben diese Kolonien sich doch nur deshalb bis auf die Gegenwart erhalten, weil sie mit der indianischen Rasse sich vermischten und auf diese Weise widerstandsfähiger wurden. Denn trotz des günstigen Urteils vieler Naturforscher hält es der Verfasser dieses Buches für ausgeschlossen, dass die weisse Rasse hier auf die Dauer mit Feldarbeiten sich befassen könnte. Aber darum handelt es sich hier vorläufig auch gar nicht. Hunderte von Jahren dürften vielleicht noch vorübergehen, bis man darauf angewiesen sein wird, in diesem Lande das tägliche Brot durch emsige und mühselige Bodenkultur zu verdienen. In tausenderlei Arten bietet die Natur hier ihre Schätze, die alle ohne besondere physische Anstrengung, wohl aber durch Unternehmungsgeist, Thatkraft und Umsicht zu erlangen sind. Ein berühmter Reisender spricht sich folgendermassen darüber aus: „So wie Indien einstmals mit seinen Schätzen mehrere europäische Nationen bereichert und die englisch-indische Compagnie ins Leben gerufen hat, die es mit Macht und Reichtümern überschüttete, ebenso würde das Amazonenthal eine ähnliche Gesellschaft bereichern, die mit der nötigen Kapitalskraft und Umsicht die Ausbeutung von dessen Naturschätzen unternähme. Es wäre unstreitig das grossartigste und vorteilhafteste Unternehmen, das Menschen je ins Leben gerufen haben.“ Die Kultur dieses ungeheuren, von Natur-

reichtümern strotzenden Länderkomplexes würde eine vollständige Umwälzung aller handelspolitischen Verhältnisse der civilisierten Welt und eine beträchtliche Verschiebung der Handelswege herbeiführen. Auch Alexander v. Humboldt thut über die ausgedehnteste und naturreichste Tiefebene der Welt den Ausspruch: „Hier wird früher oder später die Civilisation der Welt sich konzentrieren."

Die Hauptstadt Parás, Belém, ist das Emporium sämtlicher Ausfuhrprodukte der beiden Staaten, worunter der Kautschuk, als bester der Erde anerkannt, der gewichtigste ist. Stets ist der Hafen voll von Schiffen, die täglich ein- und ausgehen. Im Jahre 1894 verkehrten im Hafen von Belém 443 Schiffe mit einem Gehalt von 493 400 Tonnen. Hier ist das Geld kein seltener, teurer Artikel, der im allgemeinen so schwer zu erlangen ist. Der Goldstrom entsendet seine Arme vielmehr bis in die untersten Schichten des Volkes. Auch der geringste Mann, der nur einigermassen arbeiten will, verdient ohne Schwierigkeit fünf und zehn Milreis an einem Tage. Freilich steht dazu im Verhältnis die Kostspieligkeit des Lebensunterhalts, aber bei einem grösseren Verdienst beträgt auch der ersparte Prozentsatz mehr als bei geringerem Verdienst. Die weitaus grössere Hälfte des Ein- und Ausfuhrhandels liegt in den Händen fremder Kaufleute, unter denen die Portugiesen sehr zahlreich vertreten sind, dann folgen der Zahl und Bedeutung nach Nordamerikaner, Engländer, Deutsche, Franzosen. Von den Hauptartikeln der überseeischen Ausfuhr, Kautschuk, Paránüsse und Kakao, verbraucht New York allein fast so viel, als ganz Europa zusammen. Der Handels- und Geldverkehr mit fremden Ländern wird durch mehrere solide Banken vermittelt. Ferner befinden sich hier mehrere Schiffs- und Feuerversicherungsanstalten, englische, amerikanische und brasilianische Schiffahrtsgesellschaften, Eisenbahnbau-Unternehmungen und andere industrielle Gesellschaften.

Die Stadt, auf erhöhtem Boden liegend, macht einen sehr günstigen Eindruck auf den Fremden. Namentlich in den letzten beiden Jahrzehnten hat sie einen starken Aufschwung genommen; aller menschlichen Berechnung nach geht sie einer grossen Zukunft entgegen. Sie besitzt ansehnliche öffentliche Gebäude, ein schönes Theater; unter den vielen Kirchen ist die Kathedrale eine der grössten und schönsten Brasiliens. Die Strassen sind meist regelmässig und breit; die mit Palmen bepflanzte Avenue oder der Korso bildet eine vorzügliche Promenade. Einer so wohlhabenden, dem Fortschritt huldigenden Stadt von 70 000 Einwohnern entsprechen auch die öffentlichen Einrichtungen des Staates und der Kommune. Die Geschichte der Stadt Belém ist von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ab eine recht bewegte. Ihre volkswirtschaftliche Entwicklung datiert von den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, ihr geistiger Fortschritt erst seit dem Jahre 1870.

Der Staat Pará hat seit Proklamierung der Republik unter der Regierung seines Gouverneurs, des Genie-Oberstlieutenants Lauro Sodré, gigantische

Fortschritte kultureller und wirtschaftlicher Natur gemacht. Die Anzahl der Schulen ist seitdem um das Vierfache gestiegen; verschiedene höhere Lehranstalten in allen Disziplinen wurden seither errichtet. Der Staat hat 412 Primär-Schulen, 45 Stadtschulen, darunter mehrere höhere Lehranstalten, 5 Abendschulen, 51 Privatschulen. Der gegenwärtige Gouverneur Paes de Carvalho ist in die Fusstapfen seines Vorgängers getreten. Der Staat steht in telegraphischer Verbindung mit allen übrigen Staaten Brasiliens, teils durch den Landtelegraphen, teils durch das unterseeische Kabel, welches denselben auch mit allen fremden Nationen der Erde verbindet.

Mit Belém in lebhaftem wechselseitigen Verkehr steht trotz der grossen Entfernung Manáos, die Hauptstadt von Amazonas, deren Einrichtungen, Anstalten und Gebäude sich allerdings mit denen Beléms nicht messen können, obwohl der Platz in materieller Beziehung gegen die Hauptstadt Grão Parás verhältnismässig nicht zurücksteht. Hier ist der eigentliche Stapelplatz des Kautschuks, der von hier nach Pará zum Versand geschickt wird. Indessen ist Manáos von der civilisierten Welt zu sehr entlegen, um mit Pará in Bezug auf Kultur wetteifern zu können. Manáos, unweit der Einmündung des Rio Negro in den Amazonenstrom, hat trotzdem in den beiden letzten Jahrzehnten sehr bedeutende Fortschritte, auch in diesem Sinne gemacht; denn es ist noch nicht allzu lange her, dass man hier Indianerkinder gegen eine Quantität Branntwein eintauschte. Nichtsdestoweniger waren schon zu jener Zeit die Erzeugnisse der Völker aller Kulturstaaten und Klimate dort aufgehäuft. Das Klima von Manáos steht unverdientermassen in Verruf. Wohl kommt zuweilen minder gefährliches Malariafieber vor, aber diese Fälle sind so selten, dass man sie zu den Ausnahmen rechnen muss und im allgemeinen das Klima nicht ungesund nennen kann.

Im Staate Amazonas wird hauptsächlich der hier alle Welt bereichernde Kautschuk gesammelt. 1894 wurden über 9 Millionen Kilo Kautschuk von dort ausgeführt. Die Art der Gewinnung desselben ist an sich sehr einfach. Der Kautschukbaum (Seringueiro), erhält am Stamm einen Einschnitt, aus dem eine Flüssigkeit in ein untergestelltes Gefäss tropft, die, wenn sie dickflüssig geworden ist, durch den qualmenden Rauch eines noch grünen Holzes gehärtet wird. Allerdings gehört einige Übung zu dieser Hantierung. Nicht so leicht ist es schon, zu den Bäumen selbst zu gelangen, die wohl in früherer Zeit nahe und zugänglich waren, aber hier, durch liederliche Wirtschaft und raubähnliche Ausbeutung erschöpft, zu Grunde gegangen sind. Diese Verluste sollen nun seit jüngster Zeit durch neue Anpflanzungen ersetzt werden. Jetzt werden die Kautschukbäume nur noch in den Waldungen gefunden, die aber von den jährlich aus ihrem Bette tretenden Flüssen unter Wasser gesetzt sind, wodurch die Kautschuksammler gezwungen werden, hre Hütten auf Pfähle zu setzen. Dass unter solchen hygienisch ungünstigen Verhältnissen die Menschen mit der Zeit ihre Gesundheit verlieren, auch viele von ihnen durch Malariafieber hingerafft werden, ist leicht begreiflich. Es entschliessen sich deshalb zu dieser mörderischen Beschäftigung auch

nur wenige für kurze Zeit, gelockt durch den grossen Gewinn. Einen schönen Gewinn erzielen auch jene Zwischenhändler, die mit Booten die Flüsse hinauffahren, an deren Ufern die Kautschuksammler hausen, um Nahrungs- und Heilmittel und andere notwendige Dinge zuzuführen, die sie gegen Kautschuk eintauschen.

Zu den wichtigsten Nährpflanzen, die im ganzen Amazonenthale aufs üppigste, fast ohne Hinzuthun des Menschen gedeihen, gehört die Mandiokawurzel, aus der eine Art Mehl, oder vielmehr eine sehr feine nahrhafte und schmackhafte Grütze gewonnen wird, aus der die Kochkunst auf verschiedenartigste Weise äusserst delikate Speisen zu bereiten weiss. Dies ist von grosser Wichtigkeit, denn die Mandiokawurzel ersetzt aufs beste und vollkommenste die in Europa und Amerika so unentbehrlichen Körnerfrüchte und die Kartoffel. Auch hier, wie in ganz Brasilien gedeiht eine endlose Reihe der mannigfachsten Baumfrüchte, unter denen die Banane von grosser Bedeutung ist und noch mehr werden wird. Sie ist in unzähligen Gattungen vertreten.

Wer die wunderbare Natur des Amazonenthales in ihrem stillen Weben und Wirken belauschen will, erreicht dies nicht, wenn er auf einem Dampfer den Strom hinauffährt, der gleich einem Meere vor dem Auge sich ausbreitet. Nur ein Ruder- oder Segelboot, auf dem man in die Kreuz und Quer einige der unzähligen Wasseradern desselben durchstreift, bietet dazu Gelegenheit. Von meinen in dieser Weise unternommenen Fahrten will ich nur einen Ausschnitt geben, da die Gesamtschilderung ein Buch für sich geben würde.

Die Luft war dünn und doch voll Wasserdunst, der zitternd vor Hitze in kreiselnden Wellenbewegungen vom Boden emporstieg. Es war ein glänzender Hauch, der alles wie mit einem zarten, durchsichtigen Silberschleier bedeckte. Mein Kanoe schwamm auf dunkler spiegelglatter Wasserfläche träge unter den schlaffen Ruderschlägen von vier bronzegestaltigen Indianern die Schlangenwindungen des Flusses hinauf, dessen Ufer mit einem undurchdringlichen Gewirre von Schilfgräsern, Farnen und anderen Pflanzen in tausendfachen Formen und Grössen eingefasst waren, die uns hier und da einen wohlthätigen Schutz gewährten gegen die flammende Sonne, die von einem zartblauen Himmel ihre versengenden Strahlen auf uns herabsandte. Am vorderen Ende des Kanoes sass ich wie traumverloren in stiller Bewunderung dieser Tropenpracht, und das leise Schaukeln, sowie das gedämpfte Plätschern der Ruder hatten mich in den wollüstigen Rausch eines Naturgenusses gewiegt, wie er nur wenigen Sterblichen vergönnt ist, bis ein fernes Rauschen mich aufstörte, das an Heftigkeit zunahm, je weiter wir vordrangen. Es war eine Stelle, wo der Fluss, gehemmt durch Hunderte von Felsstücken, zischend und brausend über dieselben hinwegsetzte, nachdem er weiter oben aus einer ihn beengenden Felsenhöhle wie unwillig hervorgeschossen war, in welcher er ungefähr 500 Schritte lang, eingezwängt und überbrückt von mächtigem Felsengestein, brüllend und tosend sich durchgedrängt hatte.

Da wir landen mussten, um das Boot über dieses Hindernis hinwegzubringen, so beschlossen wir hier zu rasten, um die Mittagshitze vorübergehen zu lassen. Während die Bootsleute mit der Zubereitung unseres gemeinschaftlichen Mahles sich befassten, wollte ich versuchen, eine Erhöhung zu erreichen, die mir ganz nahe schien, um einen Überblick der Landschaft zu gewinnen. Ein mit der Foice bewaffneter Mann ging voraus, um in dem wilden Pflanzengewirre einen Weg zu bahnen, auf dem ich nur mühsam und vorsichtig vorzudringen vermochte. Ich watete förmlich am Grunde eines grünen Meeres, dessen Graswellen über mir zusammenschlugen. Auf dem feuchtschlüpfrigen Boden lagen hier und da Riesenstämme, deren Fäulnis Tausenden von Kriechtieren und Pflanzen das Dasein gab, die am Leibe dieser toten Giganten in vielgestaltigen Formen zehrten. Plötzlich stand ich vor einem gewaltigen Felsengebilde, das, bedeckt mit Moospflanzen, am Scheitel mit Bäumen gekrönt war. Ich erklomm diese wie vom Himmel gefallene heterogen geformte Steinmasse, und nun that sich ein Bild vor meinen Augen auf, dessen Eindruck man kaum mit den Sinnen erfassen, viel weniger beschreiben kann.

Im vollen Sonnenglanze leuchtend und schimmernd lag ein in den buntesten Farben gestickter Riesenteppich vor mir, dessen Blätter und Blüten umschwärmt waren von Myriaden von Käfern und Mücken, die, wie glänzender Metallflitter glitzernd, bald hin- und herwogten, bald wie Schmelztröpfchen an den Blättern haften blieben. Darüber gaukelten unzählig, wie die Sterne am Himmel, eine Welt von Schmetterlingen, von einer Farbenmischung, wie sie eben nur die Palette der grossen Meisterin Natur bietet. Wie tausend kleine Farbenblitze schossen die lang- und spitzschnäblichen Kolibris von wahrhaft blendender Farbenpracht lusttrunken hin und her und umflatterten mit den Schmetterlingen um die Wette die Blüten. Sie kosten und liebäugelten, tranken den Nektar aus den Kelchen der Blumen und überstürzten sich in freudigem Mutwillen im Fluge. Zu diesem neckischen Reigen flöteten die Vögel von den Bäumen herab ihre tausendstimmige Melodie; während Grillen, wie sie eben nur die tropische Zone erzeugt, ihre durchdringend schrillen Töne in hastiger Weise hinwirbelten. Sprachlos, wie gebannt blieb ich vor diesem Anblick, der mir die Sinne alle gefangen nahm. Ein öfteres unheimliches Rascheln in meiner nächsten Umgebung mahnte mich, diesen nicht ganz ungefährlichen Platz zu verlassen. Ich kehrte zurück, und folgenden Tages wurde die Reise weiter fortgesetzt.

Der Staat Bahia.

Der erste Europäer, der nach der zufälligen Entdeckung Brasiliens in das Hafenbecken der heutigen Stadt Bahia einfuhr, war der portugiesische Admiral Christovão Jaques, der von seinem König zur näheren Erforschung der vermeintlichen Insel ausgeschickt worden war, die Cabral entdeckt zu haben glaubte, als er auf der Fahrt nach Indien durch widrige Winde und Strömungen auf den südamerikanischen Kontinent gestossen war. Es war drei Jahre nach dieser Entdeckung, am Allerheiligentage 1503, als Jaques diese schöne Bai von ungeheurem Umfange erblickte, weshalb er sie Bahia de todos os Santos benannte, welchen Namen sie bis zum heutigen Tage noch führt.

Noch fünfzig Jahre dauerte es indes, bis die heutige Stadt Bahia in ihren Uranfängen von dem neuernannten General-Gouverneur Brasiliens, Thomé de Souza, angelegt und zur Haupt- und Residenzstadt des brasilianischen Kolonialreiches erhoben wurde. Diesen Rang behielt sie beinahe zwei Jahrhunderte, obwohl Rio de Janeiro mittlerweile zu einer in vielen Beziehungen bedeutenderen Stadt herangewachsen war.

In den ersten Jahren ihrer Niederlassung in Bahia waren die Portugiesen durch die Freundschaft des mächtigen Indianerstammes der Tupinambas oder Tupí begünstigt, die der durch seine merkwürdigen Schicksale bekannte Diego Alvares vermittelt hatte. Dieser war vor Jahren mit anderen Schiffbrüchigen in die Gefangenschaft der Indianer geraten und seines Siechtums wegen nicht, wie seine Kameraden, von den Anthropophagen verzehrt worden. Er lebte als Gefangener Jahre lang unter ihnen und gewann mit der Zeit die Gunst der Wilden in solchem Masse, dass ihm der Häuptling seine einzige Tochter zum Weibe gab, die später, nachdem ihr Gatte selbst zum Chef des Stammes ernannt worden war, zum Christentume übertrat, welchem Beispiele viele ihres Stammes folgten. Noch heute giebt es Nachkommen dieses Ehepaares in mehreren Familien, die in hoher gesellschaftlicher Stellung leben. Die Ahnfrau derselben, die Indianerin Katharina Paraguassú, eine Wohlthäterin der portugiesischen Kolonie, sieht man heute noch im Bilde in einer der vornehmsten Kirchen Bahias, wo sich auch ihr



Wochenmarkt im Innern des Staates Bahia

Grabmal befindet. Die Zeit hat eine interessante Legende um sie und ihre Nachkommen gewoben. Noch in der Gegenwart sind Spuren vorhanden von den ungeheuren Schätzen, namentlich an Silber, die nach dem Tode ihres Vaters auf sie übergegangen waren, von denen sie in grossmütiger Weise einen bedeutenden Teil zu wohlthätigen Werken für ihre weissen Menschenbrüder verwendet hat. Wohl an hundert Quadratmeilen beträgt jetzt noch der Grundbesitz dieser Familien, der, in Fazenden bestehend, sich durch drei Provinzen erstreckt und sonderbarerweise von den rechtmässigen Besitzern weder persönlich ausgenützt, noch durch irgend einen Pachtzins fruchtbar gemacht wird. Nach dem Tode der Wohlthäterin der portugiesischen Kolonie wandelte sich das freundschaftliche Verhältnis mit den Tupinambas, die durch mannigfache Frevelthaten gereizt worden waren, in Feindschaft und jahrelange erbitterte Kämpfe, bis endlich die Jesuiten durch den Einfluss, den sie auf beiden Seiten geltend zu machen wussten, ein erträgliches Verhältnis zwischen den Parteien herbeiführten. Später waren es wieder die Holländer, welche die Portugiesen bekriegten und vorübergehend Besitz von der Stadt Bahia genommen haben.

Aus dem Erwähnten geht hervor, dass die Kolonisierung des Staates Bahia wie überhaupt des ganzen Landes kein leichtes Unternehmen war. Zweier Jahrhunderte, erfüllt von Kämpfen und Wechselfällen schwierigster Art, bedurfte es, bis endlich durch Zuzug vieler freien Auswanderer aller Klassen aus Portugal ein ruhiger Besitzstand möglich ward und einigermassen geregelte Verhältnisse eintraten. Von da an beginnt der Aufschwung der Stadt und des ganzen Staates.

Bisher war das Brasilholz fast der ausschliessliche Ausfuhrartikel. Die Bodenproduktion wurde nur in solchem Masse betrieben, als der eigene Bedarf hierzu nötigte. Von nun an begann eine lebhaftere Entwicklung in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit; namentlich wurde die Bodenkultur systematisch in Angriff genommen. Das Zuckerrohr wurde aus Indien hierher verpflanzt und ist im Laufe der Zeit die Grundlage des Wohlstandes aller Gesellschaftsklassen geworden. Dieser Kulturzweig war es auch hauptsächlich, der zur Einfuhr der Negersklaven aus Afrika den Anlass gab, denn die Indianer waren für diese Kultur teils physisch zu schwach, teils widersetzten sie sich mit aller Macht der Unterjochung und zogen sich in die Urwälder zurück. Auch hatte auf Veranlassung der Jesuitenmissionen die portugiesische Regierung die Zwangsarbeit der Indianer aufs strengste verboten.

Die Stadt Bahia ist gegenwärtig einer der ersten Handelsplätze Südamerikas und steht in Bezug auf Solidität keinem andern nach, weshalb sie sich auch in Europa eines bedeutenden Kredites erfreut. Hunderte von kleinen und grossen Segelbarken, die transatlantischen Dampfer aller Nationen, die brasilianischen Küstendampfer aller Grössen schaukeln sich in den Gewässern der Bai, die sämtliche Seefahrzeuge des ganzen Erdenrunds aufzunehmen vermöchte.

Die industrielle Betriebsamkeit des Staates hat im letzten Jahrzehnt in einer Weise zugenommen, dass er mit dem reichsten und vorgeschrittensten

Staate Brasiliens, São Paulo, in die Schranken treten darf. Der Zuckerrohrbau wie überhaupt die Zuckerindustrie, die den Staat früher bereicherte, ist aber im letzten Decennium zurückgegangen. Sie hat namentlich durch die Sklavenbefreiung eine grosse Einbusse erlitten. Denn gerade hier mangeln die Arbeitskräfte für die Zuckerkultur in besonders empfindlicher Weise, was in andern Staaten nirgends in so hohem Grade der Fall ist.

Aber ungeachtet des Rückganges der Zuckerrohrkultur, in der heute der Staat Pernambuco an der Spitze aller Staaten Brasiliens steht, bleibt Bahia doch der vornehmste und massgebendste Staat des ganzen brasilianischen Nordens, sowohl in kommerzieller als auch in politischer Beziehung. Sein Handel ist der bedeutendste, seine Ausfuhrartikel sind von einer Mannigfaltigkeit, die kein anderer Staat aufzuweisen hat. Neben dem Zucker, der allerdings meist im Lande selbst verbraucht wird, sind die Ausfuhrartikel Bahias: Kakao, Baumwolle, Tabak, Kaffee, Felle, Hölzer, Schmuckfedern, Vögel seltener Art, Früchte.

Hier giebt es Gold-Wäschereien; die hiesigen Diamanten-Gruben waren ihrer Zeit berühmt, in ihnen wurde der sog. „Gross-Mogul“ gefunden. Bahia besitzt ferner den fruchtbarsten Boden, auf dem, je nach seiner Beschaffenheit und Lage, alle tropischen und auch viele europäische Gewächse auf das üppigste gedeihen. So wird in der Gegend von Jacobina europäisches Getreide gebaut, das allerdings nicht auf den Markt kommt, weil diese Kultur, wie viele andere, nicht in intensiver Weise betrieben wird. Hierzu ist der Staat zu schwach bevölkert, indem er bei einer Ausdehnung von 426427 qkm nur 1919802 Einwohner besitzt, deren weitaus grösster Teil nur so viel zu pflanzen sich begnügt, als zur Fristung des Daseins unerlässlich ist.

Die Verkehrswege lassen allerdings noch viel zu wünschen übrig, denn dieser Staat, der um ein Geringes kleiner als ganz Frankreich ist, besitzt nur etwa 400 bis 500 km Eisenbahnen, deren Hauptlinie immerhin sehr fruchtbare und gut bevölkerte Gegenden durchschneidet und den São Franciscostrom bald erreicht haben wird, der weit hinauf eine der wichtigsten Wasserstrassen Brasiliens bildet. Nach Vollendung dieser Bahn wird Bahia in direkte Landverbindung mit Pernambuco treten, da von dort aus die Südbahn ihr am São Francisco-Flusse entgegenkommt.

Der Staat Bahia besitzt ausser seiner Hauptstadt und einer grösseren Anzahl minder wichtiger Städtchen ungefähr ein Dutzend kleinerer, aber sehr betriebsamer Städte, die ihre Boden- und Industrieerzeugnisse teils auf Schienenwegen, teils zur See nach der Hauptstadt senden, von wo dieselben nach allen Richtungen hin ausgeführt werden. So ist z. B. São Amaro ein Stapelplatz für Tabak, der vom Binnenlande in kleinen Partien dahingebracht wird, um von da in grösseren Massen vereint nach der Stadt Bahia zum Verkauf zu gehen. Hier sind auch viele grössere und kleinere Destillationen, die Spiritus, Rum und Branntwein erzeugen, welche ebenfalls in der Stadt Bahia ihren Markt finden. São Felix und Cachoeira, zwei Schwesterstädtchen, nur durch den Paraguassú getrennt, besitzen grosse Tabak- und Cigarren-

fabriken. Feira Sta. Anna hat grosse Wochenmärkte von Hornvieh, Pferden und Fellen. Cannavieiras entsendet nach Bahia nicht unbedeutende Quantitäten Kakao, dessen Pflanzungen seit neuester Zeit sich erweitern. Caravellas ist der Hauptort einer Kaffeegegend und steht ebenfalls mit der Hauptstadt in enger Geschäftsverbinduung. Hier ist vor ungefähr fünfzig Jahren eine deutsch-schweizerische Kolonie angelegt worden, deren Kolonisten zum grossen Teile wohlhabende Fazendeiros geworden sind. Ihre Nachkommen haben aber ihre Nationalität so wenig treu bewahrt, dass sie ihre ursprüngliche Muttersprache nicht mehr verstehen und vollkommen in der brasilianischen Nation aufgegangen sind.

Nur der Zucker, der ehemals der vornehmste Lebensnerv dieses Staates war und alle Welt bereicherte, ist bis auf eine verhältnismässig geringe Quantität vom Markte verschwunden. Die Hauptmasse desselben liefert eine einzige englische Fabrik, die mit grossem Gewinn arbeitet, und einige kleinere Fabriken, deren Besitzer alle Ursache haben, aufs beste zufrieden zu sein. Allerdings sind auch mehrere andere auf Aktien gegründete Zuckerfabriken vorhanden, die ein kümmerliches Dasein fristen, wovon jedoch die Ursache Mangel an gründlicher Sachkenntnis und an Thatkraft ist.

Viele der hiesigen Grossgrundbesitzer haben es versucht und versuchen es noch, um doch wenigstens einen geringen Teil ihrer bedeutenden Bodenkomplexe auszunutzen, „Lavradores" heranzuziehen, eine Art Pächter, denen ein gewünschtes Stück Land zur Kultur von Zuckerrohr überlassen wird, das dann in der Zuckermühle des Grundbesitzers gemahlen wird, ohne dass dem Pächter hierfür irgendwelche Auslagen erwachsen. Das Produkt wird hierauf zwischen Fazendeiro und Lavrador geteilt. Es würde ja dieses System in vieler Beziehung gut genannt werden können, denn es zieht diejenigen Arbeiter heran, die es sonst verschmähen, auf Tagelohn für andere zu arbeiten, und auch diejenigen, die sich mit anderen, minder einträglichen Kulturen beschäftigen; aber der häufige Misserfolg, verursacht durch den Mangel an ausreichendem Zugvieh zur Einbringung des Zuckerrohrs, sowie durch die alten schlechten Pressmaschinen, die dem Rohr nur ein Minimum an Zucker entziehen, halten die kleinern Leute ab, die an sich schon sehr misstrauisch gegen die Fazendeiros, ihre frûherenn Herren und Gebieter, sind, zu solchen Pachtverträgen in grösserer Menge sich herbeizulassen, wozu auch noch ihre unüberwindliche Indolenz nicht wenig beiträgt. Dennoch ist dieses Pachtsystem auf mehreren Fazendas zur Zufriedenheit beider Teile in Übung, wo die Pächter, meist ehemalige Negersklaven, alljährlich reichlichen Gewinn aus ihren kleinen Pflanzungen ziehen und in patriarchalischer Eintracht mit ihrem Grundherrn leben, wie ich dies auf mancher Fazenda gesehen habe.

Im Staate Bahia haben sich mit Ausnahme der oben erwähnten Kolonie Leopoldina bei Caravellas keine Fremdenkolonien angesiedelt. Auch hat die Regierung für die Einwanderung bisher nichts Ernstes gethan, und doch ist meiner festen Überzeugung nach dieser Staat für eine solche sehr günstig. Die in Europa allgemein verbreitete Meinung, dass der Norden Brasiliens

seines heissen Klimas halber für die Kolonisation der weissen Rasse untauglich sei, könnte ich schlimmstenfalls nur für die Staaten nördlich von Bahia gelten lassen. Bahia selbst hat durchaus kein heisseres Klima als der südlich angrenzende Staat Espirito Santo, wo mehr als 100000 Deutsche, Italiener und Polen blühende Kolonien bilden. Diese Überzeugung beruht auf den Erfahrungen eines jahrelangen Aufenthaltes in den beiden Staaten.

Der Staat Bahia besitzt 1919802 Einwohner, von denen ungefähr drei Viertel den farbigen und Mischrassen angehören. In geistiger Beziehung steht er keinem andern Staate Brasiliens nach; es sind aus ihm die hervorragendsten Staatsmänner des Gesamtreiches, sowie bedeutende Dichter und Gelehrte hervorgegangen. Die Bewohner Bahias besitzen ein starkes Selbstgefühl und halten sich für besser als alle anderen Brasilianer, wozu in der That sowohl ihre Vergangenheit als auch ihre rege Thätigkeit und ihr aufgeweckter Geist sie einigermassen berechtigt. Selbst das Bahianer Landvolk unterscheidet sich von dem der Nordstaaten durch weniger stumpfes Hinbrüten und mindere Gleichgültigkeit gegen äussere Einflüsse. Namentlich sind es die Sertanejos, die Bewohner der weniger fruchtbaren Hochebenen im Innern, wo zumeist nur Viehzucht getrieben wird, die sich durch einen markigeren Charakter auszeichnen, der allerdings auch mit einem romantisch phantastischen Sinn verbunden ist, dem so manche Ausschreitung zugeschrieben werden kann, die die Geschichte dieses Staates verzeichnet. Die lebhafte Phantasie dieses Volkes, das, wie überhaupt die ganze brasilianische Landbevölkerung, jeder geistigen Ausbildung entbehrt, beschränkt sich ausschliesslich auf religiöse Dinge. Aber auch hier finden wir einen wunderlichen Aberglauben, der, mit der abenteuerlichsten Romantik umkleidet, den Sinn dieser Leute in einer Weise gefangen nimmt, dass oft die grössten Ungeheuerlichkeiten zu Tage treten, die schon nicht mehr harmloser Natur sind.

So war in der jüngsten Vergangenheit ein Prophet unter ihnen erstanden, der sich für den Nachfolger Jesu Christi ausgab. Sein Anhang wuchs mit der Zeit so an, dass er bald einen grossen Teil des Landvolkes von Bahia umfasste. Der Glaube an den Heiligen hatte bei seinen Verehrern so tiefe Wurzeln geschlagen, dass sie ihre schrankenlose Ergebenheit durch Aufopferung von Leib und Leben, von Gut und Blut zu erweisen keinen Augenblick zauderten. Wie es nun kam, dass die Unionsregierung sich veranlasst fand, unter Entfaltung einer ansehnlichen Macht und grossen Opfern an Blut und Geld gegen diese Religionsfanatiker aufzutreten, nachdem sie jahrelang diese Vorgänge ihrer Aufmerksamkeit nicht gewürdigt hatte, das will ich hier dem Leser mitteilen, schon aus dem Grunde, weil die Sache selbst in Europa genugsam Aufsehen erregt hat.

Als sich 1896 im Marktflecken Canudos, nahe dem São Francisco, eine zahlreiche Horde von Fanatikern um den Propheten gesammelt hatte, die von den umliegenden Fazendas das Vieh wegführte und die Gegend weit und breit unsicher machte, sandte die Regierung des Staates Bahia eine Polizeiabteilung von 200 Mann zur Herstellung der Ordnung dahin ab.

Dieses Detachement wurde jedoch mit blutigen Köpfen zurückgewiesen und zum Teil der Waffen beraubt. Nun rief Bahia die Hilfe der Unionsregierung an, die zwar von der Garnison der Stadt Bahia 500 Mann mit einigen leichten Geschützen unter dem Kommando eines Majors dahin abordnete, doch erging es dieser Truppe nicht besser als dem ersten Polizei-Detachement.

Diese Ereignisse erregten jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit, und der verlorene Erdenwinkel Canudos wurde zum Tagesgespräch; aber noch betrachtete man diese Vorgänge als unwesentlich, ja, man spottete gern darüber und sagte dem Propheten samt seinem Anhange ein baldiges Ende mit Schrecken aus. Die Unionsregierung, von vielen Seiten davon in Kenntnis gesetzt, dass der Prophet nicht nur für seine religiösen Glaubensartikel, sondern auch für die monarchische Restauration predige und kämpfe, wählte jetzt zur Unterdrückung des Aufstandes einen Mann, der sich im Bürgerkriege des Staates Rio Grande do Sul einen traurigen Ruf als Blutmensch fürchterlichster Art erworben hatte. Es war der Oberst Moreira Cesar, der mit 1200 bis 1500 Mann und einer Batterie nach Canudos entsandt wurde. Was nun die Gerüchte von der geplanten Restauration anbelangt, so stellte es sich später heraus, dass dieselben übertrieben waren. Obwohl der Prophet mit seinem Anhang die Republik als Teufelswerk hinstellte und die Rückkehr eines kaiserlichen Prinzen für die allernächste Zeit in Aussicht stellte, so ist doch keineswegs erwiesen, dass die Aufständischen mit irgend einer massgebenden Persönlichkeit der monarchischen Partei in Beziehungen gestanden hätten oder von fremden Offizieren geführt worden wären. Ihre Taktik war allerdings dem Terrain vorzüglich angepasst, aber das lehrte sie der angeborene Instinkt halbwilder Menschen.

Auf den Oberst Moreira Cesar, den Menschenschlächter von Rio Grande do Sul, den die Jacobiner vergötterten und die bessere Bevölkerung mit Grauen betrachtete, waren aller Augen gerichtet; von ihm erwarteten die Republikaner mit Sicherheit die gründliche Vernichtung dieser Halbwilden, die sich anmassten, die Republik nicht anerkennen zu wollen. Da traf plötzlich die Schreckenskunde ein, dass die Bataillone der Republik zurückgeschlagen und in wilder Flucht nach allen Richtungen zerstoben wären, während ihr Führer und noch ein zweiter Oberst ihr Leben gelassen hätten. Waffen, Munition, Kanonen, waren in die Hände der Fanatiker gefallen. Dazu gesellte sich noch das Gerücht, dass die aufständische Horde nach Tausenden zähle, mit den besten Waffen, mit Munition und Geldmitteln reichlich versehen sei, ja, dass sie sogar von kriegserfahrenen fremden und einheimischen Offizieren geführt würde, was sich allerdings später nicht bewahrheitete. Sie hatten bloss ihre eigenen alten Schusswaffen, die sie mit grosser Geschicklichkeit handhabten, dazu noch diejenigen, welche sie den gegen sie entsendeten Truppen abgenommen hatten. Nach dem letzten Kampfe kamen 1200 Mausergewehre, reichliche Munition und vier Kanonen hinzu. Der Mausergewehre verstanden sie sich alsbald mit Vorteil zu bedienen; die Kanonen aber, mit denen sie nichts anzufangen wussten, wurden vergraben.

Infolge dieser schlimmen Nachrichten fanden in Rio de Janeiro wilde Ausschreitungen statt. Die Jacobiner, welche sich als die alleinige Stütze der Republik betrachteten, waren in dem Glauben, dass es sich hier um eine weitverzweigte, monarchische Verschwörung handle und plünderten die Redaktionslokale von drei unbeliebten Zeitungen, verbrannten ihre Beute auf öffentlichem Platze und ermordeten einen nicht zeitig genug geflohenen Redakteur. Diesem Treiben gegenüber blieb die Unionsregierung in der ersten Zeit unthätig. Erst ein Jahr später wurden die Rädelsführer den Gerichten übergeben, von diesen aber aus politischer Opposition gegen die Regierung freigesprochen. Die allgemeine Panik bauschte die Revolte in Bahia zu einer Lebensfrage für die Republik auf und veranlasste die Unionsregierung, mit Aufbietung einer verhältnismässig bedeutenden Macht den Aufständischen entgegenzutreten. Es wurden zwei Divisionen in der Gesamtstärke von 9000 Mann und vier Batterien aufgeboten und nach Canudos gesandt. Die beiden Divisionen näherten sich dem Kriegstheater von zwei entgegengesetzten Seiten. Unglaubliche Schwierigkeiten waren zu bewältigen.

Die Sertões im Norden des Staates Bahia sind im allgemeinen gänzlich unkultivierte Gegenden, und Canudos liegt in einem von der fruchtbaren Zone scharf abgegrenzten Landstrich von ungefähr 20 Meilen Breite, der sich weit nach Norden über mehrere Staaten erstreckt und bisher weder durchforscht noch kartographisch aufgenommen ist. Dieser weg- und steglose, von Sümpfen und Abgründen durchbrochene, von wildem stacheligen Gestrüpp bewachsene Landstrich, dessen Boden stark salpeterhaltig ist, wird mit Ausnahme der Monate November und Dezember nur äusserst selten vom Regen benetzt. Zur Regenzeit wird teils in natürlichen, teils in künstlichen Vertiefungen das Wasser gesammelt, von dem Mensch und Tier das ganze Jahr hindurch zehren. Bleibt aber der Regen ganz aus, wie dies nicht allzu selten vorkommt, so müssen sich die Bewohner mit den schlammigen Wasserresten begnügen, die in den Gruben zurückgeblieben sind, oder sie stillen ihren Durst mit der kargen Flüssigkeit gewisser Wurzelgewächse, die fast überall unter der Oberfläche des Bodens vegetieren. Selten sieht man in dieser Gegend einen Menschen, der nicht ein Blatt irgend einer Pflanze zwischen den Lippen gepresst hielt, aus dem er Kühlung saugt.

Zur Zeit ungewöhnlicher Dürre ziehen die Bewohner dieses unwirtlichen Landstriches zu Tausenden hinab in die fruchtbaren Gegenden der Küste, um auf den Fazendas Feldarbeiten zu leisten, was beiden Teilen zum Vorteil gereicht. Nach geschehener Arbeit kehren sie wieder in ihre Wüste zurück, die sie um keinen Preis lange missen wollen. Mit Zähigkeit hängen sie an ihrer ungastlichen Heimat. Eigentlicher Wald ist dort nur in geringem Masse vorhanden. Das Land ist zur Trockenzeit kahl oder mit saftlosem Graugrün bedeckt. Statt der Wälder giebt es wildes, stacheliges Gebüsch, das nur der der Härten der dortigen Natur gewohnte Jagunço, vom Scheitel bis zur Zehe in dickes Leder gekleidet, auf seinem kleinen ebenso geschützten Pferde durchdringen kann. Sümpfe, tiefe Schluchten, Abgründe und zerklüftete Ge-

birge durchziehen diese Gegend, in der Tausende von Menschen leben, die zähe ausdauernd, geschmeidig und geschickt zu allen Künsten des praktischen Lebens sind.

Nur Menschen von so geringen Bedürfnissen, wie diese Jagunços, gewohnt, mit Geschick der heissen Wüste ihre Lebensbedürfnisse abzuringen, war es möglich, mit regulären Truppen den Kampf aufzunehmen. Gehemmt in ihren Bewegungen durch undurchdringliches Gebüsch, aus dem heraus die Feinde ungesehen mit wohlgezielten Schüssen sie niederstreckten, ermattet von der Sonnenglut, gepeinigt von dem Durst nach dem so schwer herbeizuschaffenden Wasser, oft tagelang hungernd aus Mangel an Proviant, der, vierzig Meilen weit auf ungebahnten Wegen unter den grössten Schwierigkeiten herbeigeschafft, schliesslich nicht selten von den im Hinterhalte liegenden Jagunços abgefangen wurde, haben die Bataillone der Republik trotz grösster Tapferkeit lange nicht die Oberhand gewinnen können. Und dennoch, trotz aller Schwierigkeiten, trotz des entmutigenden Anblicks von Hunderten verwundeter Kameraden, die aus Mangel an Ärzten tagelang hilflos umherliegen und sterben mussten, schlugen die Soldaten sich gut und hätten längst den Kampf siegreich beendet gehabt, wenn sie von vorn herein geschickter geführt und in der Feuerdisziplin besser eingeübt gewesen wären.

Am 5. Oktober 1897 endlich fiel die Entscheidung. Der Flecken Canudos mit seinen 3000—5000 Häuschen und seinen beiden festungsähnlichen Kirchen sank in Schutt und Asche, unter denen mit Ausnahme einiger Hundert Weiber und Kinder, die Einwohner sämtlich bis auf den letzten begraben lagen. Umringt von zehn- bis zwanzigfacher Übermacht, überschüttet mit Brandgranaten, Dynamitbomben und anderen Geschossen, widerstanden die auf 600 Mann zusammengeschmolzenen Jägunços, umgeben von Leichenhügeln, die ihnen als Deckung dienten, inmitten der brennenden Häuser und stürzenden Mauern, wobei jede Aufforderung zur Ergebung zurückgewiesen wurde. Verzweifelte Weiber stürzten sich mit ihren Säuglingen in die Flammen. Alle zogen den Tod der Gefangenschaft vor. Wie die Tiger brachen sie von Zeit zu Zeit hervor, um sich Luft zu schaffen, doch vergebens, denn die Übermacht war zu gross, der Ring zu fest. Offiziere und Soldaten, tief erbittert ob der überstandenen, Monate währenden Leiden aller Art, drangen racheschnaubend auf die letzten Reste ihrer Feinde ein, die schliesslich erlagen. Die Sieger fanden Hunderte von verbrannten und verstümmelten Leichen vor. Kein einziger Gegner hatte sich lebendig ergeben. Ein unbeschreiblich grausiges Bild von Zerstörung bot jetzt das ehemalige Canudos dar, auf dessen Trümmer die Soldaten jubelnd ihre siegreichen Fahnen aufpflanzten, wenn auch nur für wenige Stunden, denn ein längeres Verbleiben war unmöglich in der von Tausenden unbegrabener Leichen verpesteten Luft.

Dieser Aufstand hat die Armee über hundert Offiziere, darunter fünfzehn Stabsoffiziere, und mehr als dreitausend Mann an Toten gekostet. Der verhältnismässig enorme Verlust ist besonders dem Umstande zuzuschreiben, dass die Jagunços aus unzugänglicher Deckung als vorzügliche Schützen nur

wenige Fehlschüsse thaten, während die Truppen als Angreifer zumeist frei dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren. Auch starben sehr viele der Verwundeten aus Mangel an ärztlicher Hilfe, an Nahrung und Pflege, viele erlagen dem Sonnenbrande und dem Transport. Der Prophet, Namens Antonio Conselheiro, der Anstifter und das Haupt des Aufstandes, ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, war acht Tage vor der Beendigung des Kampfes den erlittenen Entbehrungen und einigen Wunden erlegen. Der kommandierende General der Operationsarmee liess ihn aus seinem Grabe in der Sakristei ausheben, um die Persönlichkeit festzustellen, das Haupt vom Rumpfe trennen und es nach Rio schicken. —

Das Küstenland, wie überhaupt die Kulturzone des Staates Bahia unterscheidet sich von dem anderer vorgeschrittener Staaten Brasiliens nur wenig, namentlich sind die Einrichtungen und Anstalten für das gemeine Wohl in den Städten dieselben. Eine Besonderheit, durch die sich Bahia vor den anderen Staaten des Landes hervorthut, ist die Kochkunst. Nirgends in ganz Brasilien ist die Nationalküche so vorzüglich, sind die Speisen so mannigfach wie hier.

Meine persönlichen Eindrücke von Stadt und Staat Bahia sind folgende: Im Jahre 1885 kam ich das erstemal nach Bahia. Vom Schiffe aus bewunderte ich die imposante Lage der Stadt, die, soweit das Auge reicht, auf einem die Bai umkränzenden Höhenzuge hingelagert, in der Wasserfläche des ausgedehnten Hafens sich spiegelt, während Kirchen, Paläste und die Tausende von Häusern den tropischen Sonnenglanz auf meilenweite Ferne in die See hinaus reflektieren. Beim Ausschiffen erst sah ich, dass am Fusse des Höhenzuges, hart am Strande, noch eine ganz andere, von mir bisher nicht bemerkte Stadt lag. Als ich den Quai betreten und mich durch das äusserst lebhafte Getümmel von farbigen Lastträgern, Bootsführern und Gemüse-, Obst- und Geflügelverkäuferinnen hindurchgewunden hatte, um in das Innere der Unterstadt vorzudringen, verwischte sich die an Bord gehabte Illusion bis auf die letzten Spuren. Ein Gewirr von engen, krumm und winklig durcheinanderlaufenden, schmutzigen Strassen und Gässchen machte einen üblen Eindruck auf mich. Hier ist alles Geschäft. Dieser Stadtteil gleicht einem labyrinthischen, unschönen Bazar, in welchem alle Menschen geschäftig hin- und hereilen, deren Mienen entweder leidenschaftlichen Geschäftseifer oder eine erkältende Nüchternheit ausdrücken. Hier konzentriert sich der ganze bedeutende Handel des Staates.

Da die Hotels in der Unterstadt klein, schmutzig und unbequem sind, so begab ich mich in die Oberstadt, mit der ein Dampfaufzug in einem hierzu erbauten Turme und eine Zahnradbahn die Verbindung herstellen. In der Oberstadt erheben sich an einem grossen hübschen Platze das Stadthaus, der Palast des Gouverneurs und andere ansehnliche Gebäude. Der prachtvolle Ausblick von hier oben auf den Hafen mit seinen Hunderten von Fahrzeugen aller Art und Grösse entschädigte mich für die in der Unterstadt erlittene Enttäuschung.

Aber auch hier in der Oberstadt fiel mir die Unregelmässigkeit in der Anlage der Strassen und die meist unschöne Bauart der Häuser auf. Eine



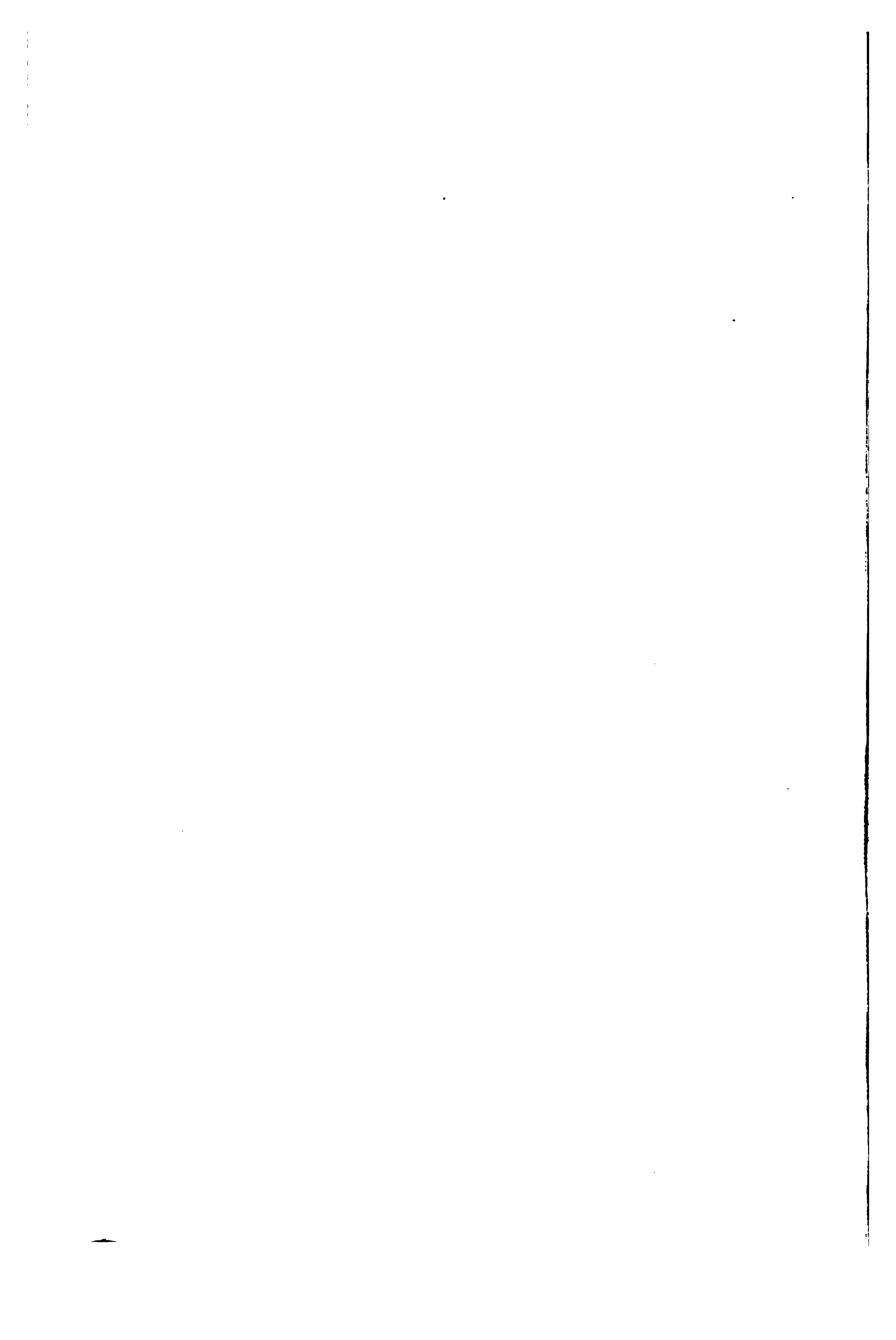
Panorama von Bahia



Negerin in Bahia



Negerin in Bahia





WOHNHAUS UND ZUCKERFABRIK EINES FAZENDEIRO IM STAATE BAHIA.

Verlag von Hermann Zieger in Leipzig.

Ausnahme bilden einige hübsche Villenstrassen und mehrere grosse und schöne Plätze. Der „Jardim publico“ (Volksgarten), der in keiner Stadt Brasiliens fehlt, ist ein prachtvoller Park mit uralten Riesenbäumen, neben denen aber die kunst- und geschmacklosen, bemalten Statuen von nur Lebensgrösse sich etwas armselig ausnehmen. Von diesem Garten, der auf dem höchsten Punkt der Stadt liegt, geniesst man einen bezaubernden Ausblick über den Hafen und weit hinaus auf das offene Meer.

Sehr unbequem und selbst mühsam ist der Verkehr in den Strassen der innern Stadt, die, zumeist eng und dabei schlecht gepflastert, steil bergauf und bergab laufen, während manche Gassen ihres Schmutzes und Unrates halber kaum gangbar sind. Der grössere Teil der Stadt besteht noch aus Gebäuden altertümlichen, portugiesischen Baustils, die düster, unbequem und so unschön als möglich sind. Namentlich bieten die vielen kleineren Häuser der minder bemittelten Klassen ein dürftiges Ansehen. Da die Unterstadt fast durchgehends nur aus Kaufläden, Magazinen und Kontors besteht, so wohnt alle Welt mit wenigen Ausnahmen in der Oberstadt, infolgedessen von 5 Uhr abends ab die Unterstadt wie ausgestorben ist, während die Oberstadt sich belebt.

Dem Fremden, der Bahia zum erstenmal durchwandert, fallen besonders die vielen Kirchen auf, deren sich 120 hier befinden sollen. Die Mehrzahl derselben ist im Renaissancestil erbaut; einige machen einen imposanten Eindruck. Auch grosse und reiche Klöster sind mit einzelnen dieser Kirchen verbunden. Um die im Laufe der Zeit durch Todesfälle und sonstige Abgänge leer gewordenen Klöster wieder zu bevölkern, wurde vor kurzem aus Süddeutschland und Belgien eine bedeutende Anzahl von Mönchen hierher gesandt. Alle die heutzutage einer Grofsstadt entsprechenden Anstalten sind hier vorhanden, nur an öffentlichen Badeanstalten fehlt es gänzlich, obgleich dieselben in einer Stadt, welche vom Meer umgeben ist, mit geringen Kosten eingerichtet werden könnten. Dieser Mangel ist um so empfindlicher, als kein bequem zugänglicher Punkt am Meeresufer vorhanden ist, der das hier so notwendige Baden erleichtern würde.

Das gesellschaftliche Leben in der Stadt Bahia ist, namentlich für den Fremden, eintönig und langweilig; es gleicht dem einer mittelgrossen Provinzialstadt Europas. Nur die beiden grossen Hotels der Stadt bieten abends eine geringe Zerstreuung, indem die vielen lebenslustigen, geistig aufgeweckten Studenten der medizinischen Akademie, die jüngeren Beamten und einige Kaufleute dieselben beleben. Es sind auch zwei Theater vorhanden, ein Opernhaus, das aber oft jahrelang geschlossen ist, und ein Operetten- oder Schauspielhaus, in dem zwar öfter, aber nicht immer gut gespielt wird. Einen überraschend schönen Anblick gewährt die nächste Umgebung der Stadt, die von der Natur mit vielen Reizen ausgestattet ist. Ebenso bieten die zahlreichen kleinen Inseln, die in der umfangreichen Bai zerstreut umherliegen, viele Naturschönheiten.

Die Stadt hat über 180000 Einwohner, von denen die grössere Hälfte Farbige sind. Unter den letzteren treten besonders die Neger hervor, meist

Bootsführer, Lastträger und kleine Gewerbsleute, herkulisch gebaute Menschen von schroffem Wesen, aber arbeitsam, sparsam und ehrlich. Die Negerweiber, die an Sonntagen die Kirchen füllen, sind mit Ketten und Armspangen von Gold oder Silber förmlich bedeckt. Doch beginnt dieser allgemein geschätzte Negerstamm allmählich zu verschwinden durch die Vermischung mit minderwertigen Stämmen, die nach der Sklavenbefreiung in grosser Anzahl nach der Stadt gezogen sind.

Wie überall in Brasilien, so sind auch hier die Portugiesen stark vertreten. Ihre Kolonie zählt nach Tausenden. Sie haben den grössten Teil des Gross- und Kleinhandels in Händen, treiben auch viele Gewerbe, sind im Durchschnitt recht bemittelt und besitzen hier, wie in allen anderen brasilianischen Städten, ihre eigenen öffentlichen Anstalten, die sie wie immer und überall in opferwilliger Weise unterhalten. Auch Deutsche, Österreicher, Schweizer, Engländer und Franzosen leben hier, fast durchgehends Geschäftsleute und Industrielle grossen oder kleinen Stils. Ihre Gesamtzahl dürfte sich im ganzen Staate Bahia jedoch kaum auf 1000 Köpfe belaufen. Die Deutschen haben, wie in allen grossen Städten Brasiliens, auch in Bahia ihren Germania-Klub, der namentlich den jüngeren Kaufleuten manche Zerstreuung bietet. Sonst findet, mit Ausnahme ganz besonderer Fälle, kein enges und festes Zusammenhalten zwischen ihnen statt. Die Europäer stehen bei der einheimischen Bevölkerung in grossem Ansehen, das sie durch regen Fleiss und unanfechtbare Ehrbarkeit im Laufe der Zeit erworben haben. Einige derselben sind Gründer und Besitzer grösserer industrieller Anstalten. Der Nativismus, der in Rio de Janeiro am stärksten zu Tage tritt, ist in Bahia kaum zu verspüren.

Der Staat Bahia ist in politischer und kommerzieller Beziehung der ansehnlichste, konservativste und solideste im ganzen Norden. Er wäre unstreitig auch der reichste, wenn die Landwirtschaft seit der Sklavenbefreiung nicht zurückgegangen wäre, woran zum grossen Teil die Regierungen die Schuld tragen, die für den Ersatz der frei gewordenen Sklaven durch Heranziehung der Einwanderung zu sorgen und überhaupt die ökonomische Entwicklung des Landes zu fördern wenig besorgt gewesen sind. Bahia gebührt von Rechtswegen die Führung des ganzen Nordens, wegen der grössern Einwohnerzahl, der politischen und kommerziellen Bedeutung, der vielen hervorragenden Politiker, wegen seiner vorzüglichen Lage mit dem besten Hafen Brasiliens und der geschichtlichen Vergangenheit. Um die Hegemonie ist Pernambuco der bedeutendste Konkurrent Bahias, denn das reiche Pará kommt weniger in Betracht, weil es allzuweit vom Centrum abliegt, zu wenig bevölkert ist, und weil infolgedessen sein ungeheures Hinterland keine Betriebsamkeit aufweist. Obwohl Pernambuco so manche Vorzüge vor Bahia hat, indem die gebildetere Klasse offener von Charakter, gastfreier, ritterlicher und geselliger im Verkehr, eleganter in ihrem Äusseren und lebensfroher von Temperament ist, so mangelt ihr doch die bienenartige Betriebsamkeit der Bahianer, deren Kredit im In- und Auslande so fest begründet ist, wie dies nur von wenigen anderen Staaten Brasiliens gesagt werden kann.

Nach längerer Anwesenheit in der Stadt Bahia unternahm ich mehrere Ausflüge in die Zuckerpflanzungen, und besuchte auch den Ort São Bento das Lages, wo sich eine Akademie für Agrikultur befindet. Die Lage dieser Hochschule ist äusserst romantisch, auf halber Höhe eines mit Wald und Gestrüpp bedeckten Gebirges, in welchem zerstreut die Häuschen mehrerer ihrer Professoren liegen. Die Akademie ist eine der wenigen Lehranstalten Brasiliens, in denen junge Leute etwas Tüchtiges in der Landwirtschaft lernen können. Die Professoren sind Männer, die ihr Fach durchaus beherrschen. Unter ihnen ragte ein deutscher Professor sowohl durch gigantischen Körperbau als durch Tüchtigkeit hervor. Ich habe ihn in seinem wildromantisch im Gebirge gelegenen Häuschen besucht. Er lebte hier zwischen seinen Schriften und Büchern wie ein Eremit, nur dass diese Eremitage von einer erkleckliche Anzahl kleiner hübscher Blondköpfchen belebt und erheitert ward, die aus allen Ecken scheu und verwundert mit ihren grossen Unschuldsaugen hervorlugten, wenn ein Fremder vorsprach, während die Frau sinnig und still nach deutscher Sitte schaffte. Dieser Herr, Dr. Draenert, wurde später zum technischen Beirat im Agrikultur-Ministerium ernannt, und befindet sich gegenwärtig in Rio de Janeiro. Einige Schüler der Akademie begleiteten mich auf die Fazendas ihrer Väter. Erst ging es zu Pferde über Berg und Thal nach Gorgaia auf einem Wege, der wenig besser als ein Indianerpfad war. Unsern Pferden wurde dabei über die Massen viel zugemutet. Sie kletterten steile Felshänge wie die Gemsen hinan. Stark abschüssige Berghänge, die gewiss nur selten ein europäischer Reiter passieren würde, sprengt man hier mit einer Sorglosigkeit und Kühnheit hinab, als gäbe es keine zerbrechlichen Knochen im Leibe. Da mein Ausflug zu der Zeit stattfand, wo die schweren Regengüsse erst kürzlich nachgelassen hatten, so gab es an manchen Stellen Vertiefungen, die derart verschlammt waren, dass ich zweifellos umgekehrt wäre, wenn nicht meine vier jungen Begleiter lustig und guter Dinge dieselben durchwatet hätten, wobei die Pferde bis zum Sattelgurt einsanken.

Endlich langten wir auf dem Engenho (Plantage mit Fabrik) Gorgaia an. Das Wohngebäude war ein mehr als zweihundert Jahre altes Jesuitenkloster, dessen Kapelle und Chor noch ziemlich gut erhalten waren. Der unternehmende Orden hatte also zu einer Zeit, wo hier noch weit und breit Urwildnis war, abgeschieden von der civilisierten Welt, eine Niederlassung gegründet, ein festungsartiges Gebäude von Stein aufgeführt, die Ureinwohner sich dienstbar gemacht, und wahrscheinlich schon damals den Zuckerrohrbau betrieben. Leider war hierüber kein Dokument mehr aufzufinden. Nur als Tradition sind dürftige Nachrichten von einem Eigentümer auf den andern übergegangen.

Es war Abend, als wir ankamen. Die Pferde übernahm ein affenähnlicher, stumpfsinniger, alter Neger. Wir traten ins Haus, gingen durch einen halbdunklen Kreuzgang, in dem unsere Schritte einen unheimlichen Widerhall erweckten, und gelangten in einen einfachen grossen Speisesaal, wo mehrere alte verwitterte Gestalten, die harmonisch zu diesem alten Hause

passten, an einem langen schweren Eichentische still und unbeweglich sassen, der Schüsseln gewärtig, die da kommen sollten. Das Ganze machte auf mich den Eindruck eines aus dem 16. Jahrhundert durch Zauberwerk unverändert stehen gebliebenen Klosters, in dessen Refektorium die Mönche versteinert ihrer Erlösung harrten. Und diese Erlösung kam mit uns. Mit einem Schlage veränderte sich die Situation. Meine jungen Freunde brachten nicht bloss in diese versteinerte Gesellschaft, sondern ins ganze Haus Leben und Bewegung.

Nun stürzten Sklaven und Sklavinnen aus allen Ecken herbei, um Fojó (Haussohn, junger Herr) zu begrüssen und uns zu bedienen. Wir nahmen ebenfalls an der Tafel Platz und verzehrten ein gutes Abendbrot. Die alten Leute, die nunmehr lebendig geworden, waren teils Haus- und Wirtschaftsbeamte, teils „Agregados". Der Hausherr, der bei einem Nachbar auf Besuch war, hatte seine Heimkehr für später ansagen lassen. Längst schon war die Nacht hereingebrochen, wir sassen im Wechselgespräche beim Kaffee, als ein kräftiger Männertritt und Sporengeklirr uns die Ankunft des Hausherrn ankündigte. Eine sympathische, schlanke Figur mit einem schon ins Graue spielenden Vollbart und funkelnden Augen, gestiefelt und gespornt, die Reitpeitsche in der Hand, trat ein und bewillkommnete mich aufs herzlichste. Es war Coronel (Oberst) Rios. Sein offenes, selbstbewusstes Wesen und sein ritterliches Benehmen nahmen mich sogleich für ihn ein. Des andern Tages führte er mich in allen Räumlichkeiten des Hauses und der Fabrik umher. Ich bemerkte überall einen für hiesige Verhältnisse tüchtigen Schaffenstrieb und eine ziemlich geregelte Arbeit. Die Ausdehnung seines Besitzes war ungefähr die eines grossen deutschen Rittergutes.

Die anderen Engenhos, die ich mit meinen jungen Freunden besuchte, machten in ihrem Äussern einen elegantern Eindruck. Die Wohnhäuser der Besitzer gaben sich stolz, wie kleine Schlösser, mit ihren hübschen und zweckmässigen Nebengebäuden. So besuchte ich sechs Engenhos in einer Woche, die alle äussern Glanz und Reichtum zeigten, wo man fein speiste, wo alles in aristokratischem Stile herging; aber trotzdem sehnte ich mich immer wieder nach Gorgaia und nach meinem jovialen Hausherrn zurück. Wenn ich das alte Kloster von ferne erblickte, war es mir immer, als kehrte ich in mein Heim zurück. Hier ersetzte die Herzlichkeit und das freie ungebundene Leben der Leute in Haus und Hof die steife Noblesse. Ich fühlte mich wohler.

Auf allen diesen Plantagen machte ich die Beobachtung, dass die Sklaven im ganzen gut behandelt werden. Sie hatten ihre Häuschen, die oft besser eingerichtet waren als die der freien Neger, und auch ausreichende Nahrung. Sie empfingen wöchentlich auf den Kopf ein Kilo Trockenfleisch, das mindestens zwei Kilo frischen Fleisches entspricht, ferner täglich ein Liter Mandioka-Mehl, das bei hohem Nährwert auch schmackhaft ist, oder Fubá (Maismehl) und die nötigen Zuthaten. Jährlich erhielten sie zwei Anzüge, die in einem Hemde und Beinkleide aus grobem Leinenstoff bestanden,

wozu noch ein Poncho gehörte zum Schutz gegen Regen. Der Poncho ist ein Stück groben Wollenstoffes in der Form eines langen Rechtecks, das durch einen in der Mitte angebrachten Schlitz das Durchstecken des Kopfes gestattet und in dieser Weise eine über die Schultern herabhängende Toga bildet. Manche gürten sie mittels eines beliebigen Lappens am Leibe fest. In einigen Gegenden werden diese Ponchos nur in brennroter, in anderen wieder in grellblauer Farbe getragen. Die Sklaven hatten je nach der Jahreszeit zehn bis zwölf Arbeitsstunden täglich. In ihrem Äussern war nichts weniger als ein gedrücktes Gemüt wahrzunehmen. Wenn sie sich überhaupt ihrer Unfreiheit bewusst waren, so lag dies daran, dass in der letzten Zeit die Sklavenfrage in eine stürmische Periode eingetreten war, die auch auf sie ihren Einfluss nicht verfehlte.

Ihre Kinder wurden meist im Herrenhause ernährt, wo sie sich den ganzen Tag über umhertrieben. Possierlich war es anzusehen, wenn in Gorgaia zur Essenszeit fünf bis sechs kleine Neger von drei bis fünf Jahren mehr als halbnackt in den Speisesaal traten, um den alten, etwas bärbeissigen Coronel herumschlichen, und durch ängstlich gierige Bewegungen und drolliges Mienenspiel eine ganze Skala von Gemütsaffekten ausdrückten. Ein jeder hatte eine ausgemusterte, an Brüchen reiche Blechschale in der Hand, um die für ihn abfallenden Liebesgaben entgegenzunehmen, deren sie alle regelmässig teilhaftig wurden. Namentlich war es ein kleines Kerlchen von fünf Jahren, das sich ganz besonders bemerkbar machte. Das Bürschchen, dessen ganze Bekleidung aus einem zu Streifen zerschlissenen Hemdchen bestand, hatte eine platte Nase, die sich wie ein Lappen über die ganze Breite des viereckigen Gesichtes zog, und zwei kleine, listig glänzende Äuglein, aus denen ein ganzer Kodex von Schelmereien hervorglitzerte. Wenn er, sein verbogenes Blechschüsselchen mit beiden Händen umklammernd, an den Coronel herantrat, lachte er übers ganze Gesicht, wobei seine Lippen, an Breite mit der Nase wetteifernd, zwei Reihen glänzend weisser Perlzähne entblössten. Er war sich seiner Bevorzugung bewusst, denn der kleine Benjamin (so hiess er) war ja der Liebling aller Tischgenossen, namentlich des Coronels. Er beherrschte auch die Horde dieser kleinen Kobolde. Sein Körper war wie tätowiert, teils durch Hautabschürfungen, die rosafarbig gegen sein natürliches Schwarz abstachen, teils durch Krusten verschiedener Erdarten, auf denen er sich umhergewälzt hatte.

Alle diese Kinder waren gut genährt und hatten es nicht nötig, wie so viele Kinder freier Neger, ihren Hunger mit fetter Erde zu stillen, was ihnen oft derartig zur Leidenschaft wird, dass Masken von Blech, die man ihnen zur Bekämpfung dieser Sucht umschnallt, zum Handelsartikel geworden sind. Im Staate Bahia sah ich viele dieser kleinen Erdfresser. Sie haben einen stark aufgetriebenen Unterleib, aber spindeldürre Ärmchen und Beinchen und eine kränkliche Gesichtsfarbe. Diese kleinen nackten Neger sind, wenn sie auf Bäumen umherklettern, um Früchte zu pflücken, den Affen zum Verwechseln ähnlich. Einen belustigenden Anblick gewährte es mir, als ich

einen kleinen, nackten Negerjungen auf einem Baume mühselig herumkrabbeln sah, um Vogeleier aus einem dort hängenden, wohl meterlangen Vogelneste auszunehmen, das sich die Gesellschaftsvögel gemeinsam erbauen. Da wurde er plötzlich von mehr als fünfzig derselben umflattert, die ihn mit betäubendem Gezwitscher zu verscheuchen suchten, was ihnen auch so vollkommen gelang, dass er, vor Angst laut aufschreiend, jedenfalls schneller herabkam, als er hinaufgeklettert war.

Charakteristische Episoden und ein Sklavenaufstand.

Nachdem ich in Gesellschaft der im vorigen Kapitel erwähnten jungen Herren eine Reihe der vornehmsten Fazendas besucht hatte, beschloss ich, auf den Vorschlag Herrn Thiagos, der mir in besonderer Freundschaft nahe getreten war, auch eine von meinem Reiseziel weit abgelegene Fazenda seines Oheims zu besuchen. Er hatte von derselben ein solch romantisches Bild entworfen, dass es mich reizte, die Verhältnisse daselbst kennen zu lernen.

Die Fazenda lag mehr im Innern des Landes, von der Küste drei bis vier Tagereisen entfernt, die man, wie im brasilianischen Norden überall, auf unwegsamen Pfaden zurücklegen musste. Da gab es ausser einigen ärmlichen, weit zerstreut liegenden Hütten, die man Dörfer oder Städte nennt, keine wirkliche Stadt, kein behagliches Dörfchen, wo auch nur eine bescheidene Herberge und die anspruchsloseste Befriedigung der nötigsten leiblichen Bedürfnisse zu finden war. Man musste daher alles Notwendige mit sich führen.

Nach 24 Stunden waren wir zur Abreise bereit. Ein Packtier, mit zwei grossen Packtaschen belastet, die unsern Mundvorrat mit anderen notwendigen Dingen enthielten, und fünf gesattelte, gute Pferde harrten unsrer bereits um 6 Uhr früh vor dem Hause. Nach eilig eingenommenem Imbiss bestiegen wir die Pferde und brachen auf. Wir waren fünf Personen, alle gut bewaffnet, denn hierzulande reist niemand ohne Waffen, namentlich, wenn es sich um eine längere Reise ins Innere handelt. Es geschieht dies wohl mehr aus althergebrachter Sitte, als zum Schutze gegen Angriffe von Menschen und Tieren, obwohl man in weit abgelegenen Gegenden immerhin nicht ganz so sicher als an der Küste reist. Wir sprengten davon, begleitet von zwei berittenen Negersklaven, vertrauten Dienern des Hauses. Mein junger Freund Thiago war ein echtes Tropenkind, feurig, kühn, träumerisch, stolz, schnell aufbrausend, aber auch edel und gutmütig bis zur Schwäche.

Ich liess die vier jungen Leute in ihrer stürmisch-fröhlichen Weise vorantraben und ritt mässigen Schrittes hinterdrein. Nach einer Stunde trennte sich Thiago von seinen Kameraden und kam auf seinem pracht-

vollen andalusischen Schimmelhengst an meine Seite herangesprengt. Wir ritten eine gute Stunde nebeneinander hin, ohne ein Wörtchen miteinander zu wechseln, bis mein fragender Blick sein Antlitz streifte und in demselben einen Ausdruck der Verlegenheit gewahrte, den er durch ein leises Lächeln zu verbergen suchte.

„Thiago, Sie haben mir etwas zu sagen," unterbrach ich das Schweigen, „ich lese es in ihren Zügen, warum schweigen Sie?"

„Nun ja," antwortete er, „ich habe Ihnen in der That eine Mitteilung zu machen, nur wird mir der Anfang schwer, denn die Sache könnte mich, wenn ich missverstanden würde, leicht in ein schiefes Licht bei Ihnen setzen."

„Mut, lieber Freund, gerade heraus, es ist das beste Mittel, um uns zu verständigen," erwiderte ich. „Fürchten Sie keine falsche Beurteilung meinerseits. Sie sind für mich keine Sphinx, ich habe in ihrem offenen Wesen wie in einem Buche gelesen und weiss es genau, dass Sie mit Ihren 21 Jahren gerade kein Heiliger, aber auch nicht das Gegenteil sind."

Nun verschwand das verlegene Lächeln aus seinem blassgelben Gesichte und machte einem offenen vollen Lachen Platz. „Ich will Ihnen denn glattweg erzählen, wie es kam, dass ich die Bekanntschaft einer Person gemacht habe, die sich uns in kurzem anschliessen wird, deren Gesellschaft aber, wie ich befürchte, Ihnen kaum behaglich sein dürfte."

Auf meine Frage, inwiefern dies möglich wäre und wie überhaupt das ganze zusammenhinge, begann Thiago folgende Erzählung: „Auf meiner von mütterlicher Seite ererbten Fazenda, die seit vielen Jahren schon nicht mehr kultiviert wird, trieben und treiben sich noch jetzt entlaufene Sklaven verschiedener Fazendas umher, die von der Jagd und kleineren Diebstählen sich erhalten. Ihr Schlupfwinkel ist teils das in Ruinen liegende Haus, teils der grosse Urwald, der zur Besitzung gehört. Irgendwo im freien Felde, das nie bebaut und äusserst selten von civilisierten Menschen betreten wird, liegt eine „Kilombo", die „Börse" dieser Übelthäter, wo sie den aus den Magazinen gestohlenen Zucker, geraubte Pferde und auch zum Teil ihre Jagdbeute verkaufen, um dafür Branntwein und Lebensmittel einzutauschen. Diese Kilombos sind eine Art Gauner-Hotels, mit unterirdischen Verstecken. Die Polizei wagt sich da nur äusserst selten heran; auch würde sie das Nest stets leer finden, denn diese entlaufenen Sklaven stehen mit ihren Brüdern auf den Fazendas in steter Verbindung und werden von denselben beizeiten von jeder drohenden Gefahr verständigt. Unter diesen entlaufenen Sklaven that sich einer durch besondere Missethaten hervor. Er war meilenweit im Umkreise gefürchtet und ängstlich gemieden. Mehrere Mordthaten werden ihm zugeschrieben, die er nicht aus Raubgier, sondern aus Rachsucht und Hass an Weissen verübt haben soll. Er ist der Führer und das Haupt aller dieser Unglücklichen und führt ein strenges Regiment über sie. Wehe dem, der sich ihm widersetzt! Er ist durch seine Verwegenheit, seine ausserordentliche Kraft und Gewandtheit von seinen Genossen so gefürchtet, dass niemand seine Höhle im Walde mit ihm zu teilen wagt. Vor zwei Jahren nun, während meiner Rekonvaleszenz nach einer schweren Krankheit, hatte

ich mir's in den Kopf gesetzt, auf meine Fazenda hinauszuziehen. Keine Vorstellung meiner Angehörigen vermochte mich davon abzubringen. Mein Vater konnte von mir bloss einen Aufschub von vierzehn Tagen erlangen, um mehrere Räume des Hauses doch einigermassen wohnlich gestalten zu lassen.

Als ich mich nun dort eingerichtet hatte, begannen meine gewohnten Ausflüge. Mit einem Gewehr um die Schulter, streifte ich Tage lang durch Wald und Feld; denn seit meiner frühesten Jugend war Jagen und Reiten meine Leidenschaft, die niemals weder von meinen Eltern noch von meinem Hauslehrer eingeschränkt worden war. Eines Tages erblickte ich im Walde eine Erdhöhle und näherte mich derselben, um sie zu untersuchen. Da plötzlich stürzt ein Neger mit geschwungenem Facão (Faschinenmesser) auf mich los, während ich in der ersten Überraschung kein Glied am Leibe zu rühren vermochte. Stutzig ob meiner Unbeweglichkeit und scheinbaren Ruhe, hielt er inne und blickte scharf nach allen Seiten um sich, um sich zu vergewissern, ob ich nicht etwa in grösserer Begleitung gekommen wäre, auf deren Hilfe ich zählte; denn er fand keine Erklärung für meine Furchtlosigkeit. Diese wenigen Augenblicke aber hatten genügt, um mich von meiner Überraschung zu erholen. Schnell hatte ich meine Lage überdacht und eine mögliche Rettung darin erblickt, dass ich durch Verwegenheit zu imponieren suchen müsse. Ich wich daher keinen Schritt zurück, auch berührte ich mein Gewehr nicht, denn bevor ich es nur in Anschlag hätte bringen können, würde sein Messer in meinem Leib gesessen haben. Hier hiess es mit Keckheit zahlen und durch keine Bewegung den Bann zu brechen, in dem diese menschliche Bestie sich zu befinden schien. Später allerdings erfuhr ich denn, dass er mich für wahnsinnig gehalten und Mitleid gefühlt habe. Diesen unheimlichen Moment unterbrach der Neger endlich mit den Worten: „O, mein Weisser, woher nimmst du den Mut, die Höhle des Tigers aufzusuchen? Bist du des Lebens so müde? Dieser Höhle ist noch kein Mensch nahe gekommen, den ich nicht für alle Zeiten stumm gemacht hätte. Woher kommst du denn, dass du den Hypolito nicht kennst?"

Teils war es die anererbte Geringschätzung gegen die Negerrasse, teils lag es ja in meinem Plan, ihm zu imponieren, weshalb ich ihm denn mit verächtlicher Miene die Worte zuschleuderte: „O Negro! Du hast den Verstand verloren, sonst müsstest du doch wissen, dass ein weisser Fidalgo sich von einem schwarzen Sklaven nicht einschüchtern lässt. Wie kommst du überhaupt hierher? — Weisst du, auf wessen Boden du dich befindest?"

Ich hatte mich gewissermassen warm geredet; ein wilder Mut hatte sich meiner bemächtigt; den Augenblick seines Erstaunens über meine Verwegenheit benutzte ich, flog mit gesenktem Kopfe, wie die Kugel aus dem Rohr, gegen seine Brust und stiess ihn mit solcher Gewalt nieder, dass er wie ein gefällter Baum zu Boden stürzte und keinen Laut von sich gab.[1]) An-

---

[1]) Diese Kampfart, im brasilianischen Volke nichts Seltenes, heisst dort „Cabeçada". Der ins Volle Getroffene stürzt sofort kampfunfähig zu Boden.

statt ihn jetzt zu töten, nahm ich sein Messer an mich und flösste ihm aus meiner Jagdflasche etwas Cognac ein, worauf er sich bald erholte. Von diesem Moment an war der gefürchtete Hypolito mein demütiger und treuergebener Sklave und seit zwei Jahren mein steter Gefährte auf allen grösseren Jagdausflügen. Später hat ihn mein Vater durch Verfolgungen veranlasst, meiner Fazenda den Rücken zu wenden und seinen Schlupfwinkel zu verlegen. Dieser Mann ist es nun, den ich im nächsten Walde aufzusuchen und mitzunehmen gedenke, um einen ausgezeichneten Jagdkenner und Führer für uns zu gewinnen."

Wir gelangten bald darauf in der That an einen Wald, an dessen Rande sich die Gesellschaft zum Frühstück niederliess, während Thiago mich aufforderte, ihm in den Busch zu folgen, in dem Hypolito hauste. Nachdem wir ungefähr zwei Kilometer beschwerlichen Weges zurückgelegt hatten, machten wir in einer Lichtung Halt, wo mein Begleiter einen Baum erstieg und einige schrille Pfiffe in eigentümlich modulierter Weise ausstiess. Nachdem er dieselben mehrmals wiederholt hatte, glitt er wieder herab und wandte sich mit den Worten an mich: „Ich rief eben Hypolito, nun wird er gleich da sein."

„Woher wissen Sie das?" fragte ich ihn, denn ich hatte als Antwort auf seinen Ruf unter dem vielfältigen Pfeifen und Zwitschern der Vögel keinen Ton wahrgenommen, der sich durch irgend eine Besonderheit bemerkbar gemacht hätte.

„Ja," sagte er lächelnd, „Sie als Europäer kennen die Geheimnisse des Urwalds nicht, der besitzt seine eigene Sprachwissenschaft, die von den Gelehrten allerdings noch nicht anerkannt ist."

Kurz darauf erschien eine schwarze Riesengestalt in Lederweste und Beinkleidern von grobem Linnen, über der Schulter ein Gewehr, das mir von vorzüglicher Qualität schien. Mit elastischen Schritten, auf leichten Bindsohlen herannahend, zog er seinen breitkrämpigen Lederhut vom Kopfe, um uns zu begrüssen, wobei er mir einen misstrauischen Blick zuwarf. Kalt rieselte es mir über den Rücken, als ich bei dieser Gelegenheit sein Gesicht erblickte, das eine einzige, mehrfarbig gefleckte Narbe bildete, in der zwei Löcher die Nase andeuteten. Ich konnte bei aller Rücksicht auf meinen jungen Freund den Ausdruck meiner Empfindung nicht völlig unterdrücken, was Thiago sichtlich unangenehm berührte.

„Dies entstellte Gesicht," wandte er sich in französischer, für Hypolito unverständlicher Sprache an mich, „ist ein sprechendes Zeugnis für seine aufopferungsvolle Treue, die er mir im kritischsten Moment meines Lebens bewiesen hat. Er verdient eher Bewunderung als Ekel, und Sie werden ihm dieselbe nicht versagen, wenn Sie die Umstände erfahren, wie er zu diesem scheusslichen Gesichte kam." Auf meinen verwundert fragenden Blick teilte er mir folgendes mit: „Hypolito war nicht immer so hässlich; er hatte einen gewöhnlichen Negerschädel, bis wir einmal auf der Jagd unversehens einem Tiger begegneten, dem ich sofort eine Kugel in den Leib jagte. Nichtsdestoweniger sprang derselbe in mächtigem Satze auf mich los und hätte

zweifellos mich getötet, wenn nicht Hypolito mit eiserner Faust mich zurückgeschleudert und sich dem Raubtier entgegengeworfen hätte. Wohl stiess er dem Tiger gleich im Anprall sein Faschinenmesser in den Leib, aber im Todeskampfe noch hatte die Bestie ihre Krallen und Zähne seinem Gegner tief in Brust und Gesicht geschlagen und sich an ihn festgeklammert. Beide rollten nun in tödlicher Umarmung, in grauenerregender Weise sich zerfleischend und blutüberströmt am Boden hin, bis ich meine augenblickliche Betäubung abschüttelte, hinzusprang und dem Tiger meine zweite Kugel ins Ohr schoss, die diesem greulichen Kampf ein Ende machte. Der Zustand, in dem Hypolito sich befand, war ein fürchterlicher, und nur der wunderbaren Heilkraft mancher unserer Kräuter, mit den ein herbeigerufener Indianer ihn behandelte, verdankt er sein Leben. Als er gänzlich geheilt war, wollte ich meiner Dankesschuld mich entledigen und bot ihm eine behagliche Existenz an; aber da war alle Mühe vergebens, er wollte von einer auch nur geringen Beengung seiner wilden Freiheit im Walde schlechterdings nichts hören."

Hypolitos Misstrauen gegen mich als Fremden hatte Thiago bald zerstreut, und nun vertieften sich beide in ein eifriges Gespräch, das in einer Mundart geführt wurde, von der ich nur wenige Worte verstehen konnte. Endlich wendete sich mein junger Freund an mich mit der Frage, ob ich wohl ein „Kilombo" zu besuchen wünschte, da dies in Gesellschaft Hypolitos keine Gefahr auf sich habe. Dieser hatte es nämlich für nötig gefunden, die Genossen von seiner mehrtägigen Abwesenheit in Kenntnis zu setzen. Natürlicherweise bejahte ich eifrig diese Frage. Eine halbe Stunde lang wanderten wir auf Kreuz- und Querwegen, zwischen dichtem, hohem Gestrüpp, das jede Fernsicht ausschloss, bis wir plötzlich auf eine Hütte stiessen, die hart vor uns lag. Verabredetermassen sollte Hypolito uns nur bis zur Thüre begleiten und vor derselben, unseres Rufes gewärtig, harren. Die Wirkung unseres unerwarteten Erscheinens wollten wir gern völlig uneingeschränkt beobachten. Beim Eintritt bot sich uns ein Nachtstück dar in des Wortes schauerlichster Bedeutung. In einem mässig grossen, von Tabaksrauch, Fusel und tierischer Ausdünstung erfüllten Raum, dessen Lehmwände, schiefwinkelig und baufällig, ein verfaultes Strohdach trugen, hockten und lagen auf einem feuchtschlüpfrigen Lehmboden gegen zwanzig zerlumpte, schmutzige Negergestalten beiderlei Geschlechts, deren Anblick ein nicht gewappnetes Herz vor Grauen erbeben machen konnte. Quer in einem Winkel stand ein aus zwei rohen Brettern schnell hergerichteter Tisch, hinter dem mehrere Kisten, Zinklatten und Fässchen sich befanden, auf deren einem der Hausherr, ein Portugiese, mit einem Fuchsgesichte und Schielaugen thronte.

Als diese unheimliche Gesellschaft uns gewahrte, fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sie hin. Der Hausherr verschwand wie eine Ratte unter dem Gerümpel, mehrere Weiber stürzten unter Schreckensrufen und wildem Gekreisch zu einer entgegengesetzten niedrigen Thür hinaus. Einige schwerbetrunkene Neger taumelten an die Wand und glotzten uns mit stieren gläsernen Augen an, während andere ihre Messer entblössten und eine

drohende Haltung gegen uns annahmen. Die gierigste Mordlust grinste uns aus ihren Augen an. Wir fanden es daher für gut, das Wagnis nicht allzuweit zu treiben und riefen unsern Gewährsmann, worauf sich die Scene sofort änderte, nachdem er sie durch einige Worte beruhigt hatte. Nach und nach erschienen auch die Flüchtlinge wieder; nur der Schenkwirt blieb aus guten Gründen unsichtbar, denn als Staatsbürger konnte dieser seines schändlichen Gewerbes wegen weit eher zur Verantwortung gezogen werden, als die ungreifbaren, schwarzen Flüchtlinge und Waldläufer, die ja überdies in moralischer Beziehung im Vergleiche mit dem weissen Schurken weit weniger strafbar waren. In diesen Kilombos wurden ehemals stets die Revolten geplant, die auf mancher Fazenda ausbrachen; in früheren Zeiten erging von hier aus der Auftrag an die Haussklaven einer Fazenda, die mitgeschickten Kräutersäfte, die ein langsam tötendes Gift enthielten, den Speisen der Herrschaft beizumischen. Die Familie siechte dann im Laufe mehrerer Monate oder eines Jahres allmählich dahin und ging auch zu Grunde, wenn sie nicht mittlerweile hinter das Geheimnis kam.

Nun machten wir uns wieder auf den Rückweg, erreichten bald unsere jungen Freunde und setzten insgesamt die Reise fort. Am Abend des dritten Tages langten wir auf der Fazenda Piripirim an. Schon aus weiter Ferne blinkten uns die weissgetünchten Mauern eines palastartigen Baues entgegen, der auf einem mässigen Hügel lag. Als wir näher kamen, sahen wir, dass sich an den beiden Seitengebäuden eine Reihe von Wirtschaftsgebäuden anschloss, die einen grossen Hof begrenzte. Dahinter lag ein ausgedehnter Park, der sich allmählich im angrenzenden Walde verlor. Die Vorderfront lag frei und sah hinab auf die Zuckerfabrik, um die sich die Sensalas, Sklavenwohnungen gruppierten. Da eben die Ernte des Zuckerrohres begonnen hatte, — es war im September, — tönte uns von allen Seiten das langgezogene, melancholische Heulen und Pfeifen der schweren, zweirädrigen Wagen entgegen, die, jeder mit 8 bis 10 Ochsen bespannt, das Zuckerrohr der Fabrik zuführten. Wir ritten auf stark ausgefahrenen Wegen zwischen endlosen Zuckerpflanzungen dahin, die uns mit ihren, der Maisstaude ähnlichen hohen Stengeln und Blättern, vom Luftzuge bewegt, wie ein grünes, wellenbewegtes Meer umwogten, bis wir endlich vor dem palastähnlichen Wohnhause anlangten.

Hier empfing uns eine Art Haushofmeister, der die Tiere versorgen liess und uns in einen Saal zu ebener Erde geleitete, wo bald darauf der einzige Haussohn, ein hübscher, wohlgebildeter Mann von ungefähr dreissig Jahren uns auf das herzlichste willkommen hiess. Nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen hatten, wurde jeder von uns in ein Zimmer geführt, das ihm als Wohnung dienen sollte. Diese Gastzimmer, wohl zehn an der Zahl, waren mit einem gewissen Luxus ausgestattet und zeugten von Wohlhabenheit. Nach einer Stunde, während welcher wir uns, so gut als dies hier möglich war, zum Salonmenschen umgewandelt hatten, wozu die Garderobe des Hauses selbst nicht wenig beitragen musste, wurden wir zum Diner gerufen, das in einem grossen Speisesaale angerichtet war, wo uns

die Familie und einige fremde Herren erwarteten. Nach gegenseitiger Vorstellung ging es zu Tisch. Die Tafel strotzte von schwerem Silbergeschirr und dem feinsten Porzellan und Kristall. Der Hausherr wollte offenbar seine ganze Herrlichkeit zur Schau stellen. Der alte Herr war eine stolze Persönlichkeit; bei aller Zuvorkommenheit vergass er keinen Augenblick seine unnahbare Selbstherrlichkeit und Würde. Seine Ansichten über alle möglichen Dinge galten ihm als der Weisheit letzter Schluss, seine Behauptungen waren Evangelien, denen niemand widersprechen durfte. Für Schmeicheleien war er so zugänglich, dass man hierin nie zu viel wagen konnte. Senator des Reichs, lebte er jetzt zurückgezogen von der Politik auf seinem Landsitz. Obwohl er einige Jahre seiner Jugend auf Pariser Bildungsanstalten zugebracht hatte, war er doch ein sehr schlechter Kenner Europas, namentlich aber des dortigen geistigen Lebens. Die Ansichten über sein eigenes Vaterland zeugten von nicht geringerer Beschränktheit und Einseitigkeit. Er war einer von den vielen Brasilianern, die über ihr Land kein Wörtchen des Tadels ertragen. Der Sohn, Herr Quinsinho (Abkürzung von Joaquim), der bereits verheiratet war und mit seiner jungen Frau auf der väterlichen Fazenda lebte, bildete den entschiedensten Gegensatz zum Vater. Er war bescheiden, gutmütig, lebenslustig und gebildet. In geistiger Beziehung glich er seiner liebenswürdigen, geistreichen Mutter, die namentlich durch ihre Einfachheit meine volle Sympathie gewann.

Während die jungen Herren täglich weite Jagdausflüge unternahmen, von denen sie oft erst sehr spät des Nachts zurückkehrten, hielt ich mich mehr an das Haus, wo ich alles Sehenswerte in Augenschein nahm und sowohl im Park und Garten, als auch in Gesellschaft der Damen manche angenehme Stunde verlebte. Der Hausherr war ausser den regelmässigen Tischzeiten nur selten sichtbar. Auch des Abends leistete ich den Damen auf ihre freundliche Einladung Gesellschaft und fand hier eine uralte schöne Sitte, die mich wundersam anmutete. In einem weiten, mit schweren, altmodischen Eichenmöbeln und ungeheuren Schränken ausgestatteten Saale sass die Hausfrau mit ihrer Schwiegermutter am Kopfende eines schweren, grossen Tisches, umringt von den Mukamas des Hauses (Dienerinnen), mit einer gemeinschaftlichen Hausarbeit beschäftigt. Es war Gewohnheit, dass jeden Abend eine der vielen Mukamas eine Geschichte zum besten gab, wobei die stille, oft langweilige Arbeit munter vorwärts ging und niemand ermüdete.

Als ich am ersten Abend zur Seite der Frau des Hauses Platz genommen hatte, erweckte ein junges, ihr zunächst sitzendes Mädchen durch ihre auffallende und seltsame Schönheit und durch den mysteriösen Ausdruck ihres Gesichtes meine ganze Aufmerksamkeit. Es war eine helle Mulattin von ungefähr 15 Jahren und wurde von der Hausfrau nicht in derselben trockenen Weise wie die Mukamas behandelt, sondern stets liebevoll mit der Anrede „Mein Kind“ bedacht. Auch ihre Kleidung, obwohl sehr einfach, halb städtisch, halb ländlich, hob sie von den Negerweibern ab. Es wurden an diesem Abend Bohnen ausgelesen. Das Mädchen, dessen

Profil mir zugewandt war, hatte den Blick auf den Tisch gesenkt, auf dem die kleinen, zierlichen Hände ihre Arbeit anmutig verrichteten. Nie habe ich solche Augenlider und solche Wimpern wieder gesehen! Zufällig traf heute sie die Reihe des Erzählens; vielleicht geschah es auch nur, um mich eine besonders interessante Historie hören zu lassen, denn Delphina wurde von der Hausfrau aufgefordert, die Tigergeschichte zu erzählen. Eine leichte Röte überflog ihr Gesicht, die aber rasch wieder verschwand; ohne ein Wort zu erwidern, erhob sie ihr Haupt und wendete mir plötzlich ihr volles Antlitz zu. Ihr offener, ernster, fast trauriger Blick machte einen tiefen Eindruck auf mich. Es sprach aus diesem Blick etwas geheimnisvoll Düsteres, Tragisches, gepaart mit Härte und Entschlossenheit. Unwillkürlich fühlte ich, dass dem etwas Ungewöhnliches zu Grunde liegen müsse.

Nun begann sie ihre Geschichte mit wohlklingender, anmutender Altstimme, in etwas trockenem ernsten Tone, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen oder auch nur ein einziges Mal aufzublicken: „Im Dorfe, wo ich aufgewachsen war, hielten mich die Leute, namentlich aber die älteren Frauen, für einen Ausbund von Wildheit, so dass mir der Rufname „Wildkatze“ beigelegt wurde, mit dem mich allerdings niemand anzusprechen wagte, der aber doch im Dorfe so allgemein bekannt war, dass mein richtiger Name fast in Vergessenheit geriet. Ich machte mir übrigens nicht viel daraus, denn so jung ich auch war, so erkannte ich doch, dass die Leute mehr einfältig als boshaft waren, und dass sie mein Thun und Lassen, das dem ihrigen so unähnlich war, nicht zu beurteilen verstanden. Ich fühlte mich — ich kann nicht sagen wie? — aber anders als sie. Vielleicht trug dazu ein wenig der Stolz auf meine Herkunft bei, von der meine Mutter mir soviel erzählte.

Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, schickte mich meine Mutter in unsere kleine Pflanzung hinaus, um Pimenta (indischen Pfeffer) fürs Haus zu sammeln. Erfreut über diesen Auftrag — denn ich liebte das Umherstreifen in Feld und Wald so sehr — hing ich das leere Pfeffersäckchen und das Kürbisfläschchen mit Trinkwasser um den Hals und machte mich jubelnd auf den Weg. Das Säckchen war bald gefüllt, und nun wollte ich recht gründlich die freie Stunde geniessen und ein Bad im Fluss nehmen, der quer durch den Wald in Schlangenwindungen dem Dorfe zufloss. Ich gelangte an eine freie Stelle im Walde und hatte mich eben hingestreckt, um auszuruhen, als ich plötzlich in meiner unmittelbaren Nähe ein dumpfes Grollen vernahm, durch das ich erschreckt auffuhr, denn ich erkannte sofort dessen Bedeutung. In nächster Nähe erblickte ich einen Tiger sprungfertig auf den Hintertatzen. Was ich in diesem Augenblick gefühlt und gedacht, lässt sich mit Worten nicht beschreiben. Ich stand wie angewurzelt und starrte ihn mit entsetzten Blicken an, und nun gewahrte ich zu meinem Erstaunen, dass sein drohendes Murren in Winseln und seine angreifende Stellung in eine demütige sich verwandelt hatte. Platt auf den Boden hingestreckt, die Schnauze zwischen die Vordertatzen gedrückt, blinzelte er mich furchtsam an. So mochte wohl eine Minute vergangen sein, während welcher mir die kalte Überlegung zurückkehrte. Ich hatte aus vielfachen Erzählungen ge-

hört, dass manchem Menschen die Gabe verliehen sei, jedes wilde Tier mit den Augen zu bezähmen; dies, dachte ich mir, sei hier der Fall. Doch wie sollte ich mich entfernen? Ein gewagter Versuch hierzu von meiner Seite brach augenscheinlich den Zauber, denn sofort nahm er seine drohende Stellung wieder an. Wie sollte ich dem Bereich dieses Unholdes mich entziehen? Allerdings gab es ein schwaches Rettungsmittel, das im raschen Erklettern eines Baumes bestand, auf dem ich mit einiger Sicherheit auf Hilfe aus dem Dorfe hoffen konnte. Aber die Ausführung, ohne dem Tiger den Rücken zuzuwenden, war unmöglich. Und doch musste es geschehen! Ich musste es wagen. Rasch entschlossen flog ich wie ein Pfeil auf den nächsten Baum zu, mit einer Behendigkeit, die meinen Namen im Dorfe wohl rechtfertigte. Kaum hatte ich indes nur wenige Fuss hoch ihn erklommen, als ich beinahe herabgestürzt wäre durch eine heftige Erschütterung des Stammes, an dem die schwere Körpermasse des Tigers im Sprunge angeprallt, aber glücklicherweise abgestürzt war.

Nun kletterte ich bis in das oberste Geäste, während unten die Bestie mit blutlechzenden Gebärden den Baum umkreiste. Ich war durch das am Halse hängende Pfeffersäckchen und die Kürbisflasche in meinen freien Bewegungen einigermassen gehindert, wurde aber dadurch daran erinnert, dass ich in demselben ein Mittel besass, dessen sich schon mancher zur Erwehrung des Tigers mit Erfolg bedient hatte. Ich säumte keinen Augenblick, zermalmte einen Teil der Pimenta zwischen den Zähnen und mischte sie dem Wasser bei. Nachdem dies so gut als möglich geschehen war, liess ich mich nach abwärts gleiten, so weit als es das Geäste zuliess, um mich dem Tiger zu zeigen. Sobald er mich erblickte, sprang er zum anderen Male hinan, wobei er die Pranken mit einer Kraft in den Stamm schlug, dass die Rinde in Stücken absplitterte. Schon war er mir so nahe gekommen, dass ich seinen heissen, übelriechenden Athem verspürte; noch ein Stück weiter, und ich war im Bereich seiner Tatzen. Da nahm ich meine ganze Kraft zusammen, um meiner Angst Meister zu werden, und schüttete ihm mit Bedacht den Inhalt des Fläschchens über die Augen und in den aufgesperrten Rachen. Die Wirkung war überraschend. Wie eine leblose Masse stürzte er rücklings zur Erde und wälzte sich, wobei er mit den Pranken den Feuerbrand aus den Augen zu reiben suchte. Diesen Moment benutzte ich, um mit aller Beschleunigung mich von einem Baum zum andern schwingend, dem Bereiche der Gefahr zu entkommen."

Diese kurze Erzählung machte mir das Mädchen nur noch fesselnder, und die Begierde, mehr von ihr zu erfahren, trieb mich, meinem jungen Freunde Thiago von ihr zu sprechen. Lächelnd erwiderte er: „Sie haben eine feine Witterung. Es waltet hier in der That ein Geheimnis ob, von dem ich selbst aber nur den kleinsten Teil kenne, obwohl ich mich für das schöne, ganz ausserordentliche Mädchen seit lange schon interessiere. Ich hatte noch nie die rechte Gelegenheit, mit meinem Vetter eingehend darüber zu sprechen; aber ich will diesmal das Versäumte nachholen, und wenn Sie mir Ihre Mithilfe zusagen, so wird die Gelegenheit nicht allzu lange auf sich

warten lassen. — Nein, nein, machen Sie sich deshalb keine Skrupel", fuhr er fort, als ich ihm meine Bedenken über die mangelnde Rücksichtnahme meinerseits ausgesprochen hatte. „Es ist allerdings ein Familiengeheimnis, das aber, dessen bin ich sicher, weder ein Verbrechen, noch irgend einen dunklen Flecken in der Geschichte des Hauses deckt. Es ist zudem auch keine müssige Neugierde, die mich zu diesem Schritt veranlasst, denn ich darf es Ihnen, als meinem Freunde, wohl sagen, dass dem Interesse für meine Verwandte — denn das ist sie — kein platonisches Gefühl, sondern ernste Absichten zu Grunde liegen. Sie sehen nun, dass ich gewissermassen ein Recht habe, die Vergangenheit Delphinas in ihrer ganzen Ausdehnung zu kennen, wobei es mir sogar wünschenswert ist, dass Sie alles mit anhören, um mir dann Ihre Ansicht unverhohlen mitzuteilen."

Am Abend des folgenden Tages holte mich mein junger Freund aus meinem Zimmer zu einer Skatpartie ab, die er mit Herrn Quinsinho und mir verabredet hatte. Die anderen Herren waren in schicklicher Weise entfernt worden. So sassen wir drei auf Thiagos Stube bei gutem Bordeaux, spielten und erzählten uns manches selbst erlebte Abenteuer. Die Stimmung war eine mitteilsame und wurde dies mit jeder Flasche immer mehr, bis zur Vertraulichkeit. Als die Vergangenheit Delphinas berührt wurde, nahm Herr Quinsinho das Thema, trotz eines unverkennbaren Zuges von Unbehagen, der sich in seinem Antlitz widerspiegelte, dennoch auf und begann seine Erzählung: „Ich war noch ein ganz junges Bürschchen von 15 bis 16 Jahren, als mich mein Vater auf die juridische Akademie nach Pernambuco schickte. Gleich im ersten Jahre, also noch als Calouro,[1]) verliebte ich mich in ein Negermädchen mit aller Glut und Leidenschaft, deren ein so junger Mensch fähig ist. Sie denken wohl, dass ich nicht erst nach Pernambuco zu gehen brauchte, um für eine Negerin zu schwärmen, deren es doch auf der Fazenda meines Vaters so viele zur Auswahl gab. Ja, — aber die Sache lag anders. Vor allem war das Mädchen ein Naturwunder, denn sie glich den gewöhnlichen Negerinnen schlechterdings in nichts anderem, als bloss in der Hautfarbe. Sie besass statt der Wolle am Kopfe eine erstaunliche Haarfülle, die seidenweich über ihren plastisch schönen Körper bis zum Knie herabwallte. Ihr Gesicht von feurigem Dunkelbraun und unwiderstehlichem Liebreiz, mit den unbeschreiblichen Augen, besass die Fähigkeit, die Empfindungen der menschlichen Seele wie in einem Wirbelsturme umherzutreiben, in welchem bald die Qualen der Hölle, bald die Wonnen des Paradieses die Oberhand gewannen. Zudem war ihre Existenz von einem mysteriösen Schleier umhüllt, der sie mir noch interessanter machte. Sie war nämlich die Enkelin zweier afrikanischen Könige und wurde deshalb von den hiesigen Negern gewissermassen wie eine Prinzessin verehrt. Sie war eine Freigeborene.

Es ist ja überflüssig, Ihnen alle die Phasen meines Verhältnisses zu diesem Mädchen zu beschreiben; genug, ich errang ihre Gegenliebe und stand auf dem Punkte, Assidi zu meinem rechtmässigen Weibe zu machen,

[1]) Gleichbedeutend mit dem Fuchs auf deutschen Universitäten.

denn sie hatte mir eine Tochter geschenkt, als mein Vater, von meinem Vorhaben benachrichtigt, alle die mächtigen Hebel in Bewegung setzte, die ihm zu Gebote standen, um das Verhältnis gewaltsam zu lösen. Ich ward zur Fortsetzung meiner Studien nach dem Süden des Landes, nach São Paulo, geschickt, das wohl an 250 geographische Meilen von Pernambuco entfernt liegt, und das unglückliche Negermädchen aus der Stadt entfernt. Vor meiner Trennung hatte ich nur noch Zeit, meinem Kinde die Anfangsbuchstaben meines Namens auf eins der Oberärmchen einätzen zu lassen, um der einstigen Wiedererkennung eine Möglichkeit zu bieten. Mit Mitteln reichlich von mir versehen, hatte sich Assidi in ein Dorf zurückgezogen, während ich das erste Jahr meines Aufenthaltes in São Paulo, in Trübsinn versunken, an nichts weniger als ans Studieren dachte. Die Jurisprudenz war mir zur unerträglichen Marter geworden, denn mit jedem Paragraphen klang in der Erinnerung eine Saite meiner Seele mit, die in mir den Schmerz über den Verlust der beiden teuren Wesen immer wieder erneuerte, sodass ich mich endlich ganz von diesem Studium abwandte und nach vorhergegangener Verständigung mit meinem Vater im Polytechnikum zu Rio de Janeiro mich immatrikulieren liess.

Zehn Jahre waren hingegangen, in denen ich von Assidi weder eine Nachricht erhielt, noch ihr eine solche geben konnte, da ihr Aufenthalt trotz aller Nachforschungen mir unbekannt geblieben war. Wohl hatte sich durch diese lange Zeit meine Leidenschaft für sie allmählich abgekühlt, aber eine wehmutsvolle Erinnerung war in meinem Herzen zurückgeblieben, das namentlich für mein Kind in Sehnsucht schlug. — Ich war als wohlbestallter Ingenieur in das väterliche Haus zurückgekehrt und sollte nach dem Wunsche meines Vaters in den Ehestand treten, um die Verwaltung der Fazenda zu übernehmen. Dies war indessen nicht nach meinem Sinn. Ich wollte vorläufig in meinem Fache die nötige praktische Ausbildung erlangen, um mich unabhängig von den Fährlichkeiten des materiellen Besitzes zu machen, von dessen Wandelbarkeit ich, trotz meiner Jugend, schon zahlreiche Beispiele erlebt hatte. Ich wies jede Partie ab, die mir vorgeschlagen wurde, und verliess nach wenigen Wochen abermals meine Heimat, um bei einem Eisenbahnbau in Pernambuco unter der Leitung eines Oberingenieurs eine Teilstrecke zur Ausführung zu bringen. Ich muss gestehen, dass mich dabei auch ein wenig der Gedanke leitete, mein Kind mit seiner Mutter wieder finden zu können, die wahrscheinlich in dieser Provinz lebten.

Nun will ich nachholen, wie es Assidi mit ihrem Kinde mittlerweile ergangen war. Still und zurückgezogen in einem Dorfe lebend, war die Arme doch nie mehr froh geworden. Sie siechte langsam dahin. Was sie noch ans Leben fesselte, war die Liebe zu ihrem Kinde, das unter der mütterlichen Sorgfalt munter gedieh und von Jahr zu Jahr immer hübscher, aber auch wilder wurde. Delphina beging so viele Schelmereien und that den Leuten so vielen Schabernack an, ja, sie hatte bei ihrer fabelhaften Behendigkeit so viele gefährliche Abenteuer bestanden, dass ihr der Name „Wildkatze“ mit Recht beigelegt wurde. Trotzdem war sie der allgemeine

Liebling des Dorfes, weil ihr kleines Herz für jeden Bedrängten warm schlug, und weil ihre sonngebräunten schmalen Händchen für jeden Notleidenden eine Gabe hatten, durch welche Freigebigkeit Delphina ihre Mutter nicht selten in materielle Verlegenheit brachte.

Mit elf Jahren war sie bereits zur Jungfrau herangereift, und die Zahl ihrer stillen Verehrer im Dorfe wuchs mit jedem öffentlichen Tanzfeste, denn kein anderes Mädchen der Umgegend konnte sich mit ihr messen. Es waren nicht bloss ihre äusseren Vorzüge, die sie begehrenswert machten. Wenn sie sich auch geschmackvoller als alle anderen Mädchen zu kleiden wusste, wenn sie auch so graziös wie keine andere tanzte, so war es doch mehr eine gewisse unbewusste Vornehmheit und Anmut in allem, was sie that, ihre muntere Geselligkeit und ihr gutes Herz, was ihr die neidlose Bewunderung der Frauen und die Herzen aller Männer gewann.

Den jungen Burschen im Dorfe galt Delphina als ein wahres Kleinod, an dessen Besitz jedoch alle verzweifelten; denn so unermüdlich sie mit allen tanzte, scherzte und lachte, so wild konnte sie werden, wenn jemand mehr verlangte. So manchen von ihnen schon, der mit den ehrlichsten Absichten an sie herangetreten war, hatte sie mit Hohn und Spott abgewiesen, sodass sich schliesslich keiner mehr das Herz fasste, als Werber um ihre Hand anzuhalten. Sie fürchteten ihren Spott oder einen mutwilligen Streich von ihrer Seite, der sie zum allgemeinen Gelächter des Dorfes machen konnte. Und dies war vom Übel. Ihr fehlte der männliche Schutz, die eifersüchtige oder liebevolle Wachsamkeit eines Mannes über die Sicherheit seines zukünftigen Weibes. Wie Sie selbst schon beobachtet haben werden, ist hierzulande ein hübsches Mädchen der unteren Volksklassen nicht bloss allen Verführungskünsten, sondern noch öfter der offensten Gewaltthätigkeit, namentlich von Männern der besseren Gesellschaft, ausgesetzt.

Eines Tages besuchte ein vornehmer Herr in Geschäften diese Gegend, und wenige Tage später war Delphina aus dem Hause der Mutter nächtlicherweile in gewaltthätiger Weise entführt worden. Trotz aller Nachforschungen blieb sie verschwunden. Niemand im Dorfe zweifelte nur einen Moment daran, dass ihr Entführer der erwähnte vornehme Herr sei, aber Beweise hierfür waren nicht zu erbringen, denn niemand hatte ihn bei der That ergriffen oder auch nur gesehen. Vergebens lief die Mutter wie eine Wahnsinnige von einer Behörde zur andern; alle wiesen sie achselzuckend zurück, da sie den Thäter nicht mit Bestimmtheit anzugeben wusste, und auf den blossen Verdacht eines armen Negerweibes hin ein vornehmer Mann nicht blossgestellt werden konnte. Wochenlang streifte Assidi umher und suchte ihr Kind, bis sie den heftigen Gemütsbewegungen und ihrem Gram erlag.

Ich hatte also eine Sektion der Bahnstrecke zur Ausführung nach vorgelegten Plänen übernommen und befand mich in voller Thätigkeit, als ich eines wichtigen Umstandes halber den Generalunternehmer der sämtlichen Bauten persönlich sprechen musste. Ich liess mein Pferd satteln und ritt nach dem mehrere Stunden weit entfernten einsamen Hause, wo er Aufent-

halt genommen hatte. Ich traf ihn nicht zu Hause und wartete im Salon seiner Heimkehr. Da vernahm ich plötzlich aus den inneren Gemächern ein gewaltsames Geräusch von umstürzenden Möbeln, von brechendem Porzellan und Glas, dann verschiedene gedämpfte Stimmen und endlich ein verzweifeltes Hilferufen, das von einem Knaben oder einem halberwachsenen Mädchen herrührte. Schnell wurden die Rufe von jemand gewaltsam erstickt; und alsbald hörte ich menschliche Körper, wie im Kampfe begriffen, zu Boden stürzen und hart miteinander ringen.

Mit einemmal kam an die Glasthür des Salons, die ins Innere führte, ein Wesen, halb Kind, halb Weib mit solchem Ungestüm gestürzt, dass die Scheiben zersplitterten. Die Thür jedoch sprang nicht auf, sie war versperrt. Erschrocken fuhr ich vom Sessel empor, und sah nun ein seltsam schönes Gesichtchen von matter blassgelber Farbe, in dessen verzerrten Zügen Verzweiflung, Angst und Wut sich in so fürchterlicher Weise ausdrückten, dass ich, aufs tiefste erschüttert, wie eine Bildsäule stumm dastand. Gleich einer Mähne umflatterte sie dichtes, blauschwarzes Haar, das aufgelöst in zerzausten Strähnen ihren Oberkörper zum Teil verhüllte. Mit dem Rufe: „Hilfe, Rettung!“ streckte sie die kleinen Hände nach mir aus. Doch schon war sie ereilt von zwei Personen, von denen der Mann sie zurückriss, während die Frau, den Auftritt gewissermassen entschuldigend, mir erklärte, dass das Mädchen eine Tobsüchtige sei. Und nun entspann sich vor meinen Augen ein Kampf, der mir alle Fibern des Herzens erbeben machte. Die Kleine biss und stiess mit solcher Behendigkeit und Wildheit um sich, dass die beiden ihrer nicht Meister werden konnten; sie schrie, sie zeterte, ja sie heulte wie ein wildes Tier; sie knirschte mit den Zähnen, die wie Alabaster aus den blutroten Lippen hervorleuchteten; endlich röchelte sie vor Erschöpfung, und Schaum trat ihr aus dem Munde. Sie war unterlegen. Der vierschrötige Mann hatte sie von hinten umfasst und davon getragen. Ihr Köpfchen hing matt und todesblass zur Seite. Damit hatte die Scene ein Ende.

Ich blieb wie angewurzelt längere Zeit auf demselben Platze stehen und konnte keinen Entschluss fassen. War dies Wahnsinn oder Verzweiflung? Sollte ich eingreifen oder nicht?! Der Auftritt hatte mich aufs tiefste erschüttert, mir zitterte das Herz im Leibe, ich hätte vor Weh aufschreien mögen. Was war es doch nur, das mich so über alle Massen ergreifen konnte? War es doch ein Fall, der, so ungewöhnlich er auch sein mochte, immerhin in Familien hier und da vorkommt! Ich konnte über mich selbst nicht klar werden. Kalter Schweiss bedeckte meine Stirn! Ich hatte mich selbst so ganz verloren, dass ich erst nach geraumer Zeit meine Willenskraft wiederfand und das Haus verliess. Die frische Luft that mir wohl, ich konnte wieder denken; und nun lief ich durch Feld und Wald, getrieben von einer unerklärlichen Unruhe, und dachte über die Sache nach.

Mit aller mir zu Gebote stehenden moralischen Kraft unterdrückte ich gewaltsam meine tiefe innere Bewegung und suchte mit kaltem Blute den Vorfall zu überdenken oder womöglich zu vergessen. Was, sagte ich mir,

geht dieser traurige Auftritt mich als Fremden an? Wie würde es der stolze Geldmensch aufnehmen, wenn ich es wagte, auch nur die leiseste Anspielung darauf zu machen? Er ist mein Brodherr, die mildeste Antwort von seiner Seite wäre meine Verabschiedung. Wahnsinn wäre es, mich unberufen in seine Privatverhältnisse einmischen zu wollen! Mit welchem Rechte konnte ich dies auch thun? Ein ganzes Heer von Vernunftgründen führte ich ins Feld, um mich zu beruhigen; allein vergebens. Empört schrie es in mir: Erlösung der Unglücklichen um jeden Preis und Rache dem Schurken! Wie von Furien gepeitscht trieb es mich umher. Ich konnte nicht widerstehen, ich musste gehorchen, ich war im Banne eines Zaubers, den ich abzuschütteln nicht vermochte. Klar und deutlich lagen die bösen Folgen mir vor Augen, die die Einmischung in dieses Drama für mich haben musste, aber ich konnte nicht anders, ich musste eingreifen — und ich griff ein.

Der Bauunternehmer war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, gut erhalten, von kräftigem Körperbau. Er war Familienvater und lebte in der Hauptstadt auf grossem Fusse. Sein Ansehen dort gründete sich indes weniger auf persönliche Verdienste, als vielmehr auf seinen Reichtum. Als ich das zweite Mal in seinem Hause erschien, wurde ich wieder in denselben Salon gewiesen. Der Hausherr war bereits angelangt. Gleich bei seinem Eintritt machte ich die Bemerkung, dass er von dem stattgehabten Auftritt sowohl, als von meiner Mitwissenschaft desselben in Kenntnis gesetzt sei. Sein Gesicht war gerötet, sein Anzug ein wenig verschoben und aus seinen dunklen Augen sprühte ein düsteres Feuer des Zornes und der Lüsternheit. Ich erkannte sofort seine Erregtheit, die er unter einer freundlichen Maske und den üblichen Höflichkeitsphrasen zu verbergen suchte. Er wurde, als er mir ins Auge schaute, immer verlegener und begann gewissermassen entschuldigend den Auftritt zu erklären, den ein mit seinen Familienverhältnissen nicht vertrauter Zeuge leicht falsch deuten könnte.

Kaum hatte er den Fall berührt, als mir das Blut zu kochen begann. Nur mit Anstrengung eine Aufwallung bekämpfend fragte ich ihn in herbem trockenem Tone, was denn diese Scene mit einer ehrenwerten Familie zu thun habe, die doch gar nicht hier wohne, ja selbst noch niemals auf Besuch hierher gekommen sei. Obwohl diese Worte wie ein Backenstreich auf ihn wirkten, so wusste er sich doch zu bezwingen und fasste meine herausfordernde Frage anscheinend so auf, als wäre sie in der harmlosesten Absicht gestellt worden.

„Ach ja," erwiderte er mit kaum merklich bebender Stimme, „Sie konnten es natürlich nicht wissen, dass das Mädchen meine Verwandte und eine arme Waise ist, die von mir als Kind angenommen wurde."

„Um so unerklärlicher finde ich es," fuhr ich in derselben Weise fort, „dass sie aus dem Kreise Ihrer Familie ausgeschlossen und hier einsam unter rohen Dienern leben muss, wo sie sich doch augenscheinlich unglücklich fühlt?"

Die Augen meines Gegners blitzten vor Zorn, aber noch unterdrückte er ihn und erwiderte mir in einem Tone, der unbefangen sein sollte, mit

einem wutverzerrten Lächeln: „Haben Sie denn nicht bemerkt, dass die Arme wahnsinnig ist?"

„In solchem Falle," fiel ich ihm ins Wort, „ist die Wahl dieses Ortes zu ihrem Aufenthalte eine sehr unglückliche, da sie hier jeder Pflege und der richtigen Behandlung entbehrt. Überdies schien sie mir, ich muss es schon frei heraussagen, nichts weniger als wahnsinnig, sondern das Opfer eines dunklen Geheimnisses zu sein."

Bei diesen Worten sprang er im heftigsten Zorn vom Sessel auf und schrie, dass es im Hause wiederhallte: „Was berechtigt Sie, junger Mensch, mit roher Hand in meine geheimsten Familienverhältnisse zu greifen?"

„Das sind nicht Familienverhältnisse," gab ich, vom Stuhle mich erhebend, mit fester Stimme zurück, „diese zu berühren hätte ich nie gewagt; es scheint mir dies vielmehr Ihr Privatgeheimnis und zwar eins von solcher Art zu sein, das jeder ehrliche Mensch öffentlich preiszugeben nicht bloss das Recht, sondern auch die Pflicht hat, um ein unglückliches Menschenkind, ein schwaches, weibliches Wesen, ja ein halbes Kind noch, vor dem Verderben zu erretten. Dies unglückliche Wesen soll nicht vergebens meine Hilfe angerufen haben!"

Er ward totenbleich. Mit heiserer Stimme brüllte er: „Sie ist wahnsinnig!"

In demselben Augenblick stürzte die Kleine mit aufgelösten Haaren, halbbekleidet, wie eine Furie ins Zimmer und schrie: „Nein, ich bin nicht wahnsinnig! Er ist ein Mädchenräuber! Erbarmen! Retten Sie mich aus den Krallen dieses Teufels!" Dabei sank sie zu Boden und umklammerte meine Knie. Ich konnte vor innerer Erregung nur wenige, unverständliche Trostworte stammeln und bemühte mich, sie vom Boden aufzurichten.

Da sprang ihr Peiniger wie rasend auf sie zu, riss sie an den Haaren empor und schleifte sie in das nächste Zimmer. Doch während er sie durch die schmale Flügelthür vor sich herdrängte, erfasste ich ihn von rückwärts an beiden Schultern und hielt ihn mit den Worten zurück: „Sie werden dieses unglückliche Geschöpf freigeben, oder ich werde Gewalt gebrauchen!" „Das wollen wir sofort abmachen," röchelte er in ersticktem Tone, liess das Mädchen fahren und wendete sich gegen mich. Nun sah ich das Funkeln eines Dolches in seiner Rechten und, bevor ich mich dessen erwehren konnte, stiess er mir denselben in die Brust. Im gleichen Moment hatte ich ihn bei der Kehle gefasst, um ihn mit dem Aufwand meiner letzten Kräfte zu erdrosseln. Da mit einem Male fühlte ich meine Knie wanken und das Zimmer begann mit mir im Kreise sich zu drehen. Mir entschwand allmählich die Lebenskraft, ich sank zu Boden. Aber noch hatte ich, wie durch dichten Nebel, wahrgenommen, dass das Mädchen von rückwärts auf meinen Gegner losgesprungen war, der unmittelbar darauf, ohne einen Laut auszustossen, in sich zusammenbrach. Wie im schweren Traum durchzuckte mich die Ahnung, dass sie ihn getötet habe. Hierauf erlosch der letzte Funke meiner Besinnung.

Als ich das Bewusstsein wieder erlangte, befand ich mich in der Inquisitenabteilung des Hospitals der Provinzialhauptstadt, wo ich allerdings mit der grössten Sorgfalt behandelt wurde, denn man hatte aus meinen Papieren die Familie erfahren, der ich angehörte. Da mein Zustand beinahe hoffnungslos war, telegraphierte man an meinen Vater, der zur Zeit als Senator des Reiches in Rio de Janeiro weilte und nach wenigen Tagen mit einem der besten dortigen Ärzte an meinem Krankenlager erschien. Monate lang schwebte ich zwischen Tod und Leben, bis endlich meine ungeschwächte Jugendkraft siegte, so dass ich nach sechsmonatlichem schwerem Siechtum das Zimmer verlassen durfte.

Mein Prozess ward niedergeschlagen, die Untersuchung abgebrochen auf Grund meiner Aussagen; nicht minder aber auch aus Rücksicht auf meine Familie. Indes konnte ich, auf dringendes Anraten der Ärzte, die beschwerliche Heimreise noch nicht antreten und musste in der Stadt Pernambuco einige Wochen verweilen. So schlenderte ich eines Abends ziellos in den Strassen umher, versunken in trübselige Betrachtungen. Ich verwünschte den Handel, der mir meine ehemals eiserne Gesundheit und jugendliche Spannkraft vielleicht fürs ganze Leben geraubt hatte. Ich gedachte auch des armen gequälten Mädchens, das so oft während meiner Krankheit vor meiner Seele aufgetaucht war. Es war in meiner Brust ein tiefes Gefühl für dasselbe zurückgeblieben, über dessen Bedeutung ich mir selbst nicht klar zu werden vermochte.

Da plötzlich schallt der Ruf einer wohlbekannten Stimme an mein Ohr. Ich blicke auf und sehe im Rahmen eines Fensters das reizende Antlitz meines Traumbildes. Mein freudiger Schreck schlug jedoch in den stechendsten Schmerz um, als ich das Haus, aus dessen Fenster mir das holde Kindergesicht zulächelte, als einen Venustempel erkannte. Ich war einer Ohnmacht nahe. Ein schlimmerer Stich als der von der Mörderhand meines Gegners fuhr mir durchs Herz. Ich floh bestürzt diesen Ort. Ich wollte die Stadt verlassen, keine vierundzwanzig Stunden mehr in dem Orte weilen, wo das Entsetzliche mir geschehen! Fort! Fort! aus diesem Chaos der schmerzlichsten Gefühle! Dies war der einzige Gedanke, der mich aufrecht erhielt. Des andern Tages befand ich mich auf dem Wege nach der Heimat. Mein trauriger Zustand in physischer und moralischer Beziehung veranlasste meinen Vater, mir eine grössere Reise vorzuschlagen. Ich sollte zuerst in Ägypten, dann in Unteritalien längern Aufenthalt nehmen und später ganz Europa bereisen. Mit Hast griff ich nach diesem rettenden Mittel und trat meine grosse Reise in der That bald darauf an.

Zwei Jahre waren darüber hingegangen, während deren ich physisch vollkommen gesundete. Nicht der gleiche Fall war dies in Hinsicht auf mein Seelenleben. Ein Gefühl von Schwermut war zurückgeblieben, das zu bewältigen mir nie gänzlich gelang. Das Bild des Mädchens, von dem meine Seele erfüllt war, konnte durch die Länge der Zeit wohl verblassen, tauchte aber jedesmal wie ein mahnender Schatten vor mir auf, so oft ich einer heiteren Zerstreuung ungeteilt mich hingeben wollte. Auf den Wunsch

meiner Eltern kehrte ich in die Heimat zurück und fügte mich ihrem sehnlichen Verlangen, in den Ehestand zu treten. Nicht Liebe bestimmte meine Wahl, und vielleicht war es gerade dieser Umstand, der zu meinem Glücke beitrug. Ich hatte unbefangen und deshalb gut gewählt. Mein Weib ist meine treue Lebensgefährtin geworden, die in allen wesentlichen Beziehungen mich befriedigt und glücklich macht.

Kurz nach unserer Verheiratung hatten wir kleine Reisen unternommen, teils zur Zerstreuung, teils auch um bei Verwandten und Freunden unsern Antrittsbesuch zu machen. Auf der Fazenda eines meiner Vettern verblieben wir einige Tage. Ich wollte seine in der Umgegend gerühmte Wirtschaft näher kennen lernen und besichtigte in seiner Gesellschaft sowohl die industriellen Einrichtungen, als auch Pflanzungen. So gelangten wir auch in den Sklavenhof. Schon aus der Ferne gewahrte ich, dass eine fast weisse Sklavin, mit nacktem Oberleib an einen Pfahl gebunden, soeben die Strafe der Açonte (Riemenpeitsche) erhielt. Solche barbarische Züchtigungen, die auf manchen Fazendas leider üblich sind, waren als eine unmenschliche, verdammenswerte Greuelthat auf dem Gute meines Vaters von jeher verpönt. Ich äusserte mich nun in diesem Sinne zu meinem Vetter, der mir die Begnadigung der Sklavin ohne Widerrede bewilligte. Ich eilte ihm voraus, um dem nächsten Hiebe noch zuvorzukommen, da gewahrte ich an dem halbzerfleischten Rücken der Sklavin, dass sie ein jugendliches, zartgebautes Weib war, dem die grausame Züchtigung keinen Laut des Jammers, sondern nur ein leises Wimmern erpresst hatte. Ich gebot dem Feitor im Namen seines Herrn der Strafe Einhalt zu thun und das arme Geschöpf vom Pfahl loszubinden.

Schon das kaum vernehmbare schmerzliche Gewimmer hatte mich tief ins Herz getroffen; die Stimme erweckte Gefühle in mir, die ich längst überwunden glaubte. Als das junge Weib aber, des eisernen Halsbandes ledig, das Gesicht mir zuwandte, traf es mich wie ein elektrischer Schlag. Mein Schützling war es, aus dem Hause des Bauunternehmers. Ich blieb starr vor Erstaunen und Entsetzen. Mittlerweile hatte man sie von den Banden befreit und mich als ihren Beschützer bezeichnet, dem sie zu danken habe. Als sie mich erblickte, trat eine solche heftige Bewegung bei ihr zu Tage, dass selbst die stumpfen Gemüter der Schwarzen davon erschüttert wurden. Sie eilte auf mich zu und warf sich auf die Knie, die gefalteten Hände zum Himmel erhoben, und sank dann, ohne ein Wort gesprochen zu haben, leblos zur Erde.

Welche Feder vermochte den Sturm zu beschreiben, der in meiner Seele tobte, als die plötzliche Wahrnehmung eines Zeichens an ihrem nackten Arm mich belehrte, dass dieses gemarterte, elende Geschöpf mein Kind, mein eigenes Kind sei, nach dem ich mich Jahre lang gesehnt, das ich endlich als verloren betrauert, das ich unwissentlich mit eigener Lebensgefahr aus eines Schurken Hände gerettet hatte, das dann, im Elend versunken, so tief herabgekommen war, Sklavin zu sein und Martern aller Art zu erdulden. Ich taumelte wie ein Trunkener einige Schritte zurück, worauf

mein Vetter, erschrocken ob dieser Scene, mich eiligst hinwegführte und mit Fragen bestürmte.

Wie sollte ich ihm nun gestehen, dass eine geschändete und gezüchtigte Sklavin meine Tochter sei, ein lange betrauertes Kind meiner einzigen leidenschaftlichen Liebe, die ich jemals im Leben gefühlt habe! Es ging über meine Kräfte. In schmerzlicher Verwirrung flüsterte ich ihm bloss zu, sie mit aller möglichen Rücksicht und Sorgfalt behandeln zu lassen und mir eine sofortige Unterredung unter vier Augen zu gewähren. In einem abgelegenen einsamen Zimmer legte ich ihm sofort die Frage vor, in welcher Weise er zu dieser Sklavin gelangt sei. Mit Verwunderung über meine ausserordentliche Teilnahme an dem Schicksal eines solchen Geschöpfes, antwortete er nicht sogleich, sondern wünschte den Grund der tiefen Gemütsbewegung zu erfahren, die mich beim Anblick des Mädchens ergriffen hatte. Erst auf wiederholtes Bitten und auf die Versicherung, dass er dies später erfahren solle, teilte er mir mit, dass er die Sklavin von einem Pernambucaner, ihrem früheren Besitzer, in Bahia um teures Geld gekauft habe, obwohl der Käufer selbst ihn auf ihre Fehler, ihren Trotz, ihre geringe Willigkeit und ihren störrigen Ungehorsam aufmerksam gemacht hatte. Da er aber seit langem schon nach einem weiblichen Wesen vergebens gesucht hatte, das seiner Frau als Kammerzofe dienen konnte, und er in diesem Mädchen die passende Person gefunden zu haben glaubte, so liess er sich herbei, bestochen durch ihr ungewöhnliches Äussere, den hohen Preis ohne Widerrede zu erlegen, trotz der schlechten Empfehlung ihres Herrn. So angenehm nun seine Frau im ersten Moment von diesem unerwarteten Geschenk überrascht war, so zeigte es sich doch bald, dass das Mädchen völlig unbrauchbar für diesen Dienst war.

Ja, sie hatte sich unleidlich im Hause gemacht durch unaufhörliche Klagen über ihr Schicksal, auf ihre freie Geburt gepocht und ihre Freigebung verlangt. Weder Drohungen noch gütliches Zureden konnten sie bändigen, so dass er endlich gezwungen war, sie dem Feitor (Arbeitsinspektor) zu übergeben, der sie bei den landwirtschaftlichen Arbeiten verwenden sollte. Hier wurde sie nun allerdings hart behandelt, denn ausser ihrer Unlust zur Arbeit schloss sie sich keiner ihrer weiblichen Genossen an und blieb den männlichen Sklaven unzugänglich. „Schon seit längerer Zeit," schloss mein Vetter, „denke ich daran, sie um jeden Preis weiter zu verkaufen."

„Nun denn," fiel ich ihm ins Wort, „so gehört sie von der Stunde an mir. Du wirst den Preis bestimmen und die Sache ist soweit abgemacht." Lächelnd ging mein Vetter darauf ein. „Abgemacht!" sagte er, „aber ich muss dir zu meiner eigenen Beruhigung nur noch bemerken, dass du mit diesem Kaufe ein schlechtes Geschäft machst, denn dies Mädchen ist weder für die Arbeit noch zum Vergnügen zu haben. In letzterer Beziehung namentlich mache dir keine Illusionen, sie ist unbezwinglich, wild und selbst gefährlich wie eine Tigerkatze."

Sie werden wohl begreifen, dass diese letzten Worte, obwohl sie mich einigermassen in Verlegenheit setzten, doch kühlenden Balsam auf mein

wundes Vaterherz träufelten. Des andern Tags gestand ich meiner lieben Frau den ganzen Sachverhalt und erzählte ihr die merkwürdigen Wechselfälle. Was ich von ihrem Edelsinn erwartet hatte, trat zu meiner höchsten Freude ein. Bei unserer Abreise nahmen wir meine natürliche Tochter Delphina mit uns. Nun lebt sie glücklich und friedsam im Hause meiner Eltern, die sie als ihr Enkelkind liebevoll behandeln. Allerdings habe ich sie nach einer solchen Vergangenheit nicht öffentlich vor Gericht als mein Kind adoptieren können, obwohl sie in den Augen aller Familienmitglieder gereinigt von dem Verdachte der Schande dasteht, deren Schein aber vor der Welt doch nicht leicht wegzuwaschen ist.

Zum Verständnis dessen muss ich bis zu der Blutscene mit dem Bauunternehmer zurückgehen und Ihnen mitteilen, was mir Delphina nachträglich über ihre darauffolgenden Erlebnisse erzählt hat. Als ich nach meiner schweren Verwundung zur Erde sank, hatte sie, wie ich es im letzten Augenblicke meines bereits getrübten Bewusstseins geahnt, ihren Peiniger durch einen Dolchstoss in den Nacken getötet und dann die Flucht ergriffen. Sie floh natürlich nach ihrer Heimat, zu ihrer Mutter; wo hätte sie denn auch sonst eine Zuflucht suchen sollen? Hier traf sie neuer Kummer, denn die Mutter war nicht mehr unter den Lebenden. Delphina wollte verzweifeln. Da trat zu ihrer grössten Verwunderung eine städtisch gekleidete Frauensperson an sie heran, die, wie es den Anschein hatte, vom leeren Hause Besitz genommen und sich hier häuslich eingerichtet hatte. Dieses Frauenzimmer war ein Mädchen aus der Umgegend, das in der Hauptstadt sich als Hetäre niedergelassen hatte und eben bei Verwandten im Dorfe zu Besuch weilte. Als Delphina rückhaltlos alles erzählte, was sie betroffen hatte, riet die Fremde, unverweilt das Dorf zu verlassen, wo Delphina zweifellos von den Behörden gesucht und festgenommen werden würde. Sie schlug der Verwaisten vor, sie nach der grossen Stadt zu begleiten, in der sie unter der Menge verschwinden und nicht so leicht wie hier aufgefunden werden könnte. Den Einwand Delphinas, dass sie mittellos sei und keine Fertigkeiten besitze, um ihren Lebensunterhalt erwerben zu können, wies sie mit der Erklärung zurück, dass sie mit ihr im eigenen Hause zusammenleben sollte, bis sie eine Unterkunft gefunden oder eine Handarbeit erlernt haben werde, die sie redlich nähren könnte. Zugleich setzte sie ihr mit Freimut die Art ihrer eigenen Existenz auseinander und beschwichtigte in treuherziger Weise die schweren Bedenken des jungen Mädchens mit der Versicherung, dass sie in ihrer Gesellschaft für ihre Tugend weniger als sonst an irgend einem anderen Orte zu befürchten habe, „denn wir“, fuhr sie fort, „die dieses unglückselige Gewerbe treiben, kennen das Leben zu gut, um ein tugendhaftes, jugendliches Mädchen nicht vor den Heimtücken der Verführung wahren zu können. Denke nicht, mein Kind, dass in unserer Klasse Tugend und Frauenwürde gänzlich ungekannt sind, dies ist nur bei den Weissen, namentlich bei den fremden Frauenzimmern der Fall, die hierher kommen, um sich zu bereichern, und zu diesem Zwecke vor keiner Entwürdigung zurückschrecken. So schmählich mein Gewerbe auch sein mag,

so herrscht doch unter uns Landeskindern eine gewisse Anständigkeit, die nicht ungestraft überschritten wird.[1])

Allein Delphina zögerte noch immer. Teils traute sie dem uneigennützigen Anerbieten der ihr völlig fremden Person nicht ganz, teils widerstrebte es ihr, auf Kosten anderer längere Zeit ihr Leben zu fristen. Aber die Gefahr der Entdeckung drängte sie zu einem Entschlusse gegen ihren Willen, so dass sie endlich dem Mädchen nach der Stadt folgte in der Hoffnung, durch Dienstleistung verschiedener Art sich nützlich zu machen und überdies auch das Haus ihrer Gönnerin auf irgend welche Weise bald verlassen zu können. Es lag in der That weder Trug noch Falschheit in den Worten dieser, trotz ihres entwürdigenden Berufes ehrlichen Person.

Darüber war ein Jahr hingegangen, das Delphina bei ihrer Freundin ruhig und friedlich verlebt und in dem sie manches Nützliche erlernt hatte, als ein Mann, der seit Jahren schon das vollste Zutrauen der Hetäre besass, im Laufe der Zeit alle die Umstände erfahren hatte, infolge welcher Delphina ins Haus gekommen war. Von der Stunde an war seine Teilnahme für Delphina ganz ungewöhnlich, die er durch Versprechungen bethätigte, ihren Vater suchen zu wollen. Eines Tages nun trat er mit allen Zeichen freudigster Erregung ins Haus und verkündete die angenehme Botschaft, dass seine monatelangen Bemühungen von Erfolg gekrönt worden seien, indem er den ersehnten, längst schon hoffnungslos aufgegebenen Vater Delphinas gefunden habe, der ein vornehmer Mann und reicher Fazendeiro im Staate Bahia sei und sein Kind mit Ungeduld erwarte, nach dem er seit Jahren vergebens geforscht hatte. Diese freudige Nachricht fand um so eher Glauben bei den treuherzigen Mädchen, als der Mann Briefschaften und eine Summe Geldes vorzeigte, die der vornehme Herr ihm zugesandt hätte, um ihm seine Tochter zuzuführen. Wie sollten sie nach solchen Beweisen an der Aufrichtigkeit dieses Menschen zweifeln? Konnten sie auch die Briefe nicht lesen, so bot ihnen dafür die Öffentlichkeit, mit welcher der Mann in dieser Sache vorging, gewissermassen eine Beruhigung; denn er gab sogar ein kleines Abschiedsfest, wozu alle Freundinnen Delphinas geladen wurden. Nach einigen Tagen langte sie mit ihrem Beschützer in der Stadt Bahia an, wo sie ein leeres Häuschen ausserhalb der Stadt bezogen.

Nun warf der Mann die Maske ab und trat dem arglosen Mädchen mit seinen wahren Absichten entgegen. Er stellte ihr die Wahl, entweder seinen Lüsten gutwillig sich zu ergeben, oder als Sklavin verkauft zu werden. Der Elende hatte Delphina durch den Besitz des Geheimnisses von dem Morde des Bauunternehmers so ganz in seiner Macht, dass an keinen Widerstand zu denken war. Ihr Mut war gebrochen, doch wollte sie eher ihr Leben und ihre Freiheit lassen, als diesem Scheusal sich ergeben. Nach langem, vergeblichem Flehen ergab sie sich endlich mit dumpfer Resignation in ihr Geschick und liess sich stillschweigend als Sklavin an einen Fazendeiro verhandeln." —

[1]) Dies gilt von dem Norden Brasiliens.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als die Erzählung der Erlebnisse dieses seltsamen, interessanten Mädchens zu Ende ging. Mit herzlichem Händedruck dankten wir dem liebenswürdigen Erzähler und gingen dann zur Ruhe.

Schon vor einigen Tagen hatte sich der Administrator der Fazenda, Feitor Apolonio, über die in jüngster Zeit vorgekommenen Widersetzlichkeiten einiger Sklaven beklagt. Er wollte bemerkt haben, dass seit einigen Wochen ein rebellischer Geist in die ganze Horde gefahren sei, von dem auch heute wieder ein untrügliches Zeichen, die offene Widersetzlichkeit eines Sklaven, zu Tage getreten war. Er mutmasste, dass dieser allgemeine böse Wille ihm allein gelte, weil er die pünktliche und genaue Ausführung der Arbeit wie früher so auch jetzt streng fordere, während die Sklaven seit einiger Zeit durch die schädliche Rückwirkung der abolitionistischen Umtriebe von Tag zu Tag immer lässiger wurden. Er verlangte von dem alten Herrn seine Dienstentlassung, weil er als alter Feitor in die neue moderne Zeit nicht mehr tauge. Er könne es nicht mit ansehen, dass Neger mit einem Male dem weissen Menschen gleichgestellt werden sollten.

„Herr Apolonio," erwiederte ihm der alte Hausherr mit Grandezza, „wer hier befiehlt, bin ich. So lange Seine Majestät der Kaiser die Sklavenbefreiung nicht dekretiert, bleiben meine Neger meine Sklaven, die zu gehorchen haben. Mich kümmert das Geschrei der Leute, die sich Abolitionisten nennen, durchaus nicht. Auf meiner Fazenda bleibt es vorläufig beim alten, und Sie fahren nach gewohnter Weise in Ihrem Dienste fort."

Zerknirscht von der in seltener Weise langen Rede seines Amo (Brodherrn), aber nicht überzeugt, wand sich Herr Apolonio in peinlicher Verlegenheit und fand nicht den Mut zu einer Antwort. Nur sein Mienenspiel und sein ungewöhnlich langes Verharren am Platze verkündeten es dem alten Herrn, dass der Feitor von seiner Bitte um Entlassung noch nicht völlig zurückgekommen sei. Der Gebieter fügte daher noch bei: „Wir haben nicht ein ganzes Leben zusammen gearbeitet, um in alten Tagen uns zu trennen. Wie es immer kommen mag, Sie werden meine Fazenda nicht verlassen! Sie werden auf Ihre alten Tage doch keine neue Karriere beginnen wollen?" Damit entliess er den Feitor mit imponierender Gebärde.

Herr Apolonio war kein gewöhnlicher Dutzend-Inspektor. Schon sein Äusseres unterschied ihn von den Genossen. Er war der bestgebaute Riese, der jemals in Reitstiefeln mit Pfundsporen steckte. Die kurze Jacke, die von einem waffenstrotzenden Gürtel festgehalten wurde, hob das Ebenmass der Glieder noch mehr hervor. Die Muskeln hatten trotz der 55 Jahre des Feitors nichts von ihrer Spannkraft verloren. Das sonnenverbrannte, verwitterte Mestizengesicht zeigte noch den edlen Schnitt der Züge, die Apolonio einst zum schönsten Manne weit und breit gestempelt hatten. Aber auch die geistigen und namentlich die seelischen Eigenschaften harmonierten gewissermassen mit dem Äussern. Der Feitor war einfach, gut, edel und treu. Nur seine allzu grosse Bescheidenheit, die in eine ungerechtfertigte Demut ausartete, wollte mir nicht gefallen. Er fühlte sich gegen seine weissen

Mitmenschen zu geringwertig; stand er vor einem solchen der besseren Gesellschaftsklasse, so wusste er vor Verlegenheit nichts anzufangen mit seinem herkulischen Körper, der gewöhnliche Menschen um so vieles überragte. Da krümmte er den Rücken, senkte das Haupt, bog die Knie nach auswärts, als wollte er um Verzeihung bitten, dass ihn die Natur vor andern so bevorzugt habe. Zu seiner vollen imponierenden Höhe wuchs er nur dann empor, wenn er im Verkehr mit Sklaven stand. Hoch und stramm aufgerichtet gab er seine Befehle; wehe dem, der sich ihm widersetzte; er hob ihn wie ein Huhn aus dem Haufen heraus und stellte ihn vor sich hin, so dass jedem der Mut zum Widerstande entfiel. Er war im übrigen nicht hart gegen die Schwarzen, nur pünktliche Verrichtung der aufgetragenen Arbeiten verlangte er mit aller Strenge, wobei er allerdings zuweilen über das Mass des Billigen hinaus ging.

Herr Apolonio besass sogar eine gewisse geistige Bildung; das heisst, er hatte eine nicht unbeträchtliche Anzahl der verschiedensten Romane gelesen, aber nicht recht verdaut. Diese Romane bildeten ihm die Weltgeschichte. Ihm galt alles daraus als wahr und richtig bis aufs letzte Pünktchen. Es gehörte nicht geringe Geduld dazu, sich mit ihm in ein „wissenschaftliches“ Gespräch einzulassen. Mit endloser Breite und Langsamkeit liebte er es, über seine Buchhelden zu sprechen, wobei er die Zeitepochen wirklicher historischer Geschehnisse wie ein Spiel Karten durcheinander mischte. Trotzdem hörte ich ihm nicht ungern zu, weil er dabei eine fast rührende Naivität und ein menschlich gutes Gemüt offenbarte.

Nach der oben erwähnten Besprechung mit seinem Herrn kam er des andern Tags abends auf mein Zimmer, wo ich ihn mit aller Zuvorkommenheit empfing. Er hatte ein gewisses Vertrauen zu mir gefasst, vielleicht weil ich ihm im Alter näher stand, als alle die anderen Herren, und weil ich viel Geduld im Anhören seiner langweiligen Geschichten entwickelt hatte. Er nahm auf der Ecke eines Sessels nahe der Thür Platz. Ich wappnete mich mit Geduld. Doch siehe da, er begann nicht mit seinen „faulen Geschichten“, wie sich Thiago ausdrückte, sondern von dem momentan pulsierenden Leben auf der Fazenda zu sprechen, namentlich aber von den Sklaven, denen er seit einiger Zeit nicht mehr traue.

„Herr,“ sagte er, „es liegt etwas in der Luft; ich kenne meine Neger, etwas geht unter ihnen vor. Ich für meine Person habe nichts zu verlieren als mein Leben, an dem ich nicht allzusehr hänge, denn ich besitze keine Familie; zudem habe ich mich vorgesehen, im Falle eine Meuterei ausbrechen sollte. Aber wie wird es meinem „Amo“ mit seiner Familie ergehen, wenn er nicht Vorsichtsmassregeln trifft? Er will mich nicht hören. Ich bin deshalb heute zu Ihnen gekommen, mein Herr, um Sie zu bitten, dass Sie mit meinem Amo von der Sache sprechen und überhaupt in der Familie darauf hinwirken, dass eine Anzahl gut bewaffneter Polizisten aus der Stadt geholt werde, die verkleidet für einen oder zwei Monate im Schlosse wohnen mögen.“ Ich sagte ihm gerne meine Hilfe zu, worauf er sich heute

ausnahmsweise nicht in weitere Geschichten erging und mich einigermassen getröstet verliess.

Als ich jedoch noch an demselben Tage von dieser Angelegenheit mit Herrn Quinsinho sprach und ihm Apolonios Befürchtungen mitteilte, erwiderte er mir lächelnd: „Apolonio sieht Gespenster. Wir haben durchaus nichts von unseren Sklaven zu befürchten. Die Mehrzahl derselben sind hier auf der Fazenda geboren, diese betrachten uns als ihre natürlichen Herren und Beschützer, sie zählen sich beinahe zur Familie und ihre Weiber sind fast alle im Hause aufgewachsen. Die anderen, mit Ausnahme eines sehr kleinen Restes, leben schon viele Jahre auf der Fazenda und würden, wie ich glaube, selbst dann nicht von hier fortgehen, wenn sie befreit würden. Die Gewohnheit, wie Sie wissen, ist ja das halbe Leben. Überdies wurden unsere Sklaven nie ungerecht und hart behandelt. Was sie allenfalls beeinflusst, sind die Gerüchte von der baldigen Befreiung und viele andere damit zusammenhängende Märchen, die unter ihnen cirkulieren, so dass sie sich im Vorgefühl ihres bald zu erlangenden freien Staatsbürgertums ein wenig überheben und nicht mehr stumm wie die Fische eine geringschätzige und missachtende Behandlung hinnehmen wollen, die ihnen von Apolonio zu teil wird. Er ist seit mehr als dreissig Jahren Feitor und schon zu sehr verhärtet in der Art des Umgangs mit den Sklaven. Obwohl er niemals grausam oder auch nur zu hart gegen sie gewesen ist, so sind sie gegen seine allerdings etwas brüske Art und Weise jetzt doch empfindlicher geworden. Die geringfügige Bewegung der Unzufriedenheit scheint mir einzig gegen ihn allein gerichtet zu sein und wird wohl vorübergehen. Schlimmstenfalls zieht er sich zurück, wie er es ja selbst wünscht.“ Das beruhigte mich so vollständig, dass ich selbst jetzt Apolonios düstere Ahnungen ungerechtfertigt fand.

Inzwischen waren drei Wochen verflossen, die wir schon auf der Fazenda weilten, und noch wollten meine jungen Freunde nichts von einer Abreise hören. Sie hatten sich hier so sehr gefallen, die Fazenda und die Nachbarschaft ihnen so mannigfache Vergnügungen geboten, die sie als Studenten in Ferien voll und ganz geniessen wollten, während mich Pflichten banden, die mir ein längeres Weilen nicht gestatteten. Ich kündigte daher für den folgenden Tag meine Abreise an und bereitete diese vor. Nach einem herzlichen Abschied schwang ich mich des Morgens früh in den Sattel und ritt in Begleitung eines Dieners davon. Kaum war ich eine Stunde unterwegs, als eine nicht unansehnliche Kavalkade mir entgegen kam, die ich durch ihr lärmendes Wesen schon aus ziemlicher Ferne als meine Gefährten und neugewonnenen Freunde erkannte. Sie hatten mich mit ihrem plötzlichen Erscheinen überraschen und bis zur Hälfte Wegs begleiten wollen. In lebhafter Unterhaltung ging es nun vorwärts, bis wir um 10 Uhr vormittags in eine Waldlichtung gelangten, wo Halt gemacht wurde. Im Kreise am Boden lagernd, wurde ein kräftiges Frühstück aufgetragen, wozu der letzte Abschiedstrunk so reichlich floss, dass keiner mehr an den Aufbruch dachte und ich selbst erst gegen 4 Uhr nachmittags meine Reise fortsetzte,

während die sämtlichen Herren, sechzehn an der Zahl, sich wieder auf den Rückweg machten. Spät des Nachts langte ich auf meiner ersten Station, einem kleinen Städtchen, an; müde und betäubt von der Hitze und dem genossenen Wein ging ich sofort zur Ruhe, aus der mich des andern Morgens frühzeitig mein Diener mit einer Schreckenskunde aufscheuchte.

Die Revolte auf der Fazenda Piripirim war ausgebrochen! Viele Tote! Viele Verwundete! Bestürzt fuhr ich empor und eilte, schleunigst die Rückkehr anzutreten. In wenigen Minuten galoppierten wir den Weg von gestern wieder zurück. In weiter Ferne schon zeigten uns dichte Rauchwolken die Gegend an, in der die Fazenda meiner Freunde lag. Mein Begleiter erklärte dies durch einen Brand der Zuckerrohrfelder; und dem war in der That so. Als wir näher kamen, sahen wir bedeutende Pflanzungen im vollen Brande; von grösseren Strecken, die bereits herabgebrannt waren, stiegen noch Rauchwolken empor. Die Gebäude waren jedoch unversehrt. Mit heftig pochendem Herzen trat ich ins Schloss, wo eine grenzenloze Verwirrung herrschte, obwohl die Revolte bereits besiegt und vorüber war.

Aber sie hatte blutige Spuren hinterlassen. Es war der Tod in seiner schrecklichsten Form mit schwerem Leid und tiefer Trauer in dies gastliche Haus eingezogen. Der alte Herr war tot. Das bezaubernde Mädchen, Delphina, schwebte zwischen Leben und Tod, und Apolonio war schwer verwundet. Die Revolte war gerade am Tage meiner Abreise ausgebrochen. Die Neger, getäuscht durch den Auszug sämtlicher Gäste und Nachbarn aus dem Schlosse, erachteten die nächsten vierundzwanzig Stunden als die geeignete Zeit, während welcher sie alles vernichten und sich selbst in Sicherheit bringen konnten. Der Hergang der Ereignisse, den ich nun stückweise erfuhr, war folgender:

Gegen 6 Uhr abends hatte Apolonio, der im Fabrikgebäude wohnte, den Brand der Zuckerfelder wahrgenommen und sofort die volle Bedeutung dieses Unglücks erkannt. Für ihn, der stündlich eine Meuterei der Sklaven wahrgenommen hatte, konnte kein Zweifel mehr obwalten, dass dies der Anfang des Aufstandes sei. Sein erster Gedanke war, ins Schloss zu eilen, um seiner Herrschaft Hilfe zu leisten und sie so lange zu verteidigen, bis die Schlossgäste zurückgekehrt wären, was längstens in einer oder zwei Stunden der Fall sein musste. Dieser Plan war um so leichter durchzuführen, als die Thore und Thüren des Erdgeschosses mit Eisenstangen und die Fenster mit starken Eisengittern verwahrt waren, so dass man das Eindringen in das Haus selbst vorläufig nicht zu befürchten hatte. Die Familie sollte sich oben in einem Zimmer verbarrikadieren, während er die Fenster desselben gegen ein Einsteigen der Meuterer leicht verteidigen zu können glaubte. Apolonio war zwar nicht verheiratet, aber er lebte mit einer Mulattin, die er als Sklavin losgekauft hatte, seit vielen Jahren schon in bester Eintracht. Dies ist ja hier zu Land nichts Seltenes. Er rief sie herbei, zeigte ihr den Brand und sagte: „Anastasia, ich muss jetzt aufs Schloss, mitnehmen zur Herrschaft kann ich dich nicht, das ist unmöglich! Du wirst also hier bleiben; ich hoffe, dass dir die Unholde nichts Böses anthun, denn ihr Hass

ist ja allein gegen mich gerichtet; aber für den schlimmsten Fall bleibt dir das Doppelgewehr und der Facão, die ich zu deinem Schutze zurücklasse. Und nun Gott befohlen!"

Mit diesen Worten schritt er, das Faschinenmesser im Gürtel, den Revolver in der Faust, zur Thüre hinaus. Kaum hatte er draussen das Hauptthor hinter sich ins Schloss geworfen, als er sich plötzlich von einem Schwarm von acht bis zehn Negern umringt sah. So sehr ihn dies überraschte, so verlor er doch keinen Augenblick die Geistesgegenwart, sondern gab sofort Feuer auf sie. Einen der Verwogensten, der den anderen voran mit geschwungenem Messer auf ihn losgestürzt war, erfasste er mit der Linken am bewaffneten Arm und zog den Gegner, nachdem diesem das Messer entfallen war, in tödlicher Umarmung an sich heran, um ihn als Deckung gegen die Angreifer zu benutzen. Den Rücken gesichert durch den schweren Thorflügel, an den er sich lehnte, gab er noch mehrere Schüsse ab, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Aber die Neger schienen den Tod heute nicht zu fürchten. Ein wahnsinniger Blutdurst hatte sie ergriffen. Sie wollten das Blut Apolonios selbst um den Preis des eigenen fliessen sehen und drangen alle miteinander auf ihn ein. Als eben wieder ein Schuss krachte, flog der Revolver mit samt der Faust, die ihn umfasst hielt, von einem gewaltigen Hiebe mit dem Sensenbeil getroffen, zur Erde. Der Feitor fühlte, wie sich ein schwarzer Schleier vor seine Augen legte. Er wollte zu Boden sinken, doch sich bewusst, dass dies sein sicherer Tod sein würde, raffte er sich mit der letzten Kraft auf und schleuderte den Leichnam des Erdrosselten den wenigen noch standhaltenden Angreifern entgegen, die vor Grauen einen Augenblick zurückwichen. Jetzt ergriff er mit der linken unversehrten Hand ein am Boden liegendes Sensenbeil und ging, dasselbe überm Kopf im Kreise schwingend, selbst auf sie los. Er musste wohl in diesem Momente ein schreckenerregendes Bild dargeboten haben, denn die blutdürstigen, halb wahnwitzigen Schwarzen liefen vor Angst und Schrecken davon.

Allein nicht lange mehr vermochte er sich aufrecht zu halten; er fühlte die Sinne schwinden und brach zusammen. Als Anastasia die Schüsse fallen hörte, hatte sie das Fenster aufgerissen und die beiden Gewehrläufe auf die Meuterer abgefeuert; nun eilte sie, mit dem Facão bewaffnet, hinunter und kam gerade zu rechter Zeit, um Apolonio zu retten. Unter Schluchzen und tausend Verwünschungen gegen ihre ehemaligen Genossen schleifte sie den riesigen Körper ihres Gefährten in die Halle, versperrte das Thor, wusch und verband notdürftig die Wunde und brachte ihn auf sein Zimmer.

Früher noch als Apolonio hatte Delphina den Brand in den Zuckerfeldern entdeckt und zugleich eine ungewöhnliche, düstere Erregung an den Mucámas wahrgenommen, die alle ihrem gemeinsamen Schlafsaale zueilten. Wie ein Blitz durchfuhr sie der Gedanke, dass dies ein Aufstand sei; alsbald hatte sie auch ihren Entschluss gefasst. Rasch begab sie sich nach dem Waffenkabinett, steckte einen geladenen Revolver zu sich und trat entschlossen in den Saal dieser Weiber.

„Was geht hier vor?“ rief sie in gebietendem Ton, „aus welchem Grunde rafft ihr eure Habseligkeiten so eilig zusammen?“ Doch niemand würdigte sie einer Antwort, vielmehr lachten ihr einige frech ins Gesicht, während andere aufrührerische Reden unter sich führten, die einer Drohung ähnlich sahen. Endlich trat eine Mucáma vor sie hin, ein vierschrötiges Weib mit widerlichem Gesichte, und zischte ihr grinsend die Worte zu: „Der heutige Tag ist der letzte eures Lebens und der erste unserer Freiheit; und mit dir werden wir den Anfang machen.“ Bei diesen Worten wollte sie Delphina ergreifen, aber nicht umsonst führte sie in früheren Jahren den Namen „Wildkatze“. Flink wie eine solche, wich sie dem Angriff aus und schoss die Negerin nieder. Den Moment des Schreckens benutzend, der die Weiber erstarren machte, sprang sie zur Thür hinaus, verschloss dieselbe und steckte den Schlüssel in die Tasche.

In fliegender Eile unterrichtete sie die Damen des Hauses von dem Vorgefallenen, tröstete und ermutigte sie mit der Versicherung der baldigen Rückkunft sämtlicher Herren, die sie schleunigst benachrichtigen wolle; ohne auf weitere Vorstellungen zu hören, fuhr sie wie ein Irrwisch hinab in die Stallungen, sattelte das beste Pferd, schloss das Aussenthor ab, nahm die Schlüssel mit und stob wie die Windsbraut davon.

Die Frauen waren mittlerweile in das Zimmer des Hausherrn geeilt, um ihn von den Mitteilungen Delphinas in Kenntnis zu setzen. Der alte Herr wollte noch immer nicht an einen Aufstand glauben und hielt den Brand für zufällig. Er beschwichtigte ihre Unruhe mit der Hoffnung auf baldige Rückkehr der Herren-Gesellschaft, die jeden Moment zu erwarten stand. Für alle Fälle hiess er sie sich mit Schusswaffen zu versehen und sich in einem der inneren Gemächer einzuschliessen, während er selbst von seinem Erkerzimmer die Vorder- und Seitenfront im Auge behalten wollte. Ungern zogen sich die Damen zurück, es ahnte ihnen Böses, aber sie gaben den Vernunftgründen nach und entfernten sich schweren Herzens.

Darüber mochte eine Stunde hingegangen sein; der Hausherr sass im Lehnsessel an seinem Schreibtisch, auf dem ihm ein Revolver zur Hand lag, als er plötzlich einen Negerschädel am offenen Fenster auftauchen sah. Sofort knallte sein Schuss, der unglücklicher Weise das Ziel verfehlte. Zum zweiten Schusse kam er nicht, denn aus der später im Zimmer vorgefundenen Waffe fand man nur eine einzige Kartusche abgebrannt.

Als zur selben Zeit die Herren angelangt waren, hatte Delphina ihrem Vater den Schlüssel zum Haupteingange des Hauses eingehändigt und sich dann unbemerkt davon gemacht, um ihrerseits die Situation aus eigener Anschauung kennen zu lernen und, wo es nötig wäre, einspringen zu können. Da bemerkte sie plötzlich am rechten Schlossflügel eine Leiter, die an das Eckfenster des ersten Stockwerkes angelegt war. Es ahnte ihr ein Unglück, denn da oben wohnte ihr alter Grossvater. Ohne nur einen Augenblick zu verlieren, flog sie hin und kletterte die Sprossen entschlossen mit aller Hast hinan. Unhörbar wie eine Katze oben angelangt, bot sich ihr in



PANORAMA VON RIO DE JANEIRO Nº 1.



PANORAMA VON RIO DE JANEIRO No 2

Verlag von Hermann Zieger in Leipzig



PANORAMA VON RIO DE JANEIRO № 3

Verlag von Hermann Zieger in Leipzig



PANORAMA VON RIO DE JANEIRO N°4.

Verlag von Hermann Zieger in Leipzig



PANORAMA VON RIO DE JANEIRO Nº 5.

dem vom Dämmerschein des Feldbrandes schwach erhellten Zimmer ein Anblick dar, so grauenvoll, dass er ihr einen markerschütternden Schrei erpresste.

Im Lehnstuhl am Schreibtisch lag der Körper des alten Herrn zurückgelehnt, von dem ein vom Blute seines Opfers triefender Neger mit dämonischem Grinsen das Haupt abtrennte, während ein zweiter die Finger des noch zuckenden Körpers mit seinem Messer bearbeitete, um sich der Ringe zu bemächtigen. Mit einem Satze war Delphina im Zimmer und stürzte mit der Wildheit der gereizten Löwin auf die beiden Ungeheuer los, die, bevor sie nur der Gefahr sich bewusst wurden, von Kugeln durchbohrt, in sich zusammenknickten.

Jetzt sank das bis ins Tiefste der Seele erschütterte Mädchen mit krankhaftem Schluchzen vor dem Leichnam ihres Grossvaters in die Knie. Sie hatte die Waffe von sich geschleudert, um ihre Hände zum Gebete zu falten, als in demselben Augenblicke ein dritter Neger, den sie im Dunkel des Hintergrundes nicht bemerkt hatte, mit geschwungenem Faschinenmesser auf sie eindrang. Ohne Schusswaffe, in einer Stellung, von der sich nur zu erheben kaum Zeit blieb, schien Delphina verloren; aber mehr instinktiv als überlegt, fuhr sie wie der Blitz dem Manne zwischen die Beine, riss ihn zu Boden und umschlang ihn wie ein Polyp, so dass er seine schwertartige Waffe nicht zu handhaben vermochte, während sie in grauenerregender Wut ihre Zähne wie ein reissendes Tier in seinen Hals eingrub und ihm die Kehle mit rasender Gier zerfleischte. Verzweifelt war das Ringen der beiden so ungleichen Kämpfer. Er, in Vollkraft des Mannes, suchte bald sie unter der Schwere seines Körpers zu ersticken, bald wieder durch die gewaltsamsten Mittel sich aus ihrer tödlichen Umschlingung zu befreien, aber vergebens! Ein nervöser Kampf hatte ihre feinen Gliedmassen in Stahl verwandelt, so dass ihr zarter Körper trotz der entsetzlichsten Misshandlungen keinen Moment erlahmte, bis der Neger vor Schmerz und Blutverlust besinnungslos, wie eine willenlose Masse zurücksank, worauf der Kampf ein Ende nahm, denn auch die Kräfte Delphinas waren zu Ende. Bewustlos blieb sie in der gleichen Lage, bis sie später aufgefunden wurde.

Während sich diese fürchterliche Scene abspielte, waren die Herren am Hügel des Schlosses angelangt. Die Mehrzahl der Sklaven befand sich im grossen Wirtschaftshofe, wo sie das Vieh aus den Stallungen zog und tötete, während ein anderer Teil im Park und Garten Bäume und Reisig fällte, um damit das Schloss in Brand zu stecken. Nun wurde der Angriff auf folgende Weise geplant. Vier Mann sollten sofort in der Front des Hauses vordringen und dasselbe besetzen, um vor allem die Hausbewohner vor einem ersten Angriff zu schützen. Die beiden Seitenflügel, welche die Stallungen, Remisen und Vorratskammern bildeten, sollten je drei Mann besetzen, und ebenso in den Park von links und rechts je drei eindringen. Dieses Manöver sollte womöglich unbemerkt ausgeführt und nicht eher geschossen werden, bis das Feuer der Parkabteilung hörbar werden würde.

Ungehindert erreichten die ersten vier Mann das Schloss, traten ein und verschlossen hinter sich die schwere Pforte. Ohne erst die Hausbewohner aufzusuchen, begaben sie sich eiligst nach einer Gallerie, deren Fenster nach dem Hofe lagen und warteten hier auf das Feuer der anderen Abteilungen. Nach wenigen Minuten knallten die Schüsse von den Seitenflügeln her. Alle sechzehn Personen waren mit Hinterlader-Doppelgewehren oder Repetierstutzen bewaffnet, so dass, als das Feuern allgemein wurde, ein solches Rollen von Schüssen eintrat, als ginge es von einem ganzen Bataillon aus. Ein unsäglicher Schrecken bemächtigte sich der schwarzen Teufel, die von drei Seiten aufs nachdrücklichste beschossen wurden. Nur wenige Schüsse gingen fehl, denn der Abstand war verhältnismässig gering. Mit Geheul und Jammergeschrei stürzten die schwarzen Massen Hals über Kopf dem einzigen Ausgange, dem Parke, zu, wo sie wieder von den dort postierten sechs Mann mit Schüssen empfangen wurden, während die sechs Herren aus den Wirtschaftsgebäuden hervorbrachen und die Sklaven verfolgten. Die im Hause stellten ihr Feuer ein, um nicht die eigenen Genossen zu gefährden, und benutzten die Pause, um vor allem die Frauen des Hauses aufzusuchen und zu beruhigen.

Nachdem sie mehrere Zimmer hastig durcheilt waren, stiessen sie auf eins, das von innen verschlossen war. Auf heftiges Rufen hörten sie das Wegrücken von Möbelstücken, und endlich konnten sie eintreten. Die Frauen hatten der fürchterlichsten Stunde tapfer Stand gehalten und dem Angriff mit Entschlossenheit entgegengesehen. Ihre erste besorgte Frage galt dem Hausherrn, den sie in Begleitung der Herren schleunigst aufzusuchen begehrten. Rasch wurden Armleuchter herbeigeholt, deren Kerzen entzündet, und nun begab man sich nach dem andern Schlossflügel, wo die Gemächer des alten Herrn lagen. Mit ungeduldiger Hast war die Hausfrau allen vorangeeilt und pochte bereits mit ahnungsvoller Angst an die geschlossene Thüre des Arbeitskabinetts, vor dem die Herren eben angelangt waren. Es erfolgte keine Antwort.

Die Angst und bange Ungeduld der Frauen wuchs zum Äussersten, sodass, um diesem Zustande rasch ein Ende zu machen, das Thürschloss durch mehrere Schüsse gesprengt wurde, worauf sofort die ältere Dame, trotz dringender Abmahnung, ins Kabinett voranstürzte und im selben Augenblick mit einem Schrei der Verzweiflung in die Arme ihres Sohnes zurücksank. Der Anblick, den dieser Raum bot, rechtfertigte allerdings den Ohnmachtsanfall dieser so herzhaften, entschlossenen Frau. Er war so schrecklich, dass es den Männern eisigkalt über den Rücken lief und sie vor Entsetzen wie erstarrt dastanden.

Kein Fleckchen des Bodens war frei von Blut; wo man den Fuss hinsetzte, watete man in demselben. Im Lehnsessel lag der Leichnam des alten Herrn, dessen Haupt vom Rumpfe getrennt, noch in der Hand eines Negers ruhte, der auf einem seiner Kumpane tot am Boden lag. Aus allen diesen menschlichen Leibern sickerte das Blut. In einem Knäuel am Boden liegend, fanden sie das beherzte Mädchen Delphina mit dem noch röchelnden Neger

so fest verklammert, dass es Mühe kostete, sie auseinander zu bringen. Delphina war leblos und in einem Zustande, dass alle sie für tot hielten oder doch mindestens an einem Aufkommen zweifelten, wenn sie auch auf Augenblicke ins Leben zurückgerufen werden konnte. Die Kleider waren ihr vom Leibe gerissen, der zarte Körper selbst mit Blut bedeckt. Dichte Strähnen ihres Haares, mit Blut verkittet, lagen im Zimmer umher; ihr Kopf war eine einzige Wunde; als später ihr Körper vom Blute gereinigt wurde, fehlten auf ihrem Rücken handgrosse Flächen der Oberhaut. Der ganze Leib war eine einzige grosse Wunde. Nachdem das unglückliche Mädchen in ihr Zimmer geschafft, die Frauen von dem Leichnam des geliebten Hausvaters fast mit Gewalt fortgezogen worden waren, verliessen auch die Männer das Zimmer, um die Gefährten aufzusuchen und sich über den Erfolg des Angriffes und die weiteren Massnahmen mit ihnen zu verständigen.

Der Kampf war beendet. Von 250 Negern waren über zwanzig getötet, an achtzig verwundet. Ein Teil hatte auf den Knien um Pardon gebeten, der ihnen gewährt wurde; nur einem geringen Reste war es gelungen, in den Wald zu entfliehen. Von den Gefangenen, die in einem Gewölbe des Erdgeschosses eingeschlossen worden waren, wählte Herr Quinsinho zwanzig der Mindest-Schuldigen aus, um im Hause helfend einzugreifen, die Leichen im Walde zu bestatten und die Verwundeten in die Sensales zu schaffen. Der Haushofmeister, der sich in seinem Stübchen im Erdgeschosse eingeschlossen hatte, musste sofort zu Pferde steigen, um aus dem vier Stunden entfernten Städtchen Ärzte und Priester herbeizuholen und die inzwischen aufgesetzten Meldungen an die Behörde der Hauptstadt zur Post zu befördern. Apolonio und die kleine Delphina, die mittlerweile wieder ins Leben zurückgekehrt war, wurden in sorgsame Pflege genommen, wobei Hypolito und ein uns begleitender Indianer mit ihrer Pflanzenheilkunde die trefflichsten Dienste leisteten.

So war diese schreckensvolle Nacht vorübergegangen und einem freundlichen Morgen gewichen. Noch vor Tagesanbruch waren einige der nächsten Nachbarn und Grundbesitzer, die den Feldbrand bemerkt hatten, mit einer grossen Anzahl ihrer Sklaven herbeigeeilt, um Hilfe zu leisten und die weitere Ausdehnung des Feuers zu beschränken. Hierdurch wurde ein grosser Teil der Ernte vor Vernichtung gerettet. Noch während der Nacht, in der niemand an Ruhe dachte und alles, was Arme und Beine besass, zur Herstellung einer gewissen Ordnung das Seinige beitrug, wurden auch die Sklavenweiber aus ihrer Haft befreit, die, gefoltert von Angst und Reue, überall hilfreich zugriffen, so dass die aufregenden und mannigfach verwickelten Geschäfte der nächten Tage sich ohne Störung vollzogen, obwohl das Haus bis zum letzten Raume erfüllt war von Gerichtspersonen, Ärzten, Geistlichen, Polizeileuten und Beileidsbesuchen.

Die Leiche des Senators wurde einbalsamiert und mit allem Pompe, unter Begleitung der gesamten Gutsbesitzer auf zehn Stunden in der Runde in der Schlosskirche beigesetzt, wo das Mausoleum der Familie sich befand. Nach vierzehn Tagen endlich war alles vorüber, und Ruhe und Ordnung

kehrten wieder ein. Die Behörden und Polizeimannschaften hatten das Haus verlassen. Eine hinreichende Anzahl von Sklaven war von mehreren Verwandten zur Aushilfe bei der Ernte herangeführt worden, so dass auch die Arbeiten im Felde und in der Fabrik aufs neue aufgenommen werden konnten. Die beiden Verwundeten, die kleine Delphina und Herr Apolonio, waren von den Ärzten ausser Gefahr erklärt, und so beschlossen denn auch wir endlich unsere Abreise und ritten, nach fünfwöchentlichem Aufenthalte, nach einem herzlichen Abschiede bewegten Herzens von dannen.

Der Staat Espirito Santo.

Die Kolonien deutscher, italienischer und slavischer Nationalität.

Da von der Provinz Bahia nach der Hauptstadt der südlich angrenzenden Provinz Espirito Santo zur Zeit nur einmal im Monat ein Küstendampfer der Companhia Costeira Brasileira verkehrte, so durfte ich diesen nicht versäumen, wollte ich nicht einen ganzen Monat verlieren. Am 27. sollte er abgehen, daher begab ich mich schon am 26. nach der Stadt Bahia; musste aber dort drei Tage auf die Abfahrt warten. Während dieser Zeit schlug das bis dahin gute Wetter um, und es trat heftiger Sturm mit zeitweisen Regengüssen ein. Die See brüllte und schnaubte wie ein gereizter Löwe. Der Anblick der meilenweiten Bai war fürchterlich grossartig. Zerwühlt bis auf den Grund, sprangen die sturmgepeitschten Wogen tosend in die Höhe und drohten die Nufsschale tausendmal zu verschlingen, auf der ich während der halbstündigen Fahrt zum Dampfer umhergeschleudert wurde. Endlich war das Schiff erreicht. Ganz schwindlig und betäubt erhaschte ich instinktiv den rechten Moment, um mich mittels eines Seiles, das mir vom Bord zugeworfen wurde, auf die hochgezogene Treppe zu schwingen.

Kaum war ich an Bord, als Neptun unbarmherzig sein Opfer forderte. In dieser nichts weniger als angenehmen Lage wurde ich vom ersten Offizier des Schiffes, dem Immediato, aufs unliebsamste gestört, der mit Staunen und Schrecken 24 Kolli einschiffen sah, während ein Passagier nur zwei Koffer frei hat. In der Meinung, dass dies alles als blindes Passagiergut gelten sollte, bedeutete er mich mit barschen Worten, dass ich zu viel Gepäck hätte. „Nun denn,“ gurgelte ich ihm halberstickt und todtenbleich zur Antwort, „werfen Sie den Rest über Bord!“ — Verblüfft starrte er mich eine Weile an, als wenn er meiner Zurechnungsfähigkeit misstraue, und brummte etwas von Bezahlung der Überfracht. Da ich jedoch in demselben Augenblick einen erneuten heftigen Anfall bekam, so befreite mich dies auf die schnellste Art von dem zudringlichen, unhöflichen Menschen.

Ich schickte, sobald ich mich besser fühlte, meinen Begleiter sofort zu ihm, um die Sache in der Weise zu regeln, wie dies bisher immer ge-

schehen war. Die wenigen zu jener Zeit in Verwendung stehenden Küstendampfer waren grösstenteils mehr oder minder schlecht gebaut und wurden nicht rein gehalten, so dass der ranzige Ölgeruch, der durch das ganze Schiff verbreitet war, und die über alle Beschreibung schlechte und rohe Bedienung eine Fahrt auf diesen Dampfern, besonders für den weniger seetüchtigen Reisenden zur Marter machten. Seit neuester Zeit hat sich in Rio eine brasilianische Dampfschiffahrtsgesellschaft für Küstenfahrten (Lloyd Brasileiro) gebildet, die gute Schiffe besitzt und für die Passagiere besser sorgt.

Nach dreitägigem, schwerem Leiden langte ich endlich in Victoria, der Hauptstadt der Provinz Espirito Santo, an. Die Stadt liegt an einer schmalen Meereseinbuchtung, die, durch den Fluss Santa Maria verlängert, einen Kanal bildet, an dessen Ufern sich mässig hohe Bergketten hinziehen, die in abenteuerlicher Gestaltung meist schroff abfallen. Die Stadt selbst bietet einen seltsamen Anblick. Mir schien sie wie ein durch Zauber stehen gebliebener Rest aus vorsintflutlicher Zeit, ein Städtchen, das, wie verloren und vergessen von aller Welt, ganz abseits sich selbst lebt und genügt. Zu diesem Eindruck trägt hauptsächlich die Lage und die Bauart der Häuser bei. Kreuz und quer, schmal und krumm laufen die Gässchen bergauf, bergab, links und rechts in Schluchten sich verlierend. In den tiefer liegenden Strassen gähnen von den Abhängen der sie begrenzenden Berge die Rückseiten vieler der heterogensten Häuser und Häuschen herab, die, gleich Pfahlbauten, rückwärts auf Holzpfählen stehen, um das Terrain auszugleichen. Das Ganze bildet ein Wirrsal krummer und schiefer Gassen und Sackgässchen von bunt durcheinander gebauten Häusern und Hütten, unter denen man sich nur schwer zurecht finden kann. Nur das Präsidenten-Palais, ein glattes grosses Viereck, wunderlich gelb angestrichen, liegt frei auf einer Anhöhe, gleich einer Festung. Telegraphen- und Kolonien-Amt hingegen sind in geschmackvollem Stile aufgeführte Gebäude.

Die Einwohner sind im ganzen dieselben Brasilianer, wie ich sie stets gefunden habe, nur mit einer Nüance geringeren Selbstbewusstseins und weniger angekränkelt von der Civilisation. Das bischen Leben und Verkehr, das Victoria überhaupt besitzt, wird durch die ziemlich zahlreichen Beamten und die zeitweilig hier verkehrenden Geschäftsreisenden bewirkt.

Charakteristisch für die Höflichkeit und Gastfreundschaft der dortigen Bewohner ist folgendes: Ich wurde in eine der angesehensten Familien der Stadt eingeführt und vom Hausherrn, einem Doktor, und mehreren anderen Herren, die eben zum Besuch da waren, zuvorkommend empfangen. Dieselben schienen an meinen Reisen Interesse zu nehmen und liessen sich mit mir in ein längeres Gespräch ein. Doch bemerkte ich an dem Hausherrn eine gewisse Unruhe und Zerstreutheit, da er mehrmals aus der Gesellschaft verschwand, und fand es daher für gut, mich zurückzuziehen. Nun mochte er in meinen Mienen etwas wie Unzufriedenheit bemerkt haben, weshalb er sich damit entschuldigte, dass seine Frau im Sterben liege und eben von den Kindern Abschied nehme. Bei diesen Worten blieb ich einen Moment wie erstarrt. Wie konnte der Mann die Höflichkeit so weit treiben, ein solch

tiefschmerzliches Gefühl zurückzudrängen, um mit freundlich lächelndem Gesichte nichtssagende Höflichkeitsphrasen mit einem ihm vollständig fremden Menschen eine Viertelstunde lang zu wechseln?

Ich besuchte hier auch das zu jener Zeit einzige deutsche Kaufhaus, welches das grösste und angesehenste der Provinz war. Es führt Kaffee aus und fast alle Bedürfnisse der Kolonien ein. Der Export dieses Hauses betrug im Jahre 1886 3 Mill. Mark und wird seitdem wohl bedeutend zugenommen haben. Ein wahres Vergnügen machte es mir, in dem Chef des Hauses, Herrn Eugen Wetzel, seit langer Zeit wieder einem Manne im edelsten Sinne des Wortes zu begegnen. In der Schreibstube, wo mehrere junge Leute über ihre grossen Geschäftsbücher und Schriftstücke gebeugt sassen, wurde ich an eine Thür gewiesen, die in das Zimmer des Chefs führte. Ich trat ein und fand in einem grossen Saale einen einzigen Schreibtisch, an dem ein fest und durchdringend blickender Mann mit feingeschnittenen Zügen sass, aus denen ein klarer Geist sprach. Ich erkannte in ihm einen in sich abgeschlossenen Charakter, der bis auf das Pünktchen genau weiss, was er will, und der auf sein Ziel im vollen Bewusstsein seiner Kraft losgeht. Er geniesst hier allenthalben ein grosses Ansehen, nicht bloss als erster Kaufmann der Provinz, sondern als Mensch überhaupt. Seine Wohnung hat er sich auf einem aus dem Meere aufragenden Berge, eine Stunde von der Stadt entfernt, erbaut. In diesem kleinen Feenschlösschen, abgesondert von aller Welt, haust er mit seiner liebenswürdigen Gattin im tiefsten Frieden; von der Veranda geniesst er den Ausblick aufs weite Meer, von der entgegengesetzten Seite blickt er in das wildeste Gebirge.

Da diese Provinz auf meinen Reisen die erste war, wo seit vierzig Jahren mehrere Einwanderungen zu ganz verschiedenen Zeiten stattgefunden hatten, so war es mein erstes und angelegentliches Geschäft, mich nach den Kolonien zu erkundigen, wo dieselben lägen und wie man zu ihnen gelange, denn sonderbarerweise konnte ich in Victoria keine Karte der Provinz erlangen. Man wies mich in dieser Beziehung an das Kolonienamt, und dort fand ich auch in der That eine topographische Karte, jedoch nur von den verschiedenen Kolonien selbst, nicht aber von der Provinz. Ein freundlicher Beamter, in Abwesenheit des Chefs, legte mir dieselbe vor und belehrte mich auf die zuvorkommendste Weise. Auf der Karte war aber keine Strasse verzeichnet, die zu den Kolonien führte, trotzdem ein grosser Teil der Ausfuhrprodukte derselben zur Verschiffung hierher gelangte. Auf meine Frage erfuhr ich, dass der Fluss Santa Maria den Verkehr zwischen Stadt und Kolonien vermittle.

Um so besser, dachte ich, das bildet eine bequeme Handelsstrasse! Doch wie wurde ich enttäuscht! Der Fluss schrumpfte zu einem Flüsschen ein, welches solche Tücken und Unliebenswürdigkeiten besitzt, dass man es nur auf Kanoes befahren kann. Mit geschickten, ausdauernden, aber auch sehr teuern Fährleuten erreicht man die 12 Leguas (1 Legua = $6\frac{1}{2}$ km) entfernte Station in ungefähr 20 Stunden. Jeder Bootsmann, mindestens müssen es zwei oder drei sein, bekommt tarifmässig 10 Milreis (20 Mark).

Ist der Fluss stark angeschwollen, so ist er überhaupt nicht befahrbar. In einem solchen Fahrzeuge ist es nichts weniger als bequem zu reisen; und kommt man damit glücklich ans Ziel, so kann man zuvörderst dem lieben Gott, nicht minder aber auch den Bootsleuten danken, dass man die oft gefährlichen Wirbel ohne Unfall passiert hat. Dieser primitive Weg ist die einzige Verbindungsstrasse zwischen der Stadt und mehreren bedeutenden Kolonien zu jener Zeit gewesen. Das scheinheilige Flüsschen Santa Maria beförderte auf seinem Rücken wahre Schätze von Ein- und Ausfuhrartikeln. Nunmehr führt eine Strasse dahin, und eine Eisenbahn ist im Bau begriffen. Der Staat Espirito Santo ist in der glücklichen Lage, seit dem Jahre 1886 nur ganz tüchtige Gouverneure zu besitzen.

Ich schiffte mich mit meinem mich begleitenden Neffen um 9 Uhr abends ein, wohlversehen mit Lebensmitteln für zwei Tage. Die Nacht hindurch lagen wir ausgestreckt in unserm Kanoe. Bei jeder heftigen Bewegung, die wir des unbequemen Lagers halber unwillkürlich machten, wurden wir von den Fährleuten zur Ruhe ermahnt, um nicht umzuschlagen. Der anbrechende Tag entschädigte uns reichlich für die böse Nacht. Wir befanden uns in der Mitte eines schwimmenden Waldes, wie es den Anschein hatte, da der angeschwollene Fluss die begrenzenden Waldungen unter Wasser gesetzt hatte. Die zahllosen gefiederten und ungefiederten Bewohner des Urwaldes waren erwacht und gaben ihre Freude durch tausendfältige Töne kund. Die Myriaden von Tautropfen an den saftig grünen Blättern der Baumkronen glitzerten im Sonnenschein wie purer Edelstein.

Die weltverlorene Einsamkeit versetzte mich in andächtige Stimmung. Ich dachte an Europa, an meine Heimat zurück, wo so viele Millionen Menschen teils heiter und glücklich in den Tag hineinleben, teils wieder schwer belastet mit den Sorgen des alltäglichen Lebens selten oder nie in die Lage kommen, an solch gewaltiger Erhabenheit der Natur die Seele zu erheben und die Vergänglichkeit des eigenen Daseins daran zu messen. Wie winzig klein und verloren galt ich mir selbst in dieser endlosen und grossartigen Wildnis. Und doch wieder, wie schwellte es mir das Herz vor Stolz, als ich bedachte, dass wir Menschen in so vielen Fällen uns zu Herren und Meistern dieser Natur zu machen wissen. Vor wenigen Jahren erst sind europäische Ansiedler hier vorgedrungen, haben die mächtige Vegetation gebändigt und sich dienstbar gemacht.

Abends 5 Uhr gelangten wir ans Ziel, nach Porto Cachoeira. Es ist dies ein von bewaldetem Gebirge eingezwängtes Örtchen, das von einigen Kaufleuten und Handwerkern deutscher Nationalität, sowie von Brasilianern bewohnt ist. Hier ist der Handelsmittelpunkt der meisten deutschen und italienischen Kolonien, besonders der grossen Kolonie Santa Leopoldina, die sich wieder je nach den Bewohnern in Unterabteilungen mit verschiedener Benennung teilt. So giebt es eine Schweiz, Sachsenland, Pommern, Holland, Santa Thereza, Petropolis, Baixo-Tymbuhy, Bragança, Luxemburg, Kalifornien u. s. f.

Die Kaufleute in Cachoeira kaufen von den Kolonisten den Kaffee im



Primitive Kaffeestampfe eines deutschen Kolonisten im Staate Espirito Santo

kleinen auf und senden ihn in grösseren Partien an die Exporteure in Victoria. Da in Cachoeira unter den Käufern eine ziemliche Konkurrenz herrscht, so erhalten die Kolonisten den höchsten möglichen Preis für ihren Kaffee. Hier wieder versieht sich die grösste Zahl der kleinen Landwirte mit ihren mannigfachen Bedürfnissen.

Die Lage von Porto Cachoeira ist höchst romantisch, das Klima jedoch durch die eingeschlossene Lage drückend heiss. Das Örtchen ist wie ein Bienenstock. Zahllos sind die täglich ein- und ausschwärmenden Kolonisten, die von allen Seiten her ihre Kaffeesäcke auf Tragtieren herbeibringen. Die einzige, ziemlich lange Dorfstrasse ist immer mit Reitpferden und Maultieren besetzt. Die Kaufleute sind jahraus, jahrein derartig in Geschäften vergraben, dass sie ganz und gar ihr eigenes Dasein vergessen; der gegenseitige Neid reduziert zudem alles gesellschaftliche Leben auf Null. Am deutlichsten tritt dies an Sonntagen hervor, wo die Geschäfte geschlossen sind und kein Kolonist am Platze sich befindet. Dann ist der Ort wie ausgestorben. Alle sitzen sie daheim hinter Schloss und Riegel. Was sie da thun, ist mir unerklärlich, denn ausser der Litteratur ihrer Geschäftsbücher und der Musik der klingenden Geldsorten fand ich nichts, was sie interessieren mochte.

In diesem Orte herrscht der krasseste Materialismus. Nicht bloss, dass idealen Lebenszwecken nicht der geringste Zoll geleistet wird, die Leute gönnen auch ihren Kindern nicht die rechte Erziehung und lassen ihnen nur einen mangelhaften Unterricht angedeihen. Anstatt einen tüchtigen Pädagogen anzustellen, wozu sie die Mittel ja vollauf besitzen, sparen und knickern sie hierin und lassen den Lehrer der nächsten Kolonie auf drei Tage in der Woche kommen, als wenn diese Zeit genügte, tüchtige Menschen aus Kindern heranzubilden, mit denen die Eltern sich so wenig beschäftigen. Bei meiner Ankunft in Porto Cachoeira war ich dennoch aufs angenehmste berührt, nach jahrelangen Reisen unter dunkelhaarigen Brasilianern, hier plötzlich von einer Menge flachshaariger Kinder mich umringt zu sehen, und nach langer Zeit wieder einmal deutsche Laute zu vernehmen.

Nach acht Tagen machte ich mich auf den Weg nach den Kolonien. Ein gesatteltes Maultier für mich, eins für mein notwendiges Gepäck mit einem Camarada (Führer) hatte ein Herr die Freundlichkeit, mir zu überlassen. Mein Neffe war zurückgeblieben in einem Hause, das ich in der Not um einen hohen Preis zu mieten gezwungen war, obwohl es sich in einem kaum bewohnbaren Zustande befand. Die erste Ansiedlung, die ich besuchte, war die Schweiz, zwei Stunden von Cachoeira. Es ging mir dabei herzlich schlecht. Die Wege zu den Kolonien sind nur Saumpfade, die von der Regierung wie von den Kolonisten selbst vernachlässigt und durch den starken Verkehr arg zugerichtet sind. Da die ganze Gegend ausserordentlich gebirgig und von Schluchten zerrissen ist, so führen die Wege oft an wildzerklüfteten, steilen Abhängen oder durch dichten Urwald hin. Überdies sind sie nicht selten durch Baumstämme versperrt, die der Sturm gefällt hat. Denkt man sich dann noch den schmalen Saumpfad durch starke, anhaltende Regengüsse beschädigt und schlüpfrig, die kleinen Holzbrücken

von den angeschwollenen Bächen weggerissen, so kann man sich einigermassen einen Begriff machen, was auf diesen Strassen durchzumachen ist. Zudem war mein Camarada des Weges unkundig und überhaupt in den Dienstverrichtungen eines Führers nicht bewandert.

Der erste dumme Streich, den er machte, war, dass er mich einen falschen, als ungangbar verlassenen Weg führte, so dass ich, statt in zwei, erst nach fünf Stunden unter Mühsal und Gefahr, durchweicht vom Regen und schlammbedeckt, gemartert an allen Gliedern, in der Schweiz anlangte. Ich war jedoch guten Mutes, da ich herzlich froh war, meinen Bestimmungsort überhaupt erreicht zu haben. In der Schweiz fand ich den Lehrer, den ich in Cachoeira kennen gelernt hatte. Herr Schwarz, ein Sachse, hatte die Freundlichkeit, mir sein eigenes Zimmerchen und Bett abzutreten, was mir ausserordentlich wohl that und mich bald wieder herstellte. Ein anderer Sachse, ein Sattler, tauschte mir andern Tages mein durch einen Unfall zerrissenes Sattelzeug gegen sein eigenes um. Es sind dies wohl keine Grossthaten, aber Herz und Gemüt beweisen sie, und das habe ich bei den meisten Sachsen gefunden, wo immer im fremden Lande ich ihnen begegnet bin. Ich sage ihnen hier nochmals meinen Dank.

Des andern Tages, an einem Sonntage, besuchte ich den hier residierenden Konsularagenten, Herrn Dietze. Obwohl er vielfach angefeindet worden ist, so habe ich doch in ihm einen freundlichen, intelligenten Mann gefunden, der, wie ich glaube, für seine Umgebung zu ideal angelegt ist. Da er mich aufs liebenswürdigste eingeladen hatte, bei ihm Quartier zu nehmen, weil Herr Schwarz nach Cachoeira hinübergeritten war, so blieb ich denn und hatte Gelegenheit, einer Abendunterhaltung mit Tanz beizuwohnen. Herr Dietze hält nämlich eine Venda, d. h. ein Detailgeschäft, mit allen möglichen Dingen, worunter der unentbehrliche Schnaps natürlich nicht fehlen darf. Zu dieser „Soirée dansante“ erschienen die Kavaliere sowohl, wie deren Damen barfüssig, was einen komischen Anblick gewährte. Noch drolliger gestaltete sich die Scene, als ein in seinen Lebensverhältnissen herabgekommener brasilianischer Fazendeiro niederer Klasse in Kanonenstiefeln mit Pfundsporen erschien und sofort eine blonde Maid zum Tanze führte, die ihn aber bald, sowie mehrere andere, mit schmerzverzogenem Gesichte verliess. Es war augenscheinlich, die schwere Fussbekleidung hinderte ihn in seinen Bocksprüngen, und zwar umsomehr, als seine langen, dürren, schlottrigen Beine nicht die Kraft besassen, in solchen Stiefeln nach Herzenslust zu agieren. Und die Lust war gross, das leuchtete ihm aus seinen nichts weniger als geistreichen Augen. Er entledigte sich also unverfroren im Ballsaale dieser Last und tanzte in Strümpfen wacker darauf los, bis ihm dieselben in kleinen Fähnchen um die Beine flatterten. Ländlich, sittlich! Hier nahm niemand Anstoss daran, man fand es ganz natürlich.

Die Kolonisten der Schweiz sind eigentümlicherweise zumeist Sachsen. Ihre Lage in materieller Beziehung ist beinahe ausnahmslos befriedigend. Manche, von ausgezeichnetem Boden begünstigt oder von besonderer Energie beseelt, sind wohlhabend, d. h. sie besitzen einige Tausend Mark an Er-

sparnissen. Moralisch und geistig aber haben sie entschieden Rückschritte gemacht, oder nichts Nennenswertes von Eigenschaften dieser Art aus der Heimat mitgebracht. Es sind jedoch auch Verhältnisse in Betracht zu ziehen, die diesen Übelstand einigermassen entschuldigen. Vor allem gehörte von Haus aus keine geringe moralische Kraft dazu, um im Urwalde, auf sich selbst angewiesen, im schwersten und bittersten Kampfe um das Dasein Gemüt und Sinn für die ideale Seite des Lebens zu bewahren. Der unsäglichsten Not preisgegeben, von keiner Seite Trost und Aufmunterung erhaltend, erstarkten wohl die ersten Pioniere der Wildnis an physischer Thatkraft und Ausdauer, aber das Gemüt wurde rauh und abgehärtet gegen alle zarten Empfindungen. Was kümmerte den schwer kämpfenden Mann die ganze Welt mit ihren Idealen, wenn nur seine Bohnen und sein Mais reiften, um die physischen Bedürfnisse der Familie zu befriedigen. Dass die Kinder, unter solchen Verhältnissen aufgewachsen, ohne hinreichende geistige und moralische Unterweisung, ihre Eltern im rohesten Materialismus noch übertreffen, ist wohl kein Wunder.

Gerade in den schweren Jahren, wo sie dessen am meisten bedurft hätten, fehlte ihnen der geistliche Zuspruch, der religiöse Trost. Später, als sie behaglicher leben konnten, wurden zwar Pfarrgemeinden gegründet, Kirchen erbaut und Pfarrer angestellt, aber der brutale Materialismus war bei den Kolonisten schon zu weit vorgeschritten. Allerdings ist der Lebenswandel dieser Ansiedler im allgemeinen nicht gerade von auffallender Immoralität, doch ist der Abstand in dieser Beziehung ein ganz bedeutender, wenn man den Kolonisten von Espirito Santo mit einem deutschen Bauer vergleicht. Seit mehreren Jahren hat Santa Leopoldina zwei, Santa Isabel eine protestantische und Santa Thereza eine katholische Kirche. Neben den deutsch-protestantischen Kirchen sind Schulhäuser erbaut, wo die Pastoren einige Tage der Woche Schule halten, die indessen, der grossen Entfernungen halber, nicht von allen Kindern besucht wird. Es werden daher neben diesen Pfarrschulen noch andere Gemeindeschulen erhalten. Von den drei Pastoren, die ich kennen gelernt habe, waren die beiden von Santa Leopoldina ausserordentlich thätig in ihrem Berufe.

Montag früh brach ich von der Schweiz auf und ritt nach Pommerland (auch Jequitibá genannt). Bei den Pommern fielen mir sofort die grösseren und besseren Wohnhäuser und die gut bestellten Kaffeeberge auf. Man sah es, hier war tüchtige und fleissige Arbeit geleistet worden. Die Ansiedler von Pommerland sind auch, da sie sparsam leben, im allgemeinen besser gestellt als die meisten Kolonisten anderer Stämme. Sie halten mehr Vieh, worauf sie sehr stolz sind, pflanzen mehr für den Hausgebrauch, halten ihre Häuser reiner und nähren sich besser. Aber eine Roheit fand ich daselbst, die mich wahrhaftig in Erstaunen setzte. Haben die Leute dort eins über den Durst getrunken, was nicht selten vorkommt, so ist es höchst geraten, ihnen aus dem Wege zu gehen. So ein Pommer braucht nur einem gewöhnlichen Menschenkinde in die Arme zu fallen, und seine mammutähnlichen Knochen reichen hin, diesen Unglücklichen zu zermalmen. Dabei

sind sie aber mit wenigen Ausnahmen biedere Leute, und ihre Ehrlichkeit ist unanfechtbar. Seit Jahren kam kein Diebstahl vor, um so mehr aber rohe Schlägereien.

Als ich in Jequitibá eintraf und bei einem wohlhabenden Vendisten (Krämer), einem Pommer, einkehrte, der mich gastfreundlich aufnahm, hatte ich Gelegenheit, diese Leute in der Venda zu beobachten. Das war ein Schreien, Lachen, Hämmern mit den Fäusten, als wären sie alle vom Teufel besessen. Ältere Männer warfen sich aus Mutwillen gegenseitig zur Erde, dass das Haus erdröhnte.

Des andern Tages sah ich einen flotten Reiter herangaloppieren, welchen ich sofort als etwas Besseres erkannte. Es war der Pastor, der eine halbe Stunde entfernt wohnt und von seinen Bergen heruntergekommen war, um einige Einkäufe zu machen. Er war so liebenswürdig, mir auf die zuvorkommendste Weise eine Wohnung bei sich anzubieten, weil er einsah, dass ich in dem steten Lärm und bei der derben Kost bei einem leichten Unwohlsein, das ich mir durch Erkältung zugezogen, nicht bleiben konnte. Ich nahm seine freundliche Einladung an und fand seine Häuslichkeit so friedlich, lieb und behaglich, dass es mich bis in die innerste Seele erquickte Wie lange hatte ich dergleichen schon entbehrt. Seine freundliche und herzensgute Frau und vier hübsche blonde Kinder empfingen mich wie einen lieben Verwandten. Ich unternahm mit dem Pastor mehrere kurze Ausflüge in die Umgegend, wobei er mich über verschiedene Dinge belehrte.

Ausserordentlich gefiel mir am Sonntage der Gottesdienst. Schon früh um 7 Uhr kamen die Kolonisten mit ihren Frauen und Kindern hoch zu Ross den Berg herangesprengt, auf dem die Kirche steht. Um 10 Uhr waren sie vollzählig, worauf zur Kirche geschritten wurde. Es gewährte einen prächtigen Anblick von da oben, die Hunderte von Reitern, und die in den buntesten Farben gekleideten sattelfesten Frauen und Mädchen, mit den dunkelgekleideten Männern untermischt, im Galopp herannahen zu sehen. Nun begann der Gottesdienst in sehr würdiger Weise, wobei der Pastor die frommen Lieder der Gemeinde auf einem grossen, erst kürzlich mit vielen Kosten angeschafften, Harmonium begleitete. Schon die Hinaufschaffung dieses grossen Instrumentes tief ins Gebirge auf Saumpfaden, die für einzelne Reiter allein schon hinreichend halsbrecherisch sind, charakterisiert deutsche Energie und Ausdauer. Es waren dazu hundert Mann und sechzehn Maultiere nötig. Wie heimelte mich wehmütig das sanfte melodische Glockengeläute hier an, das ich seit vielen Jahren in dieser Weise nicht mehr gehört hatte, denn das brasilianische Glockenläuten ist mehr ein nervöses Geklingel. Welch rührenden Eindruck machte es auf mich, tief im Gebirge, umringt von Urwäldern, weit entfernt von der civilisierten Welt, verloren in der Wildnis, den Klang von Glocken zu hören, welche die Männer meines Stammes mit heroischer Thatkraft und Ausdauer in die brasilianische Urwildnis getragen haben. Neben der Kirche haben die Ansiedler auf dringendes Anraten des Pastors ein schönes Schulhaus erbaut, vor welchem, durch einen hübschen Blumengarten getrennt, das Häuschen des Pfarrers liegt.

Dieser Pastor ist ein wahrer Segen für die Gemeinde. Er ist gebildet, fromm, ohne Bigotterie, energisch, thätig, ein echter Hinterwäldler. Er predigte den Leuten nicht allzuviel und wirkte mehr durch sein eigenes Beispiel, indem er ihnen thatsächlich zeigte, wie man bei aller schweren Arbeit noch Zeit gewinnen kann, das Leben im allgemeinen und besonders das häusliche, ein wenig idealer zu gestalten. Er hat sich aus dem übernommenen, roh gezimmerten Wohnhaus durch Tünchen, Malen, Scheuern, durch Bilder-, Pflanzen- und Blumenschmuck ein kleines Paradies geschaffen. Auf diese Weise erweckt er in den rohen Männern seiner Gemeinde den Sinn für angenehme Häuslichkeit, geht ihnen dabei mit Rat und That an die Hand und ist bestrebt, sie durch leichte, gute, unentgeltlich verbreitete Lektüre zu veredeln. Mit einem Worte, er lässt nichts unversucht, diese rauhen vierschrötigen Menschen einer höheren Gesittung zuzuführen. Er weiss aber auch seinen Mann zu stehen, wenn es gilt, der Roheit entgegenzutreten, denn er war ehemals ein tapferer Soldat, der im deutschen Heere den Krieg von 1870/71 mitgemacht hat. Er ist zudem der einzige Arzt seiner Gemeinde, wenn auch nur durch Selbstbildung. Sein Name ist Hasenak, sein Geburtsland Westfalen.

Von Pommerland kehrte ich wieder nach Cachoeira zurück, um von dort aus die Kolonie Santa Thereza zu besuchen. Der Weg dahin war um nichts besser als der früher beschriebene. Auf diesen halsbrecherischen Pfaden, die täglich von vielen Kolonisten benutzt werden, geschieht doch nur äusserst selten ein Unglück. So wie das europäische und nordamerikanische Festland seine Eisenbahnen, das Meer seine Schiffe, die Wüste ihre Kamele hat, so hat das brasilianische Gebirgsland im Norden seine Maultiere, ohne die ein reger Verkehr unmöglich wäre. Die Vorsicht, die Sicherheit und Ausdauer dieses Tieres sind erstaunlich.

Als ich später auf dem Rückwege von Baixo-Timbuhy mich verirrt und einen wegen seiner Ungangbarkeit verlassenen Weg eingeschlagen hatte, der an einem schauerlich zerklüfteten, steilen Abhange sehr schmal dahin lief, entrann ich mit knapper Not einem verhängnisvollen Sturze. Das Donnern und Tosen eines über Felsstücke ohne Zahl wütend dahinbrausenden Wildbaches am Grunde der Schlucht hatte mich betäubt; an einer schroffen Biegung des Weges angelangt, die ein ungeheuerer Felsblock bildete, bemerkte ich nicht sogleich, dass dort der schmale Pfad gänzlich abgerutscht war. Als plötzlich vor den Füssen meines Tieres mich eine schauerliche Leere angähnte, erschrak ich so heftig, dass ich unwillkürlich einen Schrei ausstiess; doch rasch genug besann ich mich, dem Maultier die Zügel frei zu geben, da an ein Umwenden auf dem schmalen Pfade nicht zu denken war. Vorsichtig tastend, kletterte das ausgezeichnete Tier, die allerkleinsten Vorsprünge benutzend, am abschüssigen Felsen hinüber. Ich hatte in diesen wenigen Sekunden das Gefühl kennen gelernt, das wohl den Verurteilten durchschauert, der sein Haupt auf den Richtblock gelegt hat und jeden Moment den Streich des Beiles erwartet.

Auf einem Nachtritt durch den Urwald, zu dem man zuweilen gezwungen

ist, beruht die Sicherheit des Reiters einzig auf dem Instinkt des Maultieres, das in der tiefsten Finsternis sich stets zurechtfindet. Ein solcher Ritt im Urwalde in schwarzer Dunkelheit hat seine schauerlichen Reize. Es herrscht eine beängstigende Stille, nur hier und da unterbrochen durch ein fernes Knattern und Krachen eines stürzenden morschen Baumes oder durch den schaurigen unartikulierten Schrei eines aufgescheuchten Nachtvogels, der die gespannten Nerven des Reiters erbeben macht. Ab und zu hört man ein geheimnisvolles Flüstern der Bäume, ein Rascheln von flüchtenden Kriechtieren, wobei den Reiter oft das beklemmende Gefühl überkommt, als sei er von einer Legion geisterhafter Wesen umringt, die er nur fühlt, aber mit den Augen nicht wahrnehmen kann. Wenn ihn dann plötzlich zwei funkensprühende Augen einer Wildkatze aus dem schwarzen Chaos entgegenfunkeln, so wird ihm unheimlich zu Mute, und die Minuten werden zu Stunden, die er ängstlich zählt, um bald eine menschliche Behausung, und wäre sie noch so ärmlich, zu erreichen.

Doch reitet man im Freien zu früher Morgenstunde, wenn eben die ersten Strahlen der Sonne die Baumkronen durchblitzen, jedes feuchte Blättchen einem Smaragd gleicht, die Sonnen- und Schattenflecke am Wege miteinander spielen und ein erquickender Kräuterduft durch die ganze Natur hinzieht, wenn die Vögel vor Freude und Lust ihr Gezwitscher mutwillig durcheinander schmettern und Tierchen aller Art eilig und geschäftig hin- und herhuschen, da könnte man aufjauchzen vor Entzücken. Nach und nach steigt dann die Sonne höher, ihre Strahlen beginnen lästig zu werden, mit dem Aufjauchzen ist es nichts mehr; aber man reitet noch guten Mutes voran, sich manchen Anblickes erfreuend, bis endlich die Sonne im Zenith steht.

Dann ist die Herrlichkeit zu Ende, alles beugt und krümmt sich vor der Hitze, die Blätter hängen matt, wie verschmachtend, an den Bäumen, die Gräser sind traurig zusammengeschrumpft, es ist kein Funkeln und Glitzern der Sonnenstrahlen mehr, alles glüht und dörrt. Man sieht und hört kein Vögelchen, kein Tierlein mehr. Sie haben sich alle in den tiefsten Waldesschatten zurückgezogen. Nur der arme Reiter muss weiter traben, ermattet und erschlafft hängt er im Sattel des schweisstriefenden, keuchenden Maultieres, bis er wieder zum Urwald mit seinen Schatten gelangt, die von Schritt zu Schritt dunkler werden, und ihn eine feucht-frische Kühlung erquickt. Mit Behagen nimmt er den breitkrämpigen Hut vom Kopfe, neubelebt hebt er sich strammer in den Steigbügeln und munter trabt das Maultier voran. Es ist gerade eine schöne Stelle im Urwalde, man befindet sich wie in einem duftenden Park, wohin der grellblendende Sonnenschein nicht dringen kann.

Auf diesen Wegen reisen jahraus, jahrein die Tropeiros mit ihren Tropas, einer Anzahl Lasttiere, und vermitteln den Handelsverkehr, wobei die Last eines jeden Tieres im allgemeinen 120 Kilo beträgt. Gewöhnlich sind dieser Tropeiros mehrere beisammen, die sich gegenseitig unterstützen und die ungangbaren Stellen so weit zurecht machen, dass allerdings nur ihre Tropas heil passieren können. Ebenso machen sie es, wo Brücken

zerstört sind. Sie flicken sie notdürftig zusammen und zerstören sie wieder, wenn sie darüber hinweg sind.

Um 9 Uhr früh war ich von Cachoeira fortgeritten, hatte auf dem Wege zwei brückenlose Flüsschen passiert und kam nachmittags um 5 Uhr in Santa Thereza an, das 600 bis 800 m höher liegt als das erstere und infolgedessen ein angenehmeres und gesunderes Klima als Cachoeira besitzt. Die vielen Welschtiroler und Lombarden, die diesen Landstrich bewohnen, sind ein arbeitsames, heiteres Völkchen, das in nicht minder guten Verhältnissen lebt, als die Bewohner der anderen Kolonien. Diese Kolonie war die jüngste; sie bestand erst seit vierzehn Jahren und wurde von der Regierung nicht weiter bevormundet. Es kommandiert sie kein Direktor mehr, der vom Staate gewissermassen als Gouverneur angestellt wird. Die Ansiedler leben frei und ungebunden, in aller und jeder Beziehung sich selbst überlassen.

Im Flecken Santa Thereza, welcher ungefähr aus 30 Häusern besteht und der Centralpunkt dieser Kolonie ist, giebt es wohl eine staatliche Behörde in der Person eines Subdelegado, einer Art Polizeikommissar, dessen Amt und Macht jedoch so lange harmlos ist, als nicht grobe Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit und Ordnung vorkommen. Der Friedensrichter von ganz Santa Leopoldina, in welchen Bereich auch diese Kolonie gehört, wohnte in Cachoeira. Der Fiscal (Steuereinnehmer) war ein Vendist in der Kolonie Petropolis, ein gutes, einfaches und kluges Männchen. Diese drei Beamten, die keine Besoldung erhalten, aber doch wohl Sportel vereinnahmen, werden von der Provinzial-Regierung mit diesen Ehrenämtern bekleidet. Sie waren Brasilianer von geringer sozialer Stellung und zweifelhafter Befähigung, was teilweise damit zu entschuldigen ist, dass der Regierung keine Auswahl zur Verfügung stand, weil in der ganzen grossen und weiten Kolonie Santa Leopoldina zur Zeit noch keiner der Kolonisten sich zur Naturalisierung entschliessen konnte und daher zu keinem Amte befähigt war. Die Pommern, seit so vielen Jahren schon eingewandert, verstehen noch nicht einmal die Landessprache. Von den Brasilianern wieder sind sehr wenige in den Kolonien ansässig, unter denen die besseren Landwirte weder Zeit noch Lust haben, ein unentgeltliches Amt zu übernehmen.

Trotz der zwanglosen Freiheit, welche die Kolonisten geniessen, kommen gleichwohl in den Kolonien äusserst selten solche Fälle vor, welche die Behörden zum Einschreiten veranlassen. Die Ansiedler leben im ganzen friedlich und ruhig auf ihrem Besitztum, das ihre volle Arbeitskraft in Anspruch nimmt, sie aber auch reichlich lohnt. Die fast unausgesetzte Thätigkeit, sowie die spärliche Gelegenheit, in grösseren Gesellschaften zusammen zu kommen, mag wohl der gewichtigste Grund des hier herrschenden friedlichen Lebens sein, da ja sonst von den lebhaften Italienern und den kraftbewussten Pommern häufigere Ruhestörungen zu befürchten wären.

In Santa Thereza ist ein katholisches Kirchlein, das seit ungefähr einem Jahre verwaist war, was nicht hinderte, dass dies Völkchen auch ohne Pfarrer ganz wohlgemut weiter lebte und nur dann unzufrieden murrte, wenn der weit entfernt wohnende brasilianische Weltpriester alle drei Monate heraufkam

und ihnen ein „Heidengeld“ für Taufen und Trauungen abnahm. Einem Begräbnisse wohnte ich bei und fand, dass dieser ernste Akt auch ohne Geistlichen feierlich und würdig begangen wurde. Sechs ältere Personen trugen mit Ernst und Würde an dem Sarge einen Choral vor, der harmonisch und gut klang und die sonst salbungsvollen Gebete des Priesters schicklich ersetzte.

Die Schule in Santa Thereza war schlechter bestellt, als die der anderen Kolonien. Hier wurde dieselbe von der Regierung erhalten, d. h. letztere zahlte einem brasilianischen Schulmeister 50 Milreis monatlich und gab ein altes verfallenes Gebäude zum Schulhause her. Einrichtung und Lehrmittel waren nicht vorhanden. Der Schulmeister lieh von den Ortsbewohnern einige Bänke. Er selbst stand im richtigen Verhältnis zu diesen Einrichtungen.

Hier wird allgemein Kaffee gebaut, aber auch Cerealien fürs Haus werden gepflanzt. In allen Kolonieabteilungen giebt es Vendas. Die Vendisten kaufen den Kolonisten den Kaffee ab und senden ihn entweder nach Porto Cachoeira an die dortigen grösseren Zwischenhändler oder an die Exporteure nach Victoria. In diesen Vendas findet der Kolonist seinen gesamten Bedarf für den Landbau wie für die Hauswirtschaft. Er wird beim Kaffeeverkauf selten übervorteilt, desto teurer muss er aber die Artikel bezahlen, die er kauft, weil er zumeist beim Vendisten in Schulden steckt. Die Jahre 1887, 1889, 1892 und 1895, wo der Kaffee hoch im Preise stand, haben wohl viele aus dieser Lage befreit. Durch die Schulden verlieren sie den Vorteil des Konkurrenzhandels. Jeder verständige Kolonist wird sich daher stets freie Hand zu halten wissen. Die besseren Vendisten, die schon seit Jahren am Platze sind und mit hinreichenden Mitteln begonnen haben, bringen es zu einem nicht unbedeutenden Vermögen. Zwischen den Kolonien zerstreut vegetieren auch Vendas, welche man jedoch von denen der Centralplätze unterscheiden muss. Während letztere gut assortierte Kaufläden sind, verdienen erstere nur den Namen einer Schnapsspelunke, welche wenige andere Artikel als Zugabe führt. Wohl kaufen auch diese den Kaffee auf, aber nur in geringeren Quantitäten, weil ihre Kapitalskraft unzureichend ist, denn ohne Geld giebt es keinen Kaffee. Der Kolonist kreditiert nicht. Für das Produkt seines Schweisses will er bar Geld.

In der Kolonie Santa Thereza berührte mich als Österreicher besonders angenehm die Anhänglichkeit des Welschtirolers an sein österreichisches Vaterland. Es sind unter den Ansiedlern viele Veteranen, welche die Kriege von 1848, 1859 und 1866 im österreichischen Heere mitgemacht haben. Mancher von ihnen bewahrt bis zur Stunde ein treues Andenken an seine ehemaligen Offiziere. Eine Lithographie vom alten Feldmarschall Radetzky fand ich in mehreren Häusern solcher Soldaten, die diesem Bilde in der Mitte von Photographien ihrer Angehörigen den Ehrenplatz eingeräumt haben.

Von Santa Thereza ging ich nach Baixo-Timbuhy. Die ganze Reise von vier bis fünf Stunden war ein Abstieg von dem Höhenplateau, auf dem Santa Thereza liegt. Man reitet streckenweise auf Gebirgsabhängen und hat,

je nachdem der Weg bald am rechten, bald am linksseitigen Gebirgszuge sich hinschlängelt, die freie Aussicht auf das dazwischen liegende Thal, das bald zur wildromantischen Schlucht sich verengt, bald zum lieblichsten Garten sich erweitert, in dem die sauberen, in einer Art Schweizerstil erbauten Häuser der italienischen Kolonisten einen äusserst malerischen und erfreulichen Anblick gewähren. In der Nähe der zierlichen Häuschen, die ungefähr die Mitte der Landschaft bilden, weiden die Haustiere auf mehr oder minder fetten Triften. Hier schreiten die wohlgenährten Rinder bedächtig einher, die Kühe, von ihren Kälbchen umhüpft, dort jagen junge, feurige Rosse dahin und bieten in den mutwilligsten Sprüngen und Wendungen ihre kraftvollen, schönen Formen dem entzückten Auge dar.

Endlich ist der Abstieg vollendet, und man kommt in das paradiesische Thal hinab, um zwischen Maisfeldern und Kaffeepflanzungen den angenehmen, nun ebenen Weg fortzusetzen. Wie aber auf Erden nichts vollkommen ist, so auch hier. Gerade hier hausen die meisten Schlangen, von denen eine Anzahl der giftigsten meinen Weg kreuzte. Täglich werden ihrer eine Menge von den Kolonisten getötet, allein, sie sind unausrottbar. Jahr für Jahr hat man Todesfälle durch Schlangenbiss an Menschen und Tieren zu beklagen. Die Mehrzahl der Gebissenen jedoch wird geheilt. Man wendet hier in diesem Falle verschiedene Mittel an, und alle erweisen sich zumeist günstig. Nur wenn der Biss eine Hauptader trifft, so dass das Gift unmittelbar ins zirkulierende Blut tritt, giebt es keine Rettung. Da in den Kolonien alles barfuss zur Arbeit geht, kommen die meisten Bisswunden in den unteren Extremitäten vor. Nicht selten geschieht es auch, dass beim Wegräumen der abgefallenen Blätter des Kaffeebaumes oder beim Sammeln des Kaffees mancher von einer Schlange in die Hand gebissen wird. Mit einiger Vorsicht ist dies indessen leicht zu vermeiden. Ein kräftiger Schlag mit einer Gerte auf den Kopf oder Nacken der Schlange tötet sie sofort, ein Schlag auf die vordere Längenhälfte des Körpers lähmt sie; ein Schlag aber am hinteren Längenteile ist nicht ungefährlich, da sie sich vor Wut und Schmerz aufbäumt und auf ihren Angreifer losstürzt. Einmal sah ich, wie ein Kolonist mit dem Facão (Faschinenmesser), welches jedermann bei der Arbeit im Riemen mit sich trägt, eine Schlange entzwei hieb, aus deren Leib eine Anzahl von zwanzig bis dreissig kleinen Schlangen hervorkroch, die sich rasch davonmachten.

Eine andere Gattung von Schlangen bringt ihre Jungen im Ei hervor. So erzählte mir ein Fazendeiro, dass seine Sklavin eine Anzahl solcher Eier, von der Grösse gewöhnlicher Haselnüsse, auf dem Heimwege vom Felde gefunden und sie aus Unwissenheit im Busen verwahrt habe. Als sie kurz darauf mehrere Stiche, wie Ameisenbisse, fühlte und hurtig nach der schmerzenden Stelle griff, zog sie mehrere kleinwinzige Schlangen hervor. Infolge dieser Bisswunden starb sie noch in derselben Nacht. Einigemale kam es vor, dass Männer, die in den Finger oder eine Zehe von Schlangen gebissen wurden, das verletzte Glied unverweilt mit dem Facão abhieben, worauf sie kurze Zeit nachher ihre Arbeiten wieder aufnahmen. Ein solcher Mann

wurde mir vorgestellt. Diese spartanische Abhärtung gewinnen viele Kolonisten mit der Zeit; namentlich sind es die Deutschen, die Grosses darin leisten.

In Baracão Petropolis übernachtete ich bei einem polnischen Kolonisten, der mich gastfreundlich aufgenommen hatte. Ich fand seine Häuslichkeit und überhaupt das ganze Gehöft viel reinlicher und behaglicher, als die meisten bisher besuchten. Des Abends kamen mehrere Nachbarfamilien, sämtlich Polen, zu Besuch, die mir von ihren Kämpfen und Leiden während der ersten Jahre erzählten und sich jetzt zufrieden und glücklich fühlten. Diese Erzählungen hörte ich vielfach von den ersten Pionieren in dieser Wildnis. Spätere Einwanderer werden wohl auch zu kämpfen, aber nicht zu leiden haben, weil jetzt Kommunikationswege und Kaufleute vorhanden sind, und die bereits Ansässigen ihnen mit Rat und That helfen würden. Als ich andern Tages meine Schuld für die mir und meinem Camarada reichlich vorgesetzte Kost und für die Verpflegung meiner zwei Tiere den Verhältnissen entsprechend berichtigen wollte, verlangte der Hausherr einen Tostão (10 Kreuzer). Ich musste herzlich lachen über solch naiven Kalkül. Das Klima fand ich hier bedeutend wärmer als in Santa Thereza, aber sonst vollkommen gesund.

Von da ritt ich weiter nach Baixo-Tymbuhy. Auf dem Wege dahin hörte ich plötzlich den Galopp eines Pferdes hinter mir, und den Ruf: „Herr Doktor! Herr Doktor!“, was mich zu halten veranlasste. Es war ein italienischer Kolonist, der in einer halsbrecherischen Karriere hinter mir herjagte und aus der Ferne schon rief: „O Signore! salvate mia figlia!“ Er hielt mich nämlich für einen Arzt, und ich sollte sein zehnjähriges Töchterchen retten, das soeben von einer Schlange gebissen worden war. Um nicht mit Erklärungen viel Zeit zu verlieren, wendete ich sofort mein Maultier und eilte mit ihm in sein Haus, das ganz in der Nähe lag. Ich fand hier ein hübsches, kräftiges Mädchen in erwähntem Alter ganz ruhig auf einem Schemel sitzend, das eine Bein vorgestreckt, welches über dem Knie fest verbunden war. Die Bisswunde war in der Wade und blutete kaum sichtbar, das Bein war geschwollen und dunkelblau von Farbe. „Nun, habt Ihr denn keine Kenntnis der Mittel gegen Schlangenbiss?“ fragte ich den Vater verwundert, da ich diese doch bisher bei allen Kolonisten gefunden hatte. „Nein!“ rief er ganz verzweifelt und zerrte wie ein Rasender mit beiden Händen an seinem struppigen Krauskopf. Die Mutter jammerte, die andern Hausleute und Nachbarinnen sekundierten, so dass mich das Geschrei einigermassen aus der Fassung brachte. Ich sollte da als Arzt fungieren und hatte von nichts in der Welt weniger Kenntnis als von diesem Fach, und für nichts weniger Geschick und kaltes Blut, als für eine chirurgische Operation. Aber die Not war gross, zehn Stunden weit kein Arzt, augenblickliche Hilfe nötig, und die Hausleute vor lauter Jammer zu gar nichts fähig. Ich raffte also meine von Erzählungen gesammelten Kenntnisse zusammen, und ging mit etwas bangem Herzen, aber rasch und entschieden an meine erste Kur, und, so Gott will, an meine letzte.

Ich liess mir von dem Vater des Kindes ein scharfes Rasiermesser geben, schnitt damit die Wunde herzhaft in der Kreuz und Quer auf, und befahl dem Vater, dieselbe auszusaugen, nachdem ich mich überzeugt hatte, dass seine Mundhöhle gesund war. Zur Vorsicht nahm er etwas Kautabak in den Mund. Hierauf schüttete ich dem Kinde eine Flasche Cachaça (Zuckerrohrbranntwein) in den Schlund, bereitete dann aus dem Safte einiger Citronen, die hier wild wachsen, ein Tränkchen, wozu ich noch ungefähr 30 g Kochsalz einrührte, und zwang die Patientin, auch dieses entsetzlich schmeckende Gebräu hinabzuwürgen. Endlich zog ich aus meinem Gepäck eine zu solchen Zwecken mitgeführte Injektionsnadel hervor, und machte rings um die Wunde Einspritzungen mit hypermangansaurem Kali. Mit dieser Prozedur waren meine Heilkenntnisse erschöpft. Da während meiner unfreiwilligen ärztlichen Funktion mittlerweile der Abend hereingebrochen war, und ich zudem den Erfolg gern abwarten wollte, so entschloss ich mich, im Hause zu übernachten. Des andern Tages früh war die Geschwulst des Beines verschwunden, die Hautfarbe normal und das Kind den Umständen gemäss wohl, also gerettet. Erliegend fast unter der Last der Segenswünsche und Danksagungen, machte ich mich selbstzufrieden auf den Weg.

Als ich bei João Volkart, einem gut situierten Kolonisten, Bruder des Herrn Albert Volkart aus Porto Cachoeira, angelangt war, erlegte er gerade, fast zu meinen Füssen, ein junges Reh, das sich, bedrängt von anderer Seite, in sein Gehöft geflüchtet hatte, mit einem Hiebe seines Facão. Nun hatten wir frisches Fleisch für zwei bis drei Tage, und da es der letzte Jahrestag war, so beschloss ich, die Feiertage in seiner angenehmen und freundlichen Familie zuzubringen, und letzte mich wieder einmal nach längerer Zeit an einigen guten Mahlzeiten.

Die Wohlhabenheit dieser Kolonie stand im gleichen Verhältnis zu den anderen Kolonien, und auch in geistiger und moralischer Beziehung machte sie keine Ausnahme. Im Gegenteil habe ich nirgends von so vielen Zwistigkeiten und Familienklatsch vernommen, als in dieser kleinen Kolonie, wo kaum mehr als vierzig bis fünfzig Familien wohnen. Das Klima ist hier vollkommen gesund, aber recht heiss. Die Bodenverhältnisse sind sehr gut. Hier war die äusserste Grenze der bewohnten Zone im Norden der Provinz. Je höher nördlich, desto besser soll der Boden sein.

In neuester Zeit wird das an diese Kolonie nördlich und östlich grenzende Land im Auftrage der Regierung vermessen, d. h. es wird in Parzellen zu 30 Hektar abgeteilt, um an Einwanderer verteilt zu werden. Dieses Terrain dehnt sich bis zum Rio doce aus, der aus der Provinz Minas Geraes kommt, die Provinz Espirito Santo von Westen nach Osten durchschneidet, sie in zwei fast gleiche Hälften teilt, und dann ins Atlantische Meer fällt. Der nördliche Teil der Provinz ist bis zum heutigen Tage völlig terra incognita, wo noch wilde Indianerstämme hausen. Auf diesem bedeutenden Territorium von vorzüglichem Boden ist Raum für Hunderttausende von Familien. Trotzdem dürften noch viele, viele Jahre darüber hingehen, bis diese Gegenden der Kultur eröffnet sein werden, wozu dem Brasilianer die Initiative fehlt.

In neuester Zeit haben sich die Aussichten gebessert, und Eisenbahnen sind nach verschiedenen Richtungen hin in diesem Staate im Bau. Seit zehn Jahren sprach man schon von einer Eisenbahn, die von der Hauptstadt Victoria westlich nach der Kolonie Santa Izabel und dann nördlich nach der grossen Kolonie Santa Leopoldina und Baixo-Tymbuhy bis zum Rio doce an die Grenze von Minas Geraes führen soll. Diese Bahn würde sich in kurzer Zeit rentieren, weil sie nicht nur den Kaffee und die Bedürfnisse aller grossen Kolonien zu befördern hätte, sondern auch dem östlichen Teile der Provinz Minas Geraes als kürzeste Verbindung mit dem Meere dienen würde. Nahe an der Mündung des Rio doce ist die Gegend in einer Ausdehnung von zwölf geographischen Meilen ungesund.

In Baixo-Tymbuhy ist weder Kirche noch Pfarrer vorhanden. Die Bewohner sind Deutsche verschiedener Stämme, mehrere auch Brasilianer, die teils Kolonisten, teils Fazendeiros sind.

Von da kehrte ich wieder nach Cachoeira zurück, um nach wenigen Tagen der Ruhe die südlich gelegene Kolonie Izabel zu besuchen, die zehn Stunden von dort entfernt ist. Die Wege waren hier im ganzen etwas besser. Auf dieser Reise rastete ich zwei Tage in Kalifornien, das noch zur Kolonie Santa Leopoldina gehört. Ich fand hier mehrere recht wohlhabende Kolonisten, meist Deutsche, deren Wohnungen aber an Reinlichkeit und Behaglichkeit vieles zu wünschen übrig liessen. Es mangelte oft am allereinfachsten und notwendigsten Hausrat. Eine oder zwei rohe Bänke, ein ebensolcher Tisch und eine Bettstelle im primitivsten Zustande ist fast alles, was sie besitzen. Selbst die Fussböden sind meist nicht gedielt. Bei einem solchen wohlhabenden Kolonisten, der neun Kinder hatte, verschwanden des Nachts alle, gross und klein, in einem Verschlag, der nicht viel grösser als ein geräumiger Taubenschlag war. Ich selbst wurde am Fussboden gebettet. Die Hausleute, gute und sanftmütige Menschen, sichtlich in Wohlhabenheit lebend, gönnten sich nicht oder verstanden es nicht, behaglich zu leben. Der einzige Genuss, den sich der Hausherr erlaubte, war der Besitz einiger hübscher Pferde.

Ein anderer Kolonist (Schweizer), bei dem ich zu Mittag eingekehrt war, sass mit seinen vier Riesensöhnen und anderen Kindern auf Kisten und Fässern um den Tisch herum, wo sie ihr sehr reichliches Mittagsmahl aus Waschschüsseln assen, wozu die Milch in einem Geschirr aufgetragen wurde, das gewöhnlich zu einem ganz andern natürlichen Bedürfnisse dient. Die einzige Bank an der Wand, die frei gelassen war, hatte ich das Missgeschick benutzen zu wollen, wobei ich sofort unter dem Tische verschwand. Als ich, missmutig hierüber, dem Hausherrn Vorwürfe machte, dass er die einzige Bank im Hause nicht in brauchbarem Zustande erhalte, entschuldigte er sich in naivster Weise damit, dass er und seine Enaksöhne im Rausche der Sylvesternacht dieselbe entzwei geschlagen hätten. Und dieser Mann ist als wohlhabend bekannt. Er besitzt fünf Kolonien, das sind 150 Hektar Land. Einige Kolonisten machen indessen eine rühmliche Ausnahme.

Kalifornien, in landschaftlicher Hinsicht ein Wunderland, machte auf mich einen trüben Eindruck durch die Menschen, die es bewohnen. Oder sollte ich gerade die minder anständigen Leute dort kennen gelernt haben? Unter anderen stiess ich da auf einen riesigen Pommer, der eine armselige Venda führt und bei all seiner scheinbar biederen Art zu meiner unliebsamen Verwunderung sich als Spitzbube erwies. Ein anderer wieder, ein Deutschtiroler, bereits ein alter Mann, hatte von seinem Vaterlande und den guten Eigenschaften, die man dem Tiroler nachrühmt, nichts behalten, als das Brustkreuz der Achselbänder. Vaterlandsliebe, Biederkeit und Bescheidenheit waren ihm hier ganz abhanden gekommen.

Am dritten Tage nach meiner Abreise traf ich in Campinho, dem Mittelpunkt der Kolonie Izabel, ein. Die materiellen Verhältnisse sind hier denen der anderen Kolonien gleich, das heisst: gut. Dies schliesst jedoch nicht aus, dass hier, wie überall, gewisse Leute in Not und Dürftigkeit leben, weil sie entweder träge oder mit anderen Lastern behaftet sind. Die Bewohner sind Hundsrücker, Brandenburger und einige Schweizer. Diese Kolonie ist die älteste der Provinz, indem schon vor vierzig Jahren deutsche Ansiedler die Niederlassung hier gegründet haben, die durch Zuzügler bis auf ungefähr hundert Familien angewachsen ist. Mir schienen im grossen und ganzen die hiesigen Kolonisten gesitteter, stiller, bescheidener und in geistiger Beziehung denen der anderen Kolonien überlegen. Hier spricht alles gut portugiesisch; viele haben sich naturalisieren lassen, infolgedessen sie zu kleinen Ehrenämtern zugezogen werden und wahlfähig sind. Es berührte mich sehr angenehm, bei vielen dieser Ansiedler gute deutsche Bücher zu finden, die sie ziemlich stark zerlesen haben. Ja, viele wissen die besten Stellen daraus auswendig.

Man denke sich meine Überraschung, als ich bei einem Kolonisten, dessen Äusseres durchaus nichts anderes verriet, als den fleissigen und tüchtigen Feldarbeiter, der er auch in der That war, eine kleine Sammlung der besten und neuesten Werke in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft und Litteratur fand. Der Mann interessierte mich. Ich wollte mich überzeugen, ob er auch darin lese und etwas verstehe, weil er mir doch zu einfach aussah. Ein Mann, barfüssig, in Hemdärmeln, eine schäbige Mütze auf dem Kopfe, mit breitem, sonnverbranntem Gesicht, Händen und Füssen eines Erdarbeiters, kannte viele von Schillers und Goethes besten Werken und sprach sehr vernünftig über Naturwissenschaften. Also ein Bauerngelehrter auch hier in den Kolonien! Da dieser Mann aus eigener langjähriger Thätigkeit es zu Wohlhabenheit gebracht hat, so ergiebt sich hieraus der Beweis, dass bei aller anstrengenden Arbeit der Kolonist noch immer Zeit gewinnen kann, seinen Geist und sein Gemüt durch passende Lektüre zu veredeln und sein Heim freundlicher zu gestalten.

Fast alle Kolonisten leben seit ihrer Kindheit hier und haben aus Deutschland nur den einfachsten Schulunterricht mitgebracht. Wohl hat die Natur, in deren Mitte sie aufgewachsen sind, auch sie knorriger als andere Menschen gemacht, und den materiellen Sinn und Egoismus bei ihnen

ziemlich stark entwickelt; aber der Kern, Herz und Gemüt, haben doch nicht so sehr gelitten, als ich dies in anderen Kolonien beobachtet habe. Auch hier ist alles auf Kaffeebau erpicht. Viel Kaffee zu ernten und viel Geld zu verdienen, ist Alpha und Omega des Denkens und Trachtens. Im allgemeinen ist in allen hiesigen Kolonien der Sinn für häusliches behagliches Leben ganz abhanden gekommen. Selbst die Erziehung der Kinder interessiert diese Leute nur insofern, als sie tüchtige Arbeiter an ihnen gewinnen wollen. Das achtjährige Kind schon muss im Felde oder Hofe tüchtig mithelfen.

Die Folgen dieser Erziehung sind, dass die Mehrzahl der Kinder in moralischer und geistiger Hinsicht stark zurückbleibt, so dass sie den Brasilianern der gleichen Gesellschaftsklasse nachstehen, nicht etwa, weil die Einheimischen mehr Erziehung und Bildung geniessen, sondern weil sie sanfter, umgänglicher, von Natur aufgeweckter und freundlicher sind als diese halbwilden Germanen, die nicht selten eine unglaubliche Roheit und Stumpfheit des Gemüts an den Tag legen. Bei den Brasilianern habe ich die langen Jahre hindurch nur äusserst selten den Fall beobachtet, wo es erwachsene Söhne gegen den Vater an Ehrfurcht derart mangeln liessen, als bei den deutschen Kolonisten. Wenn die Söhne gross und stark geworden sind und tüchtig zu schaffen verstehen, während die Kräfte des Vaters naturgemäss abgenommen haben, so sinkt in demselben Masse auch dessen Autorität, und nach und nach wird er zur Null und nicht selten zum Sündenbock im Hause. In solcher Weise rächt sich der brutale Egoismus, mit dem die Eltern ihre Kinder schon so frühzeitig zur Feldarbeit heranziehen, ohne auf ihre geistige und moralische Entwicklung die geringste Sorgfalt zu verwenden. In den deutschen Kolonien der Südprovinzen Brasiliens ist es in dieser Beziehung besser bestellt. Da befinden sich schon viele Städte, Städtchen und Centralpunkte, wo Tausende den gebildeteren Klassen angehörende Deutsche wohnen, mit denen die Ackerbau-Kolonisten und ihre Kinder in steter Berührung stehen und dadurch im Umgang etwas geschmeidiger werden. Auch steht der deutsche Ackerbau-Kolonist des Südens in vieler Beziehung über dem im Staate Espirito Santo. Seine Häuslichkeit ist behaglicher, reiner und bequemer. Er lebt geordneter und ist in seinem Familienleben ähnlicher dem wohlhabenderen deutschen Bauer, was man von den Kolonisten in Espirito Santo keineswegs sagen kann.

Während meines Aufenthaltes in Campinho wurde gerade der Turm, der jüngst an das protestantische Kirchlein angebaut worden war, mit seinen drei Glocken eingeweiht, zu welcher Feier aus allen deutschen Kolonien zahlreiche Gäste herbeigekommen waren. Laut eines alten Gesetzes durften zwar die protestantischen Kirchen weder Türme noch Glocken besitzen, aber teils liessen die Regierungsbehörden es unbemerkt hingehen, teils wussten sie gar nicht darum, denn die Kolonien lebten und leben heute noch in politischer und sozialer Hinsicht so abgesondert für sich, dass sie nur äusserst selten und dann nur in einzelnen Individuen mit den politischen Behörden in Berührung kommen. Der neu erbaute Turm war weder schön, noch stil-

gerecht, allein er entsprach den Bedürfnissen und damit kann man hier wohl zufrieden sein. Bemerkenswert ist dabei, dass er, ähnlich dem Turm zu Babel, vom ganzen Volke, das heisst von allen Kolonisten eigenhändig, erbaut worden war.

Die Anpflanzungen bestehen, wie in allen Kolonien dieser Provinz, ausser dem Kaffee in Mais, Bohnen, Mandiokawurzel, europäischen und hiesigen süssen Kartoffeln, anderen Wurzelgewächsen und Reis. Meiner Ansicht nach müsste an vielen Orten guter Wein gedeihen, aber dazu haben die meisten Kolonisten weder Lust noch die praktische Erfahrung. Manche kultivieren den Weinbau in kleinem Mafsstabe, mehr als Gartenkultur; allein es mangelt das Verständnis und der rechte Eifer dazu, daher die Trauben meist säuerlich sind und durchgehends stark ins Fleisch, statt in den Saft schiessen, was sie zur Weinbereitung untauglich macht. Hier reift die Traube zweimal des Jahres.

Nachdem ich von Campinho mehrere Ausflüge nach verschiedenen Richtungen gemacht hatte, wobei ich einen bedeutenden Wasserfall besuchte, den ein Gebirgsbach mitten im Urwalde, von einer wohl 100 m hohen Bergwand abstürzend, bildet, verliess ich nach vierzehntägigem Aufenthalt die Gegend und ging nach den etwas nördlicher liegenden Kolonien Luxemburg und Bragança.

Als ich auf dem Wege dahin eine längere Strecke durch Urwald reiten musste, überraschte mich ungefähr in der Mitte des Waldes ein heftiger Sturmwind, der sich in wenigen Minuten zum Orkan verstärkte. Er wütete mit furchtbarer Gewalt unter den Bäumen und drohte sie alle über mich ohnmächtiges Menschenkind hinzustürzen. Markerschütternd war das Geheul in den Wipfeln, die sich fast bis zur Erde bogen oder abbrachen. Ein Knattern, Prasseln, Donnern und Sausen, von dem der Wald tausendfach erdröhnte, ein unbeschreibliches Chaos von gewaltigen Tönen der Wut bis zu den klagendsten Lauten des Schmerzes war es, das mich entsetzte und betäubte. Mir wars, als wäre der jüngste Tag angebrochen.

Aus dieser Not rettete mich abermals mein Maultier, denn bevor ich noch einen klaren Gedanken fassen konnte, war es vor Schreck mit mir davongejagt und raste zwischen rechts und links stürzenden Bäumen den Waldweg blindlings dahin. Es war förmlich ein Spiessrutenlaufen durch eine gewaltige Schaar böser, ergrimmter Waldgeister, die mit grässlichem Geheul die Bäume wie Ruten mir um die Ohren schwangen. Mein gutes Glück half mir durch. Ausser einigen Beulen und Hautabschürfungen kam ich heil hinaus und flüchtete mich ins nächste Kolonistenhaus.

Die beiden zuletzt genannten Kolonien bilden mit mehreren anderen zusammen ein Kirchspiel von etwa 150 protestantischen Familien. Zerstreut unter diesen wohnen auch 40—50 Familien römisch-katholischer Konfession, zumeist Tiroler und Rheinländer, die wohl eine Kapelle, aber keinen Seelsorger besitzen, seitdem der letzte gestorben ist. Sie leben mit ihren protestantischen Nachbarn in Ruhe und Frieden. Oben von einem Berge, ähnlich wie im Pommerlande, leuchtet das protestantische Kirchlein, samt

dem Schul- und Pfarrhause dem Reisenden freundlich entgegen. In der Pfarre lebt friedlich und idyllisch mit seinem freundlichen Weibchen ein junger Seelenhirte, der von seiner Gemeinde geachtet und geschätzt wird, was er auch in vollem Masse verdient. Nur seine zu strenge Frömmigkeit wollen einige tadeln. Der würdige Mann heisst Laatsch.

Der Gesamteindruck, den ich von den Kolonien Espirito Santos erhielt, lässt sich in folgendem zusammenfassen. Die Kolonisten leben, im ganzen genommen, sorgenlos und glücklich. Bietet ihre Häuslichkeit nicht das behagliche Leben unserer wohlhabenden deutschen Bauern, so liegt die Schuld einzig nur an ihnen selbst. Ich habe ja auch einige recht behäbige, den besten europäischen Gehöften ähnliche Wirtschaften hier gesehen. Dies hängt überhaupt nur von den geistigen und moralischen Eigenschaften des betreffenden Kolonisten ab. Von Jahr zu Jahr, wenn nicht gerade ungünstige Umstände eintreten, bessern sich die Verhältnisse, und der Wohlstand wächst stetig. Der Gesundheitszustand der hiesigen Kolonisten ist befriedigend, da das Klima im ganzen gut ist. Der Boden ist hier doppelt und dreifach so ergiebig als der europäische, und in vielen Gegenden giebt er das fünffache Erträgnis. Ich kann daher mit gutem Gewissen jedem anraten, der sein ausreichendes Brot im Vaterhaus nicht findet, an Geist und Körper gesund ist, ernsten Willen und Thatkraft besitzt, nicht von Illusionen befangen ist, mutig und getrost nach Brasilien auszuwandern. Und hierzu kann ich die Provinz Espirito Santo sehr empfehlen.



PARTIE AUS DER BAI VON RIO DE JANEIRO.

Verlag von Hermann Zieger in Leipzig



RIO DE JANEIRO MIT DEM CORCOVADO-BERG.

Verlag von Hermann Zieger in Leipzig

Rio de Janeiro. Stadt und Staat.

Thalatta! Thalatta! — Dieser freudige Ruf der Griechen, als sie ihr heimatliches Meer erblickten, drängte sich unwillkürlich über meine Lippen, als die wunderbare Bai von Rio de Janeiro in ihrer ganzen Pracht am Horizonte vor uns emporstieg.

Lange und entbehrungsvolle Jahre hatte ich auf Kreuz- und Querfahrten in diesem grossen, wegelosen Lande, dem Norden Brasiliens, zugebracht, und nun sollte ich wieder in geregelte Verhältnisse, wieder in Berührung mit einer gebildeten Welt kommen und die Wohlthaten einer höhern Civilisation geniessen.

Die Einfahrt in die Bai war hochinteressant. Die pittoreske Formation der Gebirge, welche dieselbe einschliessen, entzückt das Auge. Von diesen schoben sich manche Ausläufer sehr nahe an uns heran, deren abenteuerliche Gestaltung ganz besonders die Blicke auf sich zog, während die im fernen Äther verschwindenden Gebirgsketten ihre malerischen Formen mehr ahnen als sehen liessen.

In schmalen Thalzungen, die nach allen Richtungen sich dehnten und krümmten, sowie an den Bergabhängen sahen wir ganze Stadtteile und Häusergruppen in bunter Unordnung hingestreut, die mit dem dunklen Grün einer reichen Vegetation angenehm kontrastierten. Hier und da blitzte im Sonnenglanze der Wasserspiegel einer kleinen Bucht auf, der von einem Kranze von Landhäusern umgeben war. Auf Felsenriffen in die See hinausragend, drohten uns kleine Forts entgegen, doch schien die Drohung nur ein Scherz zu sein, denn ihre heiter blinkenden Kanonen gebärdeten sich so unschuldig und friedlich, dass man ihnen nicht misstrauen konnte; auch war ja eins dieser Forts so altersschwach, dass ihm die erzenen Zähne fehlten.

Im Hintergrunde tauchten einige stilvolle, palastartige Bauten auf, von einem der Berghänge schauten massige Gebäude auf uns herab, während eine aus dem Grün hervorwachsende, schneeweisse Kirche uns freundlich entgegenlachte. Es schien, als wäre sie der ganzen Stadt vorausgeeilt, um uns zum herzlichen Willkomm mit ihren in die sonnenglänzende Luft emporgestreckten Türmen zu umarmen. Es war alles so hübsch, so bunt und

witterten Kutscher, an denen nichts mehr zu leben schien, als die aus dunklen Bronzehöhlen blitzenden Augen. Es war die Stunde der täglichen Spazierfahrt des Kaisers. Ich sah im Hofe viele Menschen, von denen die Mehrzahl nichts weniger als hoffähig war, und nahm mir daher die Freiheit, ebenfalls einzutreten.

Kurz darauf erschien vor der Thür eines Seitenflügels der Villa eine hohe, ehrfurchtgebietende Greisengestalt und stieg langsam die wenigen Stufen herab. Es war der Kaiser. Sofort stürzten ihm alle entgegen, um ihm die Hände zu küssen, die er, gewöhnt an ähnliche Scenen, von sich streckte, um sie ungehindert seinen Verehrern zu überlassen. Dabei zuckte keine Muskel seines ernsten, traurigen Gesichtes, das weder Ungeduld noch Befriedigung ausdrückte. Als er dann, gefolgt von einigen Gliedern der kaiserlichen Familie und dem Leibarzt, weiter schritt, traf er auf mehrere, dem niedern Volke angehörende Bittsteller, die ihm knieend ein gefaltetes Papier entgegenhielten. Er streckte ihnen eine Hand zum Kusse hin, und mit der andern nahm er die Bittschriften an sich und versenkte sie mit einer gewissen gutmütigen Geschäftigkeit und Eile in eine der weiten Taschen seines langen Oberrocks. Als er an einer Gruppe fremder Herren und Damen vorbeikam, die ihm nicht die Hände küssten, wohl aber ehrfurchtsvoll grüssten, blieb er einen Augenblick stehen, als überraschte ihn dies; doch winkte er sofort freundlich und verständnisinnig, zog seinen defekten Cylinderhut und ging weiter.

Von der einstigen Volksbeliebtheit und dem einfachen Gehaben der kaiserlichen Familie kann sich der Europäer nur schwer ein richtiges Bild machen, weil er von einer souveränen Fürstenfamilie ganz andere Begriffe hat. Da war vor allem die alte Kaiserin eine so gutmütige, freundliche und einfache Dame in ihrem dunkeln Merinokleide, ohne jeden Schmuck, das weisse Haar schlicht gescheitelt, mit einem Gesicht, das so lieb und herzensgut jeden anlächelte, dass ich wahrhaftig mich zusammennehmen musste, um nicht zu vergessen, dass dieses liebe Grossmütterchen eine Kaiserin sei. Die Brasilianer hielten sie auch stets hoch und heilig. Sie war ihnen aber eine ausser Mode gekommene Heilige; man sprach wenig von ihr. Desto besser aber kannten sie die armen Leute. Der Kaiser, von seinen früheren Reisen her in Europa als Philosoph auf dem Throne, mit dem langen Civilrock und dem unvermeidlichen Regenschirm, genügend bekannt, war ein Mann von imposanter, würdiger Gestalt, der bei einem herablassenden, einnehmenden Wesen, mit seinen durchdringenden, klaren Augen, gleichwohl eine wahrhafte Majestät um sich verbreitete, die durch seine letzte schwere Krankheit womöglich noch gehoben ward, weil sein Gesichtsausdruck ein leidender und ernster, und seine Bewegungen und Gebärden gemessener geworden, als dies in der Vollkraft seiner ehemals strotzenden Gesundheit der Fall gewesen war. Die Prinzessin Isabel, die ehemalige Thronerbin des Reichs, war eine liebenswürdige einfache Dame.

Es kreisten um jene Zeit unbestimmte Gerüchte, dass der Geist des Kaisers durch seine Krankheit gelitten habe, so dass er die Zügel der Regie-

rung, die er fast fünfzig Jahre mit ungewöhnlicher Klugheit geführt, wie ein schwaches, krankes Kind aus der Hand gegeben und sich zu einer Erholungsreise nach Europa entschlossen habe. Da über die näheren Einzelheiten seiner Krankheit, wie über die wirklichen Ursachen dieses Entschlusses amtlich nichts bekannt gegeben, sondern nur vom Parlament eine Urlaubsbewilligung verlangt worden war, so hatten die hiesigen Zeitungen, insbesondere die oppositionellen Blätter einen solchen Lärm geschlagen, als handelte es sich um nichts Geringeres, als eine der schlimmsten Palastintriguen orientalischen Stils, der zufolge der Kaiser gegen seinen Willen gezwungen worden wäre, ausser Landes zu gehen, um dem Ministerpräsidenten, Herrn v. Cotegipe, die Bahn zur Diktatur frei zu machen. Auch wurde die Thronfolgerin in nicht misszuverstehender Weise beschuldigt, dass sie in ihrer Ungeduld dem zu langsamen Gange der Natur vorgreifen möchte, um zur Herrschaft zu gelangen. Was Herrn von Cotegipe anbelangt, so war er zu sehr Staatsmann, um sich solchen Einbildungen hinzugeben. Der Prinzessin aber that man schweres Unrecht. Sie war eine zärtliche Tochter, die mit schwerem Herzen ihren Vater scheiden sah, eine Dame von harmlosem, freundlichem Charakter, ohne allen Dünkel, und eine liebevolle Mutter, die die Sorge um ihre Kinder nie fremden Händen überliess, eine Prinzessin, die so wenig eitel war, dass manche Bürgerfrau in Bezug auf Toilette sie überstrahlte. Eine solche Frau konnte unmöglich aus Herrschsucht grausam sein.

Ihr natürlicher erster Berater war wohl ihr Gemahl, der Graf von Eu, Prinz von Orléans, ein kluger, ordnungsliebender Herr, ein Mann von Bildung, tüchtiger Soldat, zärtlicher Vater und Gatte, haushälterisch, wie sein Grossvater Louis Philipp, und liberal, wie alle Orléans. Trotz meiner französischen Ansprache blieb er bei einer Audienz hartnäckig bei der deutschen Sprache, die er ziemlich in der Gewalt hatte. Die Prinzessin erwies mir die Ehre in französischer Sprache, und da sie wohl ein gewisses Befremden in meinem Gesichtsausdruck wahrgenommen haben mochte, dass sie, als Enkelin einer deutschen Fürstin und Blutsverwandte deutscher Fürstenhäuser sich gegen einen Deutschen des französischen Idioms bediene, so klang es fast wie eine Entschuldigung, als sie mir sagte, sie habe das Deutsche zu sehr vergessen, um sich desselben bedienen zu können, dass aber ihre Kinder es schon ziemlich gut sprächen. Der Kaiser antwortete mir auf mein Deutsch in gutem Portugiesisch, obwohl ihm nachgerühmt wurde, dass er mehr als ein Dutzend Sprachen geläufig spreche, worunter namentlich das Deutsche zähle.

Man mass hier allgemein der Prinzessin zwei Leidenschaften bei, die eine für die Kirche, der sie sich ohne Rückhalt hingab, und die zweite für die Musik. Die erstere gab im Volke vielfach Anlass zu unehrerbietigen Äusserungen und diente den Feinden der Dynastie zum Vorwande, ihre zukünftige Herrscherin zu verketzern und als gefährlich hinzustellen. Ihre Vorliebe für die Musik, wie überhaupt für die schönen Künste, ist Thatsache, doch ist von ihrer Seite für dieselben nichts Ernstes geschehen. Noch weniger als seine Gemahlin war der Graf von Eu im Volke beliebt. Man legte ihm viele Dinge zur Last, die möglicherweise nicht begründet waren. Er soll

sich mit Geschäften befasst haben, die einem königlichen Prinzen und Gemahl der zukünftigen Herrscherin in keiner Weise anstehen. Meiner Ansicht nach lag aber die Ursache seiner Unbeliebtheit teilweise auch darin, dass er ein Fremder war und trotz seiner dem Staate im Kriege wie im Frieden geleisteten Dienste immer als Fremder betrachtet ward. Er besass nicht das weiche, gefällige Benehmen des Brasilianers, der seine gegenteilige Meinung, oder das Versagen einer Bitte in sanften Worten und hinhaltenden Redensarten ausdrückt.

Die erwachsenen Prinzen Dom Pedro und Dom Augusto, Enkel des Kaisers, Söhne seiner in Österreich verstorbenen Tochter Leopoldina und des Herzogs August von Sachsen-Koburg, waren zur Zeit in den ersten zwanziger Jahren und hübsche junge Männer. Dom Pedro hatte keine amtliche Stellung; er soll ein Freund der Wissenschaften gewesen sein und sich ihnen ausschliesslich gewidmet haben. Er lebte einfach und zurückgezogen, entfernt vom politischen Getriebe, und war allgemein sehr beliebt. Sein Bruder, Dom Augusto, war im Gegensatz zu ihm ein wahres Weltkind, lärmend, lebenslustig und gesellig. Er war sehr volksbeliebt, weil er den liebenswürdigen Leichtsinn der Jugend besass. Er fühlte sich weniger als Prinz, als vielmehr als Marineoffizier. Die Wissenschaften haben ihm wohl nie Kopfschmerzen verursacht.

Bei der Abreise des Kaisers nach Europa hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, zu bemerken, dass im Volke, trotz allen Nörgelns und Schmälens, eine aufrichtige Sympathie für seinen Herrscher lebte, die es ihm bei seiner Einschiffung aufs unzweideutigste kundgab. Es hiess allgemein, er sei geistesschwach geworden und habe sein im ganzen Lande so sehr gerühmtes Gedächtnis gänzlich verloren. Dies schien mir jedoch durchaus nicht begründet zu sein, weil ich kurze Zeit vor seiner Abreise zu verschiedenen Malen die Ehre genoss, von ihm empfangen und einmal auch in ein längeres Gespräch über meine Reisen gezogen zu werden, wobei ich von seiner Seite die treffendsten Bemerkungen über die entlegensten Gegenden des brasilianischen Nordens, die er persönlich nie besucht haben konnte, zu bewundern Gelegenheit hatte. —

Die Stadt Rio de Janeiro („Januar-Fluss") erhielt diesen Namen durch Gonçalo Guelho und Amerigo Vespucci, die am 1. Januar 1502 in ihre Bai einfuhren. Zur Hauptstadt des Landes wurde sie erst im Jahre 1763 erhoben. Als 1555 der Franzose Nicolas Durand de Villegaignon, unterstützt von der französischen Regierung, hier eine Niederlassung von Calvinisten gegründet hatte, zog der portugiesische General-Kapitän Brasiliens heran und vertrieb die Franzosen. Um deren Wiederkehr zu verhindern, rief er aus allen Teilen des Landes Kolonisten herbei und gründete die heutige Stadt Rio de Janeiro, der er den Beinamen São Sebastião, zu Ehren des portugiesischen Königs Dom Sebastião, gab. Die Insel aber, welche die Franzosen besetzt hatten, behielt den Namen Villegaignon bis zum heutigen Tage. Auf derselben befindet sich eine Hafenfestung.

Die Stadt zählt 522651 Einwohner in 48500 Häusern. In dieser Zahl

sind inbegriffen 155000 Fremde, von denen 31000 naturalisiert sind. Der Nationalität nach teilen sich die Fremden in: 106000 Portugiesen, 17000 Italiener, 10000 Spanier, 4000 Franzosen, 1900 Engländer, 1800 Deutsche, 1200 Österreicher und 13000 Angehörige verschiedener anderer Nationen. Beinahe unglaublich scheint es, dass über die Hälfte dieser Fremden Analphabeten sind, wie es die 1891 stattgehabte Volkszählung ausweist. Die hier einheimischen Brasilianer, 367000 an der Zahl, mit den 31000 Naturalisierten, teilen sich in ethnographischer Beziehung in: 206000 Weisse, 64000 Schwarze, 17000 Caboclos und 111000 Mulatten. Unter diesen 398000 Einwohnern Rios brasilianischer Staatsangehörigkeit befinden sich 189000 Analphabeten, was allerdings kein schmeichelhaftes Zeugnis für den hiesigen Stand der allgemeinen Volksbildung ist.

Von den Fremden Rios besitzen die Portugiesen ein in sehr würdigem Stil erbautes litterarisches Kabinett mit grosser Bibliothek, ein prachtvolles Hospital und viele andere öffentliche Anstalten und Vereine. Die hiesigen Deutschen nehmen als Kaufleute den zweiten Rang ein. Obwohl sie nicht, wie die Engländer, mächtige Summen für industrielle Unternehmungen und Bauten hier angelegt haben, so ist es ihnen doch gelungen, die Briten im Aus- und Einfuhrhandel teilweise zu überflügeln. Die Deutschen untereinander haben aber so wenig gemeinsame lokale Interessen, dass selbst eine deutsche Zeitung sich nicht halten konnte und aus Mangel an Unterstützung einging, während die Portugiesen, Franzosen, Engländer, Italiener und Nord-Amerikaner eigene Journale am Platze besitzen. Immerhin besteht doch eine Art von Gemeinwesen in kirchlichen Dingen. Die Deutschen haben eine protestantische Kirche und eine Primär- und Sekundärschule, die sich beide eines sehr guten Rufes erfreuen, so dass selbst viele Brasilianer ihre Kinder dort unterzubringen suchen. Kirche und Schule steht ein sehr würdiger Mann, Pastor Dr. Gruel, vor, der hier in humanitärer Beziehung schon sehr viel Gutes geleistet hat. Ausserdem bilden die Deutschen mehrere Wohlthätigkeitsvereine, und vor kurzem wurde ein Platz angekauft, auf dem ein deutsches Krankenhaus erbaut werden soll.

Auch sind zwei deutsche Klubs zu erwähnen. Der eine, „Germania“, hat kaum 100 Mitglieder und verhält sich zum zweiten, dem „Schubertbund“, ziemlich ausschliessend. Es besteht eine ziemlich scharfe Grenzlinie zwischen den beiden Gesellschaftskreisen, die durch ein zu starres Selbstgefühl auf der einen und vielleicht etwas zu viel Empfindlichkeit auf der andern Seite noch mehr betont wird. Beide Vereine haben ihre Klubhäuser. Die „Germania“ ist vornehmer und kostspieliger als der „Schubertbund“ und besitzt, was eigentlich das Beste ist, eine verhältnismässig grosse Bibliothek und eine grosse Anzahl von Zeitschriften in einem Lesekabinett. Der „Schubertbund“ dagegen besitzt einen Gesangverein und pflegt mehr gesellige Vergnügungen. In ihm erfährt der Eingeführte mehr Entgegenkommen als in der „Germania“, in der ein steifer Ton herrscht.

Seit einigen Jahren befindet sich in Rio eine deutsch-brasilianische Bank, die von der Berliner Diskonto-Gesellschaft und der Norddeutschen

Bank in Hamburg gegründet worden ist. Sie ist vorzüglich geleitet und geniesst hier eines ausgezeichneten Rufes als eine der solidesten Banken, deren vornehmster Zweck die Erleichterung und Vereinfachung der geschäftlichen Transaktion zwischen der hiesigen und der deutschen Handelswelt ist. Obwohl ihr Anlagekapital im Vergleich mit anderen hiesigen Banken kein sehr bedeutendes ist, so macht sie doch ein vorzügliches Geschäft, so dass, wie ich aus sicherer Quelle weiss, ihre thatsächlichen Dividenden mindestens für noch zwei solcher Institute mehr als ausreichend genannt werden können.

Die Einfuhr aus Deutschland ist seit dem Jahre 1870 stetig gestiegen und hat im letzten Jahrzehnt an Umfang ganz bedeutend zugenommen Der hiesige Kaufmann, der früher zumeist nur englische, französische, amerikanische und portugiesische Waren gut fand, wendet nunmehr sein Augenmerk auch dem deutschen Markte zu, der hier immer mehr an Vertrauen und Beliebtheit gewinnt, namentlich, seitdem die sogenannte Aufmachung gewisser Artikel für das Auge gefälliger geworden ist und die deutschen Fabrikanten das System geändert haben, für Brasilien nur billige und geringwertige Ware zu fertigen. Allerdings, hört man noch jetzt bisweilen im höhnischen Tone die Äusserung: „Die deutschen Waren sind billig, das muss man zugeben, aber sie sind auch schlecht.“

Auch Österreich, das ungefähr bis vor einem Jahrzehnt dem Geschmack der hiesigen Konsumenten und den hiesigen Geschäftsusancen sich nicht anbequemen wollte und daher, mit Ausnahme von Mehl und Wein, wenig einführte, beginnt am hiesigen Platze vorteilhaft bekannt zu werden, namentlich in solchen Artikeln, in denen es mit anderen Nationen erfolgreich den Wettbewerb aufnehmen kann. So z. B. werden gebogene Möbel fast ausschliesslich aus Österreich bezogen. Allerdings mangelt es noch an einem lebhafteren direkten Schiffsverkehr hierher.

Die Engländer geniessen hier grosses Ansehen und üben bedeutenden Einfluss durch die mächtigen Kapitalien, die sie hier in Eisenbahnen, Schifffahrt, Banken, Bauten und Grosshandel angelegt haben. Sie besitzen ihre eigene Kirche, ein Hospital und Vereine, aber auch ihr Zusammenhalt in Rio ist ein loser. Da sie die Hauptgläubiger Brasiliens sind und namentlich den Geldmarkt in Rio beherrschen, der sich jetzt in misslichen Verhältnissen befindet, so sind die Brasilianer nicht gut auf sie zu sprechen. Man feindet sie zum Teil an, teils verhöhnt man sie, aber unter diesem Hohn versteckt sich eine ganz hervorragende Achtung vor dem Unternehmungsgeist und der Geldmacht der Briten.

Die hiesige nordamerikanische Kolonie ist an Zahl sehr gering, und ihr Einfluss beschränkt sich zumeist auf den Kaffeemarkt, den zwei grosse amerikanische Häuser fast allein beherrschen, und zwar geschieht dies seit 1897 zu Ungunsten des brasilianischen Marktes durch den Druck, den die beiden Firmen auf die Preise ausüben, infolge von Spekulationen einiger nordamerikanischer Syndikate, mit denen sie gemeinsame Sache machen. Die warme Zuneigung, welche die Brasilianer nach der Proklamierung der

Republik für Nordamerika fühlten, ist erkaltet, seitdem sie erkannt haben, dass die von ihm betriebene Panamerikanische Verbrüderung vorerst die Interessen der Union im Auge hat, was es Brasilien gegenüber durch Übervorteilung in einem Handelsvertrage an den Tag legte. Trotzdem aber die Amerikaner nach diesem Vertrag 25 Prozent Ermässigung an Einfuhrzoll in Brasilien erlangt haben, so ist doch die Einfuhr der europäischen Industrieartikel dadurch nur in sehr geringem Masse geschädigt worden.

Schweizer, Dänen, Belgier und Spanier besitzen in der hiesigen Handelswelt sehr angesehene Mitglieder. Dasselbe kann auch von Franzosen und Italienern gesagt werden. Von den ersteren besteht aber die Mehrzahl aus kleinen Gewerbetreibenden, von den Italienern wieder, die zahlreich hier vertreten sind, die weitaus grosse Mehrheit aus Werkleuten, kleinen Gewerbetreibenden, Hausierern und Stiefelputzern.

Die Stadt Rio ist ein Handelsplatz erster Grösse, dem auch ihr kosmopolitischer Typus vollkommen entspricht. Der Hafen, einer der schönsten und bequemsten der Erde, ist stets voll von Schiffen sämmtlicher Nationen, die alle denkbaren Industrie- und vielerlei Naturprodukte aus Europa und Nordamerika hierherbringen und die hiesigen Naturerzeugnisse, an denen das Land überreich ist, wieder in allen Himmelsrichtungen hinausführen. Hunderte von Kauffahrteischiffen schaukeln sich träge im Hafen, und Hunderte von Booten durchfurchen denselben. Hier tänzelt kokett vor seinen Ankern ein Schwarm von kleineren Fahrzeugen, dort fauchen und klappern in allen Tonarten und Tempi die geschäftigen und flinken kleinen Dienstdampfer und Motorboote, da wieder rauscht und schnaubt ein grosser transatlantischer Dampfer, der eben einfährt. Auf dieses geschäftige Treiben blicken mit stolzem Gleichmut die Panzerschiffe der hiesigen Kriegsflotte, die unweit ihren Ankerplatz haben.

Alles, was aus- und eingeladen wird, muss das Zollamt passieren. Es ist daher selbstverständlich, dass diese Anstalt zu einer der ausgedehntesten ihrer Art zählt. Das Zollamt bildet eine kleine Welt für sich, die dem unbefangenen Besucher die Empfindung erweckt, als wären alle diese Menschen nur da, um mit verzweifelter Hast den Austausch der Erzeugnisse zweier Welten heute noch bis auf den letzten Faden zu vollenden. Fast mit Beängstigung staunt der Fremde das sinnverwirrende Treiben dieser Leute an, die für nichts anderes Sinn zu haben scheinen, als für Frachtstücke, die in allen erdenklichen Formen zu Tausenden umherliegen. Die schweren Packwagen rasseln, die Pferde schnauben und stampfen, während Kisten und Ballen unter Geschrei und Gezänk der Fuhrleute auf- und abgeladen werden. Hier werden schwere Fässer von vierschrötigen Männern gewälzt, dort grosse Kisten unter Singsang der dunkelfarbigen Lastträger fortgeschafft. Unfern davon bewegt sich in schnellhüpfendem Gänsemarsch, unter taktmässigem Grunzen, eine lange Reihe schwarzer Sackträger auf schmalen Stegen zu den Schiffen. Es ist Zucker oder Kaffee, der verladen wird. Von dort kehren andere lumpenbehangene Neger schweisstriefend im Hundetrabe zurück, schwer aufathmend ob der Entledigung ihrer Last, um nichtsdesto-

weniger ihre Athletenleiber aufs neue zu belasten. Die Krahne knarren, die schwankenden Schiffe ächzen, das Wasser rauscht und die Wogen prallen donnernd an die mächtigen Quadern des Quais. Zwischendurch tönt das Kommando der Schiffsoffiziere, das laute Zählen der ein- und ausgeladenen Kolli, das Rufen, Scherzen, Lachen der Matrosen und Lastträger, das Schrillen der Schiffspfeifen und der seltsame, unharmonische Singsang arbeitender Matrosen. Eilig und geschäftig winden sich Hunderte von Handelsbeflissenen durch dieses Wirrsal, suchend, notierend und anordnend. Nur einen einzigen Ruhepunkt findet das Auge, und diesen gewährt ein Oberbeamter des Zollamts durch seine gemessene Art.

Vom Zollamt gehen die meisten Lastwagen nach einem bestimmten Stadtteile, wo der Grosshandel sich niedergelassen hat. Dieses Quartier besteht aus ungefähr zwanzig bis dreissig Strassen, die, lang, schmal und schmutzig, nur mit aller Vorsicht zu passieren sind, wenn man nicht von den unaufhörlich durchrasselnden Frachtwagen gerädert werden will. Die Häuser dieser Strassen sind alt und schlecht gebaut. Hier stösst Magazin an Magazin ohne Firmenschilder; nur an den seitlichen Thürpfosten sind die Firmen in kleiner Schrift zu lesen. Wenige Familien bewohnen diese Strassen, da alle Häuser von Waren vollgestopft sind. Dieser Stadtteil liegt in der Nähe des Zollhauses, wo sich auch das Hauptpostamt und die Börse befinden. Das Postamt ist gleich dem Zollhaus eine der grössten und weitläufigsten Anstalten dieser Art und kann sich an die Seite ähnlicher Institute aller Grofsstädte Europas stellen. Im ganzen genommen funktioniert die Post zur Zufriedenheit des gesamten Publikums, und der innere Dienst entspricht dem würdigen Äussern.

Rechts neben dem Postgebäude befindet sich die Handels- und Effekten-Börse, ein monumentaler Bau von imposantem Äussern; links davon wird ein Prachtbau aufgeführt, der das hiesige nationale Bankinstitut (Banco da Republica) in sich aufzunehmen bestimmt war, in jüngster Zeit aber an die Regierung als Zahlungsobjekt abgetreten wurde. Einige Hundert Schritte weiter ist das Centraltelegraphenamt im ehemaligen kaiserlichen Stadtpalast untergebracht. Kann diese Anstalt mit denen anderer grosser Weltstädte Europas und Amerikas sich nicht messen, so entspricht sie doch, mit Rücksicht auf deren kärgliche Dotierung durch den Staat, ganz vorzüglich ihrem Zweck. Ausser dem sehr starken telegraphischen Verkehr der Stadt Rio selbst hat dieselbe den Dienst von etwa 250 inländischen Telegraphen-Stationen zu regeln und zu überwachen, weitere Linien zu projektieren und zu bauen. Zu allen diesen Diensten besitzt sie ein an Zahl kaum zur Hälfte hinreichendes Personal, dessen Besoldung zu der aller anderen Beamten der staatlichen Administration in keinem Verhältnis steht, während die von demselben verlangten Leistungen ganz unglaubliche sind. So arbeitet z. B. der hiesige Telegraphist im Laufe der Woche 70 Stunden, worunter an jedem zweiten Tage ein durch 17 Stunden anhaltender Nachtdienst von jedem einzelnen gefordert wird. Eine so harte Anforderung an Beamte scheint um so unglaublicher, als sie in einem Lande stattfindet, in welchem die grosse

Mehrzahl der staatlichen Beamten von den ihnen vorgeschriebenen 6 bis 7 Arbeitsstunden gewöhnlich die grössere Hälfte mit Nichtigkeiten vertändelt. Das hiesige Centraltelegraphen-Institut hat Offizinen für elektrotechnische Arbeiten, in denen die feinsten und genauesten Instrumente für alle Zweige dieses Faches erzeugt werden. Der Schöpfer dieser nützlichen Anstalt, die keiner andern der civilisierten Welt nachsteht, ist Baron de Capanema, der fremde Lehrmeister einzuführen sich nicht gescheut hat, welche, seit einer Reihe von Jahren lehrend und wirkend, eine Klasse von nationalen Arbeitern herangebildet haben, die, bezüglich ihrer Geschicklichkeit und ihrer Leistungen, nichts zu wünschen übrig lässt.

Die Staats-Druckerei ist ein Prachtbau, doch fehlen die geschickten Arbeiter und Fachkünstler, so dass das Institut dem Staate keine andern Dienste als die einer gewöhnlichen Buchdruckerei leistet. Von graphisch-künstlerischen Arbeiten, die in ähnlichen Anstalten grösserer europäischer Staaten auf einer hohen Stufe der Vollendung stehen, hat man hier keine Ahnung. Solche Arbeiten wurden in jüngster Zeit der Münze überwiesen, die in ihrem Äussern ähnlichen Anstalten anderer Staaten in keiner Weise nachsteht. Auch ihre innere Einrichtung ist die reichste und vollkommenste; aber die Leistungen in den graphischen Arbeiten stehen durchaus nicht auf hoher Stufe, weil es auch hier an den nötigen Fachkünstlern mangelt.

Ganz besonders erwähnenswert ist das grosse Marine-Arsenal, in welchem viele Hunderte von Arbeitern beschäftigt sind, unter denen sich sehr gediegene und geschickte Arbeitskräfte befinden. Auch die damit in Verbindung stehenden Trockendocks sind vorzüglich. Ein Arsenal für die Land-Armee ist gleichfalls vorhanden, ebenso verschiedene Militär-Anstalten und Kasernen, von denen eine sehr grosse mitten in der Stadt sich befindet.

Sehenswert ist der hiesige Mercado (Markthalle) wegen der vielen und mannigfachen zum Verkauf ausgestellten exotischen Tiere und Pflanzen. Nicht alles Ausgestellte ist für den leiblichen Genuss, sondern vieles auch zur Veredlung der Zucht bestimmt. In Rio befinden sich ferner ein Irrenhaus, ein sehr gut geleitetes Taubstummen- und Blinden-Institut, Armenhäuser und Spitäler. Unter letzteren ragt durch ungewöhnliche Grösse und vorzügliche Einrichtung die Santa Casa da Misericordia, ein auf milde Gaben gegründetes Krankenhaus mit über 2000 Betten, ganz besonders hervor. Diese Anstalt steht in Verbindung mit der medizinischen Akademie, die ihrerseits in allem, im Innern wie Äussern, ihrem Zweck vollkommen entspricht und deren Professoren meist die ordinierenden Ärzte des erwähnten Krankenhauses sind.

Die Mehrzahl der Kirchen ist von würdigem Äusseren; sie stehen aber selten frei auf Plätzen, sondern sind zwischen die Häuser hineingezwängt. Aber auch freistehende Prachtbauten giebt es. Einige sind mit Klöstern verbunden, die zum Teil auf Bergen nahe dem Meere liegen, wie auch das erzbischöfliche Palais, mit Kirche und Konvent, hoch oben auf einem Berge thront. Die Kirche Candelaria ist eine der grossartigsten Prachtbauten in

italienischer Renaissance, die sich wohl den vornehmsten europäischen dieser Art anreihen darf.

Die meist schlecht gepflasterten und nicht rein gehaltenen Plätze und Strassen wechseln ihre Namen wie ein Chamäleon die Farben. Sowie ein Mann im öffentlichen Leben sich durch etwas hervorthut, erhält sofort eine Strasse seinen Namen, dem die uralte Benennung weichen muss. Das gegenseitige Verhimmeln ist bei den Brasilianern eine nicht auszurottende Untugend. In ihren Reden und Schriften legen sie sich die unmöglichsten, oft ans Lächerliche streifenden Beinamen zu. Unzählige Drähte sind nach allen Richtungen hin über die Strassen gespannt, die dem Telegraphen-, Telephon- und elektrischen Tram-Verkehr dienen.

Ein Tramway-Verkehr wie der hiesige dürfte sich in wenigen Städten des europäischen Kontinents finden. Alle Strassen, schmale und breite, werden von Bahnen durchkreuzt; an manchen Plätzen sind sieben verschiedene Linienstränge vorhanden. Trotzdem sind die Waggons stets mit Passagieren überfüllt; denn hier geht niemand auch nur wenige Hundert Schritte zu Fuss. Jede lumpenbehangene Negerin bedient sich der Trambahn selbst für kurze Strecken. Für diese Gattung von Leuten giebt es allerdings teilweise eigene Wagen, Bonds de bagagem (Gepäckwagen) genannt. Die Tramway-Unternehmung liegt hier in den Händen von Aktiengesellschaften, deren es drei grosse und eine Menge kleinere giebt. Eine von den drei grossen Linien, die trotz der enormen Einnahmen immerfort Fehlbeträge aufwies, hat die Firma Siemens & Halske in Berlin um 72000 £ angekauft und damit entschieden ein brillantes Geschäft gemacht, da sie natürlich die liederliche Wirtschaft, die bisher auf dieser Linie herrschte, in eine geregelte und ehrliche verwandeln wird. Sie soll mit der Zeit in eine elektrische Bahn umgestaltet werden. Das gleiche ist der Fall mit dem hiesigen Stadt-Telephon, das über 12000 Abonnenten hatte. Auf demselben konnte sich kein Mensch verständigen. Auch diese Anlage hat die Firma Siemens & Halske kontraktlich übernommen.

Die kleinen Kioske, die sich auf allen Plätzen in grösserer oder geringerer Anzahl befinden, verkaufen Lotterie-Billets, heissen Kaffee, Schnaps und selbst Suppen; sie sind namentlich morgens von Leuten der unteren Klasse umringt, die hier ihr Frühstück einnehmen.

Die nächtliche Beleuchtung der Stadt geschieht durch Kohlengas; einige Plätze besitzen elektrische Beleuchtung, die öffentlichen Lokale und Verkaufs-Magazine Gasglühlicht. Auch in diesem Fach hat die Firma Siemens & Halske hier am Platze mit einer amerikanischen Gesellschaft den Wettbewerb aufgenommen.

Einige grosse Plätze der Stadt sind mit Gartenanlagen versehen; der Campo Santa Anna zeichnet sich durch einen grossen Park mit prachtvollen Bäumen aus. Der Volksgarten (Jardim publico), obwohl minder umfangreich, ist im Hinblick auf Vegetation und Lage sehenswert; von seiner schönen breiten Terrasse hat man einen prächtigen Ausblick auf den weiten, sonnenbeglänzten Hafen.

Die Wasserversorgung der Stadt geschieht teils durch einen uralten künstlichen Aquädukt, der vom Alto do Corcovado das klarste Wasser mitten in die Stadt leitet. Da diese eine Leitung jedoch bei weitem nicht genügte, so wurde in den letzten Jahrzehnten der Zufluss grösserer Quantitäten Wassers mittels eiserner Röhren aus einigen Flüssen und Gebirgsbächen bewirkt.

Am Santa Anna-Platz steht das Stadthaus, das weder in Bezug auf Grösse noch Form der hiesigen Stadt entspricht. Ein zweites, grosses, aber noch weniger stilvolles Gebäude auf diesem Platze ist die riesige Kaserne mit den Kanzleien des Kriegs-Ministeriums und des Generalstabes. Nahebei liegt der Bahnhof der Centralbahn, der in architektonischer wie in räumlicher Beziehung viel zu wünschen übrig lässt.

Die Ministerien sind in grossen palastartigen Gebäuden untergebracht. Das Finanz-Ministerium ist ein alter Riesenbau, das Industrie-Ministerium dagegen ein stilvoller, kleiner Palast am Strande der Bai. Der schönste Palast in Rio ist der für den Präsidenten der Republik jüngst angekaufte, von einem deutschen Architekten erbaute Palacio Friburgo. In einem ehemaligen kaiserlichen Palaste, nahe dem Industrie-Ministerium, befindet sich das bereits beschriebene Centraltelegraphenamt. Dieses Palais, zwar gross, aber nichts weniger als schön, diente allerdings nicht zum ständigen Aufenthalte des kaiserlichen Hofes.

Während der Wintermonate war das Landschloss Boa Vista in der Vorstadt São Christovão die Residenz des Kaiserpaares. Dieses Schloss, ein einfacher viereckiger Bau, dient jetzt als Museum. Seine schönste Zier bildet die Natur, die hier ihre Gaben in verschwenderischem Masse ausstreut. Hinter dem Schlosse liegt eine Art von Dörfchen, dessen kleine Häuser und Hütten bunt durcheinander liegen. Das Dörfchen gehörte zum Schlosse, und sein Friedensrichter war der Oberhofmeister des Kaisers. Hier wohnten alle die Leute mit ihren Familien, die zur Dienerschaft des Hofes gehörten, und einige von des Kaisers Pensionären niederer Klasse.

Die Sommermonate verlebte die kaiserliche Familie regelmässig in dem hoch im Gebirge gelegenen Städtchen Petropolis, das von Rio aus mittels Dampfschiff und Zahnradbahn in ungefähr drei Stunden zu erreichen ist. Petropolis ist Lieblingsaufenthalt des Kaisers gewesen, weil es der eigenste Wille des Monarchen ins Leben gerufen hatte. Als diese Gegend vor ungefähr fünfzig Jahren noch wilder Urwald war, hatte Dom Pedro mit grossen Kosten eine deutsche Kolonie dort anlegen lassen, die jedoch wegen der ungünstigen Bodenverhältnisse nicht gedeihen wollte. Nun liess Dom Pedro II. daselbst ein Landhaus zum Zwecke seines Sommeraufenthaltes erbauen. Wie mit einem Zauberschlage wendeten sich nun die misslichen Verhältnisse der Kolonisten zum Besseren. Denn nicht sobald war dieser Ort zur kaiserlichen Sommerresidenz erhoben, als alle Grossen des Reichs und diejenigen, die ihnen stets nachahmen, sich dort Paläste und Häuser erbauten. Das kleine Dorf wuchs bald zur Stadt heran. Infolgedessen wurde dann auch die Verbindung mit der Hauptstadt Rio durch eine

Eisenbahn und geregelte Dampfschiffahrt hergestellt. Es kam dies den Kolonisten insofern zu gute, als sie nun durch Gärtnerei, Gewerbe und Kleinhandel sich tüchtig aufhalfen.

Petropolis gleicht einem idyllisch gelegenen Badeorte. Ungefähr 800 m über dem Meeresspiegel, liegt es zerstreut auf Bergen und in Thälern, von Bächen durchflossen, die von Bäumen beschattet sind. Es wurde in neuester Zeit zur provisorischen Hauptstadt des Staates Rio de Janeiro erhoben und hat viel von seiner Romantik verloren durch das Protzentum, das sich jetzt dort breit macht. Hier ist man vor dem gelben Fieber gesichert, wenn man es nicht etwa schon aus Rio mit hinaufbringt, denn dann nützt auch die reine Gebirgsluft nichts. Das Klima hier oben ist übrigens sehr feucht. Viele der Gross-Kaufleute Rios unterwerfen sich der Plage einer täglichen Hin- und Herfahrt von sechs Stunden um der Familie willen, die sie dort oben gewahrt wissen vor Fieber und Hitze. Der einzige Genuss, den die Familienhäupter selbst haben, sind die kühlen Nächte und die Sonntage, die sie im Kreise der Ihrigen zubringen.

Die fremden Gesandten wohnen das ganze Jahr hindurch in Petropolis, weil es in klimatisch-hygienischer Hinsicht der sicherste Ort in der nächsten Umgebung der Hauptstadt ist. Sie kamen zur Kaiserzeit nur in seltenen Fällen nach Rio herab, wo sich doch der Mittelpunkt der Regierung und des gesamten politischen Lebens befindet. Zu jener Zeit hatte dies aber nichts zu bedeuten, denn die äussere Politik Brasiliens war ein wahres Schäfer-Idyll und die Handels- und persönlichen Interessen der Fremden besorgen die Konsulate, die in Rio ihren Sitz haben. In der Republik hat sich dies allerdings geändert, namentlich in den letzten Jahren, wo Brasilien infolge der von Fremden erlittenen Unbilden während der Revolution in Verwicklung mit den fremden Mächten geriet. Auch ist noch eine Grenzfrage zwischen Brasilien und Frankreich in der Schwebe, wobei beide Parteien sich gegenseitig Ungesetzlichkeiten und Gewaltakte zum Vorwurf machen, die an der Grenze des Staates Pará zwischen den Bewohnern der französischen Kolonie Guyana und Brasilianern stattgefunden haben. Endlich lag auch eine Streitfrage mit England vor, welches die seit Jahrhunderten Brasilien angehörende Insel Trindade, allerdings nur einen wertlosen Steinkomplex, in Besitz genommen hatte. Seit dieser Zeit finden fast täglich Verhandlungen im auswärtigen Amt mit den Vertretern der betreffenden Nationen statt, die nunmehr fleissig zwischen Petropolis und Rio verkehren.

Da die Stadt Rio de Janeiro die Residenz des Hofes und der Sitz der Centralregierung war, wo alljährlich mehrere Monate hindurch Senat und Kammer tagten, deren Mitglieder gewöhnlich mit ihren Familien und einem Bedienentross hier anlangten, so war sie auch von jeher Sammelplatz aller Politiker des Reichs, sowie das Mekka aller Stellenjäger und Spekulanten auf den Staatssäckel, die eine in sich abgeschlossene, vom Kaufmannsstande völlig abgesonderte Gesellschaftsklasse bildeten. Es hat sich dies Verhältnis seitdem etwas verändert, d. h. es kommen nicht mehr alle Politiker von Beruf, nicht alle Stellenjäger und Spekulanten, wie ehemals hierher, weil



Pflanzerbaron im Norden



Höhere Kriegsschule in Rio de Janeiro



durch die Decentralisierung der Republik jeder Staat seinen selbständigen Wirkungskreis erhalten und diesen Leuten etwas zu bieten hat, was viele derselben in ihrer engern Heimat zurückhält. Obwohl die Mitglieder der republikanischen Kammern nicht mehr wie früher zumeist reiche und durch ihre Stellung in der Gesellschaft mächtige Männer sind, so erlauben ihnen doch ihre Diäten, die sich täglich auf 75 Milreis (al pari 150 Mark, jetzt aber nur 50 Mark) belaufen, den Luxus, mit ihren Familien hier zu wohnen, so lange die Kammern tagen.

Die Bewohner von Rio de Janeiro teilen sich im grossen und ganzen in zwei Hauptklassen. Die eine begreift in sich den zahlreichen Beamtenstand und die mit ihm in engster Verbindung stehende politische Welt; die andere den Industriellen- und Handelsstand mit allen seinen mannigfachen Neben- und Unterordnungen. Gelehrte, Künstler, Litteraten, Advokaten, Offiziere und Studenten sind, wenn sie nicht der ersten Klasse angehören, nicht zahlreich und nicht bedeutend genug, um eine massgebende Gesellschaftsklasse für sich allein zu bilden. Rechnet man noch einige Kleingewerbetreibende und Handwerker ab, so ist der Rest fast ausnahmslos Pöbel. Eine Geburtsaristokratie in der europäischen Bedeutung fehlt gänzlich.

Rein wissenschaftliche Korporationen von höherer Bedeutung, wie z. B. eine Akademie der Wissenschaften, sind nicht vorhanden. Wohl giebt es eine geographische, naturwissenschaftliche, litterarische und historische Gesellschaft und andere wissenschaftliche Vereine, die aber so geringe Erfolge aufzuweisen haben, dass von ihnen nur weniges zu berichten wäre. Für Sprachwissenschaften und Litteratur im weiteren Sinne des Wortes giebt es weder eine Akademie noch irgend eine Lehranstalt. Jurisprudenz, Medizin, Technik, Astronomie, Nautik, Agrikultur und Handelswissenschaft zwar werden in irgend einer Anstalt vorgetragen, doch fehlen Lehrkanzeln für eine ganze Reihe der wichtigsten Wissenschaften.

Die medizinische Akademie zu Rio besitzt in manchen Fächern ganz gediegene Lehrkräfte, doch finden es viele der aus ihr hervorgegangenen Ärzte selbst für notwendig, zur Vervollkommnung auf einige Jahre noch nach Europa zu gehen. Es giebt hier Ärzte von hoher wissenschaftlicher Bildung und auch einige Gelehrte, aber zu universeller Anerkennung hat es noch keiner von ihnen gebracht. Brasilien besitzt bisher keine epochemachenden Forscher und Entdecker. Das liegt nicht etwa an der geringeren Intelligenz. Woran es fehlt, ist Ernst, Festigkeit, Geduld und Ausdauer, nicht minder die leidenschaftliche Vorliebe des Forschers und Gelehrten für den erwählten Gegenstand, dem er ohne Rücksicht auf materielle Vorteile, ohne Scheu vor schweren Opfern sich ganz und ungeteilt widmet.

Der Professor an der medizinischen Akademie, Dr. Domingos Freire, glaubte vor einigen Jahren einen Impfstoff entdeckt zu haben, der ein wirksames Schutzmittel gegen das gelbe Fieber sein sollte. Abgesehen davon, dass dieses Mittel von keiner wissenschaftlichen Körperschaft des Auslandes voll anerkannt wurde, habe ich die zweifelhafte Wirkung dieses Impfstoffes an fünf meiner Freunde leider erfahren, die, alle geimpft, dennoch dem

gelben Fieber erlagen. Auch der italienische Professor Sanarelli, Chef des hygienischen Instituts in Buenos Aires, behauptete, ein Mittel gegen das gelbe Fieber gefunden zu haben, das von dem des Dr. Freire abweiche, weshalb die beiden Gelehrten in einen wissenschaftlichen Streit geraten sind.

Die medizinische Akademie lässt, was Lehrmittel anbelangt, wenig zu wünschen übrig. Sie wird von einigen Hundert Studenten besucht, die sich in sechs Jahrgänge abteilen. Selbstverständlich rekrutieren sie sich aus allen Teilen des Landes. Sie sind in keiner Beziehung von den Studierenden der civilisiertesten Länder Europas verschieden, in der Mehrzahl gebildete junge Leute von Geist und zumeist auch von guter Erziehung, voll Lebenslust und Freiheitssinn. Burschenschaften und Korps, wie sie in Deutschland und Österreich bestehen, oder einen festen Verband, wie der der Pariser Studenten, bilden sie nicht, obwohl sie bei gewissen Gelegenheiten in corpore auftreten und zusammenhalten. Der Schauplatz ihres jugendlichen Mutwillens ist nicht, wie in germanischen Ländern, die Studentenkneipe, oder, wie in Frankreich, ein ausschliesslich von Studenten besuchtes Café-Chantant, sondern die verschiedenen kleinen und grossen Theater, wo sie zu Zeiten das Publikum terrorisieren. Wehe dann dem unbeliebten Schauspieler oder Sänger! Im Genusse von Getränken sind sie wie überhaupt der Brasilianer sehr mässig, auch fleissige Besucher der früher beschriebenen Rua Ouvidor, wo sie zeitweilig drollige Streiche ausführen. Die weniger wohlhabenden Studenten bewohnen, nach Landsmannschaften gesondert, gewöhnlich eine eigene Wohnung für sich, die dann Studentenrepublik genannt wird. In diesen Wohnungen, deren Mobiliar auf das unbedingt Notwendige beschränkt ist, leben sie in wahrhaft wilder Freiheit, die oft in solcher Weise ausartet, dass sie zur Plage für die Nachbarschaft werden.

In Rio befindet sich auch eine polytechnische Hochschule, von der genau dasselbe wie von der medizinischen Akademie gesagt werden kann. Sie besass bis vor kurzem einen von allen Zöglingen sehr geschätzten Professor der Chemie, einen Deutschen, Namens Michler. Nach seinem Tode haben zahlreiche Verehrer (Brasilianer) die Marmorbüste dieses Gelehrten im Ehrensaal des Polytechnikums aufstellen lassen. Dies macht der jüngeren aufstrebenden Generation umso mehr Ehre, als ihre Vorbilder, nämlich die im brasilianischen Staatsdienste funktionierenden Gelehrten und Fachmänner, sowie die Behörden für Kultus und Unterricht, ihnen in dieser Beziehung mit nicht sehr lobenswertem Beispiele vorangehen.

Wie ich bereits früher erwähnte, befindet sich in Pernambuco und São Paulo je eine staatliche Akademie für Jurisprudenz, eine solche in Bahia für Medizin, seit neuester Zeit in mehreren anderen Städten auch Privat-Akademien, deren Zeugnisse vom Staate anerkannte Gültigkeit besitzen. Es ist dies eine Folge der neuerlich dekretierten Studienfreiheit.

Das Museum zu Rio ist zwar nicht sehr reich, besitzt aber manches Interessante, namentlich in ethnologischer und paläontologischer Beziehung. Sehr bedeutende Verdienste um die Entwicklung dieses Instituts haben sich

der gegenwärtige Direktor, der Naturforscher Ladislaus Nette, und die deutschen Gelehrten Hartt, Schack und Schreiner erworben. Der Schweizer Naturforscher Göldi, der seit einigen Jahren in der Hauptstadt des Staates Pará das dortige Museum erst geschaffen und organisiert hat, war einige Zeit am Museum zu Rio thätig und verliess es wegen Uneinigkeit mit der Direktion. Hochinteressant ist die Schädelsammlung, die vom berühmten dänischen Naturforscher Lund herstammt.

Das Staats-Archiv, reichhaltig an hochinteressanten Dokumenten der Geschichte Brasiliens und Portugals, wird in lobenswerter Weise verwaltet. Viele eigenhändige Briefe verschiedener Herrscher, Prinzen, Prinzessinnen und historischer Persönlichkeiten finden sich hier, die fast sämtlich an den König Dom João VI. von Portugal gerichtet sind. Die hiesige Sternwarte, die der ausgezeichnete Astronom Dr. Cruls, ein Belgier, leitet, hat sich in Europa vorteilhaft bekannt gemacht und auch schon Tüchtiges geleistet. Noch sind einige mehr oder minder reichhaltige Bibliotheken zu erwähnen, worunter besonders die Nationalbibliothek wegen einer Reihe von Seltenheiten unschätzbaren Wertes einen hohen Rang einnimmt. Unter andern fand vor Jahren der damalige Bibliotheksdirektor Dr. Ramiz Galvão unter einem Berge alter von Motten und Feuchtigkeit halbzerstörter Papiere, die seit mehr als 50 Jahren auf dem Dachboden des Hauses unbeachtet umher lagen, eine grosse Menge von Holzschnitten und Radierungen von unschätzbarem Werte, hundert Originalschnitte von Albrecht Dürer, Marco Antonio, Guercino und anderen grossen Meistern, ferner befindet sich da eine Sammlung von 7500 Kunstblättern von der ältesten bis zur neueren Zeit in 130 dicken Foliobänden vereinigt unter dem Titel: „Das grosse Welttheater“, ein Unicum in seiner Art. Es sind Buntdrucke darunter, die an Farbenpracht alles weit hinter sich lassen, was heutzutage in diesem Fache hervorgebracht wird. Schliesslich ist eine grössere Sammlung von Originalskizzen und Entwürfen der grössten italienischen Meister von Raphael Sanzio, Reni, Guercino und anderen zu erwähnen. Verwundert fragt sich der Leser, wie kamen diese Schätze nach Brasilien? Die Antwort lautet: Aus Vergessenheit oder Nachlässigkeit der Dienerschaft am Hofe Dom Joãos VI. Als dieser im Jahre 1808 vor Napoleon I. flüchtend nach Brasilien kam, brachte er alle seine Schätze auf mehreren Schiffen hierher, darunter die vielen, jetzt im Archiv verwahrten Dokumente von hohem geschichtlichen Wert und viele Kunstschätze, die aus Mangel an Raum in Kisten verpackt blieben und bei seiner eiligen Abreise im Jahre 1821 hier zurückgelassen wurden.

Zu allen wissenschaftlichen Studien werden, wie ich schon früher erwähnte, französische Werke teils im Original, teils in portugiesischen Übersetzungen benutzt. Von deutschen wissenschaftlichen Werken, wie überhaupt von deutscher Kultur, ist den Brasilianern erst in der neueren Zeit aus französischen Übersetzungen eine Ahnung aufgegangen, die sich im Laufe der letzten Jahre zu einer durchaus ungeteilten Verehrung gesteigert hat, vorläufig aber erst noch in sehr geringem Masse praktischen Einfluss übt, denn dazu ist die Kenntnis der deutschen Sprache zu wenig verbreitet.

An Mittel- und Volksschulen fehlt es in Rio nicht; die Mehrzahl derselben sind Privatunternehmungen von Personen, deren Beruf und Fähigkeit zur Leitung einer Schule und zur Erziehung der Jugend oft sehr fraglich erscheinen. Mit Ausnahme einiger sehr wenigen sind diese Institute hier mehr oder minder zu tadeln. Es mangelt im allgemeinen an Strenge und Disziplin. Das hervorragendste, in ganz Brasilien best beleumundete, staatliche Institut ist das „Gymnasio nacional“, ehemals Instituto Dom Pedro II. in Rio. Es ähnelt einem deutschen Realgymnasium und hat ein Internat und Externat, die beide zusammen an 40 Professoren besitzen. Äusserlich präsentieren sich diese beiden Anstalten sehr würdig, allein das Unterrichtssystem lässt manches zu wünschen übrig. Es wird wohl alles darin gelehrt, was in Mittelschulen im allgemeinen vorkommt, auch dauert der Kursus sieben Jahre; aber die Schüler, die diese Anstalt verlassen, sind keineswegs in der Lage, sich mit Abiturienten der deutschen, österreichischen und schweizerischen Mittelschulen in Bezug auf Kenntnisse zu messen, obwohl die hiesige Jugend bezüglich ihrer Intelligenz der europäischen keineswegs nachsteht. Ich kann dies als gewesener Professor dieses Institutes mit Bestimmtheit behaupten. Ich habe an dieser Schule einige Lehrer von unglaublicher Unwissenheit selbst in dem Fache gefunden, in welchem sie lehrten. Zu meiner Beschämung befand sich auch ein Deutscher darunter, der den Lehrstuhl der deutschen Sprache und Litteratur über dreissig Jahre innegehabt hat, aber seinem Bildungsgrade nach nichts weniger als die Fähigkeit hierzu besass. Sehr bezeichnend für die hiesigen oberen Schulbehörden ist es, dass sie vor Jahren eine von diesem Manne verfasste portugiesisch-deutsche Grammatik für die höheren Lehranstalten approbierten, die wahrlich ein Denkmal der Unwissenheit genannt werden könnte. Nie ist wohl unsere edle, reiche, markige und modulationsfähige Sprache in einem Werke neuerer Zeit so verunglimpft worden, als es in dieser Grammatik geschehen ist. In litterarhistorischer Beziehung will ich nur erwähnen, dass er z. B. darin Kotzebue unserm erhabenen Schiller voransetzt. Dagegen besass diese Anstalt auch zwei Lehrer, welche deutsche Tüchtigkeit in hervorragender Weise zu allgemeiner Anerkennung brachten. Es waren dies der vor 50 Jahren eingewanderte bayerische Baron Tautphöus und Herr Jansen, welche nun beide verstorben sind. Baron Tautphöus namentlich wurde allgemein als Gelehrter und als edler Mensch von Hoch und Niedrig verehrt und sein Andenken lebt fort in drei Generationen.

Der verstorbene Unterrichtsminister Benjamin Constant hatte es wohl unternommen, das Schulwesen umzugestalten und zu verbessern; allein, da ihm keine vollkommen tüchtigen Sachverständigen zur Seite standen, gelang dies auch nur zum Teil. Eine durchgreifende Umgestaltung zum Bessern, wozu vor allem mehr Strenge und Zucht eingeführt und das Protektionswesen gänzlich abgeschafft werden müsste, wird wohl zu Lebzeiten dieser Generation nicht mehr durchgeführt werden, obwohl neuerdings das Unterrichtssystem von der Regierung geändert wurde. Eine staatliche Normalschule und ein Pädagogium in Rio bewähren sich insofern ganz gut, als sie Fort-

bildungsschulen sind und so manchem die Gelegenheit zur Vervollkommnung seines in den unteren Schulen erlangten geringen Wissens bieten. Eines guten Rufes erfreuen sich die Jesuitenschulen zu Itú im Staate São Paulo und São Leopoldo im Staate Rio Grande do Sul. Geistliche Seminarien sind etwa zwanzig in Brasilien vorhanden.

In Rio ist das Instituto profissional, deren es in Brasilien mehrere giebt, ganz besonders hervorzuheben, weil es in der That sehr gute Erfolge aufzuweisen hat. Es ist eine Anstalt, wo arme oder verwaiste Kinder als interne Zöglinge unentgeltlich aufgenommen und fürs praktische Leben ausgebildet werden, indem jedes nebst ausreichender litterarischer Unterweisung auch in einem beliebigen Handwerk Ausbildung erhält. Selbst die Musik findet dort eine Pflegestätte. Auch eine staatliche Kunstgewerbeschule (Escola de artes e officios) besteht hier, die sich allerdings mit europäischen gleicher Art nicht messen kann; immerhin erfüllt sie, den hiesigen Verhältnissen angemessen, ihren Zweck, Die Lehrer dieser Anstalt erteilen den Unterricht kostenlos. Ähnliche Schulen sind in den meisten Staaten vorhanden. Staatliche Handels- und Ackerbauschulen sind teilweise noch in der Errichtung begriffen, teils funktionieren schon einige.

Um in eine Hochschule einzutreten, muss der Betreffende entweder eine Mittelschule mit gutem Erfolge durchgemacht haben, oder durch Zeugnisse über zehn bis vierzehn Lehrgegenstände seine Befähigung hierzu nachweisen, im Falle er keine öffentliche Schule absolviert hat. Nun ist es hier gestattet, die Prüfungen über die erforderlichen Lehrgegenstände, serienweise getrennt, im Laufe der Jahre abzulegen, so dass der Schüler, wenn er die letzten Prüfungen bestanden hat, das früher Gelernte, mindestens zum Teil, längst wieder vergessen hat. Auch geschieht bei diesen Prüfungen sehr viel Unfug durch Protektion, so dass die Hochschüler durchaus nicht alle eine gehörige Vorbildung besitzen. Die hiesigen Hochschulen, die nicht in einer Universität vereinigt sind, sondern als gesonderte Akademien bestehen, besitzen keine Fakultäten für Philosophie und Theologie; den Doktorgrad erteilt meist nur die medizinische Akademie. Nichtsdestoweniger werden die absolvierten Juristen (Baccalaureus) und Polytechniker (Ingenieur) doch allgemein Doktoren, selbst in öffentlichen Zuschriften genannt.

Mit der Pflege der Kunst stand es bis vor kurzem noch schlimmer als mit derjenigen der Wissenschaften. Es gab hier eine vom Staat gegründete Akademie der bildenden Künste, die vom Hofe, besonders aber von der Prinzessin Isabel, begünstigt wurde und gerade deshalb nicht gedeihen konnte, weil die Gunst der hohen Frau sich nicht auf die Kunst selbst bezog, sondern sich bloss auf gewisse Persönlichkeiten beschränkte, die infolge dieser Bevorzugung den Ton angaben, ohne dazu befähigt zu sein. Es hatte dies die üble Folge, dass sich die jüngeren talentvollen Künstler schmollend zurückzogen und von der Akademie, die eine Versorgungsanstalt für unfähige Männer geworden war, nichts wissen wollten. Es hat sich dies in der neuesten Zeit unter der republikanischen Regierung zum Bessern gewendet. Aber ohne moralische und materielle Aufmunterung von seiten des gebildeten

Teils eines Volkes kann bekanntlich die Kunst nicht gedeihen. Kunstverständnis, namentlich für die Malerei, ist hier im allgemeinen nicht vorhanden, so dass mancher gute Künstler in bedrängten Umständen lebt, mancher aus Missmut seinem Vaterlande den Rücken gewandt hat. In neuester Zeit hat der Staat insofern etwas für die Kunst gethan, als er einen Teil der Künstler als Professoren in die neuorganisierte Akademie berufen hat, wodurch sie eine einigermassen gesicherte, wenn auch bescheidene Existenz gewonnen haben. Die ausserhalb der Akademie stehenden Künstler bilden eine stattliche Reihe der besten hiesigen Maler, welche ihr eine passive Opposition machen. Vom Volke (ich spreche hier nur von den höheren Klassen) haben die Künstler nichts Bedeutendes zu erwarten, so lange dasselbe ein gemaltes Kunstwerk nicht von einem Öldruck zu unterscheiden weiss und die letztere des billigen Preises halber vorgezogen wird.

In Bezug auf die Baukunst ist von Brasilien nichts von Bedeutung zu berichten. Es giebt wohl einige ansehnliche Paläste in Rio, so den noch nicht vollendeten Banco da Republica, dessen Plan der verstorbene Deutsch-Brasilianer Luiz Schreiner entworfen hat, so den bereits erwähnten Präsidenten-Palast Friburgo, der jüngst durch einen brasilianischen Ingenieur mit den unpassendsten Verzierungen verunstaltet worden ist. Dieser, in einfach edlem Stile gehaltene Bau bietet seitdem, namentlich im Innern, den Anblick eines Bauernjahrmarktes.

Die Architektur in technischer Beziehung wird natürlich im Polytechnikum gelehrt, allein nennenswerte Architekten haben ihre Studien in Europa vollendet. Nur einen ganz hervorragenden Künstler hat Brasilien in diesem Fach aufzuweisen, und zwar den Ingenieur Teixeira Soares. Zwar sind ausgezeichnete Kunstwerke in der Architektur hier nicht zu finden, wohl aber solche in Bezug auf Technik, wie Brücken, Tunnels, Viadukte bei Eisenbahnbauten, die zum Teil auch von Fremden ausgeführt worden sind. Eine der besten Leistungen ist die Bahn in Paraná, ausgeführt vom eben erwähnten Ingenieur Soares.

Das Staats-Institut für Musik hatte ungefähr dasselbe Los wie die Malerakademie, doch gab es neben diesem, das eine Schöpfung der Prinzessin Isabel war, auch andere Lehranstalten zu ähnlichen Zwecken, worunter eine besonders hervorragte, die sich, zur Unterscheidung vom staatlichen Konservatorium, Musikakademie nannte.

Unter den vielen musikalischen Vereinen, die in der Mehrzahl unbedeutend waren, gab es früher zwei Gesellschaften, die mit Vorliebe die klassische Musik pflegten; in deren Monatskonzerten konnte man die beste Musik hier hören. Die eine dieser Gesellschaften war das Bürger-Kasino, dessen musikalische Produktionen unter dem besonderen Schutze der Prinzessin standen; die andere nannte sich Beethoven-Klub, der, wie das Bürger-Kasino, zahlreiche Mitglieder aus den besten Gesellschaftskreisen zählte. Beide Vereine bestehen heute nicht mehr. Im Kasino wurden philharmonische Konzerte aufgeführt, Symphonien etc., wobei sich mitunter einzelne Künstler mit Solo-

vorträgen hören liessen. Die philharmonische Kapelle genügte wohl hier, hätte aber streng-künstlerischen Anforderungen nicht entsprochen. Ausser dem Geiger White, einem Kubaner, der mehrere Jahre hier lebte, und dem portugiesischen Pianisten Arthur Napoleão, einem Klavierspieler ersten Ranges, gab es keine nennenswerten exekutierenden Künstler hier.

Die klassischen Konzerte im Beethoven-Klub konnten ein nicht sehr verwöhntes Ohr wohl befriedigen, aber klassisch war wohl nie eine Aufführung. Ab und zu konnte man dort fremde Künstler von Bedeutung hören, deren materieller Erfolg jedoch nicht immer den Erwartungen entsprach, die sich dieselben vom Diamantlande Brasilien gemacht haben mochten. Für Kunst überhaupt ist hier noch sehr steriler Boden. Nur die italienische Oper, die fast jährlich zwei bis drei Monate hier spielt und von einer jeweilig sich bildenden Gesellschaft oder von der Regierung einen bestimmten Betrag zugesichert erhält, macht ein befriedigendes Geschäft, namentlich wenn sich darunter einige ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen befinden, die dann vom Publikum mit Geschenken überhäuft werden.

Aus dem hiesigen Konservatorium ist niemals ein bedeutender Künstler hervorgegangen. Dieses Institut soll jetzt ebenfalls einer besseren Zukunft entgegengeführt werden. Es wurde vollständig umgestaltet und der Leitung eines guten Musikers unterstellt, der aber in keinem musikalischen Fache eine hervorragende Leistung aufzuweisen hat, und von einem Lehrkörper umgeben ist, der teilweise viel zu wünschen übrig lässt. Zu bedeutenderen Erwartungen berechtigen zwei junge Staatspensionäre, die seit einigen Jahren ihre höhere Ausbildung in Europa geniessen, von denen namentlich der eine sich schon durch einige symphonische Dichtungen von künstlerischem Werte hervorgethan, und der andere bereits eine Professur im hiesigen Konservatorium angetreten hat. Dieser hat in Deutschland während mehrerer Jahre tüchtige Fachkenntnisse erworben. Besonders schädlich für junge aufstrebende Kunstjünger ist hier die unglaubliche Lobhudelei und lächerliche Verhimmelung derselben, sobald sie nur das Geringste produzieren, das nicht vollkommen verwerflich ist. Ein solcher junger Mann, der fortgesetzt das überschwenglichste Lob selbst in den vornehmsten und ernstesten Zeitungen über sich aussprechen hört, beginnt endlich an seine errungene Meisterschaft selbst zu glauben und bleibt auf unvollendeter Bahn stehen.

Hier verlangt das Publikum heitere, womöglich recht lärmende Musik oder technische Kunststückchen auf irgend einem Instrument. Deshalb auch die täglich wachsende Menge von Kompositionen der trivialsten Tanzstücke, die den Musikmarkt überschwemmen und viel gekauft werden, und andererseits das ausschliessliche Streben der Musiker von Beruf und der Dilettanten nach technischer Fertigkeit. Von welcher Art der Geist ist, der in der hiesigen musikalischen Welt herrscht, wird durch die vollständige Unkenntnis gekennzeichnet, die bis vor kurzem herrschte, über einen hervorragenden Komponisten der Kirchenmusik, den Brasilien in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts besass und dessen die allgemeine Musikgeschichte rühmend erwähnt. Ein Musiker von wirklichem Talent war der vor zwei

Jahren verstorbene Opernkomponist Carlos Gomes, von dem mehrere Opern, darunter die namhafteste „Guarany“, in Italien öfter aufgeführt wurden, wo er auch seine musikalische Ausbildung genossen hatte. Über die Sphäre der alten italienischen Schule hat er sich nie erhoben, und namentlich wollte er von deutscher klassischer Musik nichts wissen. Die Eifersucht und der Neid gegen europäische Überlegenheit spricht sich im Musikfache ganz besonders aus. Wenn der Künstler keinen portugiesischen Namen führt, so wird er trotz seiner hervorragenden Talente geflissentlich übersehen oder gar angefeindet. Der Musikkritik der hiesigen Blätter ist ein wirklicher Wert nur äusserst selten beizumessen. Die Kritiker sind weder Musikgelehrte noch gründliche Musikkenner. Die Kritik ist zumeist ein Ausfluss der persönlichen Gefühle des Verfassers gegen den Künstler, im besten Falle aber die Darstellung des Eindruckes, den das natürliche, aber ungeschulte Empfindungsvermögen von der musikalischen Produktion empfangen hat, oder auch oft, was das Schlimmste ist, eine tiefe, fachwissenschaftliche, nicht selten sogar eine tiefgelehrte Abhandlung, die, aus Fachwerken zuweilen Wort für Wort abgeschrieben, zu dem in Rede stehenden Gegenstand nicht immer in enger Beziehung steht. Die musica sacra wird hier gar nicht gepflegt; wirkliche Kirchenmusik kennt man nicht, auch fehlen mit sehr seltenen Ausnahmen in den Kirchen die Orgeln. In dieser Beziehung findet hier eine unglaubliche Profanation des weihevollsten Gottesdienstes statt, indem eine Musikbande, die am Chor plaziert ist, Stücke aus Operetten oder lustigen europäischen Volksliedern in gedehntem Tempo aufführt. Chöre sind eine Seltenheit, die man nur hier und da im Norden findet.

Die graphischen Künste stehen hier noch auf ziemlich niederer Stufe. Obwohl einige Privatanstalten in Phototypie und Lithographie manch anständige Arbeit liefern, so ist doch die neuere, zu hoher künstlerischer Vollendung gelangte Fertigkeit in den verschiedenen Zweigen der Chemiegraphie kaum noch im Keim, und die Ätzkunst auf Metalle gar nicht vorhanden. Die grossartige Munificenz eines hiesigen Mäcens Namens Mayrink der über eine Million Franken der Errichtung einer graphischen Anstalt gewidmet hatte, schlug gänzlich fehl, weil die Wahl des Leiters derselben eine unglückliche war.

Im litterarischen Fache haben die Brasilianer schon manches Beachtenswerte aufzuweisen, namentlich in der lyrischen Poesie und in der epischen Erzählung. In der ersteren sind der vorzeitig verstorbene Dichter Castro Alves, ebenso der Liederdichter Gonçalves Dias zu erwähnen; in der letzteren der ebenfalls aus dem Leben geschiedene José Alencar, von dessen vorzüglichen Werken einige ins Englische übersetzt worden sind. Mit vielem Geschick, und oft mit Anmut, bewegt sich die brasilianische Litteratur auf dem Gebiet des Witzes und der Laune. Im nationalen Drama von höherer Bedeutung hat Brasilien in neuerer Zeit nichts hervorgebracht. In kleineren Schau- und Lustspielen von zumeist lokaler Bedeutung ohne litterarischen und ohne Kunstwert ist unter mehreren anderen Arthur Azevedo zu nennen, während dessen Bruder Aloisio im Roman vor anderen sich hervorgethan hat. Aloisio

Azevedo ist Naturalist und nähert sich in seiner Schreibweise dem grossen Romancier Zola. Ausser diesen beiden sind noch mehrere andere Schriftsteller und Dichter zu nennen, wie Valentin de Magalhães, Coelho Netto, Machadó Assis, Olavo Billac, Assis Brasil, Visconde de Tonnay, Affonso Celso junior, Joaquim Nabuco. Als Litterarhistoriker ist Silvio Romero hervorzuheben, der seines ehemaligen Lehrers, des gelehrtesten und geistreichsten Mannes Brasiliens, des Rechtslehrers Dr. Tobias Baretto, würdig ist. Im historischen Fache haben sich mehrere mit der Geschichte des Landes befasst, an deren Spitze der Historiker Alencar Araripe zu erwähnen ist.

Die Tageslitteratur dagegen steht auf einer hohen Stufe der Vollendung. Hier wirkt das den Brasilianern angeborene Talent. Ohne grosse Anstrengung, ohne tiefes Studium erreichen sie eine glänzende Fertigkeit im Schreiben. Was ihnen hierbei ganz besonders hilfreich zur Seite steht, ist ihre Naturgabe rascher geistiger Assimilierung jedes zu besprechenden Gegenstandes, den sie dann mit Geschicklichkeit, sei es mündlich oder schriftlich, fliessend und bestechend zu besprechen verstehen. Die Anzahl der in Rio täglich oder periodisch erscheinenden Blätter dürfte sich auf 25 bis 30 belaufen, wovon indes nur die kleinere Hälfte journalistischen Wert besitzt. Diese ist ganz vorzüglich redigiert, und befasst sich neben sozialen, litterarischen, ökonomischen und wissenschaftlichen Fragen meist auch stark mit der Politik, ohne dass indes der Mehrzahl derselben eine Parteitendenz zu Grunde liegt. Einige der Tagesblätter geben den grössten europäischen Blättern gleicher Gattung wenig oder nichts nach. Sie haben in den Weltstädten Europas ihre besonderen Berichterstatter und bringen täglich mehrere Spalten Telegramme aus allen Ländern Europas und Amerikas, so dass das Publikum hier stets rasch von den Weltereignissen in vollständige Kenntnis gesetzt wird.

Das hervorragendste Blatt Brasiliens, als erstes in ganz Süd-Amerika allgemein anerkannt, ist das „Jornal de Commercio". Es hat ungefähr Grösse und Format der Londoner „Times", ist mit einem Kapital von 5 Millionen Francs auf Aktien gegründet und zählt zu den ältesten Zeitungen Süd-Amerikas. Auch mehrere illustrierte Blätter und Revuen erscheinen periodisch, worunter die „Revista Illustrada", redigiert von einem naturalisierten Italiener Angelo Augustini, mit vielem Geist und ätzender Schärfe die politischen Persönlichkeiten geisselt.

Es ist hier Sitte, die privaten Vorkommnisse in den besseren Familien öffentlich anzuzeigen oder zu besprechen, wobei den Personen die überschwenglichsten Epitheta beigelegt werden: sympathica, virtuosa, interessante bei Damen und Kindern; heroico, sublime, patriotico bei Herren sind die gewöhnlichsten Ausdrücke. Die Sitte sich gegenseitig zu „verhimmeln" ist hier stark verbreitet. Ovationen aller denkbaren Arten sind hier an der Tagesordnung, bei denen man sich gegenseitig nicht genug thun kann an schmeichelhaften Redensarten, die dem Brasilianer bei solcher Gelegenheit wie Honigseim von den Lippen triefen.

Im Fache der Schauspielkunst sieht man von hiesigen nur Unbedeutendes.

Für diese Kunst ist im Konservatorium noch kein Lehrstuhl vorhanden. Die Theater sind nur dann interessant, wenn gute französische oder italienische Gesellschaften vorübergehend Vorstellungen geben, was allerdings oft der Fall ist. Man entbehrt auch keineswegs den Genuss, weltberühmte Bühnenkünstler zu sehen, die ab und zu Rio besuchen und es stets, in allen Beziehungen befriedigt, verlassen. Ausser den beiden staatlichen Theatern in Rio, deren Regie jeweilig an Pächter überlassen wird, befindet sich noch eine ziemliche Anzahl von Volkstheatern am Platze, in denen meist Lokalpossen mit Gesang und kleine Lustspiele zur Vorstellung kommen, während in den beiden ersteren Schauspiele und Dramen von portugiesischen Gesellschaften in mittelmässiger Weise aufgeführt werden, die nur selten gut besucht sind. Nur wenn ein gutes italienisches Opernensemble hierherkommt, sind die Theater trotz der doppelten und dreifachen Preise, stets gefüllt. Der Grundsatz, dass das Theater auch den Zweck der Volkserziehung und Fortbildung verfolgen soll, scheint hier nicht vorzuwalten. Das Publikum ist im allgemeinen nicht leicht zu befriedigen; namentlich wenn die Preise der Plätze um ein Bedeutendes erhöht sind, übt es scharfe Kritik, und wehe dem Sänger, der den Ansprüchen nicht genügt. In ihrem Äusseren und in der inneren Einrichtung werden die Theater zu Rio von manchem anderen Provinztheater, so z. B. in Pernambuco und Pará, übertroffen.

Auf den Fremden, der zur Zeit der kaiserlichen Regierung hierher kam, machte die Marine einen Eindruck von Vornehmheit und Eleganz, namentlich was die Offiziere und Kadetten anbetraf. Diese waren durchgehends intelligente, weltmännisch gebildete Menschen mit einem gewissen martialischen Anstrich, und die Mannschaft durchaus schmucke, lebensfrohe Jungen. Dass sie insgesamt auch tüchtige Seeleute und tapfere Männer sind, haben sie später, während der Marinerevolte, bewiesen. Es gab und giebt noch heute Offiziere aller Grade unter ihnen, die jeder europäischen Marine zur Ehre gereichen würden.

Die Marine, diese für einen Staat mit einer Seeküste von 9000 Kilometer Ausdehnung so ausserordentlich wichtige Institution, wurde schon zur Kaiserzeit in Bezug auf schwimmendes und Kriegsmaterial nicht besonders gepflegt, aber das Menschenmaterial liess kaum etwas zu wünschen übrig. Nach der erwähnten Revolte aber befand sich auch dieses in einem Grade der Zersetzung, die zum gänzlichen Verfall geführt haben würde, wenn die Regierung sich nicht zu den grössten Anstrengungen aufgerafft hätte, um derselben Einhalt zu thun. Es wurden die schadhaften Kriegsschiffe aufs beste repariert, und eine nicht unbedeutende Anzahl von Kriegsfahrzeugen aller Gattungen neu angeschafft, so dass, wenn die letzteren alle vom Stapel gelaufen sein werden, die brasilianische Kriegsflotte eine den Verhältnissen angemessene Seemacht bilden wird. Diese Anschaffungen haben grosse Opfer an Geld erheischt, die nicht wenig zur jetzigen Finanzkrise beigetragen haben.

Die brasilianische Marine besteht gegenwärtig aus

2 Panzerschiffen zweiter Klasse,
2 „ dritter „
2 „ vierter „
12 ganz oder teilweise gepanzerten Kreuzern,
5 Kanonenbooten,
9 Avisos,
4 Torpedojägern,
6 Torpedobooten und mehreren kleinen Holzschiffen zu verschiedenen Zwecken.

Die Bemannung der Flotte hat einen Sollbestand von 4000 Matrosen und Marine-Infanteristen und 2000 Schiffsjungen. Dieser Sollbestand ist indes gegenwärtig kaum zur Hälfte vorhanden. Zwei eben vollendete Kriegsschiffe wurden in jüngster Zeit aus Rücksicht auf die schlechte Finanzlage an Nordamerika verkauft.

Was die Einrichtungen für die Marine anbelangt, so umfassen dieselben ein grosses Arsenal mit Werft und Docks, in der ungefähr 2000 Arbeiter beschäftigt sind. An Ausbildungsanstalten für die Seetruppen bestehen: eine Marine-Akademie mit mehrjährigem Kursus, aus der die approbierten Schüler als Guarda marinhás (gleich unseren Kadetten) ausgemustert und sofort in Dienst gestellt werden, um ihre theoretischen Kenntnisse praktisch zu vervollkommnen; eine nautische Schule zur Heranbildung von Matrosen; eine Lehranstalt für alle zum Schiffsbau nötigen Handwerke. Die Marine-Infanterie (Bataillon naval), ein Bataillon stark, ist eine schmucke, recht kriegerisch aussehende Truppe, die während der Revolution eine wahrhaft bewundernswerte Tapferkeit an den Tag gelegt hat und fast durchgehends aus farbigen Männern besteht.

Die Landarmee Brasiliens hatte zur Kaiserzeit eine Stärke von 15000 Mann. Da sie vom Kaiser und seinem Hofe und infolgedessen auch von den massgebenden Regierungsbehörden vernachlässigt wurde, war sie materiell und moralisch herabgekommen und ohne Ansehen im Volke. Ihre Offiziere, namentlich die subalternen, wurden im allgemeinen nicht als gesellschaftsfähig anerkannt; Söhne der vornehmeren Familien traten nur selten in das Heer. Die Mannschaft war verlottert; es gab keine Disziplin, keinen Korpsgeist, kein militärisches Pflichtbewusstsein. An eine Manövrierfähigkeit dieser Truppen, die in keiner Weise vollständig ausgebildet waren, konnte gar nicht gedacht werden. Seit Jahren herrschte deshalb eine latente Unzufriedenheit in den Kreisen der Offiziere, die endlich am 15. November 1889 zur That überging, in einem Pronunciamento den Kaiser vom Throne stürzte und die Republik ausrief. Von diesem Tage an kam ein anderer Geist in das Offizierkorps, aber die gemeine Mannschaft, Neger, Cabras, Mulatten und Caboclos, stand geistig auf so niedriger Stufe, dass sie wohl die materielle, nicht aber die moralische Verbesserung ihrer Lage empfand.

Der aktive Stand der Armee wurde um 10000 Mann erhöht, ihr Ansehen in jeder Beziehung gehoben, ihre materiellen Verhältnisse verbessert,

so dass sie auch in der militärischen Disziplin Fortschritte machte. Der Kriegerstand geniesst jetzt die allgemeine Achtung, deren er sich meist auch würdig zeigt. Lobenswert ist namentlich die Mässigung, welche die gesamte Kriegsmacht an den Tag legte, nachdem sie sich zum Herrn der Geschicke des brasilianischen Volkes gemacht hatte. Es kamen selbst während der Revolution keine Gewaltakte vor, und nur selten wird eine Überhebung des Machtbewusstseins in der Armee wahrgenommen. Die Offiziere leben mit dem Civil in engster Gemeinschaft. Ein Krebsschaden jedoch ist die Politik, in die mit wenig Ausnahmen das gesamte Offizierskorps verstrickt ist. Wenn die hiesige Armee aber auch in Bezug auf Drill und Disziplin denen der europäischen Militärmächte nicht gleichgestellt werden kann, so ist sie doch für südamerikanische Verhältnisse genügend. Sie ist seit neuester Zeit vorzüglich bewaffnet und gut gekleidet, das Menschenmaterial durchschnittlich gut. Allerdings hat in allerjüngster Zeit ihr Äusseres durch eine in jeder Hinsicht unpraktische und unschöne Uniformierung verloren.

Die Infanterie teilt sich nicht in Regimenter, sondern nur in Bataillone, deren nächstgrösseren Verband die Brigade bildet; einen Regimentsverband hat nur die Kavallerie und Artillerie. Der Kriegsstand eines Bataillons ist 450 Mann, jedoch nur auf dem Papier, in der Wirklichkeit selten über 200 Mann.

Die Reiterei, zur Hälfte mit Lanzen bewaffnet, ist gleichmässig adjustiert und gut beritten. Die Haltung zu Pferde ist gefällig, obwohl nicht sehr stramm im Sattel. Die Brasilianer sind im allgemeinen gute Reiter. Berühmt als solche sind namentlich die Bewohner von Rio Grande do Sul, die Gauchos.

Die Feldartillerie, nur leichte Batterien, ist teilweise mit schönen Maultieren bespannt, was zuerst einen befremdlichen, aber nicht unangenehmen Eindruck auf den Beschauer macht. Extra-Korps, mit Ausnahme der nicht sehr geschulten Pioniere, besitzt die Armee nicht. Die Sanitätseinrichtungen entsprechen der Armee. Die Trainfuhrwerke sind zweirädrige Wagen.

Das Heer Brasiliens ergänzt sich nicht durch gesetzlich geregelte Aushebung; auch ist die allgemeine Wehrpflicht, obwohl längst dekretiert, noch nicht durchgeführt und dürfte wohl noch lange darauf warten. Der notwendige Ersatz wird durch Einfangen oder freiwilliges Eintreten junger Männer beschafft, wobei Rücksicht auf diejenigen genommen wird, die eine nützliche Beschäftigung und ordentlichen Lebenswandel nachweisen können. In ähnlicher Weise rekrutiert sich die Schiffsjungenschule der Marine und die Artillerieschule der Kriegsflotte und der Armee, wozu die beschäftigungslos umherstreifenden Jungen vom 16. Lebensjahre an nicht selten eingefangen werden.

Der Generalstab ist kein zusammenhängend organisiertes Korps. Derselbe wird nur in Militärkanzleien, wissenschaftlichen und staatswirtschaftlichen Kommissionen beschäftigt. Er teilt sich in zwei Klassen; die erste Klasse besteht aus absolvierten Militär-Ingenieuren, die meist kenntnisreiche Männer sind. Zur zweiten Klasse zählen diejenigen, die ihre Studien nicht vollendet

haben. Diese sind grösstenteils bei der Artillerie oder der Reiterei eingeteilt oder finden in den Kanzleien Verwendung. Die Geschäfte des Generalstab-Chefs werden von einem General-Adjutanten der Armee versehen, doch sind diese Funktionen keineswegs in allen Teilen denen an die Seite zu stellen, welche den grossen Generalstäben europäischer Armeen obliegen.

Ausser der erwähnten Artillerieschule und einer solchen für Ausbildung von Unteroffizieren, giebt es zwei Militärschulen zu Rio de Janeiro und Rio Grande do Sul und eine höhere Kriegsschule zu Rio de Janeiro. Die Schüler der ersteren beiden sind Kadetten, die der letzteren Offiziere. Die Institute sind in Gebäuden untergebracht, die sehr gut eingerichtet und mit allen Hilfsmitteln militärwissenschaftlicher und praktischer Ausbildung versehen sind. Wer von den jungen Leuten guten Willen besitzt, kann hier etwas lernen, obwohl der Studienplan, meiner Ansicht nach, nicht der richtige ist. Namentlich sind die Mittelschulen allzusehr mit Lehrgegenständen überhäuft, und der Kursus seit der neuesten Reorganisation ein so vieljähriger, dass es wenige Zöglinge geben dürfte, die ihn vollenden werden. Die schwächste Seite dieser Militärschulen liegt indessen in der Disziplinlosigkeit, die dort herrscht. Der Kommandant, gewöhnlich ein General oder Oberst, sowie die Aufsichtsoffiziere und Professoren besitzen nur äusserst selten Macht genug, diese Hunderte, von Mutwillen überschäumenden jungen Leute mit Festigkeit in Schranken zu halten. Sie wurden oftmals und werden noch von leidenschaftlichen gewissenlosen Agitatoren zu politischen Zwecken missbraucht.

Wer die Militärschule gut absolviert, tritt als Offizier entweder in die Kriegsschule oder zur Truppe über. Die Zahl der Kriegsschüler übersteigt selten 60 bis 70, denn nur die wirklich talentvollen und fleissigen Militärschüler werden in dieselbe aufgenommen. Wer diese Kriegsschule nach vier- oder sechsjährigem Kursus mit gutem Erfolg durchgemacht hat, ist ein theoretisch kenntnisreicher Mann; ob aber ein ebenso tüchtiger Soldat?! Der Studienplan dieser vornehmen Anstalt ist auf militärisch praktisches Wissen so wenig angelegt, dass die aus ihr hervorgegangenen Offiziere zwar eine umfassende Bildung aufweisen, die aber auf Kosten gründlicher militärwissenschaftlicher Kenntnisse erlangt worden ist. Die brasilianische Armee besitzt daher eine grössere Anzahl höherer Offiziere von allgemeiner Bildung, aber tüchtige, in der Kriegswissenschaft kenntnisreiche Militärs sind sie in der Mehrzahl nicht. Ihre Tüchtigkeit beschränkt sich meist auf Tapferkeit und einige geringe Kenntnisse der Taktik und des Garnison- und Kasernendienstes.

Alle diese Militärschüler haben viel zum Gelingen der Revolution am 15. November 1889 beigetragen, infolge welcher die Republik proklamiert wurde. Ja, sie waren in gewissem Sinne die Grundpfeiler, auf die sich das ganze Unternehmen aufgebaut hat. Ihr Benehmen in der Stunde der Gefahr war braver Soldaten würdig. Das Hineinziehen der Militärschulen in die Politik hat indessen die böse Folge nach sich gezogen, dass sich dieselben nunmehr als politisch massgebenden Faktor im Staate betrachten und der

Regierung nicht selten durch jugendlichen Ungestüm und Fanatismus Verlegenheiten bereiten, so dass die Militärschule zu Rio erst kürzlich wieder aus einem solchen Anlasse aufgelöst werden musste.

Die hiesige Polizei ist eine militärische Institution. Ihr Äusseres ist, wie das der Armee, ein sauberes und gefälliges, aber im Innern ist es nicht zum besten mit ihr bestellt. Seit allerneuester Zeit ist jedoch eine geringe Besserung eingetreten. Die Mehrzahl der Polizei-Mannschaften gehört der farbigen Rasse an und steht schon deshalb nicht auf der geistigen Höhe, um Recht von Unrecht genau unterscheiden zu können und in gegebenen Fällen den nötigen Takt zu entwickeln. Zieht man noch in Betracht, dass die Polizei in der Mehrzahl aus eingefangenen Taugenichtsen sich ergänzt, unter denen sich nicht selten „Capangas" der schlimmsten Art befinden, so ist unschwer zu begreifen, dass ein solches Korps nichts weniger als zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit tauglich ist, sondern dieselbe eher gefährdet, was in der That auch oft genug geschieht. Die Polizei steht daher bei der Bevölkerung allgemein in schlechtem Rufe.

Das Polizei-Korps der Stadt Rio teilt sich in Infanterie und Kavallerie. Die Fusstruppe besteht jetzt aus vier Bataillonen zu je 600 Mann; die Reiterei ist nahezu 300 Pferde stark. Wie jede Truppe des Heeres hat auch die Polizei ihr Musikkorps. Die reitende Polizei auf ihren guten, etwas schwerfälligen Pferden gewährt einen recht kriegerischen Anblick. Vor Jahren herrschte zwischen der Land- und Seemacht einerseits und der Militärpolizei andererseits ein Widerstreit, der lange Zeit währte und bis zur Stunde nicht gänzlich beseitigt werden konnte. Die gesamte Polizei ist dem Justizministerium unterstellt; ihr höchster Vorgesetzter ist der jeweilige Polizeichef, ihr militärischer Kommandant ein aus dem Heere gewählter Stabsoffizier.

Einer der besten Polizeichefs, die Rio jemals besessen hat, war Sampaio Ferraz, der von dem Tage an, als die Republik proklamiert wurde, das Amt ein Jahr lang mit einer hier beispiellosen Unparteilichkeit und Strenge verwaltete. Er säuberte die Stadt von den Capoeiras oder Capangas, die eine Pestbeule der menschlichen Gesellschaft und ein Schandfleck für die Stadt Rio waren. Diese Meuchelmörder bildeten eine Zunft für sich und schafften für geringes Geld jeden beliebigen Menschen mittels eines Messerstiches oder durch Bauchaufschlitzen aus der Welt. Derjenige, auf den sie es ernstlich abgesehen hatten, konnte ihnen nur durch Flucht aus der Stadt entgehen. Die Capangas besassen eine unglaubliche Frechheit, weil sie, wie es allgemein hiess, den Schutz der höchsten Behörden genossen, die sich ihrer zu gewissen politischen Zwecken oft bedient haben sollen.

Seit der Proklamation der Republik besitzt jeder der Unionsstaaten sein eigenes, militärisches Polizei-Korps, dessen Stärke den jeweiligen finanziellen Verhältnissen des betreffenden Staates angemessen ist.

Auch die Feuerwehr ist militärisch organisiert und in Rio ganz besonders tüchtig; sie besteht meist aus Weissen und kann zu den besten Korps ähnlicher Art gezählt werden. Ihre Löschrequisiten sind zahlreich und vorzüglich.

Von militärischen Einrichtungen ist schliesslich noch das Collegio militar zu erwähnen, eine Lehranstalt, die insofern dem weltbekannten Institut des Maria-Theresianums in Wien ähnlich ist, als hier, wie dort, nur die Söhne von Offizieren, höheren Beamten und Staatsfunktionären Aufnahme finden, die hier aber eine mehr militärische Erziehung erhalten. Das Collegio ist reich dotiert, würdig untergebracht und besitzt in der Mehrzahl gute Professoren; es ist, meiner Meinung nach, in Rio die beste Mittelschule, weil daselbst mehr Disziplin herrscht und der Schüler von frühester Jugend auf zu Gehorsam und Ordnung angehalten wird, was in anderen ähnlichen Instituten nicht der Fall ist.

Es wäre wohl überflüssig, alle die öffentlichen Staats- und Gemeindeanstalten der verschiedensten Art hier einzeln aufzuführen, die in Rio so vollzählig wie in den grössten europäischen Städten sich finden und ihnen mehr oder minder ebenbürtig sind. Besonders zu bemerken bleibt nur, dass in fast allen Staats- und Gemeindeämtern der Stadt Rio die Beamtenzahl seit der Einführung der republikanischen Verfassung ins Ungeheuerliche angewachsen ist, der Dienst aber ebenso schleppend als zur Kaiserzeit, und in manchen Ämtern mit weniger Präzision als früher vollführt wird.

Die Politik, die wie ein giftiger Meltau das gesamte öffentliche Leben durchdringt und die Handlungen des geringsten Kanzleidieners wie des höchsten Funktionärs bestimmt, hat für die staatliche Verwaltung die schwersten Nachteile im Gefolge. Sie ist sogar bei vielen Gerichtshöfen, ja selbst bei dem höchsten Gerichtshof der Union in Rio, sowie namentlich auf dem Lande und in den einzelnen Staaten zum entscheidenden Faktor geworden. An Gerichtshöfen erster und zweiter Instanz finden sich einzelne Richter, denen Bestechlichkeit sogar öffentlich schon nachgewiesen worden ist, ohne dass dieselben in Untersuchung gezogen worden wären. Im allgemeinen kann von dem hiesigen Gerichtswesen nichts Lobenswertes gesagt werden, und Hunderte von vorgekommenen Fällen, die aller Welt bekannt sind, rechtfertigen mehr als zur Genüge diese Behauptung.

Die Advokatur bildet hier, wie in den grossen europäischen Städten, eine zusammenhängende Körperschaft, die durch zahlreiche Mitglieder vertreten ist. Die Zahl der Gerichtsanwälte ist eine verhältnismässig sehr bedeutende. Es erklärt sich dies daraus, dass Rio ein Handelsplatz erster Grösse ist, ferner aus der herrschenden individuellen Freiheit, die oft die Grenze des Erlaubten überschreitet, und schliesslich, weil die Mehrzahl der jungen Männer aus besseren Familien sich dem juristischen Studium zugewendet, um ihre Karriere im Staatsdienste zu suchen, von denen diejenigen, die dieses Ziel nicht erreichen, zur Advokatur ihre Zuflucht nehmen. Dieser Stand ermangelt jedoch nicht hervorragender Grössen von Rechtsgelehrsamkeit.

Wie die Juristen bilden auch die brasilianischen Ärzte eine wissenschaftliche Verbindung, die durch ein periodisch erscheinendes Fachblatt und durch zeitweise Versammlungen sich gegenseitig verständigt. Unter ihnen giebt es gleichfalls hervorragende Grössen, aber auch das Gegenteil,

die nichtsdestoweniger durch lebhafte Reklame zum Teil Vermögen erwerben, denn oft werden, namentlich für chirurgische Operationen, unglaubliche Summen gefordert und gewöhnlich auch bezahlt, da die Taxen einer ärztlichen Konsultation hier nicht gesetzlich festgestellt sind. So wurde z. B. vor Jahren von den Erben eines sehr reichen Mannes, der nach langem Krankenlager starb, an die Ärzte, die ihn behandelt hatten, die verlangte Summe von 2 Millionen Mark gezahlt.

Die Institution der Freimaurer steht hier in höchster Blüte. Der grosse Orient besitzt über fünfzig Logen bloss in der Stadt Rio; aber ihre Thätigkeit beschränkt sich meist nur auf leeres Formelwesen.

Die Kommunikationsmittel der Stadt bestehen hauptsächlich in den Strassenbahnen, deren sich alle Welt, hoch und niedrig, bedient. Mehrere Male begegnete ich in einem solchen Wagen dem Präsidenten der Republik, Marschall Deodoro da Fonseca, und sehr oft dem Kultusminister, General Benjamin Constant. Mietkutscher sieht man in grösserer Anzahl nur bei Hochzeiten und namentlich bei Leichenbegängnissen, wo sie oft in endloser Reihe dem Leichenwagen folgen, der hier nicht schwarz, sondern in den lebhaftesten Farben, rot, gelb oder blau, mit vielen Gold- und Silberverzierungen schillert und in schnellem Laufe dahinfährt. Die Unternehmung der Pompe funèbre ist hier sehr entwickelt und lohnend. Auch an eleganten, mit Rassepferden bespannten Privatwagen mangelt es hier nicht, doch sind dieselben, im Verhältnis zur Grösse und zum Reichtum der Stadt, nur spärlich vorhanden. Die Tramway befördert alle Welt, was nicht wenig bedeuten will in einer Stadt mit nahezu 600000 Einwohnern, von denen nicht fünf Prozent auch nur einen Kilometer zu Fuss zurücklegen möchten.

Das Klima der Stadt Rio ist mehr infolge seiner von Bergen eingeschlossenen, als seiner geographischen Lage recht heiss. Die Atmosphäre ist mit Feuchtigkeit geschwängert, die namentlich in der innern Stadt zu einer dunstigen, schweren und drückenden Luft sich verdichtet, weil die Strassen schmal, die Kanalisierung schlecht und der Zutritt des Seewindes sehr beengt ist. Im Sommer steigt die Hitze zuweilen auf 38 Grad; dann wächst das gelbe Fieber, welches das ganze Jahr hindurch nur selten gänzlich erlischt, zur Epidemie an und rafft viele Menschen, aber nur solche von weisser Hautfarbe und namentlich die Fremden, hin.

Die gründliche Sanierung der Stadt hat in neuester Zeit die hiesige Municipalkammer aufs ernstlichste in die Hand genommen. Rio sollte nach allen Regeln der Hygiene kanalisiert, die Strassen erweitert und gut gepflastert werden. Auch ist im Grundsatz beschlossen worden, einen mächtigen Berg, der am meisten den freien Luftzutritt von der Seeseite hindert, gänzlich abzutragen und an dessen Stelle einen Stadtteil anzulegen. Einen Anlauf zu diesen lobenswerten Unternehmungen haben schon manche Stadtpräfekten genommen; aber in erster Reihe fehlt es ihnen an Geld und in zweiter an Kredit, denn kein verständiger Mensch und noch weniger die praktischen Engländer, die sonst alle brasilianischen Anlehen bewirken, wollen einer Körperschaft wie der hiesigen Municipalität Kredit ge-

währen, die seit Jahren nach allen Richtungen hin eine verdammenswerte Wirtschaft führt.

Zieht man in Betracht, dass Rio trotz seines üblen Rufes in sanitärer Beziehung doch viele Tausende Fremde Jahr für Jahr anlockt, so liesse sich nach vollendeter Durchführung der oben skizzierten Pläne mit Sicherheit erwarten, dass die Stadt einen bedeutenden Aufschwung nehmen und zum besuchtesten und grössten Handelsplatz Südamerikas werden würde. Aber so bald ist dies nicht zu erwarten, denn die massgebenden Persönlichkeiten der Stadtbehörde sind zu sehr auf ihren Privatvorteil bedacht und in die Parteipolitik zu sehr verstrickt, als dass sie Zeit und Geld für weitaussehende Zwecke erübrigen könnten. Dagegen gehen reiche finanzielle Mittel für Wahlmanöver auf. Eine ungezählte Menge überflüssiger Beamtenstellen werden geschaffen und teils mit Wählern, teils mit Protektionskindern der politischen Parteihäupter besetzt, die einen grossen Teil der Kommunalabgaben verschlingen, während der Rest in auf unlauterer Basis ruhenden Unternehmungen aufgeht. So ist die Stadt, trotz jährlicher riesiger Ausgaben hierfür, schlecht gepflastert. Ich habe beobachtet, dass das Pflaster vieler Plätze und Strassen nach kurzer Zeit immer wieder erneuert werden muss, weil die Arbeit schlecht gemacht ist, wobei die beiden Kontrahenten ihre Rechnung auf Kosten des Fiskus finden.

Das Stadtvermögen beläuft sich auf ungefähr 70 Millionen Francs an Grundbesitz; die jährlichen Einnahmen an Steuern beziffern sich auf ungefähr 16 Millionen Milreis. Aber die Verwaltung ist in allen Beziehungen so schlecht, dass für neue Einrichtungen und Verbesserung der sanitären Verhältnisse keine Mittel erübrigen. Die Stadtväter, deren Amt recht einträglich ist, sorgen bloss für sich und ihre Angehörigen, während die Stadt und ihre Bewohner arg vernachlässigt werden, worunter ganz besonders die besitzlose Klasse zu leiden hat. Dazu sind die Wohnungsmieten über alle Massen hoch und kaum mehr erschwinglich, ebenso die Preise von Fleisch und Brot in einer ungerechtfertigten Weise in die Höhe getrieben.

Der National-Kongress hat eine neue Reichshauptstadt im Innern und mehr im Mittelpunkte des Landes, d. i. im Staate Goyaz, projektiert, deren Gebiet 400 Quadratkilometer umfassen soll; aber weder die jetzt lebende, noch die künftige Generation wird diese Stadt wohl jemals sehen. Der Grund, der die Regierung zu solch einem gigantischen Unternehmen veranlasst, muss wohl ein sehr gewichtiger sein, mir aber will derselbe nicht recht einleuchten.

Eine Stadt von schönerer und zweckmässigerer Lage für den Handel wie für den Verkehr mit dem In- und Auslande als Rio ist in Brasilien nicht denkbar. Die bequemste Verbindung mit den Hauptstädten der Unionsstaaten wird doch immer der Seeweg bleiben. Rio de Janeiro, das wegen seiner wunderbaren Lage und seiner naturprächtigen Umgebung zu den schönsten Städten der Erde gezählt werden kann, besitzt zudem noch einen Hafen, der, bei einer bequemen Einfahrt, Tausenden von Schiffen beliebigen Tiefgangs sichere Bergung gewährt. Ist dies nicht eine der ersten und

wichtigsten Eigenschaften der Hauptstadt eines Reiches, dessen Lebensbedingungen auf der Ausfuhr seiner Erzeugnisse beruhen, und das andererseits in beinahe allen seinen Bedürfnissen auf überseeische Länder angewiesen ist?! Selbst in strategischer Beziehung ist ihre Lage gesichert, sobald der Hafeneingang durch Forts und Batterien gedeckt ist. Die vorhandenen Fortifikationen sind in letzter Zeit nach dem Marineaufstande nach allen Regeln der Befestigungskunst in umfassender Weise ausgebaut worden.

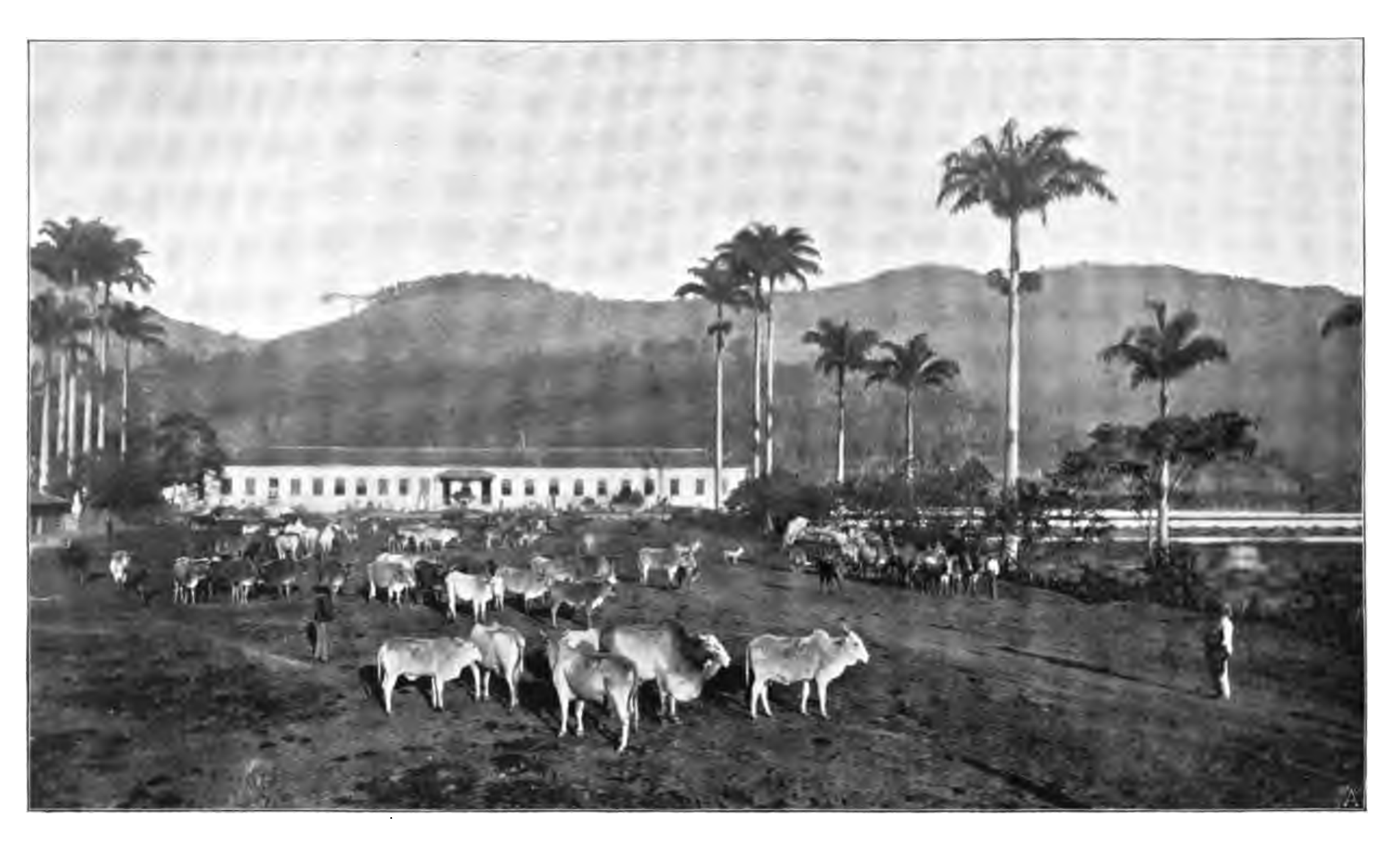
Das Verlegen der Hauptstädte ist in Brasilien wie es scheint zur Mode geworden, denn mehrere Unionsstaaten beabsichtigen dies zu thun, wie Bahia und Minas Geraes. Minas hat allerdings gewichtige Gründe hierfür. Auch der Staat Rio de Janeiro, von dem die Stadt Rio de Janeiro keineswegs die Hauptstadt ist, hat seine bisherige Hauptstadt Nictheroy aufgegeben und das früher erwähnte Petropolis einstweilen dazu erhoben.

Die Unions-Hauptstadt Rio de Janeiro mit ihrer nächsten Umgebung ist gewissermassen neutrales Gebiet unter dem Namen Districto federal, dessen unmittelbare höchste Behörde nicht der Präsident der Republik, sondern die Munizipalkammer ist. An der Spitze steht ein Präfekt, der vom Präsidenten unter Zustimmung des Senates ernannt wird.

Die frühere Hauptstadt des Staates Rio de Janeiro, Nictheroy, könnte beinahe als Vorstadt Rios betrachtet werden. Sie liegt von derselben durch die Bai getrennt, die mittels Dampfbarken, die halbstündlich hin und her verkehren, in zwanzig Minuten übersetzt wird. Der Verkehr zwischen beiden Städten ist sehr lebhaft. Von der Stadt Nictheroy, dem ehemaligen Sitze der Provinzialbehörden, wäre weiter nichts zu sagen, als dass sie sehr malerisch gelegen ist, und dass deren einziger Vorzug in Naturschönheiten besteht, mit denen sie bedacht ist. Sonst ist sie und das Leben in derselben einer unansehnlichen, langweiligen Provinzstadt in Europa ähnlich.

Von den vielen Inseln, die in der Bai von Rio liegen, werden die grösseren zu öffentlichen Zwecken benutzt, und manche bewohnt. Auf der Ilha das Enxadas (Spateninsel) befindet sich die Marineschule, in hygienischer Beziehung sehr gut gelegen, wie denn überhaupt alle diese Inseln meist vom gelben Fieber nicht heimgesucht werden. Die Ilha das Cobras (Schlangeninsel) steigt hoch aus dem Meer auf und bietet einen schönen Ausblick auf die Stadt und das Meer. Sie ist teilweise befestigt. Auf ihr befindet sich das Marinehospital und die Kaserne des Batalhão naval (Seebataillons). Noch sind zu erwähnen: die Ilha dos Ratos (Ratteninsel), die Ilha do Governador, mit Pulvermagazinen, die Ilha das Flores (Blumeninsel) mit dem Emigrantenhaus, die Ilha de Paquetá, ein beliebter Luftkurort, und die Ilha Fiscal mit grossen, zum Zollamte gehörigen Baulichkeiten. Ausserdem sind noch einige kleinere Inseln von minderer Wichtigkeit vorhanden.

Rio ist eine Weltstadt mit bedeutendem Verkehr. Beim Durchwandern ihrer Strassen bekommt man die Laute aller Sprachen der civilisierten Welt zu Gehör. Nachmittags gegen 4 Uhr beginnen die Menschenmassen, die die Altstadt des Tags hindurch belebten, sich in die Vorstädte zurückzuziehen, wo hübsche Landhäuser zerstreut liegen, denn von 4 bis 6 Uhr abends sind



Fazenda im Staate Rio de Janeiro

die Stunden, in denen die Hauptmahlzeit eingenommen wird. Die zahlreichen Tramwaywagen sind dann überfüllt und rollen nach allen Richtungen im schnellsten Tempo davon.

Für die Fremden ist durch zahlreiche Hotels gesorgt, die für Wohnung und Beköstigung täglich im Durchschnitt 10 Milreis berechnen. Die Gasthöfe sind in Bezug auf Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Bedienung den europäischen nicht gleich, wovon selbst die Hotels ersten Ranges nicht ausgenommen sind.

Der Einheimische nimmt das aus Fleischspeisen bestehende Frühstück zwischen 8 und 9 Uhr früh in seiner Behausung, worauf er in die Stadt fährt, um seinen Berufsgeschäften nachzugehen. Der hier ansässige Fremde frühstückt zwischen 10 und 12 Uhr vormittags in einem Speisehause, deren es zahlreiche verschiedener Rangstufen mit ebenso verschiedenen Preisen giebt. Ein Abonnement für Frühstück und Mittagsmahl, welch letzteres nach 5 Uhr abends genommen wird, schwankt zwischen 75 bis 200 Milreis monatlich (ohne Wein). Herren, die keine Familie besitzen, wohnen fast durchgehends in Pensionshäusern, in denen eine Wohnung, je nach Lage und Güte, 25 bis 200 Milreis monatlich kostet. Möblierte Zimmer in Privathäusern zu mieten, wie dies in allen grösseren Städten Europas üblich, ist hier nicht Sitte. Keine auch noch so bedürftige Familie lässt sich auf einen solchen Handel ein.

Abends zwischen 7 und 8 Uhr beginnt die Stadt, oder vielmehr nur ihr Centrum, besonders die Rua Ouvidor, sich neuerdings mit Menschen zu füllen, von denen ein grosser Teil die vielen Theater besucht, die erst um $8^1/_2$ Uhr beginnen, während andere Leute wieder, meist junge Leute, die Kaffeehäuser füllen oder die Rua Ouvidor auf- und abstreifen, um sich die feingekleidete Halbwelt zu besehen, die um diese Zeit zahlreich in derselben vertreten ist. In dieser Strasse sieht man im allgemeinen nur gut gekleidete Damen und Herren. Die Brasilianer der besseren Klasse halten überhaupt auf ein glänzendes Äussere und kleiden sich trotz der grossen Hitze in schwarze feine Tuch- oder dunkle Wollstoffe. Die Kopfbedeckung besteht fast durchgehends in Filz- oder Cylinderhüten. Sie lieben die Reinlichkeit des Körpers und tragen stets tadellose Wäsche und glänzende Fussbekleidung.

Täglich werden in der Frühe kalte Bäder genommen, die in keinem Hause fehlen. Viele nehmen Seebäder, wofür am Meeresstrande zahlreiche Anstalten vorhanden sind. Dabei ist es unumstössliche Sitte, vollständiges Badekostüm anzulegen. Es herrscht hier in dieser Beziehung eine Prüderie, die oft in Ziererei ausartet.

Seit einigen Jahren giebt es hier auch Pferderennen, die allsonntäglich abgehalten werden, wobei sich sehr viele Leute aus allen Gesellschaftsklassen am Spiele beteiligen. Die Brasilianer haben im allgemeinen nur drei Leidenschaften: Politik, Weiber und das Spiel. Es giebt im Lande zahlreiche Privatlotterien, die, vom Staate konzessioniert, die besten Geschäfte machen, weil alles daran teil nimmt, wobei namentlich das niedere Volk stark in Mitleidenschaft gezogen ist. In der Stadt Rio befinden sich zahlreiche Spiel-

höllen aller Rangstufen, die jeder polizeilichen Anstrengung sie aufzuheben Trotz bieten. Die Spielhöllen und andere ähnliche Anstalten, die gleichfalls darauf angelegt sind, den Besuchern die Taschen zu leeren, haben im Volke die Spielwut bis zu einem hohen Grade entfesselt und in moralischer Beziehung schädlich auf dasselbe eingewirkt.

Alle Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche in Rio de Janeiro sind von denen des brasilianischen Nordens zum grossen Teil verschieden. Wer Brasilien in seiner romantischen und exotischen Art kennen lernen will, muss die Staaten des Nordens, aber nicht bloss die Küstenstädte, sondern das Innere des Landes bereisen. Rio de Janeiro giebt nicht die geringste Ahnung hiervon. Hier ist alles mehr oder minder nach europäischem Muster zugeschnitten. Die seit mehr als einem halben Jahrhundert ununterbrochene Berührung mit Europa hat es des Seltsamen in Sitten und Gebräuchen, sowie des Naivromantischen entkleidet. Rio ist schon zu sehr von der Civilisation beleckt, um des Interessanten in erwähntem Sinne zu bieten.

Man begegnet auf Schritt und Tritt immerfort Fremden. Jeder zweite Kaufmann ist ein Europäer, und noch mehr steigt dies Verhältnis bei den Handwerkern. Die Kleinhändler sind alle Portugiesen, die ambulanten Krämer sämtlich Italiener, die Lastträger meist Portugiesen und Spanier, wozu noch eine unzählige Menge italienischer Schuhputzer in den Strassen umherlungert.

Zur Sommerzeit gehen die besser situierten Familien aufs Land und zwar nach Petropolis und Theresopolis, welches letztere drei Stunden von Rio entfernt ebenfalls im Gebirge liegt, aber trotz seines gesündern Klimas, weil weniger feucht als Petropolis, doch seltener aufgesucht wird, da seine geringere Entwickelung noch nicht genug Bequemlichkeiten bietet. Auch Nova-Friburgo (Neufreiburg), eine ehemalige deutsche und schweizer Kolonie, die ganz ins Brasilianische aufgegangen ist, wird von vielen als Sommeraufenthalt gewählt, obwohl es bei weitem nicht die Zerstreuungen gewährt wie Petropolis, denn es ist in klimatischer Hinsicht allen anderen Orten vorzuziehen und liegt auch höher. Schliesslich wird der kleine Ort Palmeiras, wo sich mehrere Hotels befinden, namentlich von Rekonvalescenten aufgesucht. Er liegt in einer prachtvollen Berglandschaft.

Sowohl von Rio, wie von Nictheroy aus führen Eisenbahnen ins Innere des Landes, auch nach São Paulo und Minas Geraes. Die Centraleisenbahn von Rio nach São Paulo hat eine Länge von 500 Kilometern, die der Zug in 13 Stunden durchläuft. Die Strecke liegt teilweise in sehr durchschnittenem Terrain, so dass bedeutende Steigungen, viele Tunnels und Viadukte auf derselben vorkommen. Auch besitzt die Linie zweierlei Spurweiten. Auf halber Länge ungefähr zweigt eine Linie nach Minas ab.

Das Innere des Staates Rio de Janeiro bietet keine Analogie zu dem Norden des Reiches, denn hier laufen schon zu viele Schienenstränge nach allen Richtungen; und wo das Dampfross einmal seine Rauchwolken keuchend ausstösst, da schwindet die Romantik, wofür die Kultur mit ihren bisweilen zweifelhaften Errungenschaften einzieht. Der Staat Rio de Janeiro, der die älteste Bodenkultur in Brasilien besitzt, wird auch nicht mehr von den end-

losen Urwäldern durchzogen, wie sie der Norden besitzt. Das Gebiet ist dichter bevölkert und auf grossen Strecken bereits mit Brachland bedeckt, das der hier seit vielen Jahren schon betriebene Kaffeebau ausgesogen hat. Trotzdem ist guter Boden noch für viele Tausende von Ackerbauern vorhanden. Dieser bestkultivierte und civilisierteste Staat erzeugt neben Kaffee mehrere andere Ausfuhrprodukte.

Die Ausdehnung des Staates Rio ist mässig (68 982 qkm). Was ihn zum reichsten des Landes macht, ist die verhältnismässig dichte Bevölkerung, die Betriebsamkeit in landwirtschaftlicher, industrieller und kommerzieller Beziehung und die Eisenbahnen, die die reichen Nachbarstaaten São Paulo und Minas Geraes mit der Stadt Rio verbinden, weil dieselbe der nächste und bequemste Markt- und Verschiffungsplatz für die Produkte dieser grossen Gebiete ist.

Das Klima des Staates ist zwar warm, aber erträglich und gesund. In den Wintermonaten giebt es sogar viele feuchtkalte Tage. Den Ausdruck „kalt" wendet man hier allerdings schon bei 15 Grad C. an.

Die wichtigste Stadt dieses Staates ist Campos, die bedeutende Zuckerfabriken und mehrere andere Industrien besitzt. Ausser dieser giebt es noch eine ganze Reihe kleinerer betriebsamer Städte. In diesem Staate sind, wie in Minas Geraes und São Paulo, die bisher empfindlich vermissten Ackerbauschulen in der Errichtung begriffen, ebenso Ackerbaukolonien (Burgos agriculos). Letztere bestehen zum Teil aus Fazendas, die von ihren Besitzern an die Regierung oder Privatunternehmungen zur Anlage von Kolonien verkauft worden sind. In Parzellen abgeteilt, werden diese Areale an Einwanderer gegen ratenweise Abzahlung überlassen.

Die ältesten deutschen und schweizer Kolonien dieser Provinz sind Petropolis und Nova-Friburgo. Letztere ist durchgehends wohlhabend; viele der ehemals armen Einwanderer sind heute reiche Fazendeiros und angesehene Leute, die aber von ihrem Deutschtum nichts weiter als den Namen behalten haben. Italiener dürften 40 bis 50000 hier leben, die, im ganzen Staat zerstreut, auf den Fazendas oder bei Eisenbahnbauten als Arbeiter beschäftigt sind. In letzter Zeit kamen auch viele Einwanderer von den portugiesischen Inseln hier an.

Von den früheren Sklaven arbeitet ein grosser Teil auf den Fazendas, doch ist der Lohn der Schwarzen geringer als derjenige der fremden Arbeiter, weil ihre Leistungen denen der Weissen in jeder Hinsicht nachstehen. Mancher anschlägige Fazendeiro versteht es, von dem Lohn, den er den Schwarzen zahlt, einen grossen Teil unmittelbar zurückzugewinnen, indem er einen kleinen Kaufladen für die Bedürfnisse der Farbigen anlegt und den in Geldsachen noch unerfahrenen Negern die Bedarfsartikel um das Doppelte und Dreifache des gewöhnlichen Preises verkauft. So sehr dies schmählicher Ausbeutung ähnlich sieht, so würde doch eine Einsprache der Behörden den Schwarzen wenig nützen, denn vom Krämer des nächsten Städtchens, wohin sie Sonntags mit ihrem Wochenlohn eilen, werden sie nicht minder geprellt. Die Mehrzahl unter ihnen kennt weder den Wert

des Geldes, noch weiss sie den richtigen Gebrauch davon zu machen. Sie sind wie die Kinder; alles, was glänzt, gefällt ihnen, und für lebhafte Farben schwärmen sie. Wohl ist ihnen das Misstrauen gegen den Verkäufer deutlich vom Gesicht abzulesen, aber der gewünschte Gegenstand ist so verführerisch, glitzert und gleisst so hübsch in allen Farben, dass die kauflustigen Nigger nicht widerstehen können. Haben sie es etwa doch vermocht, darauf zu verzichten und sich zum Gehen zu wenden, so schwatzt ihnen der nacheilende Krämer die Sache doch noch auf den Hals.

An die Zukunft denken diese Leute nicht. Sie leben von einem Tage zum andern so dahin; kommt dann der letzte Tag der Woche, so beginnt des Abends ein Tanzen, ein Singen und ein Hämmern auf einer Art Trommel, das die ganze Nacht, den folgenden Sonntag und noch die zweite Nacht hindurch bis zum Tagesanbruch ununterbrochen fortwährt. Alt und Jung, Mann und Weib tanzt, singt und springt mit unglaublicher Ausdauer und Zähigkeit bei einem Rhythmus, der volle dreissig Stunden unwandelbar derselbe bleibt. Die Musikinstrumente sind Trommeln aus hohlen Holzklötzen, deren eine Öffnung mit ungegerbtem Leder überzogen ist. Der Rhythmus des Schlagens und Singens ist in synkopiertem Takte und der des Tanzes ein gleichmässig hüpfender, den sie in kreisrunden Reihen um einen Tänzer herum ausführen. Dieser springende Mittelpunkt gebärdet sich wie ein Besessener und singt Strophen aus dem Stegreife, die ihm die Runde mit der immer gleichen Phrase im Chor beantwortet. Ist schon die Stegreifdichtung dieses Menschen ein unsäglicher Blödsinn, so übertrifft ihn noch die Antwort des Chors über alle Massen. Wenn ein solcher Vortänzer sich ermüdet fühlt, so wählt er eine beliebige Person aus dem Kreise, die ihn ersetzen muss. Dies geschieht, indem er an dieselbe heranspringt und sie mit dem Unterleibe heftig anstösst. Dass bei solcher Gelegenheit die Branntweinflasche fleissig kreist, ist selbstverständlich.

Diese Tänze finden unter freiem Himmel statt. Die Beleuchtung besteht nachts aus mehreren Feuerbränden, mit deren Verlöschen der Höllenbreughel noch lange nicht sein Ende findet, sondern auch in der Finsternis seinen Fortgang hat. Am Montag Morgen sind die unersättlichen Tänzer begreiflicher Weise erschöpft und unfähig zur Arbeit. Ein Teil der Trägen ist an diesem Tage unauffindbar. Viele haben sich in einem abgelegenen Winkel der Kaffeepflanzungen hingestreckt, wo sie nicht selten 24 Stunden schlafen. Es bleibt dem Fazendeiro nichts übrig, als ein Auge zuzudrücken und die Sache ungerügt hingehen zu lassen, wenn er seine Arbeiter behalten will, die nunmehr, nach Aufhebung der Sklaverei, sehr empfindlich gegen jede Zurechtweisung geworden sind, obwohl sie eine solche doch oft genug verdienen.

Es hat sich in dieser Beziehung viel geändert. Früher waren die Schwarzen die Leidenden, jetzt sind es oft ihre ehemaligen Herren. Die Neger arbeiten im grossen Ganzen sehr lässig, und fast die Hälfte der früheren Sklaven unterzieht sich überhaupt keiner geregelten Arbeit mehr, sondern treibt sich in den Städten und Dörfern herum, ohne irgend einen

ehrlichen Erwerb nachweisen zu können. Nur in der höchsten Not bequemen sie sich kurze Zeit zu einer lohnenden Thätigkeit, um von den Ersparnissen wieder wochenlang ihr kärgliches Leben .im Nichtsthun fristen zu können. Sie darben lieber, als dass sie arbeiten. Ihr Lebensideal ist eben das Faulenzen.

Der Tagelohn, der ihnen von den Fazendeiros und kleineren Landwirten gezahlt wird, ist sehr verschieden. Je nach der Gegend, variiert er von 12 bis 30 Milreis monatlich, selbstverständlich mit ganzer Kost und Behausung, welch letztere die gleiche geblieben ist, die die Schwarzen als Sklaven innegehabt haben. Ihre Wohnungen sind winzige Räume, die als einzigen Hausrat eine Pritsche besitzen, auf der sie des Nachts eine Binsenmatte ausbreiten und sie so zum Bette umwandeln. Am Tage dient die Pritsche als Tisch und Sessel. Das Sonnenlicht dringt nur zur Thür herein, da Fenster nicht vorhanden sind. Dabei ist das Innere dieser Räume so schwarz, wie das eines Schornsteins, und auch von demselben unangenehmen Rauchgeruch durchdrungen. Dies rührt nicht etwa davon her, dass die farbigen Arbeiter sich ihre Speisen dort bereiten müssen, denn sie werden ja aus einer gemeinschaftlichen Küche damit versehen, aber die Neger lieben es über alle Massen, abends nach der Arbeit irgend etwas zu kochen, wozu auf dem Heimwege von der Pflanzung ein Stück Brennholz nach Haus mitgenommen wird. Die einen kochen Kaffee, andere einige Maiskolben. Manche, die nichts besitzen, kochen nur Wasser, aber gekocht muss werden. Sie sitzen und liegen dabei ums Feuer herum, das ihnen statt des Nachtlichtes dient und unterhalten sich plaudernd bis zur Polizeistunde, wo jedes Feuer oder Licht auf der Fazenda gelöscht werden muss.

Zur Zeit der Sklaverei war jedem Unfreien ein Stückchen Boden zu eigener Benutzung angewiesen, wovon manche durch jahrelangen Fleiss, Sparsamkeit und Ausdauer soviel erworben haben, dass sie nach ihrer Befreiung sich ein kleines Anwesen einrichten konnten und nunmehr selbstständige Landwirte sind. Die Sklaven hatten auch Arzt und Apotheke frei, was mancher Fazendeiro auch heute noch seinen Arbeitern gewährt. Allerdings muste ein Sklave schon sterbenskrank sein, ehe man sich entschloss, einen Doktor aus der nächsten Stadt zu holen. Gewöhnlich behandelte die Kranken der Fazendeiro selbst, der immer eine Hausapotheke besitzt. Der Patient bekam entweder ein Schwitz- oder ein Abführmittel nebst Verordnung der Diät, wenn dies nicht half und die Lebenskraft des Kranken zu schwach war, um das Übel zu überwinden, so siechte er einfach dahin und starb. Nur bei äusseren schweren Verletzungen wurde sofort der Arzt gerufen.

Ein Ehedrama.

Auf meinen Reisen in Centralbrasilien hatte ich die Bekanntschaft einer bessern Familie gemacht, auf deren Fazenda ich einige Tage sehr angenehm verlebte. Es war mir hier nicht bloss die landesübliche Gastfreundschaft, sondern ein so herzliches Entgegenkommen von seiten aller Familienmitglieder zu teil geworden, dass mir die Trennung schwer wurde. Der Vater, ein hochgewachsener Greis von hagerer Statur und edler Gesichtsbildung, war ein gutmütiger, ehrenhafter Mann, der in der Gegend in hoher Achtung stand. Er hatte in meinen Augen nur den einzigen Fehler allzu strenger Frömmigkeit, die ein Heer von Vorurteilen im Schlepptau führte.

Da sein Vermögen ein mässiges und die Familie sehr zahlreich war, so hatte er vollauf zu thun, um sich über Wasser zu halten, um so mehr, als er seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben bestrebt war, die hier sehr kostspielig ist. Von seinen sechs schönen Töchtern waren die drei bereits verheirateten während meiner Anwesenheit im väterlichen Hause auf Besuch. Unter diesen drei Damen war die jüngste, Gabriela, ein ideal angelegtes Wesen von berückender Anmut. Mein ganz besonderes Interesse erregte die tiefe Melancholie, die ihr edles, sanftes Antlitz bedeckte, das im Rahmen einer unbändigen Fülle schwarzen, herabwallenden Haares wie aus Elfenbein geschnitzt aussah, dem nur die seelenvollen Augen Leben verliehen.

Vergebens bemühte sich die Umgebung Gabrielas, sie zu erheitern. Nur selten, wie aus Dankbarkeit für so warme Teilnahme, überflog ein sanftes, wehmütiges Lächeln ihre Züge. Die Frau schien das herzliche Lachen verlernt oder nie gekannt zu haben; denn bei besonders drastischen Anlässen, wobei ihre Lachmuskeln einen starken Reiz empfanden, drückte sich dieser tonlos durch eine harte Falte in ihrem Antlitz aus, die dem Beobachter fast wehe that.

Was war denn das Schreckliche, das dieses anmutige Geschöpf, wie geschaffen zu eigener und anderer Freude, in eine so tiefe Schwermut versenkt hatte? — Nach einem Jahre erst wurde mir das Rätsel gelöst.

Während meiner Anwesenheit im Hause ihres Vaters hatte mich

Dona Gabriela eingeladen, bei Gelegenheit meiner in Aussicht genommenen Bereisung der Gegend, in der die Fazenda ihres Gatten lag, sie zu besuchen, welcher Aufforderung zu entsprechen mir erst nach ungefähr zehn Monaten möglich war. Bei meiner Ankunft wurde ich von einem Manne empfangen, der, schlank und hoch von Gestalt, etwa vierzig Jahre zählte. Seine tierische Gesichtsbildung machte auf mich einen unheimlichen Eindruck, der sich während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthalts nicht verwischte. Ich könnte das Gefühl, das ich in seiner Gegenwart empfand, nicht besser ausdrücken, als wenn ich es mit der Empfindung vergleiche, die man in Gesellschaft eines gezähmten Tigers hat, vor dem man trotz des freundlichen Anschmiegens die mögliche Gefahr nicht ausser Acht lassen darf.

Es war der Herr des Hauses, der Gemahl Dona Gabrielas. Als ich in den Salon trat, um die Hausfrau zu begrüssen, fand ich sie zusammengekauert auf einem Schaukelstuhle und so tief in sich versunken, dass sie meinen Eintritt nicht gleich gewahrte. Dadurch war mir Gelegenheit geboten, sie einige Augenblicke aufmerksam zu beobachten. Ihre vernachlässigte und unvollkommene Kleidung stand gewissermassen im Einklang mit ihrem verstörten, traumverlorenen Wesen, das mich an einen Vogel erinnerte, der von einer Katze angefaucht, mit eingezogenem Halse und gesträubten Federn am Stengelchen des Käfigs hockt.

Bevor ich noch ein Wort an sie gerichtet hatte, erscholl plötzlich hinter mir in schneidend scharfem Tone ein Befehl des Hausherrn in militärischer Kürze. Rasch schnellte die junge Frau vom Sessel empor und verschwand wie ein Irrwisch, um dem Befehle des Gebieters blindlings zu gehorchen. Ich stand einen Moment überrascht und betroffen, nicht so sehr über die Art und Weise, wie dieser Mann von seiner Gattin einen Dienst verlangte, sondern vielmehr über die marionettenhafte Schnelligkeit und den bedingungslosen Gehorsam, mit dem sie dem erhaltenen Befehle nachkam. Ich fand sie völlig verändert. Sie war nicht mehr die sanfte, schwermütige, elegante Dame, wie ich sie im Hause ihrer Eltern kennen gelernt hatte. Dort besass sie etwas nachlässig Graziöses, gepaart mit einer wie lebensmüden Seelenruhe, und hier fiel mir eine gewisse Nervosität, ein lauerndes Abwarten und eine gewaltsam errungene Ruhe an ihr auf. Ihr Gesicht hatte nicht mehr den sanften, anziehenden Ausdruck von ehemals, ihre mandelförmig geschlitzten Augen blickten nicht mehr wehmütig lächelnd, sondern starr und fest, wenn sie überhaupt einmal die traumschweren Lider aufzuschlagen wagte. Ihre sonst weichen Züge waren medusenhaft erstarrt. Nun dämmerte eine Ahnung in mir auf, dass hier der Grund ihres düstern Gemütszustandes zu suchen sei, worüber schon die nächsten Tage mir Gewissheit gaben.

Es war ein Ehedrama, weder neu, noch selten, aber wegen der damit verbundenen Nebenumstände interessant und erzählenswert. Als Dona Gabriela kaum den Kinderschuhen entwachsen war, — sie hatte das fünfzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht —, kam eines Tages ein reicher Fazendeiro, ein Mann von ungefähr dreissig Jahren, ins Haus und warb um die Hand des

schönen Mädchens. Nach mehrtägigem inneren Kampfe siegte die Habsucht über das väterliche Gewissen, und die zarte menschliche Knospe wurde den Händen eines Mannes überliefert, der nicht des besten Rufes genoss, obgleich seine Verrohung nicht in ihrem vollen Umfange bekannt war. Der Freier war aber sehr wohlhabend, und das reichte hin, die schweren Bedenken zurückzudrängen, die der fromme Vater haben mochte, sein in jeder Beziehung noch unreifes Kind hinzuopfern.

Vom ersten Tage ihrer Verheiratung begann der Passionsgang der armen Kreatur; was diese Frau in einer zwölfjährigen Ehe gelitten hat, entzieht sich jeder Beschreibung. Selten mag eine grössere Verschiedenheit in moralischer und physischer Beziehung zwischen zwei fürs ganze Leben verbundenen Menschen gewaltet haben, als dies hier der Fall war. Er gross, stark, jähzornig und roh bis zur Grausamkeit, keines edlen Gefühls, keines klaren Gedankens fähig, der typische Repräsentant des brutalsten Materialismus. Sie dagegen physisch schwächlich, in moralischer Beziehung ein Problem. Ihr ganzes Wesen bestand in einem Gemisch von Ernst und Leichtfertigkeit, von Kraft und Schwäche, von sprühendem Geist und kindlicher Einfalt, von Sanftmut und Rachedurst, von Aufrichtigkeit und Hinterlist, die alle so unvermittelt ineinander flossen, dass man vor ihr wie vor einem unlösbaren Rätsel stand.

Sie war ein Blaustrumpf; ohne jemals etwas veröffentlichen zu wollen, huldigte sie der Gelehrsamkeit, indem sie mit den Wissenschaften kokettierte. Sie besass manches Kunstwerk, das sie hochhielt, aber nicht verstand. Sie verehrte die klassische Musik und spielte doch nur triviale Stücke, ebenso erging es ihr mit der Litteratur. Sie liebäugelte mit alten und neuen Philosophen, ohne jemals nur einen gründlich gelesen zu haben. Sie war emanzipiert bis zur äussersten Grenze des Gestatteten. Die beengenden gesellschaftlichen Regeln und Gesetze waren ihr ein Greuel, doch wagte sie öffentlich kein Pünktchen derselben zu übersehen. So sittsam sie sich in fremder Gesellschaft benahm, so warf sie unter Freunden und Verwandten allen Zwang mit wahrer Wonne von sich und liess ihrer Laune die Zügel schiessen. Unbeobachtet bekannte sie sich voll und frei zur Bohême, zu deren Jüngern sie sich mächtig hingezogen fühlte, ohne sie indes zu achten. Der Grund ihres Charakters aber war edel und gut, und ihre Talente mannigfach. Die häuslichen Arbeiten, die sie bei guter Laune spielend, zierlich und rasch zu verrichten verstand, verabscheute sie.

Eine solche Frau, die ihr Lebensglück in einer idealen Welt suchte, konnte an der Seite dieses Gatten ebensowenig Befriedigung finden, als er in Vereinigung mit diesem ihm völlig unverständlichen Wesen im Einklang leben konnte. Und doch zwang sie das Gesetz der Kirche, wie das der Gesellschaft, ihren Lebensweg miteinander fortzusetzen, der ihnen zum dornenvollsten Pfad wurde. Nur einer vor Jahren stattgehabten Episode sei schon hier gedacht, die den Charakter des Mannes und das gegenseitige Verhältnis dieses Ehepaares genauer kennzeichnet.

Zur Zeit der Kaffee-Ernte liess er mehrere Sklavinnen, die nicht die

gewünschte Quantität eingeheimst hatten, vollständig entkleiden, bis aufs Blut peitschen und die offenen Wunden mit indischem Pfeffer einreiben, so dass die armen Weiber fast wahnsinnig vor Schmerz wurden und eine derselben den Folgen erlag. Als Dona Gabriela dies erfuhr, war sie so erschüttert, dass sie ihre gewöhnliche Zaghaftigkeit überwand und den Kapataz (Arbeitsantreiber und Büttel) zu sich entbot, um in tiefster Empörung ihm seine Grausamkeit zu verweisen und für künftig aufs strengste zu untersagen. Sie bedrohte ihn, als er sich auf den Befehl seines Herrn berief, bei nochmals vorkommendem Fall mit dem Tode, wobei sie ihren Taschenrevolver hervorzog; dagegen versicherte sie ihn ihres Schutzes, wenn er einem so unmenschlichen Befehle den Gehorsam verweigern würde.

Als ein ähnlicher Fall wieder eintrat und der Kapataz mit Berufung auf die Hausfrau die grausame Handlung an den Weibern nicht vollziehen wollte, liess der Fazendeiro ihn greifen, mit dem Befehl, ihn zu Tode zu peitschen. Der Sklave indes, ein sehr kräftiger Mann, entriss sich seinen Schergen und flüchtete ins Haus, wo er sich Dona Gabriela zu Füssen warf und ihren Schutz anrief. Nun bestand in Brasilien zur Zeit der Sklaverei der schöne Brauch, dass dem straffälligen Sklaven die Züchtigung erlassen wurde, sobald er einen der Hausgenossen oder Gäste an den Knien umfasste, ohne zurückgestossen zu werden. Legte aber der Hausgenosse unaufgefordert eine Fürsprache für den Delinquenten ein, ohne beim Hausherrn Gehör zu finden, so galt dies als eine Ehrenkränkung. Während der entsprungene Neger der schreckensbleichen Frau zu Füssen lag, erschien der Gemahl mit geladenem Jagdgewehr und drohte, sie zu erschiessen, wenn sie den Schwarzen nicht sofort frei gäbe. Entsetzt von dieser ruchlosen Drohung, sank sie bewusstlos ins Sofa zurück und fiel in Kindesnöten mit einer Frühgeburt. Der Sklave, der ein menschlicheres Herz als sein Herr besass, übergab sich selbst seinem Henker, sobald er die kritische Lage der Hausfrau erkannt hatte.

Nachdem ich einige Tage das gegenseitige Verhältnis dieses Ehepaares beobachtet hatte, von dem jedes mich zum Vertrauten seiner Leiden gemacht und nun andeutungsweise eine Vermittlung von mir erwartete, so bot ich meine ganze Beredsamkeit auf, um dem Manne durch Vernunftgründe zu beweisen, dass das einzige Mittel zu einem friedlichen Zusammenleben darin bestände, dass er mehr Duldung üben und seine Frau sanfter behandeln müsse. Der Frau wieder erlaubte ich mir als älterer Familienfreund offen zu sagen, dass es meiner Meinung nach der Würde einer Frau und Gattin nicht entspräche, wenn sie sich zur stumm leidenden Sklavin erniedrige und andererseits wieder ihren Pflichten als Hausfrau in zu wenig genügender Weise nachkomme. Allein meine Anstrengungen waren vergeblich, so dass ich verstimmt über den Misserfolg und überdrüssig der unerquicklichen Verhältnisse meine Abreise für den nächsten Tag ankündigte. Nun bekam auch ich die Freundschaft des Herrn N. in seiner gewaltthätigen Weise zu fühlen. Er legte Beschlag auf meine Habseligkeiten und verweigerte mir rundweg jede Fahrgelegenheit zur Bahnstation, sodass ich mein Vorhaben auf unbestimmte Zeit vertagen musste.

So vergingen Tage und Wochen. Kein Tag brachte jedoch den ersehnten Frieden. Sowie Herr N. früh morgens sein Zimmer verliess, brach das Wetter im Hause und Wirtschaftshofe los. Täglich ergaben sich Scenen mit den schwarzen Arbeitern, wobei seine Grausamkeit oft an Wahnsinn grenzte. Mein oftmaliges Dazwischentreten lenkte gewöhnlich einen Teil seines ungezügelten Zornes auf mich selbst. Unter solchen Verhältnissen wurde meine Lage immer schwieriger und schliesslich unerträglich, so dass ich mich entschloss, meine Reise nicht weiter zu verzögern, sollte dieselbe auch heimlich unter Zurücklassung meines Gepäcks geschehen. Mag es nun Ahnungsvermögen oder der gewöhnliche feine Spürsinn nervöser Frauen gewesen sein, kurzum, Dona Gabriela wusste von meinem Vorhaben und kam während der Abwesenheit ihres Gemahls auf mein Zimmer, um mir zu eröffnen, dass sie die Flucht aus dem Hause ihres Gatten plane und dabei auf mich zähle.

Überrascht durch diese Mitteilung, mehr aber noch erschrocken über die Rolle, die Dona Gabriela mir dabei zumutete, lehnte ich diese Ehre in höflicher, beredter und nicht misszuverstehender Weise entschieden ab.

„Nun, so werde ich allein gehen,“ antwortete sie mir in trockenem Tone. — Nie, selbst während der schlimmsten Auftritte mit ihrem Gatten, hatte ich an dieser Frau auch nur den Schatten eigenen Willens oder einer Widerstandskraft wahrnehmen können — und nun plötzlich diese Entschlossenheit, mit der sie ein solch schwieriges und gefährliches Unternehmen kundgab.

Es setzte mich in Erstaunen, ich konnte ihren Worten keinen Glauben schenken und sah sie nur als den augenblicklichen Ausdruck ihres Wehegefühls an. Von tiefem Mitleid ergriffen, fragte ich sie, wohin sie denn zu gehen gedenke? Ob sie die nötigen Mittel hierzu besässe? Ich machte ihr die kräftigsten Gegenvorstellungen, erinnerte sie an ihre beiden Kinder und erklärte ihr, dass das Gesetz sie nur dann nicht zur Rückkehr zwingen würde, wenn sie im väterlichen Hause Schutz fände und ein naher Blutsverwandter ihre Sache vertrete.

Mit düsterer Miene schüttelte sie den Kopf und brach in die Worte aus: „Niemand, niemand! Ich stehe allein; doch fort von hier muss und werde ich gehen!“ — „Wie verstehe ich das?“ fuhr ich fort, „ich kenne doch Ihren Vater; er ist so liebevoll zu seinen Kindern. Er sollte Ihnen auf Ihre Vorstellungen nicht zu Hilfe eilen? Warum ist das überhaupt bis jetzt noch nicht geschehen, da er doch von Ihrem unglücklichen Eheleben Kenntnis haben muss?“

„Nun Sie dieses Thema einmal berührt haben,“ erwiderte sie, „will ich Ihnen als einem Freunde meiner Familie nicht verhehlen, dass ich meinen Vater in dieser Beziehung nie zum Vertrauten gemacht habe, weil ich von ihm keine Hilfe erwarten darf!“ Auf meine verwundert fragende Miene fuhr sie in bewegtem Tone fort: „Mein Vater besitzt nicht die moralische Kraft und Festigkeit zu einer That, die Aufsehen erregen und alle bösen Zungen entfesseln würde; auch fehlt ihm der Mut, einem Manne entgegenzutreten,

der, wie mein Gatte, eine gefahrdrohende Wildheit besitzt. Es wäre ein zu gefährliches Wagnis für ihn, mit einer solchen Zumutung auf die Fazenda hierher zu kommen. Zum Überfluss noch ist er bei meinem Manne im Rückstande mit einer Schuld von 20 Contos de Reis (40000 Mark), die ihn im Falle der Einforderung zu Grunde richten würde. Abgesehen aber von alledem, bin ich ausser stande, meiner Familie von meiner Lage Kenntnis zu geben, denn meine Korrespondenz steht unter strenger Aufsicht meines Eheherrn. Kein Mensch auf der Fazenda darf mir etwas einhändigen oder zur Weiterbeförderung von mir übernehmen, ohne es zuerst dem Hausherrn zur Untersuchung zu übergeben. Sie sehen, ich bin eine wohlbewachte Gefangene; und wenn ich diese Ketten nicht selbst breche, so muss ich den langsamsten und qualvollsten Tod erleiden, den jemals ein Weib erlitten hat. Ich fühle mich hinsterben und bin doch noch so jung; ich möchte noch leben für meine Kinder und auch für mich selbst. Habe ich denn mit 27 Jahren keine Berechtigung mehr ans Leben?!" Sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus, das ihren zarten Körper wie im Fieberfrost schüttelte. Als betrübter Zeuge dieses tiefen Schmerzes, sass ich ratlos da und wusste nicht zu helfen.

Als sie sich endlich nach geraumer Weile gefasst hatte, ergriff sie wieder das Wort, diesmal mit einer gewissen Kraft und Würde: „Ja, ich werde diese Ketten brechen, nicht durch Gewalt, — die ist mir schwachem Weibe leider versagt, — aber durch List! So sehr er mich bewacht und mit Spionen umgiebt — ich werde sie alle zu täuschen wissen!" Mit einer unvergleichlichen Genugthuung legte sie grossen Nachdruck auf die letzten Worte, wobei ein verächtliches Lächeln ihre Lippen umspielte. Es war der Ausdruck eines empörten Gemüts, mit dem das tiefbeleidigte Weib die Überlegenheit seiner Macht kundthat.

Aus dieser entschiedenen Rede entnahm ich wohl, dass jedes Abraten vergeblich sein würde, doch fragte ich sie nach ihren Plänen und Hoffnungen, um ihr nötigenfalls mit meinem Rate zu dienen, denn sie kannte ja so wenig von der Welt und dem Leben, das auf eigene Kraft gestellt ist! Aber was bekam ich da für ungereimtes Zeug zu hören! Mit dem nächsten Dampfer wollte sie nach Paris, mit nicht mehr als 400 Milreis in der Tasche, welche die Reise allein schon verschlungen hätte. Dort, ohne alle Mittel, ohne Freunde und Bekannte, hoffte sie sofort einen Dienst zu finden. Dienstmädchen wollte sie werden, die Dame der feinen Welt, zu der sie ihrer gesellschaftlichen Stellung nach doch zählte; sie ein Dienstmädchen, die jede häusliche Arbeit verabscheute! Welcher Gedanke! Und doch bestand sie darauf, ohne auf meine Vorstellungen und Einreden zu hören!

Was sollte ich thun, um dies arme Weib vom Abgrunde zurückzuhalten, dem sie, bethört von Illusionen, entgegenstrebte. Ich konnte nach vielen Bemühungen ihr nur das Versprechen abgewinnen, dass sie das Ergebnis eines letzten Versuches bei ihrem Gatten abwarten werde, den ich allen Ernstes machen wollte. Natürlich verschob ich deshalb wieder meine Reise und machte mich an Herrn N. sachte aber entschieden heran. Ich

begleitete ihn auf allen Wegen seiner Berufsgeschäfte, ertrug mit Geduld seine bösen Launen und wilden Ausbrüche, — mit einem Wort, ich suchte ihn mir zum Freunde zu machen um jeden Preis. Meine Absicht ging dahin, ihn als Freund in ganz unbestimmter Weise auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der er bei Fortsetzung der brutalen Behandlung seiner Gattin sich aussetze. Ein Zufall erleichterte mir mein Vorhaben.

Er kam nämlich eines Morgens in mein Zimmer gepoltert, zeterte, tobte und schalt über seine Frau samt ihrer Sippe mit einer wilden Roheit, die mich empörte. Er fuhr damit so lange fort, bis ich endlich die Geduld verlor und ihn kurzweg fragte, warum er denn nicht die Scheidung vor Gericht anstrenge gegen ein Weib, das ihm solchen Abscheu errege und das Leben zur Qual mache. Seine Frau, fügte ich hinzu, werde sicherlich keinen Einspruch dagegen erheben, nach den Beobachtungen zu schliessen, die ich gemacht habe. Das letztere, auf das ich einen besondern Nachdruck gelegt hatte, machte ihn stutzig. Er blieb eine Weile stumm und nachdenklich, dann verfiel er fast in Raserei. „O, ich weiss es," schrie er, „sie möchte nur fort, weit fort von mir; ich bin ihr ein Entsetzen, ein Ekel sogar; ihr Denken und Trachten ist einzig und allein, aus meinem Hause und aus meiner Nähe fortzukommen; aber so lange ein Vintem (= 4 Pfennig) zu meiner Verfügung steht, werde ich dies zu verhindern wissen."

„Nun denn, Herr N.," antwortete ich ihm, „so behandeln Sie sie glimpflicher, wenn Sie doch mit ihr leben wollen und sie, wie es den Anschein hat, sogar lieben, allerdings nach Ihrer eigenen Weise."

„Aber Herr, wo haben Sie Ihre Augen?" schrie er in einem komischen, weinerlichen Tone, „dass Sie bis jetzt noch nicht bemerkt haben, dass nicht sie, sondern ich der leidende Teil bin. Sie verfolgt mich auf Schritt und Tritt derart mit ihrer Eifersucht, dass ich oft der Verzweiflung nahe bin."

Kaum konnte ich das Lachen unterdrücken über die drollige Idee, dass sein Weib eifersüchtig auf ihn sei. Ich fragte ihn deshalb auch, wie er denn diese Behauptung mit der früheren, dass sein Weib ihn verlassen wolle, in Einklang brächte; eins von beiden wäre ja doch nur möglich. Darauf blieb er mir die Antwort schuldig und stürzte davon.

Und doch war es in der That so! Sie liess ihn durch einige ihr getreue Leute sehr scharf beobachten; aber nicht etwa aus Eifersucht, sondern um einen Anhaltspunkt zu ihrem Scheidungsprozesse zu gewinnen, der nach hiesigen Gesetzen nur dann erfolgreich eingeleitet werden konnte, wenn einem der beiden Teile eheliche Untreue nachgewiesen ward. Ich erhielt diese Aufklärung durch Dona Gabriela selbst, der ich den Fall erzählte. Sie wollte die Negerinnen, denen Herr N. seine Gunst schenkte, als Zeugen gewinnen.

Wenige Tage darauf, als ich mit Herrn N. von einem mehrstündigen Ausfluge in die Kaffeefelder zurückkehrte, war die Frau abwesend. Bald darauf erschien der Kutscher und meldete, dass er auf Befehl der Hausfrau angespannt habe, um sie nach der benachbarten Fazenda einer Freundin zu fahren, wo sie nach kurzem Verweilen wieder den Wagen bestieg, den er

auf den Heimweg einlenken wollte. Nun habe sie ihm befohlen, zur Bahnstation zu fahren. Nichts Arges ahnend, sei er dem Befehle nachgekommen. Da, als der Eisenbahnzug nach Rio de Janeiro sich in Bewegung setzte, habe er plötzlich an dem Fenster eines Waggons die Frau erblickt, worauf er schleunigst nach Hause zurückgekehrt sei, um seinem Herrn hiervon die Kunde zu bringen.

Dass Herr N. den Mann nicht sofort tötete, kam wohl nur daher, dass in diesem Augenblick einzig und allein seine Frau alle seine Gedanken in Anspruch nahm. Er ward leichenblass; kein Laut drang über seine Lippen; längere Zeit stierte er die Zimmerwand mit so entsetzter Miene an, als hätte er gleich Belsazar eine Erscheinung an derselben gesehen. Endlich ermannte er sich, befahl einen leichten Wagen mit frischen Pferden und fuhr in fliegender Eile nach der Bahnstation.

Ich blieb zurück, die Brust voll banger Gefühle ob der Folgen dieser Flucht. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen, aber keiner von den Dienstboten dachte an die Beleuchtung der Zimmer, denn alle waren in ihrer Bestürzung über den Vorfall wie erstarrt. Sie waren ihrer Hausfrau sehr ergeben und fürchteten für sie, denn sie kannten ihren Herrn nur zu gut. So sass ich im finsteren Saal, versunken im Nachdenken über das menschliche Leben mit allen seinen Bitternissen, die sich die Menschen auf unverständige Weise oft selbst bereiten; wie sie ihre Existenz sich gegenseitig oft zur Qual machen und die schöne Welt, auf der es sich so gut leben liesse, zur Hölle umwandeln.

Je tiefer die Nacht vorrückte, je finsterer und stiller es um mich her wurde, desto schwermütiger und düsterer wurden meine Gedanken, bis plötzlich ein vorfahrender Wagen meine trübseligen Meditationen unterbrach. Gleich darauf trat Herr N. in den Saal, während die Dienerschaft mit Lichtern herbeistürzte. Sein Gesicht war gerötet, sein Atem kurz, er war bis zum Wahnsinn erregt, doch bezwang er sich augenscheinlich. Er fragte mich in kurz hervorgestossenen Worten, ob ich ihn nach Rio de Janeiro begleiten wolle, wohin er sofort abreise. Meiner Frage, wie dies möglich wäre, zuvorkommend, teilte er mir mit, dass er einen Sonderzug auf 10 Uhr abends bestellt habe. Da es fast 9 Uhr und keine Zeit zu verlieren war, so entschloss ich mich kurz und willigte ein, indem ich mir sagte, dass bei einem Zusammentreffen mit Dona Gabriela meine Gegenwart ein Unglück verhüten könne, das bei seiner Gemütsverfassung mit Sicherheit vorauszusehen war.

Er steckte seine Doppelpistole in den Gurt und einen Dolch in die Seitentasche; als ich dies wahrnahm, versah ich mich für alle Fälle mit meinem Revolver. Ein leichtes Wägelchen, mit zwei frischen, feurigen Pferden bespannt, harrte unser bereits vor dem Hause. Wir stiegen ein, ohne ein Wort miteinander zu wechseln; nur der Ruf: „Zufahren!“ erscholl von seiner Seite in rauhem, heiserem Tone, der dem Kutscher wohl das Herz erbeben machte durch die Drohung, die in dem Befehle durchklang.

Mit scharfem Ruck fuhren wir davon. Die Pferde griffen aus, als gingen sie mit uns durch, und das Wägelchen flog über Steine und Gerölle, über

Rinnen und Gräben in finsterer Nacht auf dem schlechten Wege dahin, als wäre es darauf abgesehen, uns jedes Glied im Leibe zu zermalmen. Selbst an den gefährlichsten Stellen, wo der Weg abschüssig und an Abgründen hinlief, wurde die Schnelligkeit nicht vermindert. Die Pferde keuchten, doch der Kutscher feuerte sie immer mehr an. Er kannte seinen Herrn und ahnte diesen augenblicklichen Gemütszustand; er hätte es vorgezogen, durch einen Unfall uns alle zu zerschmettern, als jetzt die Ungeduld des zornigen Tyrannen zu reizen.

Neben mir sass Herr N. in Unheil brütender Stimmung; von Zeit zu Zeit entrang sich ein unartikulierter, rauher Laut seiner Brust. Es war eine unheimliche Fahrt. Meine Nerven waren zum Reissen gespannt, in Erwartung des Sturzes, der jeden Augenblick erfolgen konnte. Tief atmete ich daher auf, als wir den Bahnhof erreicht hatten und der Kutscher, leichenblass, mit kaltem Schweiss bedeckt, die Pferde anhielt und sich bekreuzte.

Wir bestiegen den Sonderzug, der nur aus der Maschine und einem Wagen bestand, und fuhren ab. Herr N. setzte sich mir gegenüber. Noch immer gab er keinen Laut von sich; desto beredter war der Ausdruck seines Gesichts, über welches sich ein wilder, grausamer Zug gelegt hatte. Er sprach einer Cognacflasche, die er mit sich genommen hatte, fleissig zu, offenbar, um sich zu betäuben, denn scharfes Trinken lag nicht in seiner Gewohnheit. Die Folgen befürchtend, die das ungewohnte viele Trinken nach sich ziehen könnte, suchte ich ihn davon abzuhalten; aber mein Zureden prallte ab an seinem Grimm, der ihn erfüllte. Meine ganze Philosophie reichte nicht aus, um dies versteinerte Gesicht zu besänftigen, aus dem nur die funkelnden Augen eine furchtbare Sprache redeten.

Die ganze Zeit über kam kein Wörtchen über seine Lippen, nichts konnte seine Gedanken abziehen von seinem Weibe und den Racheplänen, die er gegen sie in seinem Gehirn umherwälzte. Mir wurde es unheimlich in der Nähe dieses Mannes, dessen Wildheit ja schon in gewöhnlichen Fällen nicht selten an Geisteszerrüttung grenzte und gegenwärtig diese Grenze wohl schon überschritten haben mochte; dennoch durfte ich nicht daran denken, meinen Platz zu wechseln, es hätte ihn vielleicht beleidigt und einen Ausbruch herbeigeführt.

Nach stundenlangem Schweigen stiess er plötzlich in einem herben, schroffen Tone die Frage hervor, ob ich einen Strick in meiner Reisetasche hätte, der stark genug wäre, das Gewicht eines Menschen zu tragen! Was wollte er mit einem Strick? Hatte er etwa die Absicht, mich, sich oder sein Weib zu erdrosseln? Unwillkürlich griff ich nach meinem Revolver. Auf meine Verneinung, der die Frage nach dem Zwecke eines solchen Strickes folgte, erhielt ich keine Antwort. Nach einer weiteren Stunde stellte er die Frage an mich, was wohl meine Meinung sei, ob ein Mensch, der nicht Akrobat sei, ein drei Meter hohes Eisengitter ohne vieles Geräusch überklettern könne.

Nun kombinierte ich mir aus diesen Fragen seinen Gedankengang. Er setzte, wie es die Folge bestätigte, ganz richtig voraus, dass sein Weib diese

Nacht noch in der Villa zubringen werde, die er in einer Vorstadt Rio de Janeiros besass. Er wollte nun, um sie zu überraschen, bei seiner Ankunft nicht erst die Dienerschaft zum Öffnen des Gartenthores wecken, wodurch Dona Gabriela die Gelegenheit geboten worden wäre, entweder zu entfliehen oder andere Vorsichtsmassregeln zu treffen. Er argwöhnte nämlich, seine Frau mit einem erhörten Anbeter im Hause vorzufinden. Seine erhitzte Phantasie gaukelte ihm wohl die schrecklichsten Bilder vor; sein selbstquälerischer Gedankengang über geschändete Hausehre, sein beleidigtes Selbstgefühl feuerten ihn zu blutigem Rachedurst an, so dass er nicht mehr wie sonst, nur einem gezähmten, sondern dem freien Tiger glich, der nach Blut lechzt.

Diesem unberechenbaren Manne sass ich Knie an Knie, in peinlicher Spannung gegenüber, jeden Augenblick bereit zur Selbstverteidigung oder zur Abwehr eines möglichen Ausbruches von Raserei, als plötzlich ein gellender Pfiff der Lokomotive wie ein elektrischer Schlag auf mich wirkte. Das Pfeifen hielt an und wurde zum Notsignal. Die beiden Zugbegleiter, die bisher unsichtbar gewesen waren, durchstürmten einige Male unseren Wagen und liefen ratlos umher, ohne meinen Fragen Rede zu stehen. Der Zug war in ein heftiges Schwanken geraten, die einzige Lampe verlöschte.

Nun wollte ich das Fenster öffnen, um mich einigermassen zu vergewissern, welcher Art die Gefahr sei, in der wir schwebten. Da riss mich mein unheimlicher Reisegefährte unter wildem Gelächter mit den Worten zurück: „Lassen Sie doch! Holt uns der Teufel, so sei es unbewusst!“ Allein dies war nicht nach meinem Geschmack; ich wollte klar in der Sache sehen, um möglicherweise einen Rettungsversuch zu wagen. Vergebens! Er riss mich abermals zurück und wies meine Vorstellungen barsch ab. Dadurch entspann sich ein Kampf zwischen uns, und wir fielen beide zu Boden. Es war eine grauenhafte Scene.

Während draussen die ohrenzerreissende, schrille Dampfpfeife uns Tod und Verderben ankündigte, rollten wir drinnen im polternden, schwankenden Wagen, in tiefster Finsternis miteinander ringend, am Boden umher, der eine in wahnsinniger Wut, der andere aus Selbsterhaltungstrieb alle Kräfte anspannend, um den Gegner zu überwältigen. Mein Reisegefährte musste sich im Sturze nicht unerheblich am Kopfe verletzt haben, denn ich fühlte das warme, rieselnde Blut mit meinen Händen.

Trotzdem durfte ich nicht eher von ihm ablassen, als bis ich ihn entwaffnet hatte, da in diesem Zustande ein Gebrauch der Schusswaffe gegen mich wohl zu befürchten war. Nach dem Gurt meines Reisegefährten greifend, wo die Waffe steckte, begegnete ich in der That seiner Hand, mit der er sich bemühte, sie hervorzuziehen. Ihn daran zu verhindern versuchte ich mit dem Aufwande aller meiner Kräfte. Da plötzlich krachte ein Schuss, der dem Kampfe ein Ende machte, denn beide glaubten wir, der Gegner sei verwundet.

Auch schien der Blutverlust Herrn N. einigermassen beruhigt zu haben, denn er hinderte mich nicht weiter, das Fenster zu öffnen. Der masslos

heftige Luftstrom, der mir entgegen blies, liess auf eine ganz ungewöhnliche Raschheit der Fahrt schliessen. Nach genauerer Beobachtung im schwachen Sternenlichte konnte ich wahrnehmen, dass die Landschaft wie in rasendem Wirbeltanz vorüberflog und der Zug einen Gebirgsabhang mit schwindelerregender Schnelligkeit hinabschoss. Nun stand mir die ganze Gefahr, in der wir schwebten, klar vor Augen. Es war die Serra, ein Gebirge von 800 bis 1000 Metern Höhe, die wir ohne Bremsanwendung hinabstürzten. Später stellte es sich heraus, dass unsere Maschine eine neue Anschaffung war, deren Mechanismus der Führer noch nicht genau kannte. Die Gefahr war dadurch noch ganz bedeutend erhöht, dass die Bahnlinie auf weiten Strecken hart an tiefen Abgründen und über viele Viadukte hinlief, wo eine Entgleisung unausweichlichen Absturz in die Tiefe bedeuten musste. Und in der That, der Fall trat ein, wir entgleisten.

Aber eine gütige Schicksalsfügung bewahrte uns trotz der Entgleisung vor der Vernichtung; ja wir wurden dadurch geradezu gerettet vor einem unvermeidlichen andern schweren Unfall. Wir waren an eine Station gelangt, die, wie alle früheren, in ununterbrochener Fahrt durcheilt werden sollte. Hier aber war die Weiche falsch gestellt, so dass wir mit unverminderter Schnelligkeit auf einen dort haltenden Wagenpark losfuhren. Da entgleiste zur rechten Zeit der Zug am Gabelgeleise, einige Hundert Schritte vor der Station. Immerhin hatte diese Entgleisung uns übel genug mitgespielt. Beide stürzten wir gegen einander und fielen zu Boden mit solcher Vehemenz, dass wir die Besinnung verloren. Erst als uns die Stationsbeamten zwischen den Wagentrümmern hervorzogen, erkannten wir unsere Lage. Obwohl aus mehreren Wunden Blut floss und unsere Glieder wie zerschlagen waren, so hatten wir doch keinerlei schwere Verletzung erlitten. Nach empfangener Hilfe und einiger Stärkung waren wir bald wieder so weit hergestellt, um die Weiterfahrt betreiben zu können, denn mein Reisegefährte hatte bei all diesen Ereignissen sein Ziel keinen Moment aus den Augen verloren.

Die Zusammensetzung des andern Zuges dauerte ihm viel zu lange. Die Unruhe hatte ihn neuerdings fieberhaft gepackt; er lief hin und her, drohte und bat, beklagte sich bitter, dass man so wenig Rücksicht auf seine kostbare Zeit nähme, die er mit 2000 Milreis (4000 Mark) bezahlt habe; dass er hier liegen bleiben müsse, während Tod und Leben von jeder Minute abhänge. Aber die Sache ging darum nicht schneller. Allenthalben musste er das den Brasilianer charakterisierende Wörtchen „Paciencia“ zur Antwort hören, wogegen kein Einwand hilft. Er stöhnte vor Grimm, doch er musste warten. Endlich bestiegen wir den Zug und liefen nach zwei weiteren Stunden, es war 5 Uhr früh, in den Bahnhof von Rio de Janeiro ein.

Noch war der Zug nicht zum Stillstand gelangt, als mein ungestümer Reisegefährte schon aus dem Wagen sprang, mich hinterher zerrte und sich in den nächsten Tilbury warf, in den ihm zu folgen ich durch die Umstände gezwungen war. Nun sind diese zweiräderigen Tilburys nur für einen Fahrgast eingerichtet, der neben dem Kutscher Platz nehmen muss. Ich sass

oder lag vielmehr auf meinem Reisegefährten; die Schwere meines Körpers, die bei jeder Schwingung der Wagenfedern ihn beinahe zu ersticken drohte, hielt ihn nicht ab, den Kutscher zur grössten Eile anzufeuern. Der leichte Wagen flog über das schlechte, unebene Pflaster dahin und schleuderte unsere von der unheimlichen Nachtfahrt noch müden Glieder erbarmungslos aneinander. Da plötzlich kracht es, und wir kollern beide auf das Strassenpflaster. Die Achse war gebrochen. Zum dritten Male schon seit einigen Stunden rollten wir miteinander auf dem Boden. Diese Scene, so komisch sie sich, von unbeteiligter Seite betrachtet, ausnehmen mochte, war für uns nichts weniger als belustigend. Ich wäre am liebsten hier liegen geblieben, denn meine körperliche Widerstandskraft war zu Ende und meine moralische nicht wie bei meinem Leidensgenossen durch eine verzehrende Leidenschaft auf das höchste gesteigert.

Noch am Boden liegend, rief er schon einen vorüberfahrenden Wagen an, in welchem wir endlich ohne weiteren Unfall seine Villa erreichten. Mittlerweile war die Morgendämmerung in Tageshelle übergegangen. Vor dem Gartenthore seines Hauses angelangt, versuchte er vergeblich, über das Eisengitter zu klettern; es war denn doch zu hoch. Er keuchte vor Begier, einzudringen. Seine Atemzüge waren kurz und rasch; die Brust hob und senkte sich von dem Sturm, der darin tobte, und seine glühenden, unheilverkündenden Blicke verschlangen das Haus. Seine Wildheit, die ich einigermassen besänftigt geglaubt hatte, war jetzt mit verstärkter Kraft wieder hervorgebrochen, so dass sein Gebaren dem eines reissenden Tigers glich, der, zur höchsten Wut gereizt, an dem Gitter seines Käfigs rüttelt.

Da trat der Gärtner vor die Thür seines Häuschens und bemerkte uns. Er war beim Anblick seines Herrn dermassen erschrocken, dass er einen Augenblick zögerte, unschlüssig, ob er öffnen oder vorher die Hausfrau benachrichtigen solle. Allein das Gebärdenspiel seines Herrn war so leidenschaftlich gebieterisch, dass er nicht länger zu säumen wagte, sondern eiligst herankam und das Gartenthor öffnete. Er gab uns die Auskunft, dass Dona Gabriela mit einer Freundin im Hause und noch im Schlafzimmer sei. Zitternd und zagend reichte er auf Verlangen Herrn N. den Hausschlüssel und zog sich bestürzt in sein Häuschen zurück.

Mit einem Sprunge war Herr N. an der Thür und im Innern des Hauses verschwunden, bevor ich mich dessen versehen hatte. So rasch, als dies bei meinem geräderten Leibe noch möglich war, folgte ich ihm auf dem Fusse, doch schon fand ich die Thür von innen verschlossen. Da bemächtigte sich meiner eine masslose Angst. Hier in diesem Hause, sagte ich mir, geschieht vielleicht soeben ein Mord, von dem ich Mitwissenschaft habe. Ich hatte die Katastrophe vorausgesehen und zu verhindern gesucht, und nun stand ich da als stiller Teilnehmer an derselben. Schon drang aus dem Hause verworrener Lärm, der in erschütternder Weise mich der Unthätigkeit zieh, die hier ein Verbrechen war. Eben war ich im Begriff, durch Revolverschüsse die Thür zu sprengen, als diese sich aufthat. Ein weibliches Wesen, halbnackt und schreckensbleich, huschte wie ein

Phantom an mir vorüber und deutete stumm mit entsetzter Gebärde nach dem Innern des Hauses.

Hineinstürmen und die Thür eines Zimmers aufreissen, aus dem Gepolter umstürzender Möbel und Hilferufe schallten, war bei mir das Werk eines Augenblicks; und nun bot sich mir eine Scene dar, die mir eine Blutwelle zu Kopf jagte. Herr N., mit wildrollenden Augen und wutverzerrtem Gesichte, verfolgte mit geschwungenem Dolche sein Weib, das mit schreckensstarren Zügen, flink wie eine Gazelle, dem tödlichen Stoss bisher entgangen war. „Fort mit dem Dolche!“ drang es schmetternd aus meiner Kehle. Mit einem Sprunge war ich bei ihm und setzte ihm den Revolver auf die Brust. Die in unmittelbarster Nähe auf ihn gerichtete Mündung der Feuerwaffe lähmte ihn vor Schreck; einigermassen ernüchtert, legte er gutwillig den Dolch beiseite. Bei all seiner Wildheit war er im Grunde seines Herzens doch feige.

Nun begann ein wahrhaft homerischer Redekampf. Die Frau, ermutigt durch meine Gegenwart, entlastete ihr übervolles Herz in einer Flut von Vorwürfen. Sie hielt ihrem Peiniger sein ungeheures Sündenregister mit einer Beredsamkeit vor, deren ich sie nicht für fähig gehalten hätte, während er seiner Bitternis durch Schimpfworte und Flüche Ausdruck gab. Endlich liessen sich beide ermüdet auf Armstühlen nieder. Dona Gabriela beschloss das Drama mit einem krampfartigen Schluchzen, während ihr Gemahl zerknirscht, in sich versunken, durch reichlichen Thränenerguss die Schreckensscene ins Elegische hinüberleitete.

Die Verzweiflung der Frau, die ihm ins Gesicht geschleuderten Vergehen, hatten auf den entmenschten Gatten offenbar einen tiefen Eindruck gemacht. Es war das erste Mal, dass er von seiner sonst immer so zaghaften Gattin ähnliche Worte hörte und an seine Greuelthaten mit einer Freiheit des Ausdrucks erinnert wurde, die ihm wohl Gewissensbisse erregen mochten. Unter diesen und ähnlichen Scenen war beinahe der ganze Tag dahingegangen, ohne dass jemand an die leiblichen Bedürfnisse gedacht hätte, deren Befriedigung wir alle so sehr benötigten. Erschöpft von körperlichen Anstrengungen und seelischen Erregungen beschloss ich, mich in meine eigene Wohnung zurückzuziehen. Dadurch wurden die beiden nun endlich an die unabweisbaren Anforderungen des Magens erinnert und hierauf bezügliche Vorkehrungen getroffen. Meiner Entfernung widersetzten sich indes beide, jeder in seiner Art, sie mit Thränen, er in seiner gewaltsamen Weise, indem er den Schlüssel des Gartenthores zu sich steckte.

Am folgenden Tage traf Dona Gabrielens Vater ein, der telegraphisch herbeigerufen worden war. In seiner Begleitung befanden sich zwei der jüngeren ledigen Töchter, wodurch sich der Aufenthalt in dem Hause doch einigermassen erträglich gestaltete, denn nun wurde der bisher unaufhörliche Wortkampf durch manche ruhige und selbst angenehme Stunde unterbrochen. Einer der bedeutendsten Rechtsanwälte der Hauptstadt wurde durch den alten Herrn eingeführt, um den Ehescheidungsprozess einzuleiten. Doch kaum hatte der Anwalt den Zweck seines Besuches mitgeteilt, als Herr N. wie ein

Besessener auf ihn losfuhr und unter Drohungen ihm die Thür wies. Der Advokat hatte eine schwere Viertelstunde zu bestehen. Wir alle bewunderten seine Ruhe und Gemessenheit, die er diesem Wilden gegenüber bewahrte. Im ersten Augenblick stumm vor Erstaunen über die ungezügelte Roheit eines scheinbar der besten Gesellschaft angehörenden Mannes, gewann er doch bald die moralische Überlegenheit über denselben. Mit Würde begegnete er den empfangenen Beleidigungen; mit den Worten, dass das Gesetz wohl Mittel habe, auch solche Menschen zur Ordnung zu zwingen, empfahl er sich.

Nun begann Herr N. in einer Weise zu toben, dass es dem Vater Gabrielens geraten schien, sich eine Wohnung im Hotel zu mieten, während auf Bitten Gabrielens die beiden Schwestern im Hause zurückblieben. Als dieselben des andern Tages von einem Besuche bei ihrem Vater heimkehrten, überbrachten sie ihrer Schwester die Nachricht, dass der Advokat in einer Unterredung mit dem alten Herrn die räumliche Trennung der beiden Gatten als unerlässlich bezeichnet habe, wenn der Prozess eingeleitet werden solle. Nun war dies leichter gesagt, als gethan, denn Dona Gabriela war eine gut bewachte Gefangene in ihrem eigenen Hause.

In dieser schwierigen Lage wurde ich wieder in Mitleidenschaft gezogen, denn auch ich befand mich noch im Hause und gewissermassen in Gefangenschaft. Ich sollte Dona Gabriela abends zu einem Spaziergange im Garten auffordern. Während dieser Zeit würde ihren beiden von einem Ausfluge heimkehrenden Schwestern das Thor geöffnet werden. Diesen günstigen Augenblick sollte Gabriela benutzen, um rasch zu entweichen und ihrem Vater zuzueilen, der, nur wenige Schritte entfernt, in einem Wagen sie erwarten würde.

Und ich? Ich sollte mir einen Mann zum Todfeinde machen, der die Mittel besass, eine ganze Meute von Meuchelmördern mir auf die Fersen zu hetzen? Das schien mir denn doch zu bedenklich, wenn ich auch die Rolle des Sündenbocks, den die Damen mit der liebenswürdigsten Unverfrorenheit mir zugedacht hatten, damit beschönigen wollte, dass diese Flucht eine unausweichliche Notwendigkeit sei. Meine Lage war peinlich genug, denn Dona Gabriela hatte das schwere Geschütz ihrer unwiderstehlichen Augen mit solcher Kunstfertigkeit ins Treffen geführt, dass ich mich als besiegt auf Gnade und Ungnade ergeben musste.

Zu meinem Glück nahm jedoch die Sache schliesslich eine andere Wendung. Das gegenseitige Verhältnis der beiden Ehegatten hatte sich inzwischen etwas gebessert. Als Herr N. die Entschlossenheit gewahrte, mit der seine Frau auf die Trennung drang, hatte er sich aufs Bitten gelegt. Er weinte und bat Tag und Nacht mit solcher Ausdauer und solchem Nachdruck, wie dies nur ein Mensch von so hartnäckigem Charakter vermochte, so dass endlich Dona Gabriela schon gerührt, aber noch unentschlossen, mich in meinem Zimmer aufsuchte, um meinen Rat einzuholen. Was sollte ich ihr sagen?

Meiner innersten Überzeugung nach war diese Ehe ein Unding und

eine Harmonie in derselben völlig ausgeschlossen. Aber durfte ich zur Scheidung raten, wo unmündige Kinder vorhanden waren? Andererseits dachte ich darüber nach, ob nicht vielleicht doch ein modus vivendi zu ermöglichen sein würde, nach welchem diese beiden entgegengesetzten Naturen, wenn auch nicht in völligem Frieden, so doch in einer Art Waffenstillstand nebeneinander leben könnten. Ich gab ihr alles dies zu bedenken und neigte meinerseits mehr der Aussöhnung als der Scheidung zu. Es überwog denn auch schliesslich das mütterliche Gefühl. Ihren Kindern zu Liebe wollte sie es noch einmal versuchen, bei ihrem Gatten auszuharren. Dieser Beschluss, nach so langem Hangen und Bangen, erleichterte sichtlich ihr Herz; sie atmete freier auf, ging zu ihrem Manne und versöhnte sich mit ihm.

Völlig unverständlich in dieser ganzen Sache blieb mir indes Herr N. Er hatte seine Frau Jahre hindurch auf die schnödeste Weise behandelt, unglaubliche Dinge, ja Verbrechen an ihr verübt, die vor den Strafrichter gehörten, und doch liebte er sie, das zeigte sich in diesen Tagen auf das unzweideutigste. Was war das für eine Liebe? Liebt der Tiger so?

Nachdem ein erträglicher Frieden und die gewünschte Ruhe im Hause eingekehrt waren, zog auch ich mich in meine Wohnung zurück, um meinen Berufsgeschäften nachzugehen. Da, nach ungefähr acht Tagen, besuchte mich der alte Herr, Dona Gabrielens Vater. Gleich beim Eintritt fiel mir seine sorgenvolle Miene auf; bald erfuhr ich denn auch, dass die so schwer herbeigeführte Harmonie zwischen seinen Kindern abermals gefährdet sei, weil seine Tochter sich weigerte, allein mit ihrem Manne nach der Fazenda zurückzukehren und sich nur in Begleitung einer Vertrauensperson aus ihrer Familie hierzu entschliessen könnte. Dies sei aber aus verschiedenen Gründen durchaus unthunlich. Da nun meine Wenigkeit allen Gliedern der Familie die passendste Persönlichkeit zu sein schiene, den errungenen Frieden so lange aufrecht zu erhalten, bis das Ehepaar sich in die neue Lage einigermassen eingelebt habe, so bitte er mich, als den Freund seiner Familie, für deren Glück und Ruhe das Opfer zu bringen, sie zu begleiten und einige Zeit bei ihnen zu verweilen. Er hoffe von meiner Seite um so sicherer auf die Erfüllung seines Wunsches, als meine Berufsgeschäfte mich an keinen bestimmten Ort bänden.

Ein wahres Verhängnis schien über mir zu walten, seitdem ich zu dieser Familie in ein freundschaftliches Verhältnis getreten war. Wie leicht war es mir ums Herz gewesen, als ich jenem Hause den Rücken wenden konnte, in welchem ich die heftigsten Gemütsbewegungen erfahren und die unerquicklichsten Tage und Stunden verlebt hatte, — und nun sollte dies von neuem beginnen! Das konnte ich nicht über mich gewinnen; aber auch dem alten würdigen Mann eine Bitte abzuschlagen, die er unter Thränen an mich stellte, ging über meine Kräfte. Ich bat also um 24 Stunden Bedenkzeit.

Des andern Tages erhielt ich unverhofft den Besuch sämtlicher in Rio weilenden Glieder der Familie. Alle stürmten mit Zureden und Bitten auf mich ein. Dona Gabriela rief ihren tieftraurigen, tragischen Blick und ihre

Thränen zu Hilfe; die beiden jungen, schönen Schwestern standen ihr getreulich bei, sie gurrten so sanft und lieblich, wie die Täubchen; der alte Mann ergriff meine Hände; Herr N. polterte im Zimmer umher und beschwor mich, seine närrisch gewordene Frau zur Vernunft zu bringen und für kurze Zeit nur ihr Mentor zu sein. Wer hier widerstanden hätte, der werfe den ersten Stein auf mich! Ich konnte es nicht und übernahm wiederum die undankbare Rolle des Gattenbändigers und des Vermittlers dieses überaus ungleichartigen Ehepaares. Nach weiteren vierundzwanzig Stunden reisten wir zusammen ab.

Was ich mit Recht befürchtet hatte, trat denn auch wirklich ein. Der Mann war unverbesserlich. Die rauhe Wildheit und der bösartige Grimm lagen tief in seiner Natur. Er besass nicht die Kraft, seine Leidenschaften zu bezähmen. Sein despotisches Wesen duldete keine andere Ansicht als die seine. Was er nicht selbst angab, war schlecht gemacht. Von früh morgens bis spät abends ging nun wieder das Fluchen und Zetern an. Mit einem Worte, er war unerträglicher als je. Fast täglich bei der Mittagstafel nahm er die Abstrafung des bei Tische bedienenden Personals vor, das aus einem jungen Mulattenmädchen, der natürlichen Schwester der Hausfrau, und einem fünfzehnjährigen Zwerg bestand. Selbstverständlich wurde dadurch den übrigen Tischgästen der friedliche Genuss des Mahles vergällt. Aber auch auf diese selbst dehnte er nicht selten seine Willkür in rohester Weise aus. So schaffte er, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, vor mehreren fremden Gästen seine Gemahlin vom Tische weg, weil sie durch das Vorlegen der Speisen verhindert worden war, ihr Mahl zu gleicher Zeit mit den anderen zu beendigen.

Seit langer Zeit schon wurde er von aller Welt gemieden; nachbarliche Besuche auf der Fazenda fanden nur in geschäftlich dringenden Angelegenheiten statt. Meine wiederholten Versuche zur Mässigung seiner Wutausbrüche scheiterten nicht bloss, sondern lenkten die letzteren nicht selten gegen mich selbst. — Und die Frau? Die spann neuerdings ihre Fluchtpläne im geheimen, während sie ihrem Gatten gegenüber die unwürdige Rolle der stummen Sklavin spielte, wie sie dies von jeher gethan. Meine Geduld war zu Ende. Überdrüssig der unerquicklichen Mission beschloss ich, binnen der nächsten vierundzwanzig Stunden abzureisen.

Da wurde mir des andern Tages gemeldet, dass Dona Gabriela erkrankt sei und mich bitten lasse, meine Reise nur für kurze Zeit zu verschieben, da sie eine Unterredung von Wichtigkeit mit mir wünsche. Ich konnte selbstverständlich diesen Wunsch schon aus Höflichkeit und wegen der freundschaftlichen Beziehungen zu ihrer Familie nicht unberücksichtigt lassen und blieb, in der Voraussetzung, dass es sich bloss um einen oder zwei Tage handelte. Frau Gabriela hatte sich nämlich eine heftige Erkältuug zugezogen, infolge deren sich eine Zahnfistel zu bilden schien. Sie musste das Bett hüten.

Ihr Mann, verdriesslicher als je, richtete nunmehr nicht selten seine nichtswürdigen Redensarten auch an mich, so dass Reibungen entstanden,

denen ich ein rasches Ende machen musste, um das Schlimmste zu vermeiden. Wieder waren bereits fünf Tage vergangen, die ich zurückgezogen auf meinem Zimmer zugebracht hatte, ohne dass eine Besserung im Zustande der kranken Hausfrau eingetreten wäre. Länger konnte und wollte ich nicht aus Höflichkeitsrücksichten den Märtyrer spielen. Mittels einer Karte ersuchte ich den Hausherrn, mit dem ich schon seit einigen Tagen nicht mehr persönlich verkehrte, um Fahrgelegenheit zum Bahnhof für den andern Tag und wartete eben des Bescheides, als er selbst in seiner rauhen Weise in mein Zimmer trat mit der Nachricht, dass seine Frau nach Rio zu einem Zahnarzt reisen müsse. Er dürfe wohl von mir erwarten, dass ich als männlicher Schutz sie zu begleiten die Güte haben würde. Sofort stiegen mir Zweifel auf, ob dies nicht eine fein gespielte Intrigue Dona Gabrielens sei, in die sie mich verwickeln wollte. Ich fragte Herrn N., warum er denn seine Frau nicht selbst begleite, die er doch sonst mit Argusaugen bewache. Und nun klärte sich mir diese rätselhafte Sorglosigkeit um sein Weib auf.

Ihn beschäftigte augenblicklich ein viel zu interessanter Gegenstand, der seine ganze Seele erfüllte, vor dem alles andere zurücktreten musste. Es handelte sich nämlich um eine Menschenjagd, d. h. um eine Suche, auf mehreren Meilen im Umkreise, nach armen Negern, die zu Rekruten gepresst werden sollten. Dies war eine Beschäftigung, so ganz nach seinem Geschmack. Begleitet von mehreren ihm ähnlichen Jagdgefährten, bewaffnet mit Pistolen und starken Lederpeitschen, verfolgten sie zu Pferde ihre Opfer, konnten dieselben nach Herzenslust peitschen und im Falle der Widersetzlichkeit sogar töten. Ihm konnte niemand etwas anhaben, er war ja die Polizeibehörde der Umgegend. Diese Erklärung gab er mir mit einem Lächeln, das im Hintergrunde Blut und Wunden ahnen liess. Seine in schroffem Tone an mich gerichtete Bitte musste ich rundweg abschlagen. Ich war nicht gesonnen, die Verantwortung für das Thun und Lassen seiner Frau in Rio zu übernehmen, denn ich ahnte eine Wiederholung der Scenen ihrer ersten Flucht. Was ich jedoch nicht ablehnen konnte, war die Begleitung während der Reise, nach deren Beendigung ich mich sofort zurückzuziehen gedachte. Und dabei blieb es.

Andern Tags trat Frau Gabriela mit mir unter Begleitung ihres Gemahls die Fahrt zur Eisenbahnstation an. Den Kopf in Tücher gehüllt, seufzte und ächzte sie zum Erbarmen; von Zeit zu Zeit schrie sie laut auf vor Schmerz, wozu er bald lachte, bald wieder grollte. Am Bahnhofe angelangt, verabschiedete sich Herr N., und wir bestiegen den Zug, der sich alsbald in Bewegung setzte. Nun begann sich Frau Gabriela aus ihren Hüllen herauszuschälen und mir ihr verführerisches Lächeln zuzuwenden. Erfreut über die vorübergehende Erleichterung ihrer Schmerzen, fragte ich sie teilnahmsvoll nach ihrem Befinden. Was aber erfuhr ich da? Das Ganze war nichts weiter, als eine gut gespielte Komödie! Ich war sprachlos vor Überraschung und Erstaunen über diese Kunstfertigkeit in der Verstellung. Eine gewisse Scheu überkam mich; unwillkürlich rückte ich von ihr weg und blieb längere Zeit in Gedanken versunken, die nichts weniger als schmeichelhaft für die

gewandte Schauspielerin waren. Mein Entschluss stand fest: diese Frau musste ich meiden; sie konnte mich, bei der Schwäche, die ich für sie besass, in arge Verlegenheit bringen.

Ich war nachgerade über das Alter hinaus, dem man Thorheiten verzeiht. Eine geraume Weile sassen wir stumm einander gegenüber. Sie schien zu fühlen, was in mir vorging, und konnte leicht ihre Schlüsse ziehen aus der Beharrlichkeit meines Schweigens und aus der Standhaftigkeit, mit der ich es vermied, sie anzublicken, was weniger aus Entrüstung, als aus Angst vor dem Zauber ihrer Augen geschah, der mich so oft schon unterjocht hatte. Sie atmete schwer. Dann und wann waren ein leises Stöhnen und verhaltene Seufzer hörbar. Dies erregte meine Teilnahme, ich musste aufblicken.

Da traf es mich bis ins Innerste meines Herzens. Vor mir sass eine mater dolorosa, aus deren blassen, wundervollen Zügen tiefer Seelenschmerz, gepaart mit wehmutsvoller, stiller Resignation, in so ergreifender Weise sprach, dass ich unwillig über meine Härte sie um Vergebung bitten wollte. Aber da regte sich der Zweifel: Ist dies nicht auch Verstellung? Auch diesen inneren Kampf hatte die Kluge sofort erraten und traf danach ihre Massnahmen.

Mit leiser, vor Schluchzen halb erstickter Stimme begann sie: „Auch Sie, mein Freund, wenden sich von mir in der schwersten Stunde meines Lebens. Ich fühle es wohl, dass Ihre Achtung und Freundschaft für mich im Schwinden begriffen sind, weil ich gegen das Unglück mit den Waffen kämpfe, welche einzig die Natur mir gewährte!“ Meine vor Verlegenheit stockende Erwiderung unterbrach sie: „Ja, ich weiss wohl, was Sie entsetzt; aber, bitte, versuchen Sie einmal, in meine Lage sich hineinzudenken! Welche Mittel blieben mir zur Verteidigung gegen dieses Ungeheuer von einem Menschen? Bin ich nicht von aller Welt verlassen, allein auf mich angewiesen? Sollte ich, um einem langsamen, qualvollen Märtyrertode zu entgehen, selbst Hand an mich legen? Fänden Sie dies sittlicher? Und selbst wenn dies der Fall wäre, ist es denn jedem Menschen gegeben, den Faden seines Lebens nach Belieben zu kürzen?“

Nun waren zwar meine Begriffe von Moral durch diese Worte nicht befriedigt; nicht minder mahnte mich dies, auf der Hut zu sein vor Frau Gabrielens Augen und ihren Kunststückchen. Ich wappnete mich mit aller Kälte und hörte ein wenig frostig die Auseinandersetzung ihres Planes an, den sie zur endgültigen Scheidung von ihrem Gatten entworfen hatte. In diesem Plane war mir eine Hauptrolle zugedacht, was mir ein gelindes Entsetzen einflösste. Ich sollte als Zeuge seines Ehebruchs auftreten, denn die Frau — ein Teufel oder ein Engel — wusste zu meinem Erstaunen, dass ich thatsächlich in der Lage war, dies beeiden zu können. Dazu gab ich mich aber doch nicht her trotz aller unwiderstehlichen Verführungskünste, die sie mit meisterlicher Geschicklichkeit zu handhaben wusste. Aber nur mit Aufgebot meiner ganzen Geistesgegenwart gelang es mir, mich aus der Schlinge zu ziehen.

Sie hat indes auch ohne meine Hilfe ihren Zweck erreicht, denn ihr telegraphisch herbeigerufener Vater leitete nun ernstlich den Prozess zur Scheidung ein, der schliesslich zu ihren Gunsten entschieden wurde. Die Scenen aber, die sich in der Zwischenzeit mit dem herbeigeeilten Gatten ergaben, will ich hier nicht ausführlich schildern, obwohl sie die früher stattgehabten an wilder Tragik weit hinter sich liessen, wobei das Leben der Frau Gabriela, ihres Vaters, sowie auch das meinige an einem Haare hingen. So hatte der Unhold an der Spitze einiger Dutzend Übelthäter das abgelegene Haus, in welchem Vater und Tochter wohnten, unter Feuer im Sturm nächtlicherweile zu nehmen versucht und, als ihm dies misslang, eine regelrechte Belagerung eingeleitet, die erst nach vielen Stunden des Schreckens und der Angst, nachdem bereits die Hausthüren und mehrere innere Thüren zertrümmert waren, von einem starken Aufgebot von Polizei aufgehoben werden konnte.

Meine Wenigkeit erfreute sich zudem einer sechs Monate anhaltenden Verfolgung durch ein Dutzend von Meuchelmördern, die mir auf die Fersen gehetzt worden waren. Nur durch unausgesetzte Wachsamkeit von meiner Seite und stetige Escortierung durch Polizei vermochte ich den Briganten zu entgehen. Frau Gabriela verlor ich bald nach der Trennung von ihrem Gatten aus den Augen. Zwei Jahre später traf ich sie zufällig beim Photographen, wo sie sich mit einem feisten Geldmenschen aufnehmen liess. —

Hafen von Santos

Der Staat São Paulo.

Es war am 15. Juli 1887, als ich meine erste Reise nach dem Staate São Paulo antrat, von dessen wirtschaftlichem Aufblühen ich seit Jahren vielfach im Lande gehört hatte. Es führt von Rio de Janeiro nach dort eine sehr gut gebaute Eisenbahn, auf der man die Hauptstadt São Paulo in 13 Stunden erreicht. Da ich aber auch den grossen See-Handelsplatz Santos besuchen wollte, so schiffte ich mich auf einem französischen Frachtdampfer ein und erreichte nach 20stündiger Fahrt die Hafenstadt Santos.

Von der Stadt selbst ist nichts Interessantes zu sagen, als dass sie sich alljährlich von November bis Ende April in eine internationale Begräbnisstätte verwandelt. Sie gleicht im ganzen einer kleineren Provinzstadt Mitteleuropas. Ihre grosse und einzige Bedeutung liegt in dem Hafen, der stets voll von Handelsschiffen aller Nationen ist und das echte und rechte Aussehen aller grossen Handelshäfen hat. Es herrscht ein bedeutender Geschäftsverkehr, denn hier wird der grösste Teil der Kaffee-Ernte des Staates São Paulo zur Ausfuhr verladen und die meisten Import-Artikel für den verhältnismässig gut bevölkerten und reichen Staat eingeführt. Es sind zu diesem Zwecke praktische Einrichtungen getroffen durch Brücken und vorzügliche Docks, die weit in das Hafenbecken hinauslaufen, worauf die Eisenbahnzüge mit den daneben ankernden Schiffen ihre Frachten austauschen.

Wo solch ein reger Handelsverkehr herrscht, da mangelt es natürlich auch nicht an zahlreichen tüchtigen und gewiegten Kaufleuten. Der sonst etwas leichtlebige und wenig energische Brasilianer wird hier durch das Beispiel reger Thatkraft, das ihm die Fremden unausgesetzt geben, mitgerissen und stellt seinen Mann in merkantiler Beziehung so gut als jede andere Nation. Der grösste Teil der Geschäfte liegt vorwiegend in den Händen der Portugiesen, Deutschen und Engländer. Auf Schritt und Tritt begegnet man deutschsprechenden Personen. Einen wunderlichen, aber angenehmen Eindruck machte es auf mich, als ich zwei Neger aus der Arbeiterklasse in guter deutscher Mundart miteinander sprechen hörte.

Die hiesige deutsche Kolonie mag wohl zwei- bis dreihundert Familien stark sein. Sie steht im besten Ansehen. Ihren gesellschaftlichen Mittel-

punkt hat sie im Klub „Germania“, wie ähnliche in allen grösseren Städten Brasiliens bestehen; der hiesige aber läuft den anderen in mancher Beziehung den Rang ab. Ich fand die Deutschen zu Santos im allgemeinen zugänglicher und entgegenkommender als in Rio de Janeiro, vielleicht, weil man sich in der doch kleineren Stadt näher rückt.

Fast täglich kommen Einwanderer hier an, von denen die meisten der arbeitenden Klasse angehören und in Europa angeworben worden sind. Die Mehrzahl dieser Leute sind Italiener. Die Einwanderungsverträge beziehen sich nur auf die Grossagenten oder Unternehmer, welche die Massen aus Europa herbeizuschaffen sich verpflichtet haben, nicht aber auf den einzelnen Einwanderer selbst. Diesem steht es frei, nach seiner Landung beliebig über sich zu verfügen. Santos war zur Zeit, als die Sklavenfrage in Fluss geraten war, der Zufluchtsort aller in der Provinz São Paulo von den Fazendas entflohenen Sklaven, die hier in Schutz genommen wurden.

Das Leben in dieser Stadt ist für den, der ausserhalb der Familien steht, trotz der Lebhaftigkeit des Handels recht eintönig. Viele wohlhabende Familien wohnen ausserhalb der Stadt in ihren Landhäusern (Chacaras), die man mit Dampf- und Pferdebahn erreicht. Die beiden Vororte, wo diese Landhäuser liegen, habe ich besucht und die Wohnungen meist hübsch gefunden, aber mit ihrer Lage konnte ich mich nicht befreunden. Einer dieser Vororte breitet sich an einer melancholischen Sanddüne aus, die zur Zeit der Ebbe eine unabsehbare trostlose Sandwüste bildet, auf der einige Spaziergänger, wie verloren am weiten Meereshorizonte, sich mühsam im Sande fortschleppen. Zu dem andern Vororte gelangt man unter steter Belästigung des qualmenden Rauches und hirnerschütternden Pfeifens einer Dampfstrassenbahn, die auf schlecht gebauter Strecke zwischen Sümpfen und Steingeröll dahinpoltert. Die Luft in diesem Orte ist nicht besser, als die der Stadt selbst; aber es gehört nun einmal zum guten Ton, eine Chacara zu bewohnen und diesem müssen daher in jeder Beziehung Opfer gebracht werden.

Das Klima ist im allgemeinen ungesund und wird in den Sommermonaten (November bis Mai) wahrhaft mörderisch, so dass diese Stadt wohl zu den ungesundesten Plätzen des Erdballs zu zählen ist. Jeden Sommer rafft das gelbe Fieber eine verhältnismässig grosse Menge Europäer hin. Obwohl dieser Zustand in den letzten Jahren durch hygienische Massregeln sich etwas gebessert hat, so ist Santos immerhin ein für Europäer gefährlicher Aufenthaltsort geblieben.

Nach mehrtägiger Anwesenheit in Santos trat ich meine Weiterreise nach São Paulo, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, an. Einige Leguas (1 Legua = 6,5 km) hinter Santos, die man auf sehr gut gebauter Eisenbahn in bequemen Waggons zurücklegt, beginnt die Serra, d. i. das Hochland. Die Steigung der Bahn ist hier so stark, dass die Züge mittels Drahtseilen hinaufgezogen werden. Das System ist um so interessanter, als es sich hier nicht um eine kurze Strecke, sondern um mehrere Kilometer handelt, es ist ein englisches Unternehmen und wurde von englischen In-

genieuren ausgeführt. Die Bahn rentiert sich ausgezeichnet, verkehrt regelmässiger als alle übrigen Bahnen Brasiliens, doch beschwert sich die ganze Provinz über die hohen Frachtsätze.

Als wir die Hochebene erreicht hatten, war das Klima ein ganz anderes geworden. Während unten erstickende Hitze herrschte, war es hier oben empfindlich kalt. Der Unterschied mochte nicht weniger als 12 bis 15 Grad betragen. Auf einen so starken Wechsel der Temperatur war ich aber nicht vorbereitet, und mich fror empfindlich, umsomehr, als ich durch meinen jahrelangen Aufenthalt im Norden Brasiliens der Kälte völlig entwöhnt war.

Nach dreistündiger Fahrt langte ich in der Hauptstadt an. Unter den Fahrgästen befanden sich mehrere europäische Kaufleute aus Santos, die während der Fieberepidemie in São Paulo wohnen, und zur Abwickelung ihrer Tagesgeschäfte täglich nach Santos hinabfahren. Des anderen Tages durchkreuzte ich die Stadt nach allen Richtungen, wobei es mir auffiel, hier nicht, wie in den anderen grossen Städten Brasiliens, Bummlern jeder Hautfarbe auf der Strasse zu begegnen. Alles ging in eiligem Schritt seinen Berufsgeschäften nach. Auch sieht man hier verhältnismässig viel weniger Farbige als im Norden des Landes.

Im Staate São Paulo leben bei einer Zahl von 1 400 000 Eingeborenen noch ungefähr 700 000 Fremde. Die arbeitende niedere Klasse besteht vorwiegend aus Italienern und Portugiesen. Unter den Handwerkern giebt es viele Deutsche. Die Fremden sind in ihrer grossen Mehrzahl Feldarbeiter auf den Fazendas, viele wieder selbständige Kolonisten, und schliesslich Gewerbetreibende und Kaufleute. Nur der kleinere Teil ist naturalisiert.

Die Stadt São Paulo machte in ihrem Äusseren keinen ungünstigen Eindruck auf mich. Wendet man das Auge auf das Leben und Treiben in den Strassen, so ist nicht schwer zu erkennen, dass hier ernste und thätige Menschen wohnen, die alle vorwärts streben. Die Stadt hat 150 000 Einwohner in 16 500 Häusern. Ausser vielen ansehnlichen öffentlichen Gebäuden sah ich eine verhältnismässig grosse Anzahl monumentaler Prachtbauten, die teilweise noch im Entstehen begriffen, teilweise schon fertig waren. Es weht hier eine von der der bisher von mir bereisten Nordprovinzen sehr verschiedene Luft, in Wirklichkeit, wie auch im übertragenen Sinne des Wortes. Je mehr ich Gelegenheit hatte, in die inneren Verhältnisse einzudringen, desto auffallender fand ich den Unterschied zwischen dieser Provinz und denen des Nordens. Es heimelte mich hier so europäisch an, dass es Augenblicke gab, wo ich mich in den hiesigen Brasilianern nicht mehr zurecht finden konnte, bis ich nach längerm Umgange mit ihnen den Grundzug ihres Charakters wieder herausfand, der in enthusiastischer Überschwenglichkeit besteht, wenn sie von ihrem Lande, ihrer Nation und ihrer Politik sprachen. São Paulo hat viel geleistet; sein Aufschwung seit wenigen Jahren ist unstreitig mächtig. Es geht ohne allen Zweifel einer schönen Zukunft entgegen.

Wodurch wurde und wird aber alles dies gerade nur in dieser einzigen Provinz geleistet? so musste ich mich unwillkürlich fragen. Nachdem ich jedoch einen tiefern Einblick in das hiesige Leben und in die Vorgeschichte

São Paulos gethan hatte, ergab sich mir die Antwort von selbst. Der Charakter der Paulistaner ist seit Jahrhunderten als energisch bekannt. Ihre früheren Kämpfe, Aufstände und Eroberungszüge in benachbarte Provinzen legen Zeugnis dafür ab. Was die Energie gerade in den Bewohnern dieser Provinz geweckt haben mochte, ist wohl in erster Reihe ihr gebirgiges Land und das ziemlich starken Wechseln unterworfene Klima. Ein zweiter Faktor mag vielleicht auch der sein, dass in den Mitgliedern der besseren Familien São Paulos viel spanisches Blut fliesst, das aus der Zeit der Conquistadoren stammt, als viele spanische Familien höheren Ranges und adlige Abenteurer hier eingewandert waren. Nicht minder scheinen die seit vielen Jahren hier mehr als sonstwo angesiedelten Europäer durch ihr Beispiel vorteilhaft eingewirkt zu haben. Und schliesslich ist der Kaffee, der hier seit vielen Jahren kultiviert wird, nicht der geringste Faktor, der zur Entwickelung des Landes beigetragen hat; er hat die Provinz reich gemacht. Auch haben die Paulistaner die Ersparnisse, welche andere Provinzen gern in Staatspapieren anzulegen pflegen, zur Verbesserung und Erweiterung von Landwirtschaft und Industrie, sowie zur Anlage gemeinnütziger Einrichtungen verwendet. Sie haben, den anderen Provinzen voran, die Einwanderung mit allen Kräften befördert, und in kluger Voraussicht, dass die Sklaverei in kurzem dem Zeitgeiste zum Opfer fallen müsste, bedeutende Arbeitskräfte aus Europa herangezogen. Seit dem Jahre 1889 sind jährlich im Durchschnitt über 80000 Europäer in São Paulo eingewandert.

Die Paulistaner haben ferner begriffen, dass Schienenwege die schnellsten und besten Verbreiter der Kultur sind, und haben der Idee die That auf dem Fusse folgen lassen, so dass in diesem Staate fast nach allen Richtungen hin Eisenbahnen teils im Verkehr, teils im Bau begriffen sind. Ganz Nordbrasilien besitzt kaum so viele Schienenwege als São Paulo allein. Dieser Staat hat über 2000 km Eisenbahnen, was ja für ein Gebiet von 291000 qkm Flächeninhalt nicht besonders viel ist, doch muss dabei die geringe Einwohnerzahl in Betracht gezogen werden.

Fortwährend kommen Auswanderer ins Land, teils auf eigene Faust, teils infolge von Verträgen mit italienischen Schiffsgesellschaften, die der Emigrationsverein São Paulos aus eigenen Mitteln abschliesst. Allerdings haben auch auf Kosten der Centralregierung nicht wenige Einwanderungen dahin stattgefunden. Die grosse Mehrzahl der Einwanderer sind Italiener, die aber nur in sehr geringer Anzahl selbständige Kolonien bilden, sondern meist Lohnarbeiter auf den Fazendas und kleine Gewerbsleute oder Handwerker sind.

Die Hauptstadt ist einer der höchsten Punkte des Staates; sie liegt ungefähr 750 m über dem Meeresspiegel. Ihr Klima ist infolgedessen gesund, die Temperatur aber einen Teil des Jahres so veränderlich, dass sie oft an ein und demselben Tage um nicht weniger als 12 bis 16 Grad wechselt. Während im Sommer die Hitze oft sehr drückend ist, bringt der Winter empfindliche Kälte, wenn auch das Thermometer nur äusserst selten auf den Gefrierpunkt sinkt.

Die Stadt hat seit zwei Jahrzehnten bedeutend an Umfang zugenommen und wächst noch täglich, weshalb hier der Grund und Boden gegen früher um das Zehn- und Zwanzigfache im Preise gestiegen ist. Hier finden sich alle öffentlichen Anstalten, die einer dem Fortschritte huldigenden Grofsstadt würdig sind. Eine ganze Reihe von industriellen Anstalten befinden sich in gedeihlichem Zustande, von deren Fabrikaten so manche den europäischen siegreiche Konkurrenz machen, wie z. B. mannigfache Gewebe, Hüte, Bier u. s. w. Auch Marmorbrüche eines sehr schönen Gesteins befinden sich in diesem Staate, ebenso bedeutende Braunkohlenlager, die bisher nur in geringem Masse ausgebeutet werden.

Der Magneteisenstein bei Ipanema enthält ungefähr 85 Procent Roheisen, das mit dem besten schwedischen Eisen den Vergleich aushält; er wurde mehrere Jahre hindurch von seiten der Regierung ausgebeutet ohne pekuniären Erfolg, weshalb der Betrieb des Minenwerkes jetzt eingestellt wurde und die vielen kostbaren Maschinen verrosten und dem Verderben preisgegeben sind. Im Volksgarten hatte ich Gelegenheit zu beobachten, dass die hiesige Vegetation der des Nordens, und selbst der von Rio de Janeiro bedeutend nachsteht. Da São Paulo Sitz der Staatsregierung und der Kammern, sowie der Mittelpunkt alles geistigen, gesellschaftlichen und kommerziellen Lebens des Staates ist, so haben die reichen Grossgrundbesitzer, die mit ihren Familien den Winter in der Stadt zuzubringen pflegen, hier ihre mehr oder minder hübschen Häuser und geben ein erkleckliches Geld aus, was zum Glanz und zum Aufschwung der Stadt beiträgt. Für die Unterkunft der hier verkehrenden Fremden ist durch eine entsprechende Anzahl von Hotels verschiedener Rangstufen gesorgt.

Von dem Aufschwunge, den der Staat São Paulo in materieller Beziehung seit einer Reihe von Jahren genommen hat, geben die statistischen Tabellen seines Ein- und Ausfuhrhandels ein glänzendes Zeugnis. Seit mehreren Jahren übersteigt die Summe der Ausfuhr die der Einfuhr um viele Millionen. Die Ausfuhr an Kaffee betrug im Jahre 1895 etwa 6 Millionen Sack zu je 60 kg im ungefähren Durchschnittswerte von 500 Millionen Milreis (der Milreis zu einer Mark angenommen).

Auch in geistiger Hinsicht ist São Paulo nicht hinter seinem materiellen Aufschwunge zurückgeblieben. Der Staat unterhält 756 Lehranstalten aller Art. Von Hochschulen befinden sich in der Stadt São Paulo eine staatliche Rechtsakademie, eine freie medizinische und eine polytechnische Schule. Sie kann in dieser Beziehung der Metropole des Reiches, dem Brennpunkte aller Intelligenz Brasiliens, mit Fug und Recht an die Seite gestellt werden. Ja, die Bewohner São Paulos haben vor denen Rios den Vorzug voraus, dass sie mehr praktischen Sinn und energische Thatkraft besitzen, sowie deutsches Wesen und deutsche Bildung mehr zu schätzen wissen. Die Paulistaner haben z. B. mehrere Deutsche an die Spitze praktisch wissenschaftlicher Anstalten gestellt, die infolgedessen auch gute Dienste leisten. Dies wäre in Rio unmöglich. Selbst in untergeordneten Stellungen sieht man dort Deutsche nicht gern in Staatsanstalten. Viele vornehme Familien

in São Paulo haben deutsche Hauslehrer, Erzieher und Erzieherinnen, und viele der wohlhabenden Familien schicken ihre Söhne schon frühzeitig nach Deutschland zur Ausbildung, die dann auch meist recht tüchtige Männer werden.

Sehr viel haben zur Schätzung des Deutschtums die hier wohnenden Deutschen selbst beigetragen. Die deutsche Kolonie hat redlich zum Aufschwunge von Stadt und Land mitgewirkt. Viele Männer derselben geniessen wegen ihrer Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit hohe Achtung. Trotz der fast zwanzigfachen Überflügelung durch die zahlreichen italienischen Einwanderer hat die deutsche Kolonie an ihrer kulturellen Bedeutung nichts verloren. Und welche bedeutende Stellung das Deutschtum in sozialer Beziehung im Staate São Paulo einnimmt, kann man schon aus den beiden deutschen Zeitungen der Stadt São Paulo ersehen, die vorzüglich redigiert sind. Es giebt hier eine deutsche Volks- und Mittelschule, die ausgezeichneten Rufes sich erfreuen, eine evangelische Pfarre, sowie mehrere gemeinnützige Anstalten, die von Deutschen begründet sind. Der deutsche Klub „Germania“ läuft allen ähnlichen Vereinen in Brasilien, mit Ausnahme des portugiesischen Klubs in Rio de Janeiro, den Rang ab. Der „Germania-Klub“ in São-Paulo versteht es, seine Stellung auf würdige Weise neben den grossen plutokratischen Klubs der Stadt zu behaupten, indem er zuweilen, teils in seinen eigenen Lokalitäten, teils im Stadttheater, öffentliche Konzerte, Theater- und Opernvorstellungen zu wohlthätigen Zwecken giebt, die bei den Paulistanern viel Anklang finden. Man hat übrigens in den hiesigen Theatern nicht selten Gelegenheit, europäische Grössen ersten Ranges im musikalischen und schauspielerischen Fache zu sehen, denn die in Rio auftretenden Künstler unterlassen es nicht, auch São Paulo, dieser reichen und kunstliebenden Stadt, einen Besuch abzustatten.

In dem vornehmlich durch die Kaffeekultur reich gewordenen Staate befindet sich auch die Industrie in aufsteigender Entwickelung. Immerhin dürften noch Jahrzehnte darüber hingehen, bevor dadurch die Einfuhr fremder Artikel eine erhebliche Einbusse erleiden wird. Nun möge aber der freundliche Leser mit mir einen Streifzug durch das ganze Land unternehmen, wobei wir zwar einigen minder wichtigen, aber doch nicht ganz bedeutungslosen Städten und einigen Kaffeefazendas einen Besuch abstatten wollen.

Ich bestieg in São Paulo den Zug nach Campinas, der zweitgrössten Stadt des Staates, die ebenfalls im Aufblühen begriffen ist. Sie bildet den Mittelpunkt der grossen Kaffeepflanzungen des Westens. Das italienische Element ist hier stark vertreten; fast jeder zweite Mann, dem ich begegnete, war ein Italiener. Sie sind Fabrikarbeiter, Handwerker, Landwirte, Erdarbeiter und Hausierer. Auch viele Deutsche sind hier ansässig als Kaufleute, Handwerker und Landwirte. In der Nähe der Stadt liegen deutsche Kolonien, deren nicht selten wohlhabende Bewohner landwirtschaftliche Produkte zum Verkauf in die Stadt bringen, wobei sie recht lohnenden Erwerb finden. Das Äussere der Stadt Campinas bietet ausser einer neuen hübschen Kirche, einem Theater und einem gut angelegten kleinen Volksgarten, nichts Sehens-

wertes. Sie ähnelt einer europäischen Provinzialstadt kleineren Umfanges. Was sie jedoch von einer solchen unterscheidet, ist der lebhafte Handelsverkehr und das viele umlaufende Geld. Unerfreulich ist der fast spanntiefe Staub, in dem alle Welt während der trockenen Jahreszeit bis über die Knöchel watet. Während der Regenzeit ist der Staub in ein Schlammmeer verwandelt. In den letzten Jahren ist das gelbe Fieber epidemisch hier aufgetreten, doch hat die Thatkraft und der gute Wille der Regierung die Stadt bald saniert.

Nach zweitägigem Aufenthalte in Campinas fuhr ich mit der Bahn weiter. Während man im brasilianischen Norden fast immer auf halsbrecherischen Wegen zu Pferde oder zu Wasser in Kanoes ins Innere des Landes reist, geschieht dies im Staate São Paulo bequem auf der Bahn oder auf leidlich guten Strassen im Wagen.

Ich besuchte die Fazenda Ybicaba, die dem Leser nicht fremd sein wird, der Tschudis Werk über Südamerika kennt, das vor 35 Jahren erschienen ist. Auf dieser und einigen andern Fazendas war es, wo vor dreissig bis vierzig Jahren deutsche und schweizer Kolonien mit Parcerie-Vertrag (d. h. Teilungsvertrag) angelegt wurden, welche durch Missverständnis und Übelwollen auf der einen und Misstrauen auf der anderen Seite ein schlimmes Ende genommen haben. Der Hauptgrund hierfür war jedoch der, dass die Fazendeiros diese Kolonien ihren Administratoren und Arbeiter-Aufsehern überantwortet hatten, die den Einwanderer auszubeuten und zu drücken suchten. Die Kolonisten, deren Beschwerden bei den Fazendeiros kein Gehör fanden und die überhaupt mehr wie Sklaven behandelt wurden, erhoben sich endlich wie ein Mann gegen die Tyrannei. Die Gesandtschaften wandten sich an die brasilianische Regierung, welche sämtliche Kolonisten ihres Vertrages entband und ihnen freistellte, von den Fazendas mit ihrem ungeschmälerten Hab und Gut abzuziehen.

Den Besitzer von Ybicaba, José Vergueiro, einen Mann in den Siebzigern, hatte ich mir infolge dieser Erzählungen und weil er seinerzeit in der preussischen Garde als Offizier gedient, als einen starken, robusten Mann, einen wahren Bramarbas vorgestellt, und fand zu meiner Verwunderung ein hageres, altes Männchen unter Mittelgrösse, der an der Gicht litt. Seine Augen, oder vielmehr nur das eine, da er das andere immer zukniff, waren noch das einzige an ihm, das allenfalls imponierte, denn aus dem einen Auge schleuderte er nach links und rechts wahre Blitze. Selbst ein Blinder muss diesen Blick noch unbehaglich empfunden haben. Voll Energie und Geisteskraft entwickelte dieser Mann aber auch ein Selbstbewusstsein, das andere Menschen neben sich garnicht zur Geltung kommen liess. Bei Tafel, an der zahlreiche Hausgenossen teilnahmen, wagte niemand ein lautes Wort zu sprechen, selbst die Hausfrau nicht, während er ununterbrochen in einem Tone das Wort führte, als wäre die ganze Tischgesellschaft schwerhörig, was in der That nur bei ihm allein der Fall war.

Die Fazenda Ybicaba, eine der grössten des Landes, wo ungefähr eine Million Kaffeebäume ausser den Cerealien für die Wirtschaft angepflanzt

war, wurde musterhaft bewirtschaftet. Das Wohnhaus lag in der Mitte eines Gartens. Obwohl es nicht die Pracht und Eleganz besass, die manches schlossartige Gebäude der Grossgrundbesitzer des brasilianischen Nordens auszeichnet, so war es doch geräumig und bequem und gewährte in der Front einen ansprechenden Anblick. Es war noch das alte Haus der Väter, an dem nichts geändert werden durfte. Dagegen wurde an Wirtschaftsgebäuden nichts gespart. Ausser einem weitläufigen, sehr gut eingerichteten Maschinenhause, worin der Kaffee verkaufsmässig zubereitet wird, gab es grosse Lagerhäuser, Trockenplätze von sehr bedeutender Ausdehnung und ein Sklavenhaus, das einen grossen viereckigen Platz einringte, in dessen Mitte ein freistehender, plumper Steinturm stand, der, eine Art Zwinger, an die alten barbarischen Zeiten erinnerte, wo die Schwarzen wie wilde Tiere behandelt, aber auch wie solche gefürchtet wurden. Auch gut montierte Werkstätten verschiedener Handwerke wurden mir gezeigt, in denen Sklaven die verschiedensten Gegenstände für die Fazenda anfertigten. In einem weitläufigen Garten hinter dem Wohnhause wurden viele europäische und tropische Bäume und andere Pflanzen gezogen, auf welche der Eigentümer mit Recht stolz war.

Die Pflanzungen der Fazenda wurden von 400 Negersklaven und ungefähr 50 freien europäischen Arbeitern besorgt. Die Verpflegung der ersteren geschah hier in anderer Weise als im Norden Brasiliens. Sie hatten eine gemeinschaftliche Küche, wie dies in diesen Gegenden fast allgemein üblich war. Ihre Nahrung bestand aus Bohnen, die mit Speck gekocht wurden, und aus Maisbrot. Seltener erhielten sie Fleischspeisen, die sie im Norden alle Tage hatten. Vor Tagesanbruch empfangen sie eine Ration warmen Kaffee, den sich jeder mit seinem Gefäss aus dem gemeinsamen Kessel schöpfte. Hierauf ging es zur Arbeit. Im Laufe des Tages folgten dann zwei Mahlzeiten, die ihnen aufs Feld hinausgebracht wurden, wobei sie eine Raststunde hielten. Die Arbeit dauerte gewöhnlich bis Sonnenuntergang; nur in dringenden Fällen, besonders oft während der Ernte, geschah es, dass bis 9 oder 10 Uhr nachts gearbeitet wurde, wie z. B. am Trockenplatz und in der Kaffeewäscherei. Auch in dieser Beziehung war die Lage der Sklaven des Nordens besser, da die Sommertage dort fast um zwei Stunden kürzer sind als im Süden und die, wenn auch harte Arbeit in den Zuckerpressen doch nicht nachts stattfindet.

Eine üble Behandlung der Sklaven habe ich übrigens auf dieser Fazenda nicht wahrgenommen. Dafür waren auch meist nur der Wirtschaftsdirektor und der Arbeitsaufseher verantwortlich zu machen. Der letztere, der Feitor, hatte immer eine Knute im Gürtel, mit der er die Lässigen zur Arbeit ermunterte. Die Sklaven arbeiteten stets in Partien. Hinter jeder Abteilung stand ein Feitor, von dessen Laune die Misshandlung des einen oder anderen abhing. Wenn er die Schwarzen auch nicht knutete, was ja auch ihm selbst gefährlich werden konnte, so belferte er doch den ganzen Tag hinter ihnen her, wie ein Kläffer hinter der Herde. Auf meine Frage, warum denn der Mann unablässig so lärme, wurde mir versichert, dass die Sklaven daran so



Kaffee-Ernte



VIEHHOF EINER FAZENDA IM STAATE SÃO PAULO.

gewöhnt seien, dass sie ihre Arbeit unterbrechen würden, wenn dieser Lärm plötzlich verstummen würde.

Dem Besitzer von Ybicaba konnte man keineswegs Inhumanität gegen seine Sklaven zur Last legen, wenn er sie auch streng in militärischer Zucht hielt. Er schrie und zeterte wohl, wobei er mit Stock und Regenschirm, die er allezeit beide zugleich mit sich trug, in der Luft herumfuchtelte. Er donnerte die schwarze Schar, die ihn in weitem Kreise umstand, in einer Weise an, als wenn er ein aus Rand und Band gegangenes Regiment zur Ordnung kommandierte, doch schien dies auf die Neger keinen besonders tiefen Eindruck zu machen. In ihren Mienen legten sie durchaus keine Zerknirschung an den Tag, jedenfalls waren sie schon an solche Launen gewöhnt und nahmen sie gleichgültig hin. Ein versöhnendes Medium, das Unebenheiten immer friedlich auszugleichen wusste, war hier der Wirtschaftsdirektor Dettlef Brune, ein Deutscher, ein stiller, kluger und tüchtiger Mann, der schon seit 25 Jahren diese Stelle bekleidete, was unter den dargestellten Verhältnissen nicht wenig sagen will.

Herr José Vergueiro war nicht bloss unumschränkter König, sondern auch unfehlbarer Papst auf seiner Fazenda. Er hatte die Sonntagsfeier aus eigener Machtvollkommenheit auf den Freitag verlegt. Die Neger, sowie alle zur Fazenda Gehörigen, zählten daher ihre Wochentage anders, als die übrige christliche Welt. Sie hielten ihre Sonntagsruhe und den entsprechenden Gottesdienst à la turque am Freitag. Am wirklichen Sonntag wurde wie an jedem andern Werktage gearbeitet. Es hatte dies allerdings seinen triftigen Grund. Dom José wollte das Zusammentreffen seiner Sklaven mit denen der Nachbar-Fazendas an Sonntagen verhüten und jedes Komplot unmöglich machen. An Werktagen war die freie Bewegung der Sklaven sehr beschränkt. Nach der Arbeit durften sie sich aus dem Hofe des Sklavenhauses nicht mehr entfernen, und um 9 Uhr abends wurden sie in ihre räucherigen, schmutzigen und möbellosen Zellen gesperrt.

Die Kolonistenfamilien dieser Fazenda, die aus Italienern und Portugiesen bestanden, waren teils kontraklich, teils als Tagelöhner beschäftigt. Über ihre Verhältnisse vermochte ich nichts Näheres zu erfahren; nur im Vorüberreiten an ihren Häuschen, deren Fenster und Thüren offen standen, konnte ich hier und da einen Blick hineinwerfen; was ich jedoch da sah, war nichts weniger als befriedigend für das Auge, nichts war vorhanden, was auch nur die allergeringste Behaglichkeit gewährte.

Nachdem ich den ganzen Tag über in den Wirtschaftsgebäuden, Gärten und Kaffeefeldern umhergewandert war, begab ich mich abends nach Tische auf die Veranda vor dem Hause, wo sich eine kleine Gesellschaft um den Hausherrn gruppiert hatte, um im Dufte der Orangen- und Jasminblüten, den ein kühler Lufthauch aus dem Vorgarten heranwehte, den Kaffee zu trinken und die unvermeidliche Cigarette zu rauchen. Wir unterhielten uns über die verschiedensten Dinge, unter denen natürlich die Politik nicht fehlte. Herr Vergueiro, das bewegliche Männchen mit dem Eisenkopfe, in dem die Gedanken wie Quecksilber umherzufahren schienen, führte wie immer,

das grosse Wort. Er bekannte sich in der Politik zum Republikanismus, was mir ein ungläubiges Lächeln abnötigte, weil er doch die erste und einfachste Bedingung desselben, nämlich Freiheit und gleiches Recht, anzuerkennen weit entfernt war. Als ich ihm meine Zweifel an der Reife des brasilianischen Volkes zur Republik aussprach, fuhr er, wie von einer Viper gebissen, in die Höhe, wobei alle Muskeln des alten, runzligen Gesichtes zuckten. Sein in der Abendröte flackerndes Auge in mich bohrend, schrie er mir die Worte zu: „Was kümmert mich Brasilien, ich bin Paulistaner, und wir Paulistaner sind reif, uns selbst zu regieren!“ Dass die Bürger von São Paulo einiges Recht haben, so zu sprechen, muss allerdings zugestanden werden, da sie alle ihre bedeutenden Errungenschaften und Fortschritte nicht mit Beihilfe der Centralregierung, sondern durch eigene Thatkraft erlangt haben.

Unsere Diskussion wurde hier plötzlich durch ein ohrenzerreissendes Getöse unterbrochen, worauf seine vor Erregung verzerrten Züge wie durch Zauber in ein selbstzufriedenes Lächeln übergingen. Dieser Höllenlärm wurde in Scene gesetzt durch zwölf Neger, die mit Trommeln und Trompeten ausgerüstet waren. Mit Verwunderung bemerkte ich, dass die Leute ganz vorzügliche Blasinstrumente besassen, die sie mit einer schreckenerregenden Energie in einer Weise behandelten, als wollten sie die Toten aus ihren Gräbern erwecken. „Hören Sie?“ rief Vergueiro mit strahlendem Gesichte, „das sind meine Neger! Die spielen die schönsten Opernstücke!“ Hinhorchend legte er eine Hand hinter das Ohr und war sehr befriedigt, dass ich Gelegenheit hatte, sein schwarzes Musikkorps zu bewundern, das ihm, wie er sagte, ein Heidengeld gekostet und schon unendlich vielen Ärger verursacht habe.

Nachdem ich auf Ybicaba drei Tage zugebracht hatte, ging ich nach dem Städtchen Rio Claro. In einem Trolly fuhr ich zur nächsten Bahnstation. Ein Trolly ist ein Wägelchen nordamerikanischen Fabrikats, eine echte Yankee-Erfindung, einfach, leicht und stark gebaut. Ein deutscher Bauernwagen, damit verglichen, ist schon eine komplizierte Maschine. Es giebt Trollys zu zwei, vier und sechs Sitzen; sie sind für die hiesigen Strassen fast unentbehrlich. Mein Trolly, mit zwei prächtigen Maultieren bespannt, flog mit mir über Stock und Stein, die ausgefahrene Strasse dahin und warf mich nach allen Richtungen so unbarmherzig umher, als hätte es gegolten, mich zu Brei zu zerstampfen.

Mit dem nächsten Train fuhr ich nach Rio Claro. Es ist dies ein unendlich eintöniges, regelmässig gebautes Städtchen, das vor einem deutschen Dorfe durchaus nichts voraus hat. Die 8000 Einwohner gingen ihren Berufsgeschäften im Schweisse ihres Angesichts nach, wobei sie sich im tiefsten Staube, den ich je gesehen, mühsam fortschleppten. Beklagte ich mich schon über den Staub in Campinas, so sollte ich hier erst erfahren, welche Massen von Staub menschliche Wesen überwinden können. Ich wollte in diesem über alle Beschreibung langweiligen Orte trotz seines wirklich sehr schönen Friedhofes nicht einmal begraben sein und beeilte mich, hinwegzu-

kommen. Da ich aber auf den nächsten Zug 24 Stunden warten musste, so hatte ich Gelegenheit, die elektrische Strassenbeleuchtung dieses Städtchens zu bewundern, die den Stolz desselben bildet.

Des andern Tages machte ich mich „aus dem Staube“ und fuhr mit der Bahn nach der Fazenda des Conde do Pinhal, wo ich von dessen Sohne, einem Dr. juris, freundlich empfangen wurde. Derselbe verwaltete in Abwesenheit seines Vaters die umfangreiche Wirtschaft. Der Zufall war mir indes günstig, indem der Conde mit seiner ganzen Familie abends eintraf. Auf dieser Fazenda wurde Viehzucht, Zuckerrohr- und Kaffeebau betrieben. Die Arbeiter waren teils Sklaven, teils italienische Kolonisten. Des andern Tages stellte ich mich der Familie vor, in deren Kreis ich auf die zuvorkommendste Weise gezogen wurde. Der Conde — obwohl kein „Studierter“, wie er sich ausdrückte, vielleicht aber deshalb — war ein grundgescheiter, offener Kopf, ein stiller, ernster Herr, der Wohlthäter seines Distrikts, für den er schon bedeutende Summen verausgabt hatte. Die Söhne waren gebildete, bescheidene und freundliche junge Männer, die schönen Töchter, besonders die älteste, liebreizende Mädchen voll Geist und Talent. Des Abends hatte ich Gelegenheit, einige Kompositionen gediegener deutscher Meister von der ältesten Tochter zu hören, die sie ganz vortrefflich am Piano vortrug.

Die Lage dieser Fazenda ist reizend und ganz geeignet, einem ideal angelegten Menschen das Scheiden schwer zu machen. Das weiter nach Norden gelegene Städtchen Pinhal ist Mittelpunkt eines stark exportierenden Kaffeedistrikts, wie denn überhaupt der Norden São Paulos den besten Kaffeeboden besitzt. Es giebt hier einige sehr bedeutende Fazendas, wie z. B. die eines Dumont mit vier Millionen Kaffeebäumen, dann die eines Deutschen Namens Schmidt mit zwei Millionen Bäumen. Herr Schmidt kam als armer Knabe im Alter von 10 Jahren hierher und schwang sich zu einem der reichsten Fazendeiros auf. Ferner sind an deren Stelle zu nennen die Fazenda der Familie Prado, auf der mehrere Tausend Arbeiter beschäftigt sind, und die des Marquis de Tres Rios.

Ich fuhr nun wieder nach Campinas zurück, um von da auf einer andern Eisenbahnlinie, der Mogyana-Bahn, nach der Fazenda Nova-Luzã zu gelangen, die dem Portugiesen Montenegro gehört. Herr Montenegro, der die Fazenda schon 24 Jahre bewirtschaftete, hatte nie mit Sklaven, sondern immer nur mit freien Kolonisten aus Europa gearbeitet. Auf der letzten Station, Mogyguassú, erwartete mich ein Mann mit einem Reitpferde, auf dem ich den dreistündigen Weg bald zurückgelegt hatte.

Herr Montenegro, der von einer mehrwöchentlichen Reise einige Stunden nach meiner Ankunft auf der Fazenda eintraf, wurde von seinen Arbeitsleuten in einer Weise empfangen, wie man dies in Brasilien mindestens damals wohl kein zweites Mal zu sehen bekam, da allenthalben auf den Fazendas noch Sklaven gehalten wurden, die gegen ihre Herren nichts weniger als freundlich und zuthunlich waren, wenn sie auch aus Furcht ihre Abneigung nicht offen zeigten. Als er vom Wagen stieg, rannte Hals über Kopf ein

kleines Heer von Kindern, die sich bisher im Wirtschaftshofe getummelt hatten, auf ihn zu, umringte ihn mit allen Zeichen der Freude, umklammerte ihn und hängte sich an seine Rockschösse; jedes einzelne Kind fühlte sich glücklich, eine seiner Hände zum Kusse errungen zu haben. Um nicht eins der kleinen Würmchen zu treten, war er gezwungen, unbeweglich stehen zu bleiben, bis die Mütter herangekommen waren, um ihn zu befreien und mit Händedrücken, freudig erregt, ebenfalls zu bewillkommnen.

Idyllisch war die Verteilung der Weissbrödchen, deren er einen ganzen Sack für die Kinder mitgebracht hatte. Da stand unter den anderen so ein kleines Kerlchen in seinem schmutzigen Hemdchen, zaghaft den Finger im Munde, und fand nicht den Mut, sein Brödchen, das es mit brennend gierigen Augen verschlang, in Empfang zu nehmen; bis endlich ein über alle Massen redseliges Mädchen von vier Jahren, aus Verlegenheit den Schürzenzipfel im Munde kauend, hervortrat und die Fürsprecherin ihres kleinen Freundes wurde. Nach Feierabend kamen dann auch die Männer, um ihren Brotherrn zu begrüssen.

Ich fand hier das Ideal einer kleinen patriarchalischen Republik glücklich ins praktische Leben übertragen, wobei der Begründer sowohl, wie auch die ganze Gemeinschaft in verhältnismässigem Wohlstande friedlich miteinander lebten. Jede Arbeit ward genau und gründlich erledigt, die 16 qkm grosse Fazenda musterhaft bewirtschaftet. Es herrschte Ordnung und Disziplin, und doch bildete das Ganze eine Familie, deren Haupt wie ein Vater alles mit Verständnis leitete. Abends hielten die Arbeiter zur Feier der Ankunft ihres Herrn einen „Ball" ab; ungefähr fünfzig Personen beiderlei Geschlechts hielten sich an den Händen und bildeten einen Kreis; bald wurde rechts, bald links nach dem Takte einer eintönigen Melodie herumgetrippelt, die ein Mann auf einer Geige vorspielte und von einzelnen Tänzern abwechselnd mit Gesang begleitet wurde. Als um 10 Uhr abends ein Glockenzeichen ertönte, entfernte sich die ganze Gesellschaft ohne Unmut, um ihre in allen Richtungen zerstreut liegenden Häuschen aufzusuchen.

Die Arbeitsverträge waren auf dieser Fazenda verschieden. Ledige Leute ohne gelernten Beruf waren mit Monatsgehalt angestellt. Ein solcher Arbeiter erhielt freie Station und je nach seiner Leistungsfähigkeit 15 bis 25 Milreis monatlich (der Milreis galt zu der Zeit ungefähr 2 Mark), wofür er von Tagesanbruch (5½ oder 6 Uhr früh) bis Sonnenuntergang (6 oder 6½ Uhr abends) im Felde, Garten oder Hofe zu arbeiten hatte; doch waren zwei Stunden Pause für die Mahlzeit. In dringenden Fällen wurde ihm die Kost auf den Arbeitsplatz gebracht, wobei er eine Stunde Rast hielt, sonst begab er sich zur Küche und holte sich sein Mahl.

Die Familien hatten keinen festen Lohn und auch keine Kost, sondern übernahmen, je nach ihrer Arbeitskraft, eine gewisse Anzahl von Kaffeebäumen zur Pflege in Akkord. Sie mussten das übernommene Kaffeefeld vier bis fünf Mal des Jahres von Unkraut reinigen und zur Zeit der Ernte die Kaffeebohnen pflücken und dem Maschinenhause zuführen, wobei ihnen bespannte Fuhrwerke zur Verfügung standen. Ihr Einkommen auf dieser

Fazenda stellte sich folgendermassen: Für die jedesmalige Reinigung von 1000 Kaffeebäumchen wurden 12½ Milreis gezahlt. Besass nun eine Familie auch nur zwei vollkommen arbeitsfähige Personen, so konnte sie mit Leichtigkeit die Pflege von 5000 Bäumen übernehmen, was bei fünfmaliger Reinigung im Jahre 312½ Milreis (= 625 Mark) eintrug. Nun kommt die Ernte, in der das Pflücken der Kaffeebohnen vom Strauch und das Auflesen der auf dem Boden zerstreuten stattfindet, wobei selbst Kinder mithelfen können. Für eine Alqueira (40 Liter) Kaffeebohnen ungeschält wurden auf dieser Fazenda 3 Tostão (60 Pfennige oder 30 Kreuzer österr. W.) gezahlt. Da nun 1000 Bäumchen im Durchschnitt jährlich 80 bis 100 Alqueiras rohen, unenthülsten Kaffee geben, daher 5000 Bäume mindestens 400 Alqueiras abwerfen, so beträgt der Lohn hierfür 120 Milreis. Rechnet man die obige Summe von 312½ Milreis hinzu, so ergiebt dies 432½ Milreis auf das Jahr (= 865 Mark).

Dieses Lohnsystem ist mit geringer Abänderung jetzt allgemein eingeführt und stellt sich auf anderen Fazendas noch günstiger. Die verhältnismässig einträglichste dieser Arbeiten ist das Pflücken, da es mehr Frauen- und Kinderarbeit ist; je reicher also die Ernte, desto mehr Verdienst. Da das Erträgnis der Ernte jedoch meist von der guten Pflege der Bäume abhängt, so liegt es im Interesse des Arbeiters, die ihm zugewiesenen Kaffeefelder gewissenhaft zu pflegen, und dies ist auch die Ursache, warum der Fazendeiro das Pflücken verhältnismässig so reichlich lohnt. Es giebt aber auch sehr viele Fazendas, deren Grund und Boden aus der berühmten terra roxa (rote Erde) besteht. Dort tragen 1000 Bäume nicht 80 oder 100, sondern 200 bis 300 Alqueiras. Auf solchen Fazendas wird wohl ein Geringes weniger bezahlt, aber dennoch auf leichte Weise das Doppelte verdient.

Die Arbeiterfamilien besitzen aber nebenbei noch ein Ackergrundstück zum eigenen Hausgebrauch, Weide für ihr Vieh, sowie ein notdürftig möbliertes Wohnhäuschen, was ihnen der Grundbesitzer zur vollen und freien Benutzung so lange unentgeltlich überlässt, als sie auf dem Gute arbeiten. So war es auch auf Nova-Luzã. Eine fleissige, wirtschaftliche Familie kann, wie man sieht, auskömmlich leben und dabei noch Ersparnisse machen, wie es ja auch bei vielen der Fall ist. Für anderweitige Dienstleistungen ausser auf den ihnen zugewiesenen Kaffeefeldern, erhalten die Arbeiter den allgemein üblichen Tagelohn von ungefähr 1 Milreis. In neuester Zeit ist der Tagelohn auf 2, ja selbst auf 3 Milreis gestiegen. Auch überlassen ihnen die meisten Fazendeiros die Nutzniessung der Bohnen- und Maispflanzungen, die in den neu angelegten Kaffeefeldern die ersten Jahre hindurch zwischen den Reihen der Kaffeestecklinge zur Beschattung derselben gezogen werden müssen. Dies bildet oft die reichste Einnahme der Arbeiter.

In Krankheitsfällen erhielten alle Arbeiter ärztliche Behandlung und Arznei unentgeltlich, der ledige Tagelöhner auch noch Wartung und Pflege, wogegen die Zahlung seines Gehaltes eingestellt wurde. Auf jeder grösseren Fazenda besteht ein Lager sämtlicher zum Hausgebrauch nötiger Artikel,

so dass es den Arbeitern freisteht, ihre Bedürfnisse bis zur jährlichen Abrechnung auf Kredit zu nehmen. Es wird also jede Familie im ersten Jahr, bevor sie in den Genuss der eigenen Pflanzungen treten kann, sich im Nachteile befinden, was indessen schon im zweiten, längstens aber im dritten Jahre wieder ausgeglichen ist.

Die Anstellung der Kolonisten auf Nova-Luzã war bloss mündlich ausgemacht, wie dies jetzt auf fast allen Fazendas geschieht und für beide Teile, besonders aber für den Kolonisten, insofern günstiger ist, als schriftliche Verträge sich hierzulande schlecht bewährt haben, indem dadurch zumeist nur der Arbeitgeber ein Instrument in die Hand bekommt, mit dem er den Arbeiter auf verschiedene Weise drangsalieren kann, während der letztere vergebens sich auf sein Recht und Dokument beruft. Naeh dieser Richtung kamen in früherer Zeit viele Ungerechtigkeiten vor, die in Europa die Einwanderung nach Brasilien in Verruf brachten; infolgedessen haben sich die Fazendeiros entschlossen, freie Arbeiter nur auf mündliches Übereinkommen hin anzustellen, wobei es beiden Teilen im Falle einer Unzufriedenheit freisteht, das Dienstverhältnis zu lösen.

Auf Nova-Luzã fand ich zum ersten Male in Brasilien eine regelrechte Weinkultur, die bei aufmerksamer Pflege, wie mir der Besitzer versicherte, das Fünffache europäischer Weinpflanzungen abwirft. Er produzierte jährlich etwa 1000 Eimer sehr guten Rotweins. Die Setzlinge zu den Pflanzungen hatte er aus Nordamerika beschafft, weil die europäischen nach seiner Meinung nicht so gut gedeihen, was aber vielleicht nur auf seinem Boden zutrifft, und weil er die Einschleppung der Phylloxera befürchtete. Die vornehmste Kultur der Fazenda bestand indes im Kaffee. Aber auch Gemüsepflanzungen und ausgedehnte Viehweiden waren vorhanden, die hier einer sorgfältigen Pflege bedürfen. Erwähnenswert bleibt noch die hiesige Abendschule für Kinder und Erwachsene.

Ich verliess nun den Norden und Nordwesten der damaligen Provinz und reiste nach dem Südosten. Er dehnt sich in der Richtung von Südwest nach Nordost und stösst an die Provinz Rio de Janeiro. Er ist im Norden durch das Kettengebirge Serra da Mantiqueira vom Staate Minas Geraes und im Süden durch ein ähnliches Gebirge, Serra do Mar, vom Meere getrennt. Die bedeutendste Stadt dieser Gegend ist Taubaté. Sie liegt an der Centralbahn zwischen Rio und São Paulo. Ihr Ruf in der Provinz ist bedeutender, als sie verdient. Es ist ein Provinzialstädtchen, wie alle andern Orte dieser Art, doch hat sie vor Rio Claro, das einem Wüstendorfe gleicht, den Vorzug, dass sie in vielen Strassen einen Bürgersteig besitzt und dass seine Bewohner lebhafter und lebenslustiger sind, als die verstaubten Rio-Clarenser. Ihr Verkehr soll früher bedeutender gewesen sein als jetzt.

In diesem Städtchen fand ich seltsamerweise einen Mendelssohn-Klub, der nicht etwa von Deutschen, sondern von echten Vollblut-Brasilianern gegründet worden ist. Es giebt hier überhaupt nur drei deutsche Familien, einen Apotheker, der mit einer Brasilianerin verheiratet ist, einen Bäcker und einen Wagenbauer. Alle drei leben in guten Verhältnissen. Ausserdem

sind zwei ausgezeichnete und allgemein sehr geschätzte Ärzte hier, von denen Dr. Monteiro Vollblut-Brasilianer, Dr. Winther geborener Brasilianer von dänischer Abstammung ist, die beide ihre Studien in Leipzig gemacht haben. Eine Eisenbahn (im Bau) verbindet Taubaté mit der Hafenstadt Ubatubá. Wenn ich noch erwähne, dass hier eine Fabrik mineralischer Öle und eine kleine Zucker-Raffinerie besteht, so habe ich von diesem Städtchen alles Nennenswerte erschöpft und könnte nur noch hinzufügen, dass die Frauen hier von besonderer Frömmigkeit zu sein scheinen, da die grosse, hübsche Hauptkirche alle Abende bis auf das letzte Plätzchen von ihnen gefüllt war.

Ich unternahm von hier aus verschiedene Ausflüge zu den nahen Fazendas. Die erste, die ich besuchte, war die des Visconde de Tremembé, die in der Serra da Mantiqueira wildromantisch gelegen ist. Hier fand ich zum erstenmale in dieser Provinz echten und rechten Urwald. Die Fazenda wird sehr gut bewirtschaftet, wie denn deren Eigentümer in der ganzen Gegend als hervorragender Landwirt und energischer, tüchtiger Mann gerühmt wird. Das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude der Fazenda liegen in einer Mulde, von mächtigen Bergen eingeschlossen, deren wilde Naturschönheit durch Wegeanlagen gemildert wird. Die Kaffeepflanzungen umfassen ungefähr 500000 Bäume, die von sechzig Sklaven und einigen freien Arbeitern gepflegt wurden. Kurz vor der Abschaffung der Sklaverei gab der Visconde seine Sklaven frei und bezahlte sie seitdem wie Tagelöhner.

Der grösste Teil der Besitzungen des Visconde war jener Zeit noch unbebaut und teilweise mit prachtvollem Urwald bestanden. Der Eigentümer ging mit dem Plane um, seine Besitzung zum Teil zu parzellieren und zu kolonisieren, jedoch nur mit wirklichen Ackerbauern, die ihm die grössere Zahl der eingewanderten Italiener nicht zu sein schienen. Dieser Kolonisierungsplan ist so originell, dass er erwähnt zu werden verdient. Der Visconde wollte nämlich das ganze Terrain in 400 Parzellen zu je 20 bis 30 Hektar abteilen, in deren Nähe ungefähr für 200 Familien Wohnungen erbaut werden sollten. Jeder Familie wollte er eine Parzelle kostenlos für ewige Zeiten überlassen, aber in der Weise, dass zwischen zwei bebauten Grundstücken immer ein unbebautes zu liegen kommt, welches die Kolonisten, wenn sie später ihre Kulturen auszudehnen beabsichtigten, zu guten Preisen vom Besitzer kaufen müssten.

Auch die Fazenda eines Bruders dieses Herrn, nämlich die des Barons de Mossoró, besuchte ich, wo ich Gelegenheit hatte, Reichtum mit Geschmack und Kunstsinn gepaart zu sehen. Wunderschöne Anlagen, aus den verschiedensten Fruchtbäumen bestehende Parks, an die sich ein weitläufiger Tiergarten anschloss, vereinigten sich hier, um das Wohnen auf dieser Fazenda paradiesisch zu gestalten. Von da ging ich auf die Fazenda des ehemaligen Ministers und Staatsrates Moreira de Barros, des früheren Chefs der liberalen Partei der Provinz. Mein Besuch dieser Gegend fiel gerade in die Zeit, als die Sklavenfrage in São Paulo, dem sklavenreichsten Staat Brasiliens, in einer Weise ins Rollen gekommen war, dass alle Welt, nament-

lich aber die Kaffeepflanzer, in bangem Vorgefühl zwischen heroischen Entschlüssen und verzagtem Abwarten hin- und herschwankten.

In diesem kritischen Zeitpunkt fand Moreira es für gut, in seinem Distrikte dem Hangen und Bangen ein Ende zu machen, indem er bei Gelegenheit einer politischen Versammlung im Städtchen Taubaté zur Verwunderung seines Auditoriums erklärte, dass er mit diesem Tage zur abolitionistischen Partei übergetreten sei und seine Sklaven befreit habe, worin ihm seine politischen Freunde und Anhänger nachfolgen möchten. Sein Einfluss war so bedeutend, dass in der That der ganze Distrikt dem gegebenen Beispiele folgte und sämtliche Sklaven freigab, sodass zur Zeit, als die Abschaffung der Sklaverei von seiten der Regierung dekretiert wurde, in diesem Distrikte die Befreiung eine längst vollzogene Thatsache war. Allerdings wird das Verdienst Moreiras dadurch in etwas verringert, als ihm der Chef der konservativen Partei, Antonio Prado, mit der Sklavenbefreiung vorangegangen war.

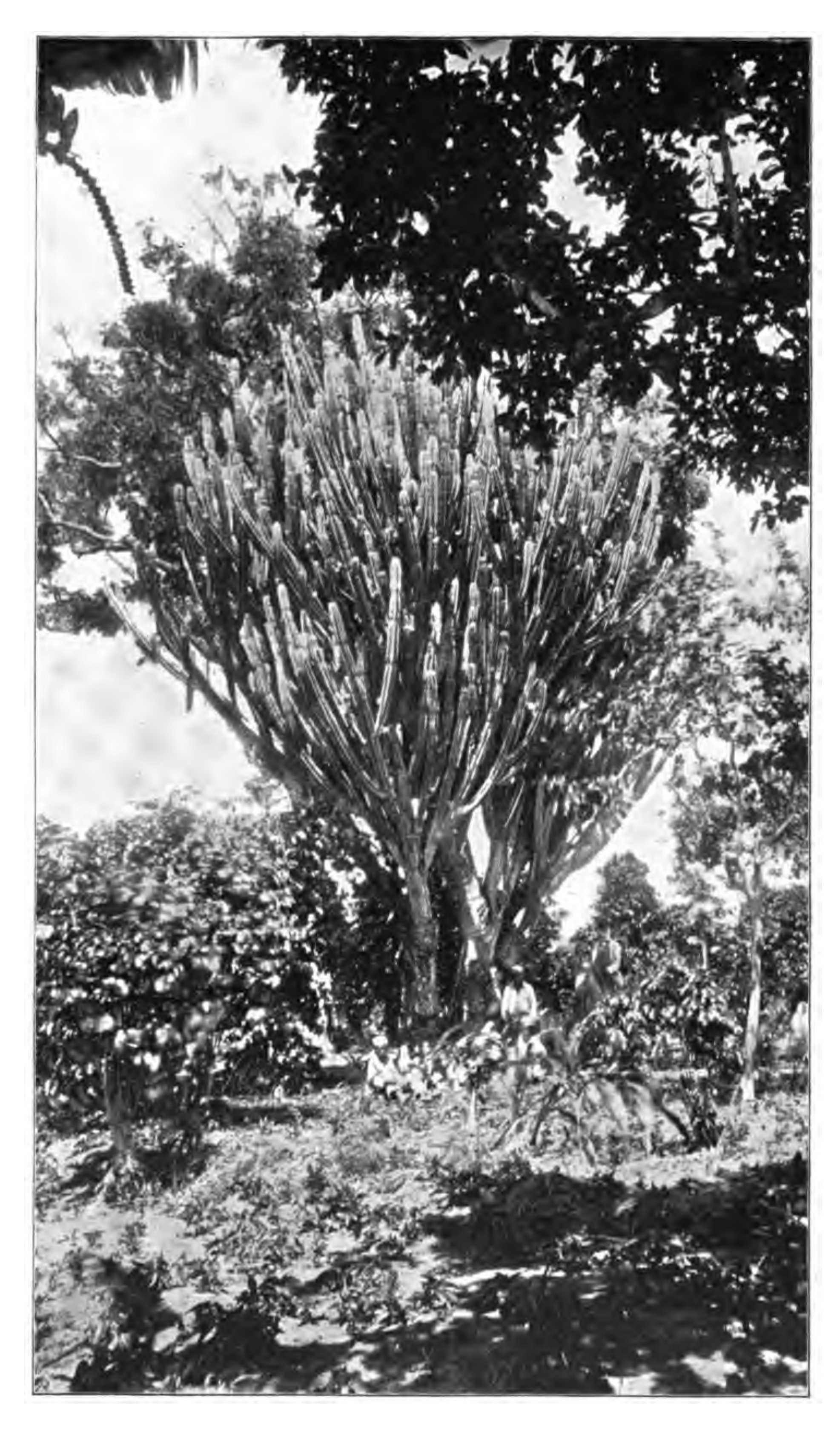
Nun besuchte ich das Municipium Pindamonhangaba mit dem Hauptort gleichen Namens. Dieser ist ein kleines, regelmässig gebautes Städtchen am Flusse Parahyba do Sul, das wegen seiner Reinlichkeit und einiger palastartigen Gebäude, welche reichen Fazendeiros der Umgegend gehören, einen ansprechenden Eindruck auf mich machte. Ich fand hier einen sehr schönen Volksgarten mit einer reichen Auswahl der prachtvollsten Gewächse, auch einen Leseklub, in den jeder Fremde gastfreundlich Zutritt erhält. Einer der vornehmsten Pflanzer ist hier Barão de Lessa, ein noch ziemlich junger Herr von elegantem Äusseren und einnehmendem Wesen. Er besitzt germanischen Typus und erinnerte mich lebhaft an einen deutschen Cavalier, der den Dienst quittiert hat und nun seine Güter bewirtschaftet. Seine Fazenda ist gross und schön; es waren zur Zeit 700000 Kaffeebäume angepflanzt, die von 140 Sklaven gepflegt wurden. Diese Neger waren alle gut gebaute, starke und muntere Burschen, die sehr gut behandelt wurden. Sie erhielten täglich Fleisch, was auf anderen Fazendas selten vorkam. Auf seinem Grundbesitz von 15 km Länge und 5 km Breite, dessen grösster Teil noch nicht unter Kultur genommen war, beabsichtigte dieser Herr Einwanderer-Familien unter sehr guten Bedingungen anzusiedeln.

Von mehreren anderen Fazendas, die ich noch besuchte, verdient die eines Herrn Alexander Monteiro besonderer Erwähnung, weil sie nach wissenschaftlichen Prinzipien bewirtschaftet wird, und dort eine Ordnung herrscht, wie man sie nur bei europäischen Grundbesitzern findet. Der Eigentümer ist ein schweigsamer, immer grübelnder, wahrhaft guter Mensch. Er hielt sich, trotzdem er nicht wohlhabend war, während der letzten Sklavenkrise tapfer über Wasser.

Auf der Fazenda des Barons Homem de Mello, wohin mich Herr Monteiro begleitet hatte, sah ich einen so gigantischen Kaktusbaum, dass ich seine photographische Aufnahme diesem Werke einverleibt habe. Der Besitzer, Staatsrat und ehemaliger Minister, lebte in nicht gerade glänzenden Verhältnissen, war aber ein Mann von makellosem Charakter, von Herz und



Kaffee-Fazenda mit Sklaven im Staate São Paulo



Riesen-Kaktus im Staate São Paulo

Geist. Er ist in dem Strudel der politischen und sozialen Umwälzung des letzten Jahrzehntes bei seiner angeborenen Bescheidenheit in den Schatten gedrängt worden. Unter den Arbeitern seiner Fazenda sah ich sechs uralte Neger, die wegen Arbeitsunfähigkeit von ihren Besitzern weggejagt worden waren und hier menschenfreundliche Aufnahme gefunden hatten. Die einfältigen, runzeligen Gesichter dieser Greise mit ihren treuherzigen, schwimmenden Augen und halbgebrochenen Leibern machten einen wehmütigen Eindruck auf mich. Die Armen haben ihr ganzes langes Leben unter dem eisernen Zwange der Knechtschaft hingeschleppt und waren nunmehr unfähig, die Freiheit zu geniessen, ja, auch nur zu begreifen. Eigentümlich wehmutsvoll-lustig ergriff mich die freundlich herablassende Unterhaltung des Barons mit ihnen in ihrem eigenen Jargon, dessen er vollkommen mächtig war. Es klang so menschlich-schön, den edelmütigen Mann mit seiner weichen, wohllautenden Stimme in so herzlicher Weise mit diesen Veteranen des Elends verkehren zu sehen.

Als ich nach Pindamonhangaba zurückkehrte, fand ich am Bahnhof fast die halbe Stadt versammelt und in einer befremdlichen Erregung. Aus den lebhaften Gesprächen konnte ich entnehmen, dass während meiner kurzen Abwesenheit eine teilweise soziale Umwälzung ohne Sang und Klang in diesem Municipium sich vollzogen hatte, deren Urheber zwei Doktoren waren. Diese beiden Männer hatten, gestützt auf die Sympathieen der ärmeren Klasse, die Befreiung der Sklaven im ganzen Municipium aus eigener Machtvollkommenheit proklamiert, wodurch die gänzliche Auflösung des in letzter Zeit ohnehin schon sehr gelockerten Dienstverhältnisses eintrat, indem die Sklaven nunmehr zu Hunderten ihre Herren verliessen. Wohl hatte das letztere nicht in der Absicht der beiden Doktoren gelegen; sie hatten sich nämlich die Sache so vorgestellt, dass die befreiten Schwarzen als Lohnarbeiter auf den Fazendas verbleiben würden. In dieser Voraussetzung sahen sie sich freilich im letzten Augenblick enttäuscht.

Die Sklavenfrage war in den letzten Jahren so brennend geworden, dass sie alle Gemüter in Spannung versetzte und namentlich die Sklavenbesitzer ausserordentlich beunruhigte; auch hatte sie nicht verfehlt, auf die Sklaven selbst den tiefsten Eindruck zu machen, so dass diese bei jedem günstigen Anlass in ganzen Scharen von den Fazendas entflohen. Die weitere Unhaltbarkeit der Sklaverei erkennend, hatten manche Fazendeiros und politisch hervorragende Männer diesem Hangen und Bangen ein Ende gemacht und ihre sämtlichen Sklaven bedingungslos freigegeben, wodurch sie sich unter ihren Mitbürgern einen Ruf als Humanisten und Fortschrittler erwarben.

Hier in diesem Municipium war es indes noch nicht geschehen. Die beiden vorhin erwähnten Herren waren aber begierig, den Ruhm von Sklavenbefreiern zu erlangen, der ihnen um so weniger kostete, als sie selbst keine, oder nur sehr wenige Schwarze besassen. Die schlimmen Folgen der übereilten Handlung suchten sie damit wieder gut zu machen, dass sie die befreiten Neger zur Fortsetzung ihrer Arbeit gegen Entlohnung mit Hilfe der

Bevölkerung zwingen und da, wo die Sklaven schon entflohen waren, für Ersatz sorgen wollten. Zu diesem Zwecke begingen sie einen zweiten, noch schlimmern Fehler, indem sie jeden ankommenden Eisenbahnzug auf der Station untersuchten, die schwarzen Reisenden aus den Waggons gewaltsam hervorholten und zur Annahme von Lohnarbeit zwangen. Wenn ein solches Vorgehen gegen ein zu Recht bestehendes Gesetz in einem civilisierten Lande auch tadelnswert ist, so war es doch hierzulande oft eine Notwendigkeit, dass das Volk seine Sache selbst in die Hand nahm, weil die Regierung nicht vorwärts wollte. Bald fanden die geschilderten Vorgänge in mehreren Municipien der Provinz Nachahmung. Der Zeitpunkt der Befreiung der Sklaven war übrigens denkbar ungünstig gewählt. Er fiel nämlich kurz vor die Kaffee-Ernte, wo alle Arbeitskräfte gerade am nötigsten waren, wenn die Ernte nicht verloren sein sollte. Zudem konnten namentlich die mittleren und kleinen Fazendeiros, natürlich die Mehrzahl, nicht die Mittel aufbringen, um Lohnarbeiter zu bezahlen. Es war ihnen dies um so weniger möglich, als sie, durch frühere Wirtschaftssünden schon in Schulden, durch den Verlust der Sklaven auch den letzten Rest von Kredit verloren hatten. Die Mutlosigkeit hatte damit weite Kreise ergriffen.

Obwohl nun diese Umwälzung ohne viel Lärm und Aufruhr vor sich ging, so fehlte es doch auch nicht an einzelnen Gewaltakten, die hier und da vorkamen. So z. B. liessen mehrere Sklavenbesitzer den Polizeichef eines ansehnlichen Städtchens der Provinz São Paulo durch Capangas (Meuchelmörder) ermorden, weil er sich geweigert hatte, entflohene Sklaven einfangen zu lassen. Die Gärung der Gemüter, die sich der gesamten Bevölkerung Brasiliens bemächtigt hatte, ward endlich am 13. Mai 1888 zur Ruhe gebracht, an welchem Tage von der Regierung die Aufhebung der Sklaverei zum Gesetz erhoben wurde.

An den befreiten Sklaven waren nun psychologisch interessante Beobachtungen zu machen. So willenlos, ergeben und stumm sie ihr ganzes Leben hindurch jede Art von Druck ertragen hatten, so merkwürdig verändert hatte sie in der Mehrzahl das Wörtchen „frei“. Sie erhoben den Kopf und sprachen nunmehr dreist mit ihren Herren, stellten ihnen feste Bedingungen, unter denen sie etwa weiter arbeiten wollten, und drohten, bei der geringsten Verletzung derselben sofort die Arbeit niederzulegen.

Rührend war es anzusehen, als nach der gesetzlichen Befreiung mehrere alte, darunter schon arbeitsunfähige Sklaven der Fazenda, auf der ich mich gerade befand, ihr Bündel aus alter schlissiger Sackleinwand umhingen und in die Welt hinauszogen, ohne auf die verhältnismässig günstigen Angebote zu hören, die ihnen ihr Herr machte für den Fall, dass sie zu bleiben gedächten. Auf meine Vorstellungen erwiderten mir einige, sich vor allem jetzt erst die Welt anschauen zu wollen, ehe sie zur Arbeit zurückkehrten. Einer von ihnen brannte vor Begier, das nahe Städtchen zu besuchen, welches Weltwunder zu sehen er sich seit zwanzig Jahren vergebens gesehnt hatte. Ein Weib wieder nahm ihre drei kleinen Kinder auf den Rücken und ging im Regenwetter durch Wald und Wildnis „hinaus in die Freiheit“, wie sie

mir auf meine teilnehmende Frage trotzig antwortete. Nichts konnte die gereizten Sklaven im ersten Augenblick ihrer Befreiung zurückhalten, nicht das böse Wetter, nicht der nagende Hunger. Vor allem musste der brennende Durst nach Freiheit gestillt werden, was freilich bei vielen in wenigen Tagen geschehen war, weil sie eben des freien Lebens ohne Brot bald genug hatten. Nur ein alter Neger blieb brummend zurück, weil er seine zwei riesigen Zugochsen, die er in Pflege hatte, nicht verlassen wollte. Unwirsch fragte er seinen Herrn, warum er denn nicht auch seine Pfleglinge in Freiheit setze! Er hatte sie bereits aus dem Stalle gezogen, um mit ihnen fortzuwandern. Als ihm sein Herr dies energisch verwies, brummte er seine zwei Freunde mürrisch mit den Worten an: „Vapatra!“ (d. h. vai para traz = geht zurück, ich werde bei euch bleiben).

Die Übel, die der Landwirtschaft durch die plötzliche und unvorbereitete Auflösung der Arbeitsverhältnisse erwachsen waren, fielen in vielfacher Beziehung den Regierungen der letzten Jahre, namentlich aber dem Kabinett Cotegipe zur Last. Sie waren in dieser wichtigen Lebensfrage rückständig geblieben, anstatt dieselbe mit Vorsicht und Kraft im fortschrittlichen Sinne zu lösen. Seit Jahren schon hätte die teilweise Befreiung mit den nötigen Ersatzmassregeln eingeleitet werden müssen. Durch dieses Festhalten an einem barbarischen und verderblichen System wurde die abolitionistische Partei zu den gewagtesten Schritten getrieben und die Antisklavereibewegung trotz aller angewandten Gegenmittel in einer Weise entfesselt, dass sie wie eine Lawine alles im Wege Stehende zerschmetterte und in ihrem nicht zu hemmenden Sturze die Regierung und die Monarchie in Trümmer schlug.

Nun war das Übel da und keinerlei Massregel getroffen, die den Fazendeiros irgend welche Hülfe gewährt hätte. Kein Gesetz regelte das künftige Dienstverhältnis der befreiten Sklaven. Viele derselben wollten überhaupt keine Arbeit auf den Landgütern annehmen, sondern nur in den Städten leben. Die früheren Haussklaven wieder verliessen zum grossen Teil die Familien, in denen sie ihr ganzes Leben zugebracht hatten, ohne ihre Herren vorher auch nur mit einem Worte zu verständigen. Sie vagabundierten eine Zeit lang umher, vermieteten sich wieder für einige Tage, um aufs neue abzugehen, und wiederholten dies frischweg ohne jede Störung. Es war in sämtlichen Provinzstädten eine allgemeine Verwirrung und Unzufriedenheit eingetreten, die kaum absehen liess, wie dies enden werde. Die Verlegenheit aller Familien und der Fazendeiros war grenzenlos.

Die befreiten Sklaven sind unfähig, sich selbst zu leiten. Ihr moralisches Gefühl, sowie ihre Geisteskräfte sind zu wenig entwickelt. Sie müssten mindestens eine Reihe von Jahren bevormundet werden. Viele unter ihnen sind böswillige, arbeitsscheue Menschen, die die Freiheit als ein Privilegium auffassen, im Lande umherzustreifen um nicht zu arbeiten. Dieser bösen Wirtschaft sah und sieht die Regierung noch heute mit olympischer Ruhe zu.

Infolge der Zerfahrenheit der landwirtschaftlichen Verhältnisse war der Preis von Grund und Boden, der in der Provinz São Paulo eine kaum zu rechtfertigende Höhe erreicht hatte, stark zurückgegangen und die all-

gemeine Krise infolge der sehr niedrigen Kaffeepreise noch verschlimmert. Viele der kleineren Fazendeiros sahen sich ausser stande, ihre Landwirtschaft weiter zu betreiben; zahlreiche andere wieder konnten ihren früheren Verpflichtungen gegen irgend eine Bank nicht nachkommen und wurden sequestriert. Eine grosse Anzahl der reicheren Grundbesitzer war entmutigt, denn sie befürchteten, dass die nunmehrige Bodenrente für ihre bisherige Lebensweise nicht mehr ausreichen würde. Diese Sorge war allerdings nicht ungerechtfertigt. —

Der Boden des Nordens und Westens des Staates São Paulo ist für Kaffeepflanzungen der beste. Allerdings ist ein Teil davon schon ausgenutzt und auf viele Jahre für den Kaffeebau unbrauchbar. Der äusserste Westen, ein Stück Land im ungefähren Umfange eines deutschen Königreiches, ist jedoch noch gar nicht in Kultur genommen. Dort hausen sogar noch wilde Indianerstämme in undurchdringlichen Wäldern. Der Boden im Norden und Westen, die Terra roxa (rote Erde), ist doppelt und dreifach so ergiebig, als der im Osten und Süden. Es geben eine gleiche Anzahl Kaffeebäume dort doppelt oder dreimal so viel Kaffee als hier. Allerdings werden in den ersteren Gegenden die Bäumchen viel weiter auseinandergepflanzt als dies hier der Fall ist, und nehmen daher mehr Terrain und Arbeitskraft in Anspruch. Auch zerstören die Nachtfröste dort oft einen Teil der Ernte, was im Osten und Süden nur äusserst selten vorkommt. Das alles ist wohl zu beachten beim Ankauf einer Fazenda; die gegeneinander abzuwägenden Verhältnisse sind auch die Ursache, dass trotz des bedeutenden Unterschiedes in der Fruchtbarkeit des Bodens die Fazendas der beiden voneinander verschiedenen Regionen doch nicht allzusehr im Preise variieren. Es versteht sich von selbst, dass frostgeschützte, hochliegende Terra roxa verhältnismässig sehr teuer ist und im Preise nicht viel geringer stehen dürfte, als der beste Boden in Europa. Freilich, seine Rentabilität ist auch mindestens fünffach so hoch als in Europa. Die Grossgrundbesitzer erzielen bedeutend höhere Preise für den Kaffee, als die Kolonisten und kleinen Pflanzer, weil die grossen Fazendeiros denselben in sehr sorgfältiger Weise zum Verkauf vorbereiten.

In den letzten Jahren beginnt neben dem Kaffeebau auch die Kultur der Weinrebe im Staate São Paulo an Umfang zu gewinnen, die durch eine Pflanzschule unter Leitung von Sachverständigen aus Deutschland und Österreich theoretisch und praktisch unterstützt wird. Es werden in dieser Anstalt eine grosse Menge von Reben aller Gattungen aus verschiedenen Ländern in jeder Weise versucht. Die erzielten Ergebnisse sollen dann bestimmen, welche Rebe für die hiesige Kultur am besten geeignet ist. Vorläufig wird in São Paulo nicht genug Wein erzeugt, um ausgeführt werden zu können, auch lässt dies seine Qualität noch nicht zu. Immerhin ist die jährlich erzeugte Quantität für einen Anfang nicht gering anzuschlagen. Auch fehlen die Konsumenten im Lande selbst nicht, obwohl das brasilianische niedere Volk nicht an Wein, sondern an Cachaça (Zuckerbranntwein) gewöhnt ist. Aber die vielen hier lebenden italienischen Einwanderer lieben den

Wein umsomehr, wodurch auch das hiesige Volk allmählich Geschmack daran zu finden beginnt. Die Kultur der Weinrebe ist insofern vielleicht ebenso vorteilhaft als der Kaffeebau, als sie nicht der Terra roxa bedarf, die im Preise so hoch steht. Der zum Kaffeebau untaugliche, trockene, etwas steinige und kalkige Boden (terra de pedregulho) zum Preise von 4 Milreis für den Morgen eignet sich für den Weinbau ganz vorzüglich. So wenig auf solchem Boden der Kaffee gedeiht, ebensowenig kommt auf dem fetten Boden der Terra roxa zum Preise von 20 bis 30 Milreis für den Morgen der Wein fort.

Die Rebe wird hier nicht auf einzelnen freistehenden Stöcken, sondern auf Gerüsten gezogen, welche die ganze Breite des Geländes in parallelen Reihen durchziehen. Auf einem Morgen Land pflanzt man gewöhnlich 600 Reben, die je zwei Meter von einander abstehen. Tausend solcher Reben geben im Durchschnitt 3 bis 4 Pipen Wein (zu je 500 Liter), im günstigsten Falle auch bis zu 10 Pipen. Der Preis dieser Weine ist selbstverständlich sehr verschieden. Der gewöhnliche steht im Preise von 150 bis 180 Milreis die Pipe und steigt je nach der Sorte und Qualität bis zu 500 Milreis, beiläufig zum Kurse von 13 Pence der Milreis. Sämtliche Spesen bis zur Fertigstellung des Weines werden auf die Hälfte des Wertes vom erzeugten Weine veranschlagt. Die Entlohnung der Arbeit beim Weinbau ist der des Kaffeebaues gleich, d. h. die Reinigung und Pflege der Stöcke wird tausendweis in Akkord gegeben, ebenso das Pflücken oder Lösen der Trauben nach dem Gewichte der letzteren entlohnt. Dies System hat sich bisher gut bewährt.

Die vielen Kolonien deutscher und italienischer Nationalität, die ich hier besucht habe, befinden sich meist in befriedigenden, manche in blühenden Verhältnissen. Der Staat São Paulo kann allen denen zur Einwanderung empfohlen werden, deren materielle Lage eine Auswanderung aus ihrer europäischen Heimat wünschenswert erscheinen lässt, jedoch nur unter der Bedingung, dass sie fleissige und tüchtige Handwerker, oder noch besser, Landwirte sind. Letzteren wird es noch zu besonderem Vorteile gereichen, wenn sie eine Familie besitzen, in der sich eine oder mehrere arbeitsfähige Personen befinden.

Kolonialreich und Kaisertum.

In dem am 7. Juni 1494 zum Abschluss gelangten Vertrag von Tordesillas hatten sich die Kronen Portugal und Kastilien dahin geeinigt, dass die Teilungslinie zwischen den Entdeckungen beider Nationen 370 Meilen westlich vom Cabo Verde, also etwa auf dem 49. Grade westlicher Länge von Greenwich, verlaufen solle. Was östlich dieser Linie liegt, sollte an Portugal, alles Land westlich davon an Kastilien (Spanien) fallen.

Schon sechs Jahre später gelangte dieses Abkommen im südlichen Kontinent der Neuen Welt zu praktischer Geltung. In demselben Jahre lernten spanische wie portugiesische Seefahrer die ausgedehnten Küsten Brasiliens kennen, die nach dem Vertrage von Tordesillas von der Mündung des Rio Pará oder Tocantins im Norden bis zu dem heutigen Städtchen Laguna im Staate Santa Catharina an Portugal zu fallen hatte.

In den Ruhm der ziemlich gleichzeitigen Entdeckung Brasiliens haben sich Spanier und Portugiesen zu teilen, wenn ja auch in der landläufigen Tradition der Portugiese alle Ehren davongetragen hat, zumeist aus dem Grunde, weil er nicht nur der Entdecker, sondern auch der Besitzergreifer war.

Schon 1499 hatte der Spanier Alonso de Hojeda, in dessen Gefolge sich auch der Geograph Amerigo Vespucci befand, die Mündungen des Amazonenstromes erkundet. Im Beginn des folgenden Jahres befuhr der Spanier Vicente Yañez Pinzon, ein Gefährte des Columbus auf dessen erster Entdeckungsreise, die ganze Nordküste Brasiliens vom Cabo de São Agostinho südlich der späteren Stadt Pernambuco in nordwestlicher Richtung bis zum Cap d'Orange an der Mündung des Oyapoc, der heute die Grenze zwischen Brasilien und Französisch-Guayana bildet. Ebenfalls noch 1500 befuhr der Spanier Diego de Lepe die Ostküste Brasiliens vom oben genannten Cabo de São Agostinho südwärts etwa bis zum Rio de Contas.

Doch noch in demselben für Südamerika so bedeutsamen Jahre 1500 wurde auf dem Boden Brasiliens das Banner Portugals aufgepflanzt. Der Portugiese Pedro Alvares Cabral, der mit einem nach Indien bestimmten Geschwader am 9. März Lissabon verlassen hatte, bei der Vermeidung der an der afrikanischen Küste herrschenden Windstillen durch die brasilianische

Meeresströmung etwas zu weit nach Westen geraten war, erblickte am 21. April etwa unter dem 17. Grade südlicher Breite einen steil aufsteigenden Berg, dem er den Namen Monte Pascoal („Osterberg") gab. Am 25. April ging das Geschwader im Hafen Porto Seguro vor Anker, und am 1. Mai nahm Cabral für die Krone Portugal in feierlichster Weise Besitz von dem Lande, das er Terra da Vera Cruz („Land des wahren Kreuzes") nannte. Schon am folgenden Tage verliess Cabral diese neueste Erwerbung König Emanuels des Grossen und setzte seine Reise nach Indien fort.

Zwar hatte auch König Emanuel in einem amtlichen Aktenstück vom 25. Juli 1501 unter geringer Änderung der Cabralschen Bezeichnung von der neuesten portugiesischen Kolonie in Südamerika als von der Terra de Santa Cruz gesprochen, beim Volke jedoch hat sich dieser Name niemals Bürgerrecht erworben, vielmehr fand hier schon seit dem ersten Decennium des 16. Jahrhunderts allgemeinen Anklang der Name Brazil wegen der unerschöpflich scheinenden Bestände an Brasilholz, die man in dem neuentdeckten Lande vorgefunden hatte. Schon 1501 und 1502 erkundeten die Portugiesen die ganze Küste Brasiliens südwärts bis zum Rio de la Plata. Am 1. November 1503 ging der unermüdliche Forscher Amerigo Vespucci in der herrlichen Bahia de todos os Santos („Allerheiligen Bai") vor Anker. Als 1542 der Spanier Francisco de Orellana den Amazonenstrom von der Einmündung des Rio Napo ab befahren hatte, war das brasilianische Kolonialreich wenigstens in seinen Umrissen für die Erdkunde kein unbekanntes Land mehr.

Die Besiedelung dieses weiten Gebiets ging im 16. Jahrhundert nur mit grosser Langsamkeit vor sich, da die Portugiesen ihren ostindischen Besitzungen gegenüber Brasilien sehr vernachlässigten. Ihre erste Niederlassung in dem von Cabral entdeckten Lande war Santa Cruz (Porto Seguro); 1526 gründete der von König João III. entsandte Admiral Christovão Jaquez Pernambuco, das sich bald zum wichtigsten Emporium Nordbrasiliens entwickelte, 1535 entstanden Espirito Santo, Victoria und Olinda, die Nachbarstadt Pernambucos, 1545 Santos, 1549 Bahia und 1554 Piratininga, aus dem später São Paulo hervorging. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte das ganze Kolonialreich erst 5000 Kolonisten, einschliesslich der aus Afrika eingeführten Negersklaven.

Die Niederlassung von Deportierten wurde um 1620 erst auf die nördlichen Provinzen eingeschränkt, 1794 aber auch in Santa Catharina wieder zugelassen, einige Jahre darauf gleichfalls in den Provinzen Matto Grosso und Amazonas; erst die Unabhängigkeitserklärung Brasiliens hielt die wenig angenehmen Gäste von dem aufblühenden Lande fern.

Um eine schnellere Kolonisation in die Wege zu leiten, war man in Lissabon 1535 auf die Idee verfallen, die südamerikanische Besitzung unter zwölf bis fünfzehn Lehnsträger (Donatarios) aufzuteilen, die nach dem Könige geleisteter Huldigung das ihnen übertragene Territorium auf eigene Kosten zu besiedeln gehalten waren. Die Krone behielt sich die Oberhoheit und den Fünften von aller Ausbeute an edlen Metallen und Steinen vor.

Alle Kolonisten sollten Katholiken sein, die Nichtportugiesen unter ihnen sich jedes Verkehrs mit den Eingeborenen enthalten. Für die Kolonisation hatte das feudale System nur in vielleicht sieben der Capitanias einigen Erfolg, in allen anderen Landeshauptmannschaften war die Krone früher oder später gezwungen, das Regiment wieder an sich zu nehmen.

Schon 1549 wurde den Donatarios die Rechtspflege völlig entzogen und in der an der Bahia de todos os Santos neu begründeten Hauptstadt São Salvador oder Bahia ein Generalgouverneur eingesetzt, dem für die Justiz ein Oberrichter (Ouvidor geral), für die Finanzverwaltung der Provedor môr da Fazenda, für die Küstenverteidigung ein Admiral zur Seite standen. 1551 wurde Bahia auch der kirchliche Mittelpunkt Brasiliens durch die Errichtung eines Bistums daselbst. Da in demselben Jahre Papst Julius III. dem Könige von Portugal für alle Zeit das Grossmeistertum des Christusordens übertragen hatte, so war dadurch der Krone ein entscheidendes Übergewicht über die bischöfliche Gewalt diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans zu teil geworden, was Brasilien vor dem Kampfe zwischen Staat und Kirche so gut wie ganz bewahrt hat.

Grössere Misshelligkeiten riefen die Jesuiten hervor, die 1546 nach Brasilien gekommen waren, um hier das Bekehrungswerk an den Eingeborenen in Angriff zu nehmen. Der Orden Jesu wollte es nicht dulden, dass die Indianer in die Sklaverei herabgedrückt würden, und fand dabei an der Krone einen gewissen Rückhalt. Die Mesa da Conciencia zu Lissabon sah sich zu dem Entscheid veranlasst, dass nur solche Indianer zu Sklaven gemacht werden dürften, die in einem gerechten Kriege in die Gefangenschaft geraten, von ihren Eltern verkauft oder sich selbst zur Knechtschaft erbieten würden. Aber schon 1574 liess die Regierung in Lissabon den brasilianischen Plantagenbesitzern freieren Spielraum, doch war hier inzwischen seit 1551 die Einfuhr von Negern mehr und mehr in Aufnahme gekommen, da jedenfalls für die 1532 von Madeira aus eingeführte Kultur des Zuckerrohrs weisse Feldarbeiter nicht in Frage kommen konnten. Immerhin hat der Import der Schwarzen die rote Rasse Südamerikas vor völliger Versklavung bewahrt.

Der erste Oberstatthalter Brasiliens war Thomé de Souza (1549—1553), der 1552 die Spanier erfolgreich daran hinderte, ferner noch durch den Süden des portugiesischen Kolonialbesitzes ihren Weg zu nehmen, wenn sie ihre Ansiedlungen im Gebiet des Paraguay erreichen wollten. Der Nachfolger Souzas, Duarte de Costa (1553—1558), musste während seiner Amtszeit einen erbitterten Kampf mit den Indianern führen, die sich unter dem Häuptling Cunhambebe an der ganzen Küste wie ein Mann gegen die Portugiesen erhoben hatten. Dem dritten Generalgouverneur, Men de Sa (1558 bis 1572), gelang es endlich, dem französischen Pflanzstaat ein Ende zu machen, der sich im Süden Brasiliens eingenistet hatte.

Trotzdem 1526 der Admiral Christovão Jaquez verwegenen französischen Schiffen aus der Bretagne in der Bahia de todos os Santos eine Niederlage beigebracht hatte, wurde schon im folgenden Jahre die neue Kolonie Pernambuco von den Franzosen geplündert und durch Jean Duperret 1531

nochmals auf kurze Zeit besetzt. Der Mittelpunkt des die Portugiesen schwer schädigenden französischen Schleichhandels war die 1531 entdeckte herrliche Bai von Rio de Janeiro, wo auf der nach ihm benannten kleinen Insel der Provençale Nicolas Durand de Villegagnon 1555 eine Niederlassung gründete, die mit den Indianern freundschaftliche Beziehungen anknüpfte und in der ersten Zeit nur durch religiöse Zwistigkeiten zwischen Hugenotten und Katholiken beunruhigt wurde. Im Jahre 1560 endlich unternahm der portugiesische Oberstatthalter Men de Sa eine Expedition gegen die Franzosen in der Bai von Rio und zwang dieselben zur Übergabe. Estaçio de Sa, der Neffe Men de Sas, legte 1565 am Fusse des Pão de Açucar die portugiesische Niederlassung São Sebastião an, die zwei Jahre später nach dem Morro do Castello verlegt wurde, wo sich nun die Stadt Rio de Janeiro, die künftige Hauptstadt Brasiliens, entwickelte. Mit der Niederlage der Franzosen, die sie am 20. Januar 1567 durch Estaçio de Sa erlitten, der im Gefechte fiel, war das Werk des Admirals Gaspard de Coligny vernichtet, der hier den im Mutterlande bedrängten Hugenotten eine rettende Freistatt hatte begründen wollen.

Während 1572—1578 in Bahia Luiz de Brito d'Almeida gebot, regierte in Rio Antonio Saloma als königlicher Landeshauptmann. Lourenzo da Veïga (1578—1581) war der letzte Generalgouverneur des burgundischen Königshauses Portugals, denn nach dem Erlöschen dieser ruhmreichen Dynastie wurde der spanische König Philipp II., der sich Portugals bemächtigt hatte, auch in Brasilien anerkannt (1582). Für den portugiesischen Kolonialbesitz wurde der Thronwechsel im Mutterlande um deswillen verhängnisvoll, als die Feinde Spaniens, die Engländer, Franzosen und Niederländer, nicht das geringste Bedenken trugen, auch gegen das portugiesische Gebiet in der Alten und Neuen Welt die Feindseligkeiten zu eröffnen.

Unter den ersten von den Königen aus dem Hause Habsburg ernannten Oberstatthaltern Manoel Tellez Barreto (1583—1587), Bischof Antonio Boreiros (1587—1591) und Francisco de Souza (1591—1602) hatten die Küsten Brasiliens wiederholt von den Engländern zu leiden. So wurde 1582 im Hafen von Santos der spanische Admiral Diego Flores de Valdes von zwei englischen Schiffen geschlagen. Vier Jahre später blokierte ein feindliches Geschwader Bahia. 1591 wurde Santos durch den englischen Freibeuter Thomas Cavendish geplündert, der auch São Vicente in Asche legte. 1595 wurde Pernambuco durch die englischen Freibeuter Lancaster und Venner überrumpelt und ausgeplündert, wobei sich den zwölf britischen Schiffen mehrere niederländische und französische anschlossen. Erst der am 18. August 1604 zwischen England und Spanien geschlossene Friede befreite Brasilien von diesem Gegner.

Höchst bemerkenswert ist, dass erst in der spanischen Zeit Brasilien zu höherer Werteinschätzung gelangte. Damals wurde von der Regierung in Lissabon an die Spitze der Kolonialverwaltung der Rat von Indien berufen, der unter dem Hause Braganza unter der Bezeichnung Überseeischer Rat (Conselho Ultramarino) weiter fungierte. Neben den Oberstatthalter-

schaften Bahia und Rio de Janeiro entstanden im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts die neuen königlichen Hauptmannschaften Parahyba, Sergipe und Rio Grande do Norte. Die wichtigsten Plätze wurden stark befestigt und erhielten Besatzungen. Im Jahre 1603 wurde ein Berggesetz für Brasilien entworfen.

Kaum waren die Feindseligkeiten mit den Engländern beigelegt, als ein Vorstoss gegen die Franzosen geschah, die diesmal im Norden Brasiliens festen Fuss zu fassen suchten. Schon 1603 hatte Pero Coelho einen Kriegszug gegen die Indianer des Nordens und die mit ihnen verbündeten Franzosen unternommen, die im Jahre 1612 Saint-Louis, das spätere São Luiz de Maranhão, gründeten und zum festen Ausgangspunkt neuer Eroberungszüge machten. Aber schon mit der am 3. November 1615 erfolgten Einnahme dieses französischen Waffenplatzes durch ein Geschwader unter Gaspar de Souza zerrinnt auch hier der Traum eines französischen Kolonialreiches auf dem Boden Brasiliens.

Gleich darauf schritten die Portugiesen zur thatsächlichen Besitzergreifung des Mündungsgebiets des Amazonas. Francisco Caldeira de Castello Branco gründete Belém oder Pará, die Metropole des ungeheuren Stromgebiets. 1621 erfolgte die Bildung einer dritten brasilianischen Oberstatthalterschaft unter der Bezeichnung Maranhão, zu der die Provinzen Ceará, Maranhão und Pará geschlagen wurden. Erster Oberstatthalter des neuen Generalgouvernements war Francisco Coelho de Carvalho, der 1623 São Antonio de Gurupa unterhalb der Vereinigung des Xingú mit dem Aestuarium des Amazonas anlegte.

Unterdessen war 1621 der zwölfjährige Waffenstillstand zwischen Spanien und den Niederlanden abgelaufen. Als letztere die Feindseligkeiten wieder begannen, richteten sich dieselben auch gegen Brasilien, wo bald ein ansehnlicher niederländischer Pflanzstaat entstand, der sich bis zum Jahre 1654 hielt und auf dessen Wiedererrichtung erst 1661 endgiltig Verzicht geleistet wurde. Der Angriff der seemächtigen Holländer geschah, als in Bahia Luiz de Souza (1617—1622) und dann Diego de Mendoza Hurtado (1622—1624) den Posten des Oberstatthalters bekleideten, auf die 1624 Francisco de Moura Rollin und 1626 Diego Luiz de Oliveira, Conde de Miranda folgten. 1621 wurde die niederländisch-westindische Handelsgesellschaft gestiftet, der die Generalstaaten zunächst auf 24 Jahre, also bis 1645, das Recht der Kolonisation und Eroberung in ganz Amerika zugesprochen hatten. Zwei Jahre darauf wurden siebzig Brasilienfahrer von den Niederländern gekapert. Das war die Zeit, wo der Viceadmiral Pieter Heyn der Schrecken der Spanier und Portugiesen auf dem offenen Meere war. Am 10. Mai 1624 zwangen der Admiral Jakob Willekens und Pieter Heyn Bahia zur Übergabe, das sofort der niederländische Oberst Hans van Dorth besetzte, aber wegen der Schwäche seiner Streitkräfte am 1. Mai 1625 an die mehrfach überlegenen Spanier unter Fadrique de Toledo Osorio und der Portugiesen unter Manuel de Menezes wieder verlor.

Fünf Jahre später begann eine zweite Invasion der Niederländer, die

für ein Vierteljahrhundert in Brasilien festen Fuss fassten. Im Februar 1630 wurde Pernambuco durch die Admirale Henrik Loncqs und Pieter Andryanszoon und den Obersten Weerdenburgh genommen, die mit 70 Schiffen und 7000 Mann vor der bedeutendsten Hafenstadt des Nordens erschienen waren. 1633 nahmen die Niederländer auch die Haupt- und Hafenstadt von Rio Grande do Norte, Natal, und besetzten im folgenden Jahre die königlichen Hauptmannschaften Parahyba und Rio Grande do Norte; dazu fielen ihnen die Orte Porto Calvo in Alagoas, Fort Pontal de Nazareth und das portugiesische Lager bei Olinda in die Hände. „Neu-Holland" mit der Hauptstadt Recife wurde von einem Rat von fünf Mitgliedern regiert, der in genanntem Centrum der neuen Kolonie seinen Sitz hatte. Zwar war es den Portugiesen des niederländischen Gebiets streng verboten, mit ihren Landsleuten in den anderen Provinzen Brasiliens in Handelsverkehr zu treten, doch wurden sie in keiner Weise bedrückt und erfuhren vollkommene religiöse Toleranz. 1636 wurde der 32jährige Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen zum Generalstatthalter der „Platsen by de Westindischen Compagnie in Brazijl" ernannt und ihm ein geheimer Rat von drei Mitgliedern beigegeben, dem sich der oben erwähnte Rat der Fünf unterzuordnen hatte.

Am 23. Januar 1637 stieg Graf Moritz in Recife ans Land und vertrieb noch in demselben Jahre die Portugiesen aus Alagoas und Ceará, liess ihnen auch an der westafrikanischen Küste São Jorge da Mina, São Paulo de Loanda und São Thomé entreissen, um so die Negerzufuhr für den brasilianischen Zuckerrohrbau in die Hände zu bekommen. Auf dem linken Ufer des untern São Francisco wurde die Feste Sankt Moritz angelegt, von Mitte April bis Ende Mai 1638 Bahia aber, das Graf Bagnuolo aufs tapferste verteidigte, vergebens belagert.

Die am 1. Dezember 1640 erfolgte Losreissung Portugals von Spanien gab zwar der niederländischen Politik eine andere Richtung in Bezug auf Portugal, das ebenso wie die Republik der Niederlande in Spanien seinen heftigsten Gegner hatte, aber die Eroberungen in Brasilien gaben die Niederländer trotzdem nicht auf, suchten sie vielmehr noch schnell nach allen Seiten hin abzurunden. Sergipe wurde in Eile besetzt und São Luiz de Maranhão genommen und erst dann am 12. Juni 1641 im Haag ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, mit dem es allerdings auf beiden Seiten nicht völlig ehrlich gehalten wurde.

Graf Moritz von Nassau, der in „Neu-Holland" eine Episode wirtschaftlicher Hebung, religiöser Duldung und unparteiischer Rechtspflege begründet, Wissenschaften und Künste unterstützt und in Recife eine prunkvolle Hofhaltung entfaltet hatte, sah sich von der Westindischen Gesellschaft auf Schritt und Tritt argwöhnisch beobachtet und in finanzieller Hinsicht in Stich gelassen, weshalb er sein Statthalteramt niederlegte und sich am 22. Mai 1644 in Parahyba nach Europa einschiffte. Das war schon ein empfindlicher Verlust, härtere Schläge für Niederländisch-Brasilien reihten sich bald an. Schon Anfang 1644 war São Luiz de Maranhão wieder ver-

loren gegangen. Bald brach auch ein Aufstand aus, den der aus Madeira stammende Portugiese João Fernandes Vieira in Recife organisiert hatte. Unter der Hand unterstützte der Generalstatthalter in Bahia, Antonio Telles da Silva (1642—1647), die Insurrektion, die am 3. August 1645 am Monte dos Tobacos bei São Antão unter Antonio Diaz Cardozo, der von Bahia zu Hilfe geschickt worden war, über die Holländer einen Sieg erfocht. Jetzt brach das Unheil über letztere von allen Seiten herein, Porto Calvo, Serinhaem, Olinda, Pontal de Nazareth und Sankt Moritz fielen durch Verrat der schlecht bezahlten Soldtruppen den Insurgenten zu. Ende August 1645 ging Parahyba, 1647 Ceará verloren. Vergeblich belagerte der Admiral Sigmund van Schkoppe 1647—1648 die Stadt Bahia; im März 1648 und im Februar 1649 erlitten die Niederländer an den Hügeln der Guararapes empfindliche Niederlagen, und noch 1648 gingen in Westafrika São Paulo de Loanda und São Thomé durch den Angriff brasilianischer Geschwader verloren. Zwar endete der westfälische Friede den Krieg zwischen den Niederlanden und Spanien, doch schon 1652 brach ein Seekrieg der Holländer mit der englischen Republik aus, der zwei Jahre dauerte, wodurch das von den Portugiesen eingeschlossene Recife ohne Hülfe blieb und nach Verlust der Aussenwerke Ende Januar 1654 kapitulierte. Der 1657 von den Generalstaaten an Portugal erklärte Krieg wurde hauptsächlich in Ostindien geführt und 1662 durch einen Frieden beendet, in dem Holland auf Brasilien und die westafrikanischen Eroberungen endgültig Verzicht leistete, wogegen Portugal 8 Millionen holländ. Gulden an die Niederländisch-westindische Kompagnie zahlte und den Niederländern in allen seinen Kolonien Freiheit des Handels und der Schiffahrt zugestand.

Mit der Vertreibung der Holländer waren die Portugiesen wieder die Herren in ganz Brasilien, wenn man von der Bildung des merkwürdigen Negerstaates Palmares im Süden von Alagoas absieht, der 1630—1699 bestand und von entflohenen Negersklaven bevölkert war. Im ganzen und grossen zog die Besiedelung des Innern weitere und weitere Kreise, die nur selten durch Grenzstreitigkeiten mit den Spaniern gestört wurden. Dann und wann brach wohl ein lokaler Aufstand aus, ohne doch auf entferntere Gebiete überzugreifen. Um 1670 wurde Goyaz zum ersten Male von kühnen Pionieren aus São Paulo betreten, um 1700 errichtete der Paulistaner Manoel Borba Gato am Rio das Velhas die ersten grösseren Goldwäschereien, da etwa, wo sich heute die Stadt Sabara erhebt. 1718 wurden in Matto Grosso am Rio Cuyabá die ersten Goldfunde gemacht. Ein Fünftel des gewonnenen Edelmetalles sollte der Krone zufallen. Zu Taubate entstand eine königliche Schmelzhütte. Im Jahre 1652 war übrigens der noch in die spanische Zeit zurückreichende Entwurf eines Berggesetzes als Codigo mineiro mit Gesetzeskraft verkündet worden.

Was die Verfassung und Verwaltungs-Organisation des Kolonialreiches Brasilien in der Zeit von 1640—1808 anbetrifft, so wurde der Conselho Ultramarino in Lissabon 1642 die oberste Behörde für alle portugiesischen Besitzungen auch in Südamerika. Seit 1645 bekleidete der jedes-

malige Kronprinz von Portugal die Würde eines Fürsten von Brasilien. Im Jahre 1763 siedelte das Vicekönigtum von Bahia nach Rio de Janeiro über, erlosch aber mit der Landung des Königs João VI. 1808. 1657 wurde Pernambuco, im folgenden Jahre Rio de Janeiro von der Oberstatthalterschaft in Bahia abgetrennt, 1709 São Paulo eine eigene Landeshauptmannschaft. Von der letzteren wurden abgetrennt 1720 Minas Geraes, 1744 Goyaz und 1748 Matto Grosso. Gegen 1750 bestand Brasilien aus neun Statthalterschaften erster und neun zweiter Ordnung mit dem Titel Hauptmannschaften. 1799 wurde auch Ceará zur selbständigen Provinz erklärt.

Antijesuitisch waren die Bewegung in São Paulo gegen 1640 und der Aufstand des Manoel Beckman in São Luiz de Maranhão 1682—1685; eine interessante Erscheinung ist die Fehde zwischen den Nachbarstädten Recife und Olinda 1710—1711, die ihren Ursprung in dem Gegensatz hatte, der zwischen den portugiesischen Kaufherren von Recife und den brasilianischen Pflanzern von Olinda herrschte.

Während in Pernambuco diese Zwistigkeiten zum Austrag drängten, machten die Franzosen ein drittes und letztes Mal einen allerdings wenig nachhaltigen Versuch, sich in Brasilien festzusetzen. In den Strassen von Rio de Janeiro fand 1710 ein erbitterter Kampf zwischen den Bürgern und den unter Kapitän Duclerc eingedrungenen Franzosen statt, und im folgenden Jahre wurde Rio durch den Admiral du Guay Trouin erstürmt und gebrandschatzt. Im Frieden zu Utrecht 1713 musste Frankreich alle seine Ansprüche auf das brasilianische Guayana nördlich von der Mündung des Amazonas fallen lassen und die Grenze am Rio Oyapoc anerkennen, was dann 1815 noch einmal bestätigt wurde.

Langwieriger waren die Streitigkeiten mit den Spaniern über die Abgrenzung der beiderseitigen Gebiete südlich vom 25. Breitengrade bis zum Rio de la Plata. An der Mündung des „Silberstromes" hatte 1680 der portugiesische Landeshauptmann Lobo die Niederlassung Sacramento angelegt, die jedoch durch die Spanier von Buenos Aires aus verwüstet wurde; 1705 gaben denn auch die Portugiesen die unaufhörlich beunruhigte Kolonie auf, erlangten indessen im Frieden zu Utrecht 1713 die territoriale Oberhoheit südwärts bis zum Rio de la Plata. Trotzdem schritten die Spanier 1724 zur Gründung Montevideos und belagerten sogar Sacramento 1735. Zwei Jahre darauf gründeten die Portugiesen am südlichen Eingang zur Lagoa dos Patos die feste Stadt São Pedro do Rio Grande do Sul, die ebenso wie Sacramento 1762 von den Spaniern eingenommen wurde. 1764 wurde Sacramento den Portugiesen zurückgegeben, 1776 die Spanier aus Rio Grande do Sul vertrieben. Am 4. Juni 1777 gelang es aber den letzteren, die Insel Santa Catharina zu occupieren, die Anfang des 18. Jahrhunderts durch Landleute von den Azoren und Madeira besiedelt worden war. Endlich machte der Friedensvertrag von San Ildefonso (1. Oktober 1777) dem fast hundertjährigen Streite der beiden nahe verwandten Völker im Süden Brasiliens ein Ende, indem Sacramento an Spanien fiel, Santa Catharina und Rio Grande do Sul aber bei Portugal verblieben.

Der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg und die französische Revolution hatten auch auf die Bevölkerung des romanischen Mittel- und Südamerika mächtig eingewirkt. In den Kolonialländern der beiden iberischen Völker waren es die Kreolen müde, noch länger die Bevormundung des Mutterlandes zu ertragen. Die Invasion der Franzosen in das Land südlich der Pyrenäen wurde Veranlassung und Vorwand für die südamerikanischen Pflanzstaaten, den Kampf für die Autonomie zu beginnen. Wie überall sonst in der Neuen Welt, war es auch in Brasilien, nur dass hier die angestammte Dynastie vorläufig im Besitz der Herrschaft verblieb.

Kaum hatte Napoleon I. am 13. November 1807 das Haus Braganza des portugiesischen Thrones für verlustig erklärt, als auch schon Dom João VI., damals noch Prinzregent, die Übersiedelung des königlichen Hauses nach den transatlantischen Ländern ins Auge fasste. Mit zahlreichen Beamten, dem Kronschatz und Truppen schiffte er sich am 29. November nach Brasilien ein, wo er am 21. Januar des folgenden Jahres in Bahia landete. Schon am 28. verlieh die Carta Regia dem Lande eine etwas freiere Bewegung. Als João am 7. März in Rio de Janeiro eintraf, erlosch das seit 1720 bestehende Vizekönigtum. Noch 1808 wurde in Rio eine Staatsbank begründet, 1810 daselbst eine Militärschule und 1814 eine Staatsbibliothek gestiftet, endlich 1814 Brasilien zu einem unabhängigen Königreich erhoben, das nur noch in Personalunion mit Portugal verbunden bleiben sollte. Freilich hatte schon am 19. Februar 1810 ein königliches Dekret den neuen Kolonialstaat dem englischen Handelsmonopol unterworfen, das 1827 einige Einschränkung erfuhr und erst 1844 sein Ende fand durch einen allgemeinen brasilianischen Zolltarif, der alle Staaten gleichmässig traf. In den Jahren 1817—1820 wurden Montevideo und Uruguay von den Truppen Joãos VI. besetzt und 1821 als brasilianische Provinz Cisplatina organisiert. Die republikanische Erhebung zu Pernambuco war das erste Wetterleuchten des heraufziehenden Sturmes, der Brasilien eine Konstitution brachte und das grosse Reich vom portugiesischen Mutterlande losriss. Am 24. Februar 1821 erfolgte durch die geschickte Vermittlung des volksbeliebten Kronprinzen Dom Pedro die Verleihung einer Verfassungsurkunde durch João VI., doch schon hatten die portugiesischen Cortes sich gegen das fernere Verweilen des Hofes in Rio de Janeiro und gegen die Gleichberechtigung Brasiliens mit dem Mutterlande erklärt. Der Sturm portugiesischer Truppen auf die von einer Wahlmännerversammlung besetzte Börse Rios in der Nacht vom 21. zum 22. April brachte den König um alle Sympathien und bewog ihn am 24. zu unverweilter Rückkehr nach Europa. Die Regentschaft in Brasilien führte der Kronprinz, dem der Graf dos Arcos, der letzte Vizekönig (bis 1808), als Kabinetschef zur Seite stand.

In vollständiger Verkennung der Volksstimmung in Brasilien machten die Cortes zu Lissabon den aussichtslosen Versuch, den amerikanischen Kolonialbesitz in die alte Abhängigkeit von der Heimat zurückzuversetzen. Die bisherige staatliche Einheit Brasiliens sollte aufgelöst werden; doch hatten sich die Cortes getäuscht, wenn sie dabei auf den Beifall der Separa-

tisten gerechnet hatten, denn nur im Norden blieb dieser nicht ganz aus. Ende Juli wurde die Einreihung der brasilianischen Rekruten in die portugiesische Armee, Ende September unter gleichzeitiger Aufhebung des Gouvernements zu Rio die Rückkehr des Prinzregenten nach Europa angeordnet, endlich am 1. Oktober Truppenbefehlshaber mit ausserordentlichen Vollmachten für die brasilianischen Provinzen ernannt.

Als diese Cortesbeschlüsse im Laufe des Dezember 1821 in Brasilien bekannt wurden, erklärten sich die Provinzen Rio de Janeiro, Minas Geraes, São Paulo, Rio Grande do Sul und Cisplatina (das spätere Uruguay) mit Entschiedenheit gegen dieselben, während die Provinzen des Nordens eine abwartende Haltung beobachteten. Dom Pedro verkündete unter ungeheurem Beifall, dass er in Rio bleiben werde, und zwang am 15. Februar 1822 die unbotmässige portugiesische Besatzung der Hauptstadt zur Einschiffung. In dem während der Tage vom 16. bis 20. Februar in Bahia tobenden Strassenkampf behielten allerdings die Portugiesen die Oberhand. Der Kronprinz, der einen Staatsrat berufen hatte, in dem alle Provinzen vertreten sein sollten, nahm den Titel eines „Defensor perpetuus" an. Am 13. Mai leisteten alle bürgerlichen und militärischen Behörden in Rio dem Prinzen den Treueid. Zehn Tage später forderte eine Deputation im Namen der oben genannten fünf Südprovinzen die Lossagung von Portugal und die Einberufung einer konstituierenden Versammlung.

Nachdem auch die Junta von Pernambuco sich bereit erklärt hatte, dem Prinzregenten, dem römisch-katholischen Bekenntnis und dem Hause Braganza den Treueid zu leisten, erklärte Dom Pedro am 1. August, dass er ferner keinen portugiesischen Soldaten auf dem Boden Brasiliens dulden wolle. Am 7. September legte der Regent am Bache Ipiranga in der Provinz São Paulo mit den Worten: „Unabhängigkeit oder Tod!" die nationalen Farben Grün und Gelb an und liess sich am 12. Oktober 1822 als Dom Pedro I. zum verfassungsmässigen Kaiser und immerwährenden Verteidiger Brasiliens ausrufen. Am 1. Dezember fand die Krönung des 24jährigen Monarchen und seiner Gemahlin, der österreichischen Erzherzogin Leopoldine, statt.

Die Einsprachen der Cortes zu Lissabon wären unbeachtet verhallt, wenn nicht die portugiesischen Besatzungen zu Montevideo, Bahia, São Luiz de Maranhão, Caxias und Pará (Belém) eine ständige Bedrohung der jungen brasilianischen Unabhängigkeit gewesen wären. Doch brachte 1823 der Befehlshaber der kaiserlichen Flotte, Lord Cochrane, Bahia (2 Juli), São Luiz de Maranhão (27. August) und Belém zur Übergabe, und 1824 kapitulierten auch Montevideo (2. März) und endlich Caxias im Innern der Provinz Maranhão (12. August).

Das am 3. Mai 1823 eröffnete erste brasilianische Parlament wurde wegen nicht unbeträchtlicher Meinungsverschiedenheiten mit der Krone vom Kaiser aufgelöst, die am 11. Dezember 1823 im Entwurf vollendete Konstitution durch Plebiscit angenommen und am 25. März 1824 durch Pedro I. beschworen. Durch Bemühung des englischen Premierministers Canning

kam am 29. August 1825 zwischen dem neuen Imperium und dem portugiesischen Mutterlande der Friede zustande; die neue Ordnung der Dinge in Brasilien wurde durch Portugal anerkannt, doch musste die jetzt unabhängige Kolonie einen Teil der portugiesichen Staatsschulden übernehmen, gewann dafür aber auch manche Handelsvergünstigung.

Wie wenig gefestigt die Verhältnisse im Kaiserreich waren, erhellt vor allem aus der republikanischen Bewegung, die 1824 in den Nordprovinzen Pernambuco, Parahyba, Rio Grande do Norte und Ceará zum Ausbruch kam, auf einen Föderativ-Freistaat (Confederação do Equador) abzielte, aber durch die vom Lord Cochrane befehligte kaiserliche Flotte im September unterdrückt wurde. Erfolgreicher verlief die Ende August 1825 ausbrechende Insurrektion der Provinz Cisplatina, die von Buenos Aires aus unterstützt wurde, zur Unabhängigkeit der „Banda oriental" führte und am 28. August 1828 mit der Anerkennung der Republik Uruguay durch die kaiserliche Regierung ihren siegreichen Abschluss fand.

Als Pedro I. beim Tode seines Vaters João VI. (10. März 1826) in Portugal zum König (Pedro IV.) ausgerufen worden war, bezeugte er seine Anhänglichkeit an Brasilien dadurch, dass er auf seine Tochter Maria da Gloria die portugiesische Königskrone übertrug und seinen Sohn Pedro zum Thronfolger in Brasilien erklärte. Trotzdem blieb bei der Bevölkerung ein gewisses Misstrauen gegen den „Portugiesen" zurück. Dazu kamen Zerwürfnisse der Krone mit dem Parlament und schliesslich ein gefährlicher Geist der Auflehnung in der Armee, die sich vernachlässigt glaubte. Alles dieses vereinigte sich, um Pedro I. am 7. April 1831 zur Abdankung zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes Pedro II. zu veranlassen und wenige Tage darauf der Küste Brasiliens den Rücken zu kehren. Das traurige Ende seiner Kaiserherrschaft hat er nur um drei Jahre überlebt.

Die Zeit der Regentschaft für den minorennen Pedro II. war eine Periode der Parteienkämpfe und vielfacher innerer Unruhen. Zuerst stand ein Triumvirat an der Spitze des Staates, dann folgte Diogo Antonio Feijó, Bischof von Mariana, 1835—1837, schliesslich Pedro de Araujo Lima (1837—1840) als alleiniger Regent. 1834 wurden Provinzialstände eingeführt, dagegen war bis 1841 der Staatsrat abgeschafft. Von Mai bis September 1834 brachen blutige Verfolgungen über die noch im Lande weilenden Portugiesen herein; 1835—1839 tobte der Cabanos-Aufstand am Amazonas; von November 1837 bis März 1838 wütete eine Negerrevolte in Bahia, und 1840 wurde nach zweijähriger Dauer die Bemtevis-Erhebung in Maranhão durch den General Luiz Alves de Lima mit Waffengewalt niedergeworfen. Am gefährlichsten gestaltete sich jedoch die Revolution, die 1835 in Rio Grande do Sul zum Ausbruch kam, wo am 16. Dezember 1837 die Republik erklärt wurde, was einen Bürgerkrieg zur Folge hatte, der erst am 20. März 1843 mit der Niederlage der Insurgenten durch General Caxias sein Ende fand. Bemerkenswert ist, dass auf Seiten der Aufständischen damals Garibaldi als Führer focht.

Eine im Innern ruhigere Zeit begann, nachdem Pedro II. am 23. Juli

durch den Senat und die Deputiertenkammer für mündig erklärt worden war. Doch wurden unter seiner Regierung zwei grössere Kriege geführt, die beide siegreich endeten, dem Reiche aber bedeutende Opfer kosteten. Verbündet mit Paraguay, Uruguay und dem Statthalter Urquiza der argentinischen Provinz Entre Rios erklärte der Kaiser 1850 an Argentina den Krieg, wo Juan Manuel de Rosas als Diktator gebot. Die Entscheidungsschlacht bei Monte de Caseros am 7. Februar 1852 führte den Sturz dieses Mannes und das Ende des Krieges herbei.

Von längerer Dauer war der Kampf Brasiliens und seiner Verbündeten Uruguay und Argentina gegen Paraguay (1864—1870), wo Francisco Solano Lopez als Diktator unumschränkt schaltete. Die Veranlassung zu diesem Kriege war die Fehde der Parteien der Blancos und Colorados in Uruguay. Hier hatte Präsident Aguirre, der Chef der Blancos, sich 1863 Übergriffe gegen Brasilien erlaubt, worauf der mächtige Nachbar keinen Anstand nahm, den Colorados unter Flores seine Unterstützung angedeihen zu lassen. Aguirre wandte sich darauf um Hülfe an den Diktator Paraguays, der in die brasilianische Provinz Matto Grosso einen Einfall machte und Nova Coimbra einnahm. Brasilien antwortete darauf am 4. Mai 1864 durch die Allianz mit Argentina (Präsident Mitre) und Uruguay (Präsident Flores). Nach mehreren Gefechten, am Riachuelo, am Yatàhi und bei Uruguayana, überschritten die Verbündeten den Paraná und eroberten am 7. August 1867 die Festung Humayta, am 25. Dezember 1868 das verschanzte Lager bei Lomas Valentinas und im Januar 1869 Asuncion, die Hauptstadt von Paraguay. Doch hatte der Krieg gegen den verzweifelt sich zur Wehr setzenden Lopez noch lange nicht sein Ende erreicht. Trotz der Niederlagen bei Piritaba (12. August 1869) und Curupaity (15. August) hielt er sich noch bis in das Frühjahr 1870, wo er am 1. März bei einem Überfall am Aquidaban den Tod fand.

Der Sturz des Kaisertums.

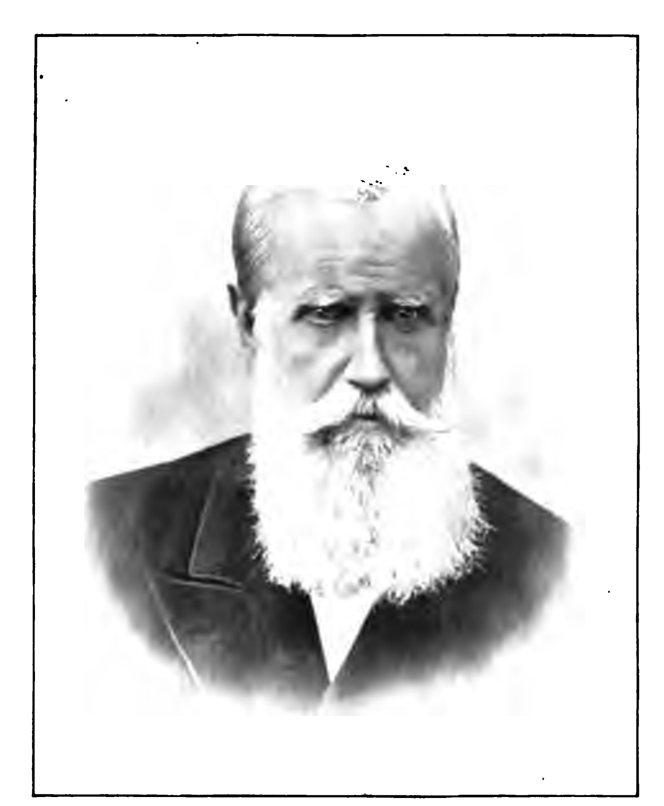
Der Kaiser Dom Pedro II. war ein Selbstherrscher im vollsten Sinne des Wortes; er herrschte, regierte und verwaltete. Nichts sollte im weiten Reiche ohne seinen Willen geschehen. War dieser Wille auch ehrlich auf das Wohl des Staates gerichtet, so entsprachen die Regierungsmassregeln des Monarchen doch nicht immer der Entwicklung und den fortschreitenden Bedürfnissen der Allgemeinheit. Der Übelstand war, dass kein Minister des Kaisers jemals die Selbständigkeit gewinnen konnte, aus eigener Initiative eine Massregel durchzuführen. Alles ging allein vom Kaiser aus.

Als nun im Jahre 1886 durch eine schwere Krankheit dem Herrscher die Zügel der Regierung entglitten, stiegen am politischen Horizonte Brasiliens gewitterschwere Wolken auf, die jeden Patrioten mit ernster Besorgnis erfüllten. Obwohl damals einer der besten Staatsmänner Brasiliens, Baron de Cotegipe, an der Spitze der Regierung stand, machte sich doch der Mangel der kaiserlichen Autorität in hohem Grade fühlbar. Man vermisste die ruhige und sichere Hand des Monarchen, der bisher stets klug und gewandt das Staatsschiff durch alle Fährnisse zu leiten verstanden hatte. Mannigfach und brennend waren aber die Fragen, deren Lösung von der Regierung stürmisch verlangt wurde. Ein langwieriges Zerwürfnis zwischen der Garnison der Hauptstadt und der Staatspolizei konnte schon nur unter teilweiser Einbusse an gesetzlicher Autorität beigelegt werden.

Die allgemeine Forderung der städtischen Bevölkerung des ganzen Reiches nach endgültiger Aufhebung der Sklaverei war nachgerade zur Sturmflut angewachsen. Die mächtige Abolitionistenpartei rückte dem Ministerium bedrohlich auf den Leib. Das Kabinet setzte aber diesem Andrängen einen zähen Widerstand entgegen, trotzdem das Ministerium ganz auf sich selbst gestellt war und von keiner Seite eine Unterstützung weder in materieller noch in moralischer Hinsicht zu erwarten hatte.

Auf die bewaffnete Macht war nicht mit Zuversicht zu zählen, denn seit Jahren schon hatte im Heere wegen vielfacher Vernachlässigung desselben ein Geist der Unzufriedenheit und des Missmutes die Bande der Disziplin bedenklich gelockert. Eine moralische Stütze hätte das Ministerium ver-

Der Kaiser und sein letztes Ministerium





Kaiser Dom Pedro II

Visconde Ouro Preto
Minister-Präsident

Admiral Baron de Ladoria
Marine-Minister



geblich gesucht in einem Parlament, das in kleine Gruppen zerfallen war, von denen jede unter endlosem Gezänk ihre eigenen Ziele verfolgte. Ja selbst bei der Krone, deren Vertreterin während der Krankheit des kaiserlichen Vaters die Prinzess-Regentin Isabel war, fand das Kabinet keinen Rückhalt, denn auch die Prinzessin wollte die Sklavenfrage endlich gelöst sehen. Aber gerade diesem Plane versagte der Ministerpräsident Cotegipe beharrlich seine Zustimmung, weil er der Meinung war, dass die überstürzte und unvermittelte Sklavenemanzipation der Dynastie verhängnisvoll werden könnte. Wie richtig der Scharfblick des Ministers die Lage erfasst hatte, sollte die nächste Zukunft beweisen. Nichts konnte ihn bewegen, in dieser wichtigen Angelegenheit nachzugeben, bis er endlich, auf den entschiedenen Wunsch der Regentin, einem gefügigern Manne weichen musste.

Im März 1888 trat an die Stelle des konservativen Ministeriums Cotegipe das freikonservative Kabinet João Alfredo, dessen Chef als ehemaliges Mitglied des Ministeriums Rio Branco den Ruf eines freigesinnten energischen Mannes besass. Von ihm wurde die Lösung der Sklavenfrage, sowie entschiedenes Vorgehen im Sinne geistigen und materiellen Fortschritts erwartet. Allein nur zu bald trat allgemeine Enttäuschung ein. Alfredos Vorgänger, Herr von Cotegipe, war zwar als Reaktionär verschrien, besass aber doch den Freimut, seine Gesinnung allzeit offen zu bekennen; Alfredo dagegen wollte es mit keiner Partei ganz verderben, tastete unentschlossen hin und her, befriedigte niemanden und wurde schliesslich von allen Parteien, selbst von der eigenen aufs heftigste angefeindet.

Dennoch ist gerade der Name dieses Ministeriums mit einer der denkwürdigsten Thatsachen in der ganzen Geschichte Brasiliens verknüpft, denn diesem Kabinet war es vorbehalten, die 1871 in Angriff genommene Sklavenbefreiung durchzuführen, wenn auch der eigentliche Anstoss dazu von der Prinzess-Regentin ausgegangen war. Am 8. Mai 1888 wurde den Kammern der Gesetzentwurf vorgelegt, der sofortige Aufhebung der Sklaverei ohne jede Entschädigung und Einschränkung aussprach. Am 13. Mai schon wurde das Gesetz verkündet, wonach an diesem Tage 1½ Million Sklaven für frei erklärt wurden.

Allein die unvorbereitete und gewaltsame, wenn auch im fortschrittlichen Sinne durchgeführte Sklavenbefreiung schädigte eine beträchtliche Anzahl von Staatsbürgern, namentlich die mittleren und grossen Fazendeiros. Dringende Notrufe der letzteren um Unterstützung durch billige Anlehen und Geldvorschüsse kamen an die Regierung, die der Ministerpräsident João Alfredo, der gleichzeitig Finanzminister war, durch Versprechungen und hinhaltende Transaktionen mit den Banken zu beschwichtigen suchte, wodurch aber schliesslich niemand, am allerwenigsten die wirklich Bedürftigen befriedigt wurden.

Die in solcher Weise geschädigten Fazendeiros brüteten Rache gegen die Regierung sowohl, als auch gegen die Prinzess-Regentin. Sie bethätigten dieselbe zum grossen Teil durch Übertritt zur republikanischen Partei, die sich etwa seit einem Jahr zu einer grossen Vereinigung verbunden

hatte, an deren Spitze der nachmalige republikanische Minister Quintino Bocayuva stand.

Mittlerweile war der Kaiser aus Europa wieder heimgekehrt, doch griff er wider Erwarten nicht in die Staatsgeschäfte ein, da ihm offenbar die alte Thatkraft gebrach. Das politische Wirrsal dauerte unverändert fort. Ermutigt durch die allgemeine Unzufriedenheit und die zu Tage tretende Schwäche des immer noch kränklichen, alten Kaisers begann die republikanische Partei ihr Haupt zu erheben. Sie veranstaltete allerorten Volksversammlungen, in denen zündende Reden gegen die bestehende Staatsverfassung gehalten wurden. Obwohl es in diesen Versammlungen oft recht lärmend zuging, so verliefen sie doch stets ohne schlimme Folgen. Dies hätte bei dem nicht gerade angriffslustigen Charakter des brasilianischen Volkes wohl noch lange Jahre so fortgehen können, ohne zu irgend welcher Befürchtung Anlass zu geben, wenn nicht das Ministerium — wie alle Welt hier behauptet — im geheimen die „Guarda negra", eine aus befreiten Sklaven bestehende Horde, ins Leben gerufen hätte, deren Bestimmung es war, den Volksversammlungen gewaltthätig entgegenzutreten. Durch das Auftreten dieser Guarda negra erhielt die Bewegung erst einen gefährlichen Charakter, indem Unruhen entstanden, wobei Tötungen und Verwundungen vorkamen, die in der gesamten Bevölkerung Aufregung verursachten.

Vom Volke missachtet und verleumdet, von der eigenen Partei im Parlamente verlassen, war das Ministerium Alfredo gezwungen, sich zurückzuziehen. An seine Stelle trat am 7. Juli 1889 ein liberales Kabinet unter Vorsitz des Visconde Ouro Preto, das jedoch von der in ihrer Mehrheit konservativen Kammer sofort ein Misstrauensvotum erhielt, worauf die Regierung mit Auflösung der Deputiertenkammer und Anordnung der Neuwahlen antwortete. Die Neuwahlen fanden am 31. August desselben Jahres statt und fielen in gewünschtem liberalem Sinne aus. Das Programm des neuen Ministeriums wurde im Einvernehmen mit der liberalen Partei aufgestellt. Nur in Bezug auf eine erweiterte Autonomie der Provinzen wurde keine Eintracht erzielt, indem hier die Regierung auf centralistischem Standpunkt verharrte.

Dr. Ruy Barboza, angesehener Advokat und einflussreicher Journalist, einer der bedeutendsten Redner und Gelehrten Brasiliens, der als hervorragendes Mitglied der liberalen Partei den Gedanken der Autonomie im weitesten Sinne vertrat, wendete sich infolge der Zurückweisung derselben von der Regierung ab und bekämpfte sie in seinem Blatte mit leidenschaftlichstem Nachdruck. Die Autonomie war seit langem der lebhafte Wunsch aller zwanzig Provinzen, von deren Steuern die Centralregierung nur den allergeringsten Teil für die Entwicklung der Provinzen verwendet hatte.

Der Ministerpräsident Affonso Celso, Visconde de Ouro Preto, ein bereits bewährter Staatsmann von grossen Fähigkeiten und bedeutender Energie, hatte sich die Aufgabe gestellt, den verrotteten Mechanismus der Staatsverwaltung von Grund aus neu zu gestalten und bei allen öffentlichen Behörden eine strenge Disziplin einzuführen. Das brasilianische Volk wie das

Ausland brachten ihm ein solches Vertrauen entgegen, dass infolge seiner Finanzoperation die Staatspapiere ihren höchsten Kursstand erreichten und das im Lande umlaufende Papiergeld zum vollen Goldwerte angenommen wurde.

Nur in Beziehung auf das Heer ergriff Ouro Preto nicht die richtigen Massregeln. Hier setzte er alle Vorsicht und Klugheit beiseite, und gerade dies kostete schliesslich Dom Pedro II. den Thron. Schon seit Jahren herrschte in der Landarmee Missmut infolge der Vernachlässigung und Missachtung, die dem Heere selbst von seiten des Kaisers zu teil wurde. Keinem der materiellen und moralischen Bedürfnisse der Armee wurde in befriedigender Weise Rechnung getragen, keine ihrer Beschwerden gehört. Dadurch ihrem obersten Kriegsherrn immer mehr entfremdet, reifte in Offizierskreisen allmählich das Bewusstsein heran, dass nur durch die Armee selbst Hilfe geschaffen werden könne. Hiermit war der moralische Abfall des Heeres vom Kaiser schon zur Thatsache geworden. Offiziere aller Grade traten der republikanischen Partei bei, was bei der Mehrzahl allerdings nicht aus tiefster politischer Überzeugung, sondern aus Missmut geschah.

Nur ein einziger unter ihnen, der Oberstleutnant Benjamin Constant Botelho de Magalhães war von jeher ein echter und rechter Republikaner aus Grundsatz. Dieser Mann übte einen weitreichenden Einfluss auf die Offiziere des Heeres aus, namentlich auf die jüngeren und intelligenteren derselben. Dieser Einfluss war um so tiefgehender, als er eine Folge der ausserordentlichen Beliebtheit war, deren sich Botelho als Professor der Mathematik an den Militärschulen bei seinen Zöglingen seit vielen Jahren erfreute. Als folgerichtiger Anhänger des Auguste Comte'schen Positivismus hatte er seine staatsumwälzenden Grundsätze den Schülern eingeimpft, die später als Offiziere die Prinzipien ihres Lehrers im Heere verbreiteten. Viele dieser jungen Militärschüler trugen keine Scheu, gelegentlich ihre Gesinnung sogar öffentlich kundzugeben. In Civil gekleidet, beteiligten sie sich an den republikanischen Versammlungen, wo sie den Volksrednern ausgiebigsten Schutz gegen die Guarda negra gewährten.

Um diese Zeit wurde ein Attentat auf das Leben des alten Kaisers verübt, als er nachts in geschlossenem Wagen aus dem Theater heimfuhr. Allein dieses Attentat war keineswegs von langer Hand vorbereitet. Kaiser Dom Pedro II. war überall im Lande seines Lebens so sicher wie im eigenen Palaste. Ein Angriff von einem Brasilianer auf seinen Kaiser war schlechterdings nicht denkbar, denn das ganze Volk ohne Ausnahme besass unbestreitbar eine herzliche Verehrung für die Person des Monarchen und seit der Zeit der schweren Erkrankung des Kaisers eine Pietät für denselben, die ein Attentat vollständig auszuschliessen schien. Es war auch kein Mordversuch, der vom brasilianischen Volke ausging, sondern der Bubenstreich eines nervenkranken, weinerhitzten Burschen von zwanzig Jahren, der zudem kein Brasilianer, sondern Portugiese war. Auch war die Schussdistanz zu weit und das Ziel für einen mittelmässigen Revolver viel zu unsicher gewesen. Der Kaiser selbst mass dem Vorfall auch keine Bedeutung bei, als

man ihm den Hergang berichtete. Er kannte sein Volk zu gut, um dergleichen von ihm zu befürchten. Er glaubte sicher zu sein, dass während seiner Lebenszeit vom Volke nichts gegen den Thron unternommen werden würde. Was ihm wohl Sorge verursachen mochte, war die Nachfolge seiner Tochter, der Prinzessin Isabel, die bei dem grössten Teil der Bevölkerung nicht beliebt war, während der Schwiegersohn des Kaisers, der Graf von Eu, geradezu gehasst wurde.

Der Armee jedoch sich zu versichern, daran dachte unbegreiflicherweise bei Hofe niemand; ja selbst nur die Ursachen ihrer Unzufriedenheit zu untersuchen, hielt man dort für unnötig. Dass das Heer schon sehr stark vom Republikanismus durchsetzt war, trat bei jeder Gelegenheit zu Tage, aber der kaiserliche Hof und die dort aus und eingehenden Generale verschlossen fast absichtlich ihre Augen und Ohren vor den vielfachen Anzeichen des kaum noch verhaltenen Unwillens der Offiziere; noch weniger traute man der Armee ein Pronunciamento zu. Schon als das Landheer im Jahre 1870 aus dem fünfjährigen Kriege mit Paraguay in das Vaterland zurückgekehrt war, haben weder die Offiziere noch die Soldaten vom Kaiser oder dessen Regierung die verdiente Anerkennung erhalten.

Auch die Reorganisation des inneren Verbandes der Armee, der im langjährigen Kriege gelockert worden war, die Neugestaltung des Heeres nach modernen Grundsätzen wurde vernachlässigt, nicht der geringste Versuch gemacht, den Geist der Disziplin zu heben, und ebenso nichts gethan, um die aus dem Kriege halbverwildert zurückkehrende Armee in allen Beziehungen auf ein höheres moralisches Niveau zu bringen. Lässt sich dieser Kampf gegen Paraguay, wie überhaupt Kriege in Südamerika nicht mit grossen europäischen Feldzügen vergleichen, in denen eine einzige Schlacht Hekatomben von Menschenleben verschlingt, oft mehr, als hier ganze Armeen besitzen, so ist doch ein Krieg in Südamerika keine leichte Aufgabe. Es mangelt an Strassen zum Transport von Munition und Proviant, an Städten, ja oft auf viele Stunden weit an Dörfern, die den Truppen nur den notdürftigsten Unterschlupf gewähren. Es sind ungeheure Sümpfe, unüberbrückte Flüsse, Urwälder und undurchdringliche Wildnisse zu bewältigen. Jedermann, nicht bloss der Militär, wird anerkennen müssen, dass hier ein Krieg, wenn er auch nicht Hunderttausende von Menschen hinrafft, doch den Soldaten vom General bis zum Trossknecht Opfer auferlegt, die einem europäischen Soldaten nur in äusserst seltenem Falle zugemutet werden. Man denke sich beispielsweise Bataillone, die Tage, ja oft Wochen lang ohne andere Nahrung als rohe Maiskörner waren, Truppen, die zu Zeiten im Sumpfwasser wateten, das ihnen bis zur Brust reichte und dabei gegen den Feind Front zu machen und stundenlang in dieser Lage sich zu verteidigen hatten. Alles das aber hatte die brasilianische Armee im Kriege gegen Paraguay durchgemacht; dieselbe Armee wurde aber gering geschätzt und nicht gehegt und gepflegt, noch auch so hoch gehalten, wie dies bei allen Mächten in Europa der Fall ist. In der alten Welt behält der Monarch als oberster Kriegsherr überall stete und innige Fühlung mit seinem Heere und trägt dessen Uni-

form, die die beiderseitige Zusammengehörigkeit tagtäglich den Truppen in Erinnerung bringt, durch die sie sich gehoben und Eins mit ihrem Herrscher fühlen. Dies fehlte in Brasilien gänzlich.

So wie Kaiser Dom Pedro II. dem Volke gegenüber allzuwenig mit dem Glanz der kaiserlichen Majestät hervortrat und seinem hohen Range dadurch nicht wenig vergab, ebensowenig betonte er den Soldaten gegenüber seinen Rang als oberster Kriegsherr. Sah man den Monarchen doch nie in militärischer Uniform. Er war zu patriarchalisch, zu einfach, was die grosse Masse des Volkes selten in vollem Umfang zu würdigen weiss und wohl gar bespöttelt, wie es auch hier der Fall war.

So war in grossen Zügen die politische Lage, die Ouro Preto als Ministerpräsident von seinem Vorgänger übernommen hatte. Diesem geistig schärfer blickenden Manne war die Gefahr, welche die Krone bedrohte, keineswegs völlig entgangen, doch glaubte er während der Lebenszeit des alten Kaisers noch nichts befürchten zu müssen. Nur die Nachfolge der Thronerbin hielt auch er für gefährdet und diese suchte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu sichern, was ihm bei seiner Thatkraft und dem bedeutenden Ansehen, das er unter seinen Mitbürgern genoss, höchstwahrscheinlich auch gelungen wäre, wenn nicht sein hitziges und leidenschaftliches Temperament ihn zu Thaten fortgerissen hätte, welche die Armee zur offenen Rebellion trieben. Das Gelingen seines Vorhabens hatte umsomehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die weitaus grösste Mehrheit des Volkes nicht republikanisch gesinnt war, wovon die eben vollzogenen Kammerwahlen den Beweis geliefert hatten.

Den Truppen, das heisst der Besatzung von Rio de Janeiro, die allerdings zu fürchten war, traute Ouro Preto weder den Mut noch die Einigkeit zu, sich in offener Empörung gegen den Thron zu erheben, in welcher Meinung auch die älteren Generale und viele höhere Offiziere den Kabinetschef bestärkten. Namentlich that sich hierin der Kriegsminister hervor, der bis zur letzten Stunde keine Ahnung von den Vorgängen in der Armee hatte. Ausserdem zählte der Ministerpräsident auch auf die allezeit treue und gehorsame Militärpolizei, die er auf eine Achtung gebietende Stärke gebracht hatte, und nicht minder auf die Kriegsflotte, in der bisher mit wenig Ausnahmen die republikanischen Ideen keinen Eingang gefunden hatten. Zu noch grösserer Sicherheit wurde die Errichtung einer 8000 Mann starken Nationalgarde für die Hauptstadt angeordnet, welche sich aus gut monarchistischen Staatsbürgern zusammensetzte. Die Nationalgarde hatte die vorläufig noch geheim gehaltene Bestimmung, der Regierung in der Ausführung ihrer Pläne als Stütze zu dienen und nötigenfalls gegen die Linientruppen Front zu machen. Der Plan war nicht übel und konnte umsomehr auf Gelingen rechnen, als die Besatzung von Rio de Janeiro nicht mehr als 4000 Mann aller Waffengattungen zählte. Doch kam es darauf an, die Garnison solange hinzuhalten, bis die Garde organisiert, bewaffnet und ein wenig eingeübt war.

Unkluger Weise gab aber Ouro Preto gleich nach seinem Eintritt ins Ministerium der Kammer seine Absicht in offener Sitzung kund, den Krieg

mit dem Republikanismus bis zur Vernichtung führen zu wollen. Er begann damit, dass er gegen die bewaffnete Macht eine Strenge hervorkehrte, die an Feindseligkeit grenzte. Seine Absicht ging offenbar dahin, eine stramme, militärische Disziplin zu erzwingen und die Armee von der Politik gänzlich auszuschliessen, oder wenn ihm dies nicht gelang, sie wehrlos und unschädlich zu machen. Eine Armee indes, die seit ihrem Bestande der Politik niemals ganz fremd geblieben war, ihrer rein militärischen Mission wieder zuzuführen oder sie unschädlich zu machen, ist nicht Sache einer kurzen Spanne Zeit. Zu einem Gewaltstreiche gegen dieselbe war aber die Regierung nicht vorbereitet.

Mittlerweile wurde der Marschall Deodoro da Fonseca mit einigen Bataillonen aus der weit entlegenen Provinz Matto Grosso zurückberufen, wohin er von dem vorhergehenden Ministerium unter dienstlichem Vorwande verbannt worden war. Niemand wusste sich diese Zurückberufung zu erklären. Wohl hiess es allgemein, dass die Regierung durch Unterhandlungen mit dem Marschall auf den bedenklichen Geist in der Armee beschwichtigend einzuwirken versuche. Sicher war, dass dieser General wie kein anderer einen entscheidenden Einfluss auf das Heer besass, das ihn wegen seiner Rechtlichkeit, Kühnheit und rücksichtslosen Entschlossenheit stillschweigend als Haupt anerkannte. Man war berechtigt, auf diese Vermittlung zwischen Heer und Regierung durch den Marschall umsomehr Hoffnungen zu setzen, als Deodoro da Fonseca wie seine ganze Familie seit vielen Jahren die besondere Gunst des Kaisers genossen hatte, mehrere seiner Brüder Generäle waren und seine Mutter, eine Witwe, sogar eine Pension aus der Privatkasse des Kaisers bezog.

Aber die Unterhandlungen mussten sich wohl zerschlagen haben, wenn sie überhaupt begonnen hatten, denn der Marschall verschwand gänzlich von der politischen Bühne, lebte zurückgezogen in seiner bescheidenen Behausung und harrte ruhig der Entwicklung der Dinge, von denen er in steter Kenntnis erhalten wurde.

Das schroffe Auftreten des Ministerpräsidenten gegen die Offiziere verwandelte die Unzufriedenen in Verschwörer. Den ersten thatsächlichen Anstoss zur Militärverschwörung gab der vorhin erwähnte Oberstleutnant Benjamin Constant Botelho de Magalhães durch eine gewitterschwangere Rede an der Tafel eines grossen, vom Kriegsminister, einer Civilperson, präsidierten Militärbanketts in der Militärschule. Diese Rede war eine offene Rebellion. Der Redner gab darin einen kurzen geschichtlichen Abriss der Mifsstände und der Verderbtheit, die, von den höchsten Behörden ausgehend, in allen Staatsämtern und Anstalten herrschten. Die nach Hunderten zählende Tischgesellschaft war vorerst überrascht und betroffen, brach aber nach Beendigung der Rede in allgemeinen Jubel aus, während der beleidigte Kriegsminister sich erhob und das Bankett verliess.

Noch an demselben Abend unterschrieben die Militärschüler eine Erklärung, worin sie sich anheischig machten, für ihren geschätzten Lehrer und Meister Blut und Leben einzusetzen und seinen Schritten, die er zur Ver-

besserung der allgemeinen Lage thun wollte, blindlings zu folgen. Dies war der erste Schritt zur Revolution. Von nun an begann es in der Armee stark zu gären. Die Verschwörung sprang von der Militärschule zur höheren Kriegsschule über und von dieser in die nahen Kasernen der Artillerie und Kavallerie. Die Offiziere, namentlich die jüngeren dieser Regimenter, machten mit den Kriegsschülern gemeinsame Sache, und nun wurde unter Leitung des Oberstleutnants Constant der Aufstand geplant. Der Verschwörung waren mittlerweile ausser den erwähnten noch mehrere höhere Truppen- und Generalstabsoffiziere, sowie einige Offiziere der Marine beigetreten. Auch hatte sich Constant mit einigen der hervorragendsten Häupter der republikanischen Bürgerpartei im geheimen ins Einvernehmen gesetzt und sie zum Anschluss an die Truppen aufgefordert, für den Tag, an dem der Aufstand losbrechen sollte. Alles geschah mit Wissen und Zustimmung des Marschalls Deodoro, der die ganze Zeit über gichtkrank zu Bette lag.

Schon seit Wochen schwirrten beunruhigende Gerüchte durch die Luft. Man fühlte, dass etwas Ungewöhnliches vorgehe, doch wusste niemand Bestimmtes anzugeben. Selbst die Regierung erhielt erst spät die Kunde von den Vorgängen in Offizierskreisen. Sie legte denselben indes keine allzugrosse Bedeutung bei, denn die Versicherung des Kriegsministers und des Generaladjutanten der Armee, dass nichts zu befürchten sei, hatte sie beruhigt.

Am 14. November 1889 nachts ging dem Ministerpräsidenten in seiner Wohnung eine Meldung des Polizeipräfekten der Stadt zu, dass die zweite Truppenbrigade sich in ihrer Kaserne zum Aufbruch rüste und der gefürchtete Aufstand für den Morgen des 15. November bevorstehe. Ouro Preto liess sofort seine Kollegen benachrichtigen und begab sich mit einigen derselben, unter denen sich der Marineminister Baron de Ladoria befand, in das Marinearsenal. Hier liess Ladoria einige Kriegsschiffe unter Dampf setzen und das Seebataillon, sowie andere Marinetruppen antreten. Die Marinetruppen waren mit Ausnahme weniger Offiziere der Verschwörung nicht beigetreten, sondern in ihrer grossen Mehrheit gut monarchisch gesinnt. Doch verabsäumte das Ministerium den Rest der Landtruppen, auf deren Treue einigermassen zu zählen war, wie z. B. das Militärpolizeikorps und die wohlbewaffnete Löschmannschaft, hier zu versammeln, wie es der Marineminister vorschlug.

Das Arsenal verfügte über 2000 Arbeiter, die im Notfalle bewaffnet werden konnten, und bot so einen sicheren Stützpunkt. Allein der Kriegsminister war der Ansicht, dass die inmitten der Stadt gelegene Centralkaserne ein geeigneterer Ort zur Tagung des Ministerrates sei, da derselbe die dort sich sammelnden, angeblich regierungstreuen Truppen in günstiger Weise moralisch beeinflussen könnte. Diese Gründe schienen einleuchtent zu sein, und so begaben sich die Herren mit Ausnahme des Marineministers, der im Arsenal zurückblieb, in die Centralkaserne, wo sie in den Lokalitäten des Kriegsministeriums den Generaladjutanten Marschall Floriano Peixoto zu ihrer besonderen Beruhigung bereits vorfanden, der mit Aufstellung der mittlerweile zusammenberufenen Truppen inner- und ausserhalb der Kaserne beschäftigt war. Der Ausbruch des Aufstandes, der in der That für den

15. November geplant war, sollte schon wegen nicht unerheblicher Erkrankung des Marschalls Deodoro da Fonseca aufgeschoben werden. Als aber der Oberstleutnant B. Constant und andere hervorragende Mitglieder der Verschwörung von den nächtlichen Vorbereitungen der Regierung und mehreren von ihr ergangenen Haftbefehlen Kenntnis erhalten hatten, wurde der Ausbruch beschleunigt und sofort in Ausführung gesetzt.

Der kranke da Fonseca wurde eiligst davon benachrichtigt. Mit den Worten: „Ich werde meine Pflicht thun," erhob er sich mit Hilfe einiger Offiziere von seinem Schmerzenslager und bestieg einen Wagen, den er im entscheidenden Moment verliess, um zu Pferde die Truppen zu kommandieren. Die aufständischen Truppen bestanden zunächst aus einem Artillerieregiment mit 16 Geschützen und zwei Kavallerieregimentern mit zusammen 400 Pferden, während die Infanterie vorläufig nur aus den Schülern der höheren Kriegsschule in einer Stärke von ungefähr 100 Mann bestand. Ihr Marschziel war die vorhin erwähnte Centralkaserne, in deren Front sich ein weit ausgedehnter Platz Praça de Santa Anna mit grossem Park im Hintergrunde befindet. Hier sollte die Entscheidung über Sein oder Nichtsein der Monarchie in Brasilien fallen.

In der Kaserne harrten unterdessen die Minister in banger Erwartung der kommenden Ereignisse. Schon begann der Morgen zu grauen, ohne dass der Generaladjutant Peixoto irgend welche kriegerische Vorkehrungen zum Empfange der Aufständischen oder zur Verlegung der Strassenausgänge gemacht hätte, aus denen der Gegner hervorbrechen musste. Ruhig und harmlos standen die Truppen in und vor der Kaserne, als handelte es sich um eine Parade. Eine düstere Ahnung bemächtigte sich der Minister beim Anblick dieser Thatlosigkeit von Seite der höheren Offiziere, doch gaben sie noch nicht alle Hoffnung auf, die namentlich in der Energie des jeden Augenblick zu erwartenden Marineministers ihre Stütze suchte.

Unterdessen war die aufständische Brigade unter Führung des Marschalls da Fonseca herangerückt, ohne ein Hindernis auf ihrem Wege gefunden zu haben; auf dem Platze nahm sie Aufstellung mit der Front gegen die Kaserne, während das in der Nähe postierte Polizeikorps und das Marinebataillon, Gewehr bei Fuss, dies ruhig mit ansahen. Wenn nun auch die Haltung dieser Truppen wenig Entschlossenheit zum Widerstande zeigte, so war doch ihre düstere Ruhe, mit der sie den anrückenden Fahnen der aufständischen Regimenter und dem Marschall die militärische Ehrenbezeugung versagten, keineswegs ermutigend für die letzteren. In diesem gefährlichen Augenblick fand der Marschall sofort das richtige Auskunftsmittel.

Mit Nichtachtung der gefahrdrohenden Stille und der finsteren Blicke dieser Truppe ritt er an das Militärpolizeikorps heran. In jovialem, väterlichem Tone rief er: „Kinder! Ihr verweigert eurem alten General den Gruss?" Diese Worte zündeten wie der Blitz. Sofort klärten sich die düsteren Gesichter auf, und die Käppis flogen in die Luft mit dem Rufe: „Viva o general Deodoro!" Der Bann war gebrochen, tausend Mann wohlbewaffneter Polizeitruppen gewonnen. Allerdings blieb noch das regierungs-

treue Marinebataillon, das an dieser Ovation keinen Teil nahm, andererseits aber auch keine entschiedene Feindseligkeit an den Tag legte. Es war dies wohl dem Mangel eines entschlossenen Führers zuzuschreiben. Bald darauf rückten auch die Zöglinge aus der entlegenen Militärschule heran, um sich dem Aufstande anzuschliessen.

Während sich nun diese Dinge zutrugen, fuhr der Marineminister in seinem Wagen vor, um sich zu seinen Kollegen zu begeben. Sofort befahl der Marschall da Fonseca, ihn gefangen zu nehmen. Ohne den mit diesem Auftrag betrauten Offizier einer Antwort zu würdigen, schoss Baron Ladoria seinen Revolver auf ihn ab, doch verfehlte die Kugel das Ziel. Nun sprengte der Marschall selbst heran, um die Gefangennahme persönlich vorzunehmen, aber auch er wurde in gleicher Weise von dem furchtlosen alten Seemann begrüsst, allerdings ebenfalls ohne Erfolg, denn die Kugel pfiff dem General an den Ohren vorbei. Jetzt gab die Begleitungsmannschaft des Offiziers eine Gewehrsalve auf den Minister ab, der, von drei Kugeln getroffen, zusammenbrach. Eben war der Offizier mit seiner Mannschaft im Begriff, mit blanker Waffe auf den Marineminister einzudringen, um ihn gänzlich abzuthun, als der Marschall sich dazwischen warf.

Alle diese Vorgänge konnten die Minister aus den Fenstern des Beratungssaales mit ansehen. Sie mussten sich sagen, dass alles verloren sei, trotz der Bataillone, die noch im inneren Kasernenhofe in voller Kriegsbereitschaft standen, aber keine Lust bezeugten, mit ihren Kameraden die Waffen zu kreuzen. In dieser verzweifelten Lage schien noch einmal ein Hoffnungsschimmer aufzuflackern. Der Generaladjutant Peixoto hatte sein Pferd befohlen, um sich zu den Truppen zu begeben. Nun erwartete der Ministerrat die erlösende That, die Vertreibung der Aufständischen vom Platze. Doch es kam anders. Der Marschall Floriano Peixoto erschien auf dem Santa Annaplatze vor den revolutionären Truppen und hielt mit Deodoro da Fonseca eine kurze Zwiesprache. Hierauf kehrte er in den Beratungssaal zurück mit den verhängnisvollen Worten, dass jede Verteidigung vergeblich sei!

Mit verhaltenem Grimm fragte ihn Ouro Preto vorwurfsvollen Tones, ob er denn auch im Paraguaykriege vor einem Angriff dermassen gezögert und gezagt hätte? — „Nein," lautete die lakonische Antwort, „in Paraguay stand ich dem Landesfeind gegenüber, hier aber meinen Mitbürgern und Kameraden." Diese Worte löschten nunmehr den letzten Funken von Hoffnung aus. Es war alles vorüber.

Marschall da Fonseca war inzwischen in den Kasernenhof eingeritten und hatte die daselbst aufgestellten Truppen, von denen er mit Jubel empfangen wurde, aufgefordert, sich den Aufständischen anzuschliessen. Er selbst begab sich in den Saal der Minister, wo er deren Absetzung aussprach und die Verhaftung einiger anbefahl, was aber auf mehrseitige Fürbitten, namentlich des Generaladjutanten Peixoto, unterblieb. Es wurde nunmehr Viktoria geschossen. Die Truppen zogen im Triumph durch die Hauptstrassen nach dem Marinearsenal, an dessen Pforte Kapitän zur See Vanden-

kolk den Marschall Fonseca empfing und ihm dasselbe überlieferte. Auch in den Hafenfestungen wurden die Kommandanten durch Vertrauenspersonen ersetzt.

Um die Mittagszeit war die Revolution vollendet, die Absetzung des Kaisers zwar noch nicht amtlich ausgesprochen, wohl aber wurden von vielen Seiten, namentlich von den Balkonen der Zeitungsredaktionen Hochrufe auf die Republik vernommen. Wo aber war und was that der Kaiser während dieser ihm so verhängnisvollen Stunden?

Der Kaiser wohnte in Petropolis; sämtliche andere Mitglieder der kaiserlichen Familie waren während dieser Vorgänge unsichtbar geblieben. Schon vor Anbruch dieses ereignisvollen Tages hatte Ouro Preto an den Kaiser telegraphiert, dass dessen Gegenwart in der Stadt dringend nötig sei, da nur dann die Beruhigung der erregten Gemüter und die Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung erwartet werden könne. Kein Mann aus dem Volke, kein Soldat, vielleicht nicht einmal Deodoro und Benjamin Constant, deren hervorragendste Charakterzüge Edelmut und Gemütstiefe waren, hätten es über sich vermocht, den alten, kranken Kaiser, wenn er in seiner majestätischen Würde und kindlichen Güte unter sie getreten wäre, mit der Verkündigung seiner Absetzung zu betrüben. Die Dynastie wäre vielleicht, mindestens für die allerdings nur mehr kurz bemessenen Lebenstage des Kaisers gerettet gewesen. Denn in der Absicht des Generals da Fonseca lag es keineswegs, den Kaiser zu entthronen, sondern nur die Minister abzusetzen.

Allein der Kaiser kam zu spät. Auch zeigte er sich nach seiner Ankunft in der Stadt nicht dem Volke, sondern er zog sich in den Stadtpalast zurück, wohin ihm die kaiserliche Familie vorangeeilt war. Unthätig harrte er hier der persönlichen Berichte, die er vom Ministerpräsidenten und sonderbarerweise auch vom Marschall Deodoro erwartete. Er hielt den Aufstand für eine vorübergehende Meuterei von nicht allzugrosser Bedeutung, und in diesem Sinne äusserte er sich auch zu den vielen Verehrern, die ihn umgaben. Als er aber endlich den Ernst der Sachlage erkannt hatte, fügte er sich als wahrer Philosoph und echter Patriot dem Schicksal mit Ruhe und Entsagung.

Dem Grafen von Eu, dem Gemahl der Thronerbin, kann aber der Vorwurf nicht erspart werden, für die Erhaltung der Dynastie an diesem Tage rein garnichts versucht zu haben, während es nicht unmöglich gewesen wäre, dem Geschicke dieses Tages eine glückliche Wendung für seine Familie zu geben, wenn er als Prinz und Marschall der Armee im Marinearsenal vor den Seetruppen rechtzeitig erschienen wäre. Eine persönliche Gefahr hatte er kaum zu befürchten, dass musste er als langjähriger Bürger Brasiliens wissen, und selbst wenn es der Fall gewesen wäre! Ist denn eine Krone nicht wert, das Leben für sie einzusetzen? — —

Bekanntlich war die grosse Mehrheit der besitzenden Klasse in Rio de Janeiro nichts weniger als republikanisch gesinnt, wenn auch ein bedeutender Bruchteil mit der kaiserlichen Regierung unzufrieden war. Das niedere Volk

hatte zum Teil gar keine politische Meinung, zum Teil war es schon aus Gewohnheit monarchisch gesinnt. Als der Militäraufstand losbrach, an dem aus dem Bürgerstande nur einzelne republikanische Parteihäupter teilnahmen, war das ganze Volk, hoch und niedrig, vor Überraschung im ersten Augenblick starr, keines Wortes und noch weniger einer That fähig. Später, als es, aus der Betäubung erwacht, der Vorgänge bewusst ward, stand die Republik vollendet da. Der kriegerische Teil der Revolution hatte sich ohne Widerstand, ohne Schwierigkeit, ja ohne Störung der öffentlichen Ordnung vollzogen.

Erst spät in der Nacht hatte sich der Kaiser entschlossen, den Geheimen Rat zu versammeln. Es war zwecklos! Schon hatte sich eine provisorische Regierung unter nomineller Führung des Marschalls Deodoro da Fonseca gebildet, der nach den Ereignissen des Tages, die das höchste Mass seiner Körper- und Seelenkräfte in Anspruch genommen hatten, des Abends physisch gebrochen und moralisch erschlafft aufs Krankenlager zurückgesunken war. Dem Andrängen der ihn umgebenden republikanischen Parteihäupter vermochte er keinen nachdrücklichen Widerstand entgegenzusetzen und resigniert liess er die Ausrufung der Republik geschehen. Er selbst war wie seine Frau, die einen bedeutenden Einfluss auf den Gatten ausübte, monarchisch gesinnt. Wohlweislich wurde dieselbe von ihrem Manne so lange fern gehalten, bis ein Rückzug unmöglich war. Die Frau Marschallin fand sich jedoch bald in ihr Schicksal und gebärdete sich nach Erhebung ihres Gemahls zum Präsidenten gewissermassen als Kaiserin des Reiches, zu welcher Rolle ihr so ziemlich alles fehlte. Sie vergab und entzog Gnaden und Stellen nach jeweiliger Laune, wie denn überhaupt die ganze Familie und Freundschaft des Präsidenten sich grosser Bevorzugung erfreuten.

Die provisorische Regierung begann eine fieberhafte Thätigkeit. Sie bezeugte dabei eine Umsicht und Mässigung, die Bewunderung erregte, namentlich in Anbetracht dessen, dass kein einziger erfahrener Staatsmann an der Spitze stand. Die öffentliche Ruhe und Sicherheit wurde streng aufrecht erhalten, zur Beruhigung der ausländischen Staatsgläubiger die ungeschmälerte Haftung für alle von der früheren Regierung eingegangenen Verbindlichkeiten in einem Staatsakte auf das feierlichste zugesagt. Am 16. November wurde mittels Dekrets die Absetzung des Kaisers Dom Pedro II. ausgesprochen, und derselbe durch eine Botschaft hiervon verständigt. In höflichem, aber bestimmtem Tone erging an den Kaiser die Aufforderung, das Land binnen 24 Stunden zu verlassen, zu welchem Zweck ihm die nötigen Mittel und ein Schiff zur Verfügung gestellt wurden. Ausserdem ward ihm auf Lebenszeit der Fortbezug seiner bisherigen Civilliste zugesichert und schliesslich 5000 Contos (12½ Millionen Francs) für seine Installierung im Auslande aus dem Staatsschatze zur Verfügung gestellt.

Die Antwort des entthronten Monarchen auf diese Botschaft war seiner hohen Stellung und seiner edlen Gesinnung würdig. Er fügte sich dem unabänderlichen Geschick, sein Vaterland für immer zu verlassen, von dem er, seinen eigenen Worten nach, nicht mit Groll, wohl aber mit tiefem

Schmerz schied; Brasiliens wollte er zeitlebens nur mit den innigsten Wünschen für das Wohlergehen des Landes gedenken. Das Anerbieten einer finanziellen Unterstützung aber wies er mit Hoheit zurück, indem er der provisorischen Regierung das Recht nicht zuerkannte, ohne Zustimmung der Volksvertretung über den Staatsschatz nach Belieben zu verfügen.

Hierauf wurde die Abreise der kaiserlichen Familie auf den 17. November 8 Uhr morgens festgesetzt und der Hof davon verständigt. Tagsüber wogten nach allen Richtungen durch die Stadt grössere Volksmassen, deren Endziel der kaiserliche Palast war. Dort standen sie in düsterm Schweigen und spähten nach den Fenstern des Schlosses, um das Antlitz eines der Glieder der von ihrer Höhe herabgestürzten Familie zu erblicken oder irgend ein Lebenszeichen von derselben zu gewahren. Allen war das Herz so schwer; fast durchgehends sprach sich ein banges Gefühl voll Mitleid beim Volke aus. Diese Stimmung der Volksmassen war der provisorischen Regierung nicht fremd geblieben. Letztere befürchtete, dass die längere Anwesenheit des Kaisers eine allzugrosse Gefahr in sich schliesse, um so mehr, als die rasche Verbreitung des Gerüchtes von der morgigen Einschiffungsstunde des Hofes eine gewisse Erregung in allen Gemütern wachgerufen hatte. Es war zu befürchten, dass zu dieser Stunde ganz Rio de Janeiro auf den Beinen sein werde, wodurch möglicherweise noch im letzten Moment die bisher glücklich durchgeführte Revolution scheitern könnte. In dieser Bedrängnis sah sich die provisorische Regierung zu einem zweiten Gewaltakt gegen den entthronten Herrscher gezwungen.

Ungefähr um 1 Uhr nachts wurde ein General beauftragt, die sofortige Einschiffung des Kaisers und seiner gesamten Familie zu bewirken. Im kaiserlichen Palast hatte in dieser Nacht niemand an Ruhe und Schlaf gedacht. Ängstlich schweigend, mit bedrücktem Gemüte bewegte sich die Dienerschaft durch die weiten Räume, um die zu verpackenden Gegenstände zusammenzutragen; mit thränenfeuchten Augen folgte ihnen schweren Herzens Prinzessin Isabel, deren Gemahl, äusserlich resigniert, den Sturm in seiner Brust niederzuhalten suchte. Tief in sich gekehrt sass in einem Armstuhl der greise Monarch, das weisse Haupt auf die Brust gesenkt; von Zeit zu Zeit rollte eine Thräne in seinen Silberbart hinab. Ihm stand in diesem schweren Leid die Kaiserin, seine vielbewährte, treue Lebensgefährtin, zur Seite, die ihn im Unglück keinen Augenblick verliess. Diese Gruppe stillen Schmerzes umringten einige der erprobtesten Freunde und Diener des gütigen Herrscherpaares, die von Zeit zu Zeit abgebrochene Trostworte stammelten, um nur das unheimliche Schweigen zu unterbrechen, das sie beängstigte.

In diesem Zustande fand der General die kaiserliche Familie, als er zur Vollziehung des ihm gewordenen Auftrages vor dem Kaiser erschien. Aufs tiefste ergriffen von dem traurigen Bilde, das sich seinen Blicken darbot, trug er mit bewegter Stimme dem würdevollen Greise, der gestern noch sein Souverain war, den Befehl der unverzüglichen Einschiffung vor. Und nun erfolgte ein Auftritt, der durch seine Tragik die Gemüter nicht

bloss der Augenzeugen, sondern aller der Menschen erschütterte, die nachträglich davon hörten.

Die Kaiserin erblasste und sank starr in ihren Sessel zurück, während der beleidigte Monarch, in dem sich die hohe Würde seiner Stellung, der Stolz seines Geschlechtes und schliesslich das Bewusstsein des ehrlichen Mannes empörten, sich von seinem Sitze erhob und mit vor Erregung bebender Stimme diese Zumutung entschieden zurückwies. „Bin ich denn ein Missethäter?“ sagte er, „dass ich bei Nacht und Nebel heimlich mein Vaterland verlassen soll, das ich keinen Augenblick meines Lebens zu lieben aufgehört und das ich fünfzig Jahre mit den besten Absichten für sein Wohl regiert, wobei ich wissentlich nie jemand etwas zu Leid gethan habe? Ist das der Dank meines Volkes, dem ich meine Liebe unzählige Male erwiesen habe? — Aber nein! Nicht das Volk, sondern einige wenige sind es, die, durch meine Wohlthaten erdrückt, in dieser Weise ihrer Dankesschuld sich entledigen wollen. — Es hat alles seine Grenzen! Ich fügte mich bisher, um Blutvergiessen zu vermeiden; ich wich zurück, den Thron meiner Väter in stiller Resignation räumend; doch nun bestehe ich auf mein gutes Recht, als ehrlicher Mann bis zum letzten Augenblick würdig behandelt zu werden, und weise die Gewaltthat mit Entrüstung zurück.“

Dabei netzten schwere Thränen sein von Siechtum und Alter gefurchtes Antlitz. Mit einem Aufschrei tiefsten Seelenschmerzes stürzte Prinzessin Isabel an die Brust ihres Vaters, und ein krampfhaftes Schluchzen durchzitterte ihren Leib. Die alte Kaiserin, erschüttert durch diese Scene, raffte sich aus ihrer Schmerzversunkenheit auf und suchte mit der ihr von jeher eigenen Sanftmut und Resignation die beiden, ihrem Herzen so nahe Stehenden durch liebevolles Zureden zu beruhigen.

Der General, ergriffen bis ins Innerste seiner Seele, befand sich in einer grausamen Verlegenheit. In seiner Ratlosigkeit wandte er sich an den ersten Kammerherrn mit der Bitte, ihm in dieser Not beizustehen, da sein Kopf für die Vollziehung des Auftrages verpfändet sei und er eher sterben, als Gewalt gegen seinen ehemaligen Herrn und Gebieter gebrauchen wollte.

Als der Kaiser dies vernahm, wandelte sich mit einem Male sein Sinn. Mit ergreifender Milde und Hoheit sprach er den General mit den Worten an: „Nie wurde durch meine Schuld ein Tropfen Menschenblut vergossen, und dies befriedigende Bewusstsein will ich in meine Verbannung ganz und unverkürzt mit mir nehmen. Sie sollen meinethalben kein Leid erfahren. Ich bin bereit, Ihnen mit meiner Familie zu folgen.“

Arm in Arm, fest aneinander geschlossen, verliess das Kaiserpaar, gefolgt von allen Gliedern der Familie und vielen Freunden, den Palast und trat in die finstere Nacht hinaus, um den Einschiffungsplatz zu erreichen. Wohl nie war Dom Pedro so ehrwürdig, als in diesem Augenblicke. Bei ihm hätte es gestanden, der Sache vielleicht eine ganz andere Wendung zu geben; aber er wollte kein Blutvergiessen. In seinem langen Rock, den gewohnten alten Cylinderhut auf dem Kopfe und in der Hand den unvermeidlichen Regenschirm, wanderte er aus dem stolzen Hause seiner Väter

ins Exil hinaus, als ein wahrer Weiser und Philosoph, dessen einziger Trost darin bestand, alle seine Lieben um sich zu haben. Viele Freunde folgten ihm in die Verbannung, andere gaben ihm wenigstens nach Europa das Geleite.

Am andern Morgen war alles vorüber. Die kaiserliche Familie war fort. Sie schwamm auf dem hohen Meere, begleitet von einem brasilianischen Kriegsschiff, Europa zu.

Ein banges Gefühl durchzitterte die Herzen der Bevölkerung, nur wenige vermochten sich in die neue Ordnung der Dinge sogleich zu fügen. Diese wenigen aber veranstalteten feierliche Aufzüge und Demonstrationen, um sich bei den neuen Gewalthabern beliebt zu machen. Bald fand sich auch das ganze Volk hinein, hatte sich doch das Haus Braganza selbst aufgegeben.

So ergreifend aber auch der Sturz des greisen Herrschers vom rein menschlichen Standpunkte aus sein mag, so darf nicht völlig übersehen werden, dass das Geschick der Monarchie denn doch nicht gänzlich unverdient war. Um dies zu zeigen, ist es angebracht, die Stimme eines brasilianischen Staatsmannes und Senators des Reiches zu hören, der in einem Schriftchen über Dom Pedro II. zu folgenden Schlufssätzen gelangt:

„Alle europäischen Zeitungen fragen verwundert: Wie war es möglich, dass die Dynastie eines Monarchen, der 49 Jahre das Land regierte, so leicht stürzen konnte? Eines Monarchen, der allgemein als die verkörperte Güte und Weisheit dargestellt wird, der von hohem Patriotismus beseelt, ja der fast ein Heiliger war. —

Und doch kann man nicht anders, als nur nach vorhandenen Thatsachen zu schliessen, und diese lassen keinen Zweifel zu, dass die monarchische Institution in der öffentlichen Meinung des Volkes längst diskreditiert, ja verloren war. Von einer Undankbarkeit des Volkes zu sprechen, ist leeres Geschwätz.

Nur dem Kaiser selbst ist die Schuld seines Sturzes beizumessen. Wenn Minister oder leitende Staatsmänner durch Jahrzehnte hindurch der Regierung die Signatur ihres Geistes und Charakters aufgedrückt hätten, wie dies z. B. mit Metternich und Bismarck der Fall war, so könnte man die Last der Schuld auf sie wälzen.

Aber in Brasilien hatte niemals ein Minister einen bestimmten Einfluss oder die Macht, eine selbständige Meinung in der Politik durchzuführen. Kein Staatsmann wagte es, von der Tradition abzuweichen, und diese ging doch von niemand anders aus, als vom Kaiser selbst. Wer brachte also die Monarchie in Misskredit, wenn es nicht der Kaiser selbst war?

Dom Pedro II. wurde anfangs der dreissiger Jahre als 5jähriges Kind zum Kaiser von Brasilien ausgerufen, nachdem dessen Vater Dom Pedro I. abgedankt hatte und nach Portugal zurückgekehrt war. Dom Pedro II. genoss nun eine ausgezeichnete Erziehung, hatte gute Lehrer und einen sorgsamen, eifrigen Vormund. Die Regenten während seiner Minderjährigkeit bestrebten sich aufs beste, seine Intelligenz und seinen Charakter zu

Die provisorische Regierung der Republik 1889—1890



Benjamin Constant Botelho de Magalhães
Kultus-Minister

Dr. Ruy Barboza
Finanz-Minister

Quintino Bocayuva
Minister des Auswärtigen

Dr. Aristides Lobo
Minister des Innern

Francisco Glycerio
Industrie-Minister

Vize-Admiral Vandenkolk
Marine-Minister

Dr. Campos Salles
Justiz-Minister, später vierter Präsident der Republik



Die drei ersten Präsidenten der Republik



Marschall Deodoro da Fonseca
Erster Präsident

Marschall Floriano Peixoto
Zweiter Präsident

Dr. Prudente de Moraes Barros
Dritter Präsident



Die Führer der Revolution der Marine und des Staates Rio Grande do Sul



Contre-Admiral Custodio de Mello
Hauptführer
der Marine-Revolution

Kapitän zur See Lorena

Contre-Admiral Saldanha da Gama

Dr. Silveira Martins das Los
Hauptführer der Revolution in Rio Grande do Sul

General Tavares
Führer der Revolution

Cumercindo Saraiva
Führer der Gauchos

Juca Tigre
Oberst der Revolution

Generale und hohe Beamte der Militärdiktatur der zweiten Regierungsperiode der Republik



General Argollo — General Telles

Oberst Valladão — Oberst Vespasiano

General Quadros — General Hyppolito

Admiral Geronimo Gonçalves

bilden. Frühzeitig einer Neigung zu den Studien folgend, hat er dieselben nie mehr ganz aufgegeben, und war bei seinem guten Gedächtnis ein hochgebildeter Mann, aber kein tiefer Gelehrter, wie dies seine Schmeichler behaupten.

Wohlerzogen, höflich gegen jedermann, wohlthätig gegen Arme, und guter Familienvater, war Dom Pedro II. ein Mann von schätzenswerten Eigenschaften. Aber dies alles beeinflusst nicht die Frage, um die es sich handelt: ‚War er ein guter Regent, oder nicht?‘ In dieser Bilanz wiegen die Aktiven zu seinen Gunsten durchaus nicht leicht. Er war ein unermüdlicher Arbeiter und zeigte stets die lebhafteste Teilnahme für die Entwickelung der materiellen Interessen des Landes. Sein mildthätiger Sinn veranlasste ihn, die Todesstrafe abzuschaffen, und politische Verbrecher sehr oft zu begnadigen. Nicht minder fällt die Initiative zur Sklavenbefreiung nur ihm allein zu, wofür die Geschichte ihm, trotz seiner vielfachen Irrungen in den Entwickelungsphasen dieser Frage, den ersten Platz zuerkennen wird. Diese erwähnten Eigenschaften und Thaten sichern ihm in allen Fällen einen gerechten Anspruch auf die Verehrung der Nachwelt.

Doch in seinen Passiven wiegt schwer die äusserst üble Richtung, die er seiner Politik gegeben und die Verächtlichkeit, zu der er den Parlamentarismus herabgewürdigt hat.

Diese Politik war es, die ihn, seine Dynastie und die monarchische Institution überhaupt gestürzt hat. Darüber wird ihn einst die Geschichte richten, wie sie das unbestrittene Recht hierzu gegen alle Könige besitzt.

Als Kind, sagte man ihm nach, sei er schlau und unempfindlich gegen Beweise von Freundschaft und Ergebenheit gewesen, so dass man annehmen könnte, dass seine später entwickelten guten Eigenschaften ihm mehr anerzogen, als angeboren waren.“

Weiter führt der Autor noch folgendes an: „Wer die Politik des Kaisers im Verlaufe seiner langen Regierung mit einiger Aufmerksamkeit und ohne Vorurteil verfolgt hat, muss zweifellos erkannt haben, dass es zwei Ideen waren, die ihn inspirierten, und die er zur unabänderlichen Richtschnur seiner Handlungen genommen hat.

Erstens: Die zwei grossen politischen Parteien, Liberale und Konservative, stets aufrecht zu erhalten, und dafür zu sorgen, dass nicht eine mächtiger als die andere werde, damit ihr Einfluss sich die Wage halte und das ausschlagende Gewicht in seiner Hand bleibe.

Zweitens: Nie zuzugeben, dass ein Brasilianer sich in seinem Lande über eine gewisse Höhe der allgemeinen Verehrung erhebe, die der Autokrat selbst zu regulieren liebte, während er unfähige, aber ergebene Männer zu erheben suchte. Oft vernichtete er diese Parteien, eine durch die andere, um den eigenen Willen durchzusetzen, wobei Ministerkrisen in Scene traten, denen nicht selten auch Kammerauflösungen folgten.

Sein System war, fünfzig Jahre hindurch, die Minister selbst zu wählen, die wieder die Präsidenten der Provinzen ernannten, welche dafür sorgen mussten, dass die Kammerwahlen zu ihren Gunsten ausfielen.“

Nachdem er mit historischen Belegen seine Behauptungen bekräftigt hat, fährt der Autor fort:

„Der Kaiser widersetzte sich mehr als zwanzig Jahre lang einer Wahlreform, weil ihm das bestehende alte System dies politische Spiel erleichterte.

Eusebio de Queiroz, Ministerpräsident im Jahre 1850, der sich ein ehrendes Denkmal in der Geschichte dadurch gesetzt hat, dass er das Verbot des Sklavenhandels zwischen Afrika und Brasilien, das bisher ein toter Buchstabe geblieben war, mit eiserner Energie zur That aufleben liess, einer der bedeutendsten brasilianischen Staatsmänner, sagte nach seinem Austritt aus dem Ministerium zu seinen Freunden: „Nur ein Mann ohne alles Ehrgefühl kann sich ein zweites Mal zum Minister des Kaisers Dom Pedro II. hergeben."

Eine solche Politik, durch beinahe ein halbes Jahrhundert befolgt, konnte nicht anders, als jeden politischen Charakter korrumpieren, den öffentlichen Geist ersticken, das Vertrauen zu den monarchischen Institutionen vernichten, und das Volk darauf vorbereiten, jede beliebige Änderung, die den Sturz des Bestehenden veranlassen konnte, teils stillschweigend, teils mit Befriedigung anzuerkennen.

Die Revolution war am 17. November eine in jeder Beziehung vollzogene Thatsache. Auch die Provinzen erhoben keine ins Gewicht fallende Einsprache, denn bevor sie sich von ihrer Überraschung über den so urplötzlich stattgehabten Umsturz erholt hatten, war die kaiserliche Familie schon ferne auf dem weiten Meere draussen. Die Dynastie war ohne den Versuch eines Widerstandes, ohne Einspruch abgezogen, und hatte allem Anschein nach ihre historischen Rechte gutwillig aufgegeben. Warum sollte das Volk kaiserlicher als der Kaiser sein?

Eine nicht geringe Besorgnis verursachten der provisorischen Regierung allerdings die drei Südprovinzen, wo neben einer entschlossenen Bevölkerung auch gegen 200000 deutsche Ansiedler wohnen, die zum grossen Teile Monarchisten waren. In der mächtigsten dieser drei Provinzen, Rio Grande do Sul, besass der Senator Silveira Martins, ein hervorragender Parlamentarier von ungewöhnlicher Energie, unbegrenzten Einfluss, durch den er die Anerkennung der Revolution in diesen Landesteilen, wenn nicht gänzlich verhindern, so doch in Frage stellen konnte. Dieser gefürchtete Mann befand sich aber, als die Nachricht der politischen Umwälzung nach Rio Grande do Sul gelangte, bereits auf hoher See auf einer Reise nach Rio de Janeiro. Die provisorische Regierung liess eiligst den betreffenden Dampfer durch ein Kriegsschiff auf offenem Meere anhalten und bemächtigte sich der Person des gefährlichen Gegners.

Nun erst fühlte sich das republikanische Gouvernement sicher. Es vereinigte in sich sämtliche Staatsgewalten; die vollziehende Gewalt lag in den Händen des Marschalls Deodoro da Fonseca. Die anderen Mitglieder der

provisorischen Regierung waren seine Minister, die für ihre Amtshandlungen nicht der Nation, sondern dem Chef der Exekutive allein verantwortlich waren. Eine aus mehreren bedeutenden Rechtsgelehrten zusammengesetzte Kommission wurde beauftragt, eine Verfassung auszuarbeiten, die dem am ersten Jahrestage der Revolution zusammentretenden Kongresse zur Genehmigung vorgelegt werden sollte.

Von nun an folgten die Regierungsdekrete einander in grosser Eile und beträchtlicher Zahl. Vieles Gute wurde geschaffen und manches Veraltete beseitigt. Wenn auch dabei bisweilen über das Ziel hinausgeschossen wurde, so ist doch anzuerkennen, dass der Wille und die Thatkraft der Machthaber mindestens während der ersten Monate der Republik dem öffentlichen Wohl entsprachen. Viele Gegner wurden dadurch schon versöhnt, dass keine augenfälligen Gewaltakte verübt wurden. Da die öffentliche Ruhe und Sicherheit keine Störungen erfuhren, so hatten auch die vielen Fremden keinen Anlass, mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden zu sein. Obwohl die Besorgnis nicht gering gewesen war, dass die Zusage der Einberufung eines verfassunggebenden Kongresses nicht erfüllt werden würde, so schwand diese doch bald, als die Wahlen ausgeschrieben und mit nur geringer Einflussnahme der provisorischen Regierung vollzogen wurden.

Ende November 1890 trat das republikanische Brasilien in die Ära einer staatsrechtlich geregelten Verfassung. Die am 24. November verkündete Konstitution verwandelte Brasilien in einen Bundesstaat von 20 autonomen Staaten nebst einem Bundesdistrikt. Das gemeinsame Staatswappen der Föderativrepublik erhielt statt der Kaiserkrone das südliche Kreuz mit der Devise: „Ordnung und Fortschritt!“ Alle Erlasse begannen mit der sehr charakteristischen Eingangsformel: „Regierung der Vereinigten Staaten von Brasilien, eingesetzt von Heer und Flotte im Namen der Nation.“ Die Unionsregierung erhielt das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden, über die Höhe der Ein- und Ausgangszölle, über die Einrichtung und Erhaltung der Zoll- und Steuerämter, der Posten und Telegraphen im ganzen Lande, das Recht der Begründung von Emissionsbanken, die Verfügung über Armee und Marine. Die allgemeine Naturalisierung der hier wohnenden Fremden wurde dekretiert, insofern sie nicht innerhalb einer bestimmten Zeit Einspruch erhoben; unbedingte Religionsfreiheit, die Trennung der Kirche vom Staate und die Verweltlichung der Friedhöfe wurde ausgesprochen, die bürgerliche Eheschliessung eingeführt und das aktive Wahlrecht allen denen zuerkannt, die lesen und schreiben können. Am 25. November wurde Fonseca zum Präsidenten, Floriano Peixoto zum Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten von Brasilien vom Kongress erwählt. Nach der Wahl des Präsidenten vertagte sich der Kongress. Bald darauf, am 22. Januar 1891, verstarb der Oberstleutnant Benjamin Constant Botelho de Magalhães, der gute Genius des jungen Freistaates. In ihm verlor die gesetzliche Freiheit ihre stärkste Stütze, das ganze Vaterland den besten, rechtschaffensten Mann, der vielleicht nur den einzigen Fehler hatte, dass er seine Mitbürger viel zu optimistisch nach der eigenen Reinheit des Charakters beurteilte.

Als der Kongress nach mehreren Monaten wieder zusammentrat, wurden mehrere inzwischen von der Regierung vorgenommene Eigenmächtigkeiten von der Tribüne herab in schärfster Weise getadelt und mancher nicht vollkommen gesetzmässige Akt rückgängig gemacht. Um auch für die Zukunft ähnlichen Willkürlichkeiten vorzubeugen, wurden einige Punkte der Verfassung erläutert und genauer festgestellt. Dadurch spitzte sich der schon früher bestandene Widerstreit zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt in höchst bedenklicher Weise zu. Der Präsident der Republik legte gegen mehrere der Beschlüsse des Kongresses sein Veto ein, wogegen dieser wieder auf gesetzlichem Wege Einspruch erhob, bis endlich da Fonseca am 4. November 1891 die Verfassung ausser Wirksamkeit setzte, den Kongress gewaltsam auflöste und die Stadt Rio in Belagerungszustand erklärte. Die beiden Parlamentsgebäude des Senats und der Deputiertenkammer wurden militärisch besetzt, einige hervorragende Mitglieder des Kongresses verhaftet, andere verfolgt, und alle diejenigen, die der Regierung Opposition gemacht hatten, unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Die Rede- und Pressfreiheit, sowie das Versammlungsrecht wurden aufgehoben und ein Militärgerichtshof für politische Vergehen eingesetzt. Telegramme politischen Inhalts konnten weder aufgegeben, noch empfangen werden. An politische Persönlichkeiten eingelaufene Briefe wurden von Staats wegen erbrochen.

Das Volk schwieg hierzu, wie bisher immer, wenn über seinen Kopf hinweg über das Schicksal des Staates verfügt worden war. Nur der Staat Rio Grande do Sul, dessen Bevölkerung in der Geschichte Brasiliens von jeher sich als besonders mannhaft und entschlossen erwiesen hatte, erhob sich gegen die Diktatur Fonsecas wie ein Mann. Innerhalb zwei Wochen brachte der genannte Staat eine grosse Anzahl kampfesmutiger Bürger unter die Waffen, um die Verfassung wieder in ihre Rechte einzusetzen. Sämtliche in Rio Grande do Sul stehenden Truppen schlossen sich dem Volke an.

In Rio de Janeiro liefen über diese Vorgänge nur ganz unbestimmte Gerüchte um, weil durch die Post und den Telegraph keine Nachrichten zu erlangen waren. Die erste That des empörten Volkes von Rio Grande do Sul bestand in der Absetzung des Gouverneurs dieses Staates, weil er auf telegraphischem Wege dem Staatsstreiche Fonsecas seine volle Zustimmung ausgesprochen hatte. Diese Zustimmung war indes nicht vereinzelt, denn alle Staatengouverneure Brasiliens mit Ausnahme eines einzigen hatten die Gewaltthat des Marschalls als weisen Akt der Regierung anerkannt und sich mit Eifer dem Chef angeschlossen, ohne von der Bevölkerung der betreffenden Staaten und ihrer gesetzlichen Vertretung einen Widerspruch zu erfahren. Nur der Gouverneur von Grão Pará, Lauro Sodré, besass den Mut, dem Präsidenten und seinen Anhängern Trotz zu bieten; er legte feierlich Protest gegen die Vergewaltigung der Staatsverfassung ein, wobei er sich mit den Kammern und dem ganzen Volke des Staates Pará im Einklang wusste. Dieser Gouverneur, ein junger Mann von dreissig Jahren, war ein ehemaliger

Schüler und inniger Freund des zehn Monate vorher verstorbenen Oberstleutnants Benjamin Constant Botelho de Magalhães.

Aber auch in Rio de Janeiro regte es sich. Mehrere Mitglieder des Kongresses, mit einigen höheren Offizieren des Heeres und der Marine vereint, suchten hier nach Mitteln, dem Diktator mit Macht entgegenzutreten. Die hervorragendsten Militärs, die an dieser Verschwörung teilnahmen, waren der Marschall Floriano Peixoto, der sich indes passiv verhielt, der Vizeadmiral Vandenkolk und der Kontreadmiral Custodio de Mello. Dem zuletzt genannten gelang es durch Umsicht und Kühnheit, den Gegenstreich zu führen. Verfolgt wie ein gehetztes Wild, wusste er sich seinen Häschern zu entziehen und mit seinen Kameraden in der Marine in Verbindung zu setzen.

Am frühen Morgen des 23. Novembers 1891 lag unerwartet die gesamte Kriegsflotte Brasiliens unter Kommando des Kontreadmirals Custodio de Mello in drohender Haltung vor Rio. An den Diktator erging die Aufforderung, binnen 24 Stunden von seinem hohen Amte zurückzutreten, da sonst Gewalt angewendet werden würde. Obwohl nun Deodoro da Fonseca keineswegs der Mann war, sich einschüchtern zu lassen, so verschloss er sich doch nicht der Erwägung, dass er auf die Gesamtheit der Garnison der Hauptstadt mit Sicherheit nicht zählen könne, dass er im Süden und Norden Brasiliens von den mächtigen Unionsstaaten Rio Grande do Sul und Grão Pará bedroht war und unter solchen Umständen nicht die besten Aussichten habe, der kriegerischen Drohung der Flotte mit Erfolg entgegentreten zu können. Nicht minder aber scheute sein unanfechtbarer Patriotismus einen Bürgerkrieg. So entschloss er sich denn zum Rücktritt, den er nur um neun Monate überlebte, da er schon am 23. August 1892 starb. Der Vizepräsident Floriano Peixoto übernahm die Präsidentschaft am 24. November 1891, umgab sich mit einem neuen Ministerium, machte den Staatsstreich rückgängig, berief den Kongress und führte alles in das gesetzliche Geleise zurück.

Schlimmer als alle diese Verfassungsstreitigkeiten war jedenfalls die schwere Finanzkrise, in die der junge Freistaat schon ein Jahr nach Proklamierung der Republik geraten war, eine Krisis, wie sie seit dem Bestehen Brasiliens als selbständiger Staat selbst in den schlimmsten Zeiten noch nicht eingetreten war. Den Anstoss dazu gab der erste Finanzminister der provisorischen Regierung. Unter dem letzten kaiserlichen Ministerium Ouro Preto hatten geschickte Finanzmassregeln die materiellen und finanziellen Verhältnisse Brasiliens scheinbar so gehoben und das Vertrauen des In- und Auslandes dermassen gestärkt, dass die brasilianischen Staatspapiere an den europäischen und amerikanischen Börsen zum höchsten Werte kotiert und namentlich das Papiergeld Brasiliens zu seinem vollen Nennwerte in Zahlung genommen wurde. Handel und Verkehr entwickelten sich in wenigen Wochen zu ungeahnter Höhe. Es schien für Brasilien das goldene Zeitalter angebrochen zu sein. Bedeutende Summen flossen aus dem Auslande zu, um an den zahlreichen Unternehmungen sich zu beteiligen, die hier geplant oder schon ins Leben getreten waren. Diese lebhafte Bewegung artete jedoch bald in schwindelhafte Spekulationen aus.

Als nun die Republik proklamiert worden war, hielt deren erster Finanzminister, Dr. Ruy Barboza, diese Schwindelperiode für das wunderbare Erwachen und Aufblühen der brasilianischen Nationalkraft, und er glaubte durch Beschaffung neuer und reichlicherer Zirkulationsmittel diesen Aufschwung unterstützen zu müssen. Er schuf drei Regional-Emissionsbanken mit einem Gesamtkapital von 450 Millionen, deren Mittelpunkt die Banco dos Estados Unidos do Brasil („B. E. U.-Bank") die Lieblingsschöpfung des Ministers war. Diese Banken wurden mit Vorrechten ausgestattet, die geradezu ein Monopol für dieselben schufen. Abgesehen davon, dass die Fundierung dieser Emissionen nicht auf der dauerhaftesten Grundlage geschah, so wurde später auch noch der im Staatsschatz hinterlegte Garantiefond von einem Drittel an Gold wieder an diese und andere Banken verliehen, denen daraufhin weitere Papiergeldemissionen zugestanden wurden. Eine Unzahl von Banken mit den wunderlichsten Namen wuchsen über Nacht empor wie die Pilze. Die Regierung bedachte nicht, dass mehr als vier Fünftel der brasilianischen Bevölkerung unproduktiv und ebensowenig nennenswerte Konsumenten sind; sie stellte die hiesigen Zustände in eine Parallele mit denen Nordamerikas und fand die Anzahl der Banken keineswegs zu gross für das Land. Übrigens dachten diese Banken gar nicht an solide Geschäfte, sondern nur an die Bereicherung ihrer Gründer.

Neben diesen Geldinstituten entstanden eine Anzahl von Industrie-, Eisenbahn-, Kolonisations- und anderen Gesellschaften mit fabelhaften Kapitalien, deren Gesamthöhe sich auf ungefähr 8 Milliarden Mark belief, die denselben Zweck wie die erwähnten Banken verfolgten. Alle Spekulanten und Abenteurer Brasiliens und der argentinischen Republik strömten nach Rio de Janeiro, um sich hier zu bereichern. Menschen, die vor einem Jahre nicht für 10 Milreis Kredit genossen hatten, wurden Millionäre, und Leute, die sonst in defekter Fussbekleidung umherliefen, rollten jetzt in Equipagen umher, die mit Rassepferden bespannt waren.

Neben diesem an Wahnwitz streifenden Schwindel liefen die grossartigsten Projekte über Eisenbahn- und Kolonisationsunternehmungen einher, die ihrerseits wieder vom Industrieminister Francisco Glycerio begünstigt wurden. In verschwenderischster Weise erteilte er Konzessionen, Privilegien und Zinsgarantien in der Gesamthöhe von $1\frac{1}{2}$ Milliarden und verschenkte ein und eine halbe Million Hektar Staatsländereien an Freunde und Verwandte. Den unbeschreiblichen Schwindel benutzten einige an der Spitze stehende Persönlichkeiten, um sich zu bereichern, während der Präsident da Fonseca keinen klaren Begriff von allen diesen Dingen hatte, die jeder rechtliche und ehrenhafte Mensch verdammte und als Vorläufer des finanziellen Verderbens des Staates betrachtete.

Der Krach blieb natürlich nicht aus. Die eingebildeten Reichtümer verschwanden, aber auch viele andere reelle, die sich zu sehr vorgewagt hatten. Der solide Handelsstand litt weniger unter diesem Zusammenbruch, desto mehr aber die Emissionsbanken, namentlich die B. E. U. zu Rio, die am Rande des Bankerottes stand und nur dem ihr zu Hilfe eilenden Staate

ihr weiteres Dasein zu danken hatte. Am meisten litten die Staatsfinanzen, denn die fremden Kapitalien hatten infolge aller dieser Verhältnisse von Rio sich zurückgezogen, was den Staatskredit empfindlich schädigte und das umlaufende Geldmittel auf ein Drittel seines Wertes herabdrückte. Zwar stieg dasselbe im Kurse wieder, als Marschall Floriano Peixoto den Präsidentenstuhl bestieg und mit Energie die Ordnung wieder herstellte, indem er die Erteilung von Konzessionen, Privilegien, Zinsgarantien und die Landverschenkungen einstellte und viele der bereits geschehenen rückgängig machte. Aber die Revolution im Staate Rio Grande do Sul und der Aufstand der Kriegsmarine 1893—1894 sollten den Staatsschatz aufs neue erschöpfen und ihn zu so gefährlichen Finanzoperationen verleiten, dass Peixoto nach wieder hergestellter Ruhe seinem Nachfolger Dr. Prudente de Moraes Barros die Staatsfinanzen in der heillosesten Zerrüttung überliess.

Bürgerkrieg und Reorganisation.

Noch war das zweite Jahr nicht völlig abgelaufen, seit Marschall Floriano Peixoto die oberste Leitung der Staatsgeschäfte übernommen hatte, als der Admiral Custodio de Mello in der Bai von Rio de Janeiro zum zweiten Male eine Flottenkundgebung in Scene setzte, um auch den Präsidenten Peixoto zum Rücktritt zu zwingen, wie ihm dies bei dessen Vorgänger da Fonseca gelungen war. Allein diesmal fand er sich einem Manne gegenüber, der den Mut besass, die kühne Drohung des Admirals stolz zurückzuweisen. Hieraus entspann sich ein erbitterter Kampf, der die Bai mit ihren Inseln, Festungen und Uferstädten in ein Kriegstheater verwandelte.

Der eigentliche wahre Grund dieses Aufstandes ist bei den entgegengesetzten Ansichten, die darüber herrschen, heute noch nicht mit voller Sicherheit festzustellen. Einige behaupteten, es sei eine Wiederherstellung der Monarchie beabsichtigt gewesen, während andere wieder die Ursache der Revolte dem persönlichen Ehrgeiz des Admirals de Mello zuschreiben. In den meisten Fällen aber erklärt man den Aufstand als eine patriotische Erhebung gegen die Willkürherrschaft eines despotischen Staatsoberhauptes.

Die Verfassung der brasilianischen Bundesrepublik betont die Machtvollkommenheit des Präsidenten im Gegensatze zu Frankreich, wo das Parlament der ausschlaggebende Faktor ist. Die brasilianischen Minister sind dem Kongress gegenüber nicht verantwortlich, sondern mehr Sekretäre des allein verantwortlichen Präsidenten, dem ganz ausserordentliche Vollmachten übertragen sind. Unter solchen Umständen liegt die Gefahr nahe, dass der Kongress nicht zur vollen Geltung kommt, wenn die vollziehende Gewalt in der Hand eines Mannes liegt, der an militärisches Befehlen und unbedingten Gehorsam gewöhnt ist, wie es ja auch in der That unter den beiden ersten Marschall-Präsidenten der Fall war.

Der Marschall Floriano Peixoto besass eine feste Hand und zähe Ausdauer, womit er die notwendige Disziplin und Achtung vor der Obrigkeit erzwang, die in Brasilien nur allzusehr mangelten. Sein strammes Regiment hatte sich schon bald nach seinem Amtsantritt kundgegeben, indem er zwei gegen seine Herrschaft gerichtete Verschwörungen gleich beim Ausbruch

derselben mit Entschiedenheit und Kraft unterdrückte. Er ist vielleicht damals der rechte Mann für Brasilien gewesen, denn nur unter solch energischer Handhabung der Zügel konnte das politisch zerwühlte Land in ruhigere Bahnen einlenken. Die verfassungsmässige Autonomie der Unionsstaaten erregte dem Präsidenten nur geringe Bedenken, wenn er sogar gegen den Willen der Bevölkerung in den Einzelstaaten Gouverneure ein- und absetzte, wodurch namentlich in Rio Grande do Sul der Bürgerkrieg entbrannte, der während der Amtsperiode Peixotos nicht wieder erlosch. Der teils passive, teils aktive Widerstand, der dem Präsidenten vielfach entgegengesetzt wurde, reizte ihn und trieb ihn immer weiter bis zur unbeschränktesten Selbstherrschaft.

Die Mehrzahl der hohen Ämter des Gesamtstaates, ja selbst der grösseren Stadtgemeinden wurden von Militärs bekleidet; ein nicht geringer Teil der Sitze in den Deputiertenkammern war von Offizieren eingenommen. In mehreren Staaten der Union waren Militärs der Landarmee an die Spitze der Regierung gestellt, in anderen die Civilgouverneure gewissermassen abhängig gemacht von dem jeweiligen Militärkommandanten, der seine Verhaltungsmassregeln vom Marschall-Präsidenten einholte: Bei dieser Verteilung von Macht- und Ehrenstellen, mit denen der Marschall Peixoto seine getreuen Offiziere belohnt hatte, war die Marine fast leer ausgegangen, wodurch die seit jeher zwischen Land- und Seemacht bestehende Spannung verschärft wurde und endlich zum offenen Bruch führte.

Am frühen Morgen des 6. September 1893 sah man die in der Bai von Rio de Janeiro vor Anker liegende Flottenabteilung der brasilianischen Kriegsmarine unter Dampf. Admiral Custodio de Mello, seit längerer Zeit schon der Regierung verdächtig und von der Geheimpolizei verfolgt, hatte mit Hilfe guter Freunde der Gefangennahme sich entzogen und in der Nacht vom 5. auf den 6. im Einverständnis mit mehreren Seeoffizieren der gesamten Flottenabteilung sich bemächtigt. Letztere bestand aus der Kreuzerkorvette „Republica“, dem grösseren Panzerturmschiffe „Aquidaban“, dessen unvollständige, überdies schadhafte Maschine erst später notdürftig hergestellt wurde, aus dem alten Panzerturmschiffe „Javary“, das gut armiert war, und aus drei Holzschiffen. Schon am 7. September hatte die „Republica“ etwa zehn im Hafen liegende grosse Handelsdampfer Brasiliens gekapert, armiert und zur Teilnahme am Aufstande gezwungen. Hierzu kamen schliesslich eine Anzahl Torpedoboote und armierte Dampfbarkassen.

Der Stadt Rio gerade gegenüber, auf Büchsenschussweite vom Marinearsenal entfernt, liegt die mässig hohe, aber ziemlich steile Ilha das Cobras (Schlangeninsel), deren Wichtigkeit als Waffenplatz weniger in ihrer Befestigung, als in der erhöhten, die Stadt beherrschenden Lage beruht. Von einem Feinde besetzt, wird sie durch ihre Nähe eine wirkliche Gefahr für die Hauptstadt, deren Höhen jedoch wieder die genannte Insel beherrschen. Südsüdöstlich von der Ilha das Cobras liegt auf einer kleinen Insel der Bai das Fort Villegagnon, das aber den heutigen Angriffswaffen gegenüber auf die Dauer nicht haltbar ist. Als das stärkste Fort gilt Santa Cruz, östlich

vom Einfahrtskanal, am Abhange eines steilen Piks auf Felsen gebettet. Die Umwallungsmauern dieses Forts sind zwar stark, aber im ganzen gehört Santa Cruz doch einem veralteten Befestigungssystem an. Santa Cruz gegenüber, westlich der Einfahrt, liegt São João auf einem Gebirgsabhang, ein Fort von minderer Bedeutung. Inmitten der Einfahrt, doch ein wenig nach Norden in die Bai vorgeschoben, ragt Fort Lage aus den Wellen auf, alt und halb verwittert und deshalb wenig von der Regierung beachtet. Dieses Fort ist es aber gerade, das die günstigste Lage zu erfolgreicher Verteidigung der Einfahrt in den Hafen besitzt.

Die Forts Santa Cruz, Lage und São João waren von den Regierungstruppen der Landarmee besetzt, während die Besatzung der Ilha das Cobras und des Forts Villegagnon aus Marinetruppen bestand, deren Oberkommandant Kontreadmiral Saldanha da Gama war. Dieser hatte sein Hauptquartier auf der Ilha das Cobras aufgeschlagen, wo sich auch die Kaserne des Seebataillons und das Marinehospital befanden. Beim Ausbruche des Aufstandes erklärte dieser Admiral die beiden ihm unterstehenden Forts für neutral, was nach europäischen Begriffen von Disziplin allerdings als eine Ungeheuerlichkeit erscheint, aber in Südamerika, wo der Militärstand keineswegs auf seinen Beruf sich beschränkt, sondern mitten im politischen Getriebe der Parteien steht, wird dies ganz anders aufgefasst. Wohl wusste die Regierung das zweideutige Benehmen Saldanhas seinem vollen Werte nach zu würdigen, aber sie war zu Beginn des Aufstandes noch zu schwach, um energisch dagegen auftreten zu können. Sie fand es daher für gut, die Posse ernst zu nehmen und die Neutralität stillschweigend anzuerkennen. Ausser den erwähnten fünf Forts befinden sich in der Bai eine ganze Reihe grösserer und kleinerer Inseln, deren wichtigere die Aufständischen besetzt hielten.

Die den beiden Admiralen zur Verfügung stehenden Streitkräfte hatten insgesamt eine Stärke von ungefähr 40 Offizieren, mehr als 100 Seekadetten und Aspiranten und 1200 Mann Matrosen und Marineinfanterie, die später durch Kranke, Verwundete und Gefallene auf etwa zwei Drittel dieser Zahl zusammengeschmolzen waren, denn Verstärkungen erhielten die Aufständischen von keiner Seite.

Die Regierung dagegen verfügte gleich anfangs über 4000—5000 Mann regulärer Truppen, Nationalgarden und Militärpolizei, später durch Zuzug aus dem Innern und Formierung von Freibataillonen über mehr als das Doppelte.

Vom 6. bis zum 13. September fanden keine nennenswerten Feindseligkeiten statt. Die Flotte hatte unterdessen eines grossen Kohlenlagers auf einer Insel und eines Geschützdepôts (Armação) sich bemächtigt, aus dem Geschütze, Munition und Maschinenbestandteile entnommen wurden, die zur Herbeiführung notdürftiger Manövrierfähigkeit des „Aquidaban“ Verwendung fanden. In diesen Tagen wurde von den Aufständischen ein schwerer Unterlassungsfehler begangen, der von vornherein das ganze Unternehmen in Frage stellte. Sie hatten es unterlassen, sich der Stadt Nictheroy, wo die eben erwähnte Armação lag, gleich anfangs zu bemächtigen, was ihnen bei

der ursprünglich schwachen Besatzung dieses Platzes zweifellos gelungen wäre. Nictheroy hätte die Insurgenten mit dem festen Lande in Verbindung gesetzt und ihre Hilfsquellen ganz bedeutend erweitert. Ausserdem wäre dadurch dem Fort Santa Cruz die Landverbindung abgeschnitten und diese feste Position der Regierung aus Mangel an Proviant zur Übergabe gezwungen worden. Der Besitz von Nictheroy hätte schliesslich die Aufständischen zu Herren der Hauptstadt Rio und eines weiten Umkreises gemacht, wodurch die Rebellen möglicherweise von den fremden Nationen als kriegführende Macht anerkannt worden wären. Alle diese Vorteile waren nun verloren und später nicht wieder einzubringen, denn die Regierung hatte mittlerweile den grössten Teil ihrer verfügbaren Truppen dorthin geworfen, die sich stark verschanzten und alle Angriffe zurückwiesen. Wochen hindurch wurde Nictheroy täglich mehrere Stunden lang von den Aufständischen bombardiert, doch ohne Erfolg, denn der Marschall-Präsident Peixoto war sich der Wichtigkeit des Platzes zu gut bewusst, um nicht alle möglichen Massnahmen zur nachdrücklichsten Verteidigung desselben zu treffen.

Aber auch die Hauptstadt Rio selbst hatte er nicht nur in Verteidigungszustand gesetzt, sondern auch zum Angriff vorbereitet. Die Höhenpunkte rings um die Stadt wurden mit Geschützen armiert, welche fast die ganze Bai beherrschten, die flachen Ufer mit Truppen besetzt, die hinter Schanzen von aufgehäuften Sandsäcken gedeckte Stellung nahmen. Im Hafen von Rio waren unterdessen Kriegsschiffe fast aller seefahrenden Nationen zum Schutze ihrer Angehörigen eingetroffen, die sich zwar dem Völkerrecht gemäss neutral verhielten, aber doch auf Ansuchen Peixotos das von den Aufständischen beabsichtigte Bombardement der „offenen Stadt Rio“ durch gemeinsamen Einspruch verhinderten. Freilich konnte Admiral Custodio de Mello den nicht unberechtigten Einwurf erheben, dass die Stadt keineswegs offen sei, sondern vielmehr einem befestigten Lager gleiche, das ihn zu vernichten drohte, wenn er die Vollendung der Befestigungsarbeiten abwarten wollte, darauf wandten sich die fremden Schiffskommandanten in diesem Sinne an die Regierung des Marschallpräsidenten und erzielten auch eine sofortige Zurückziehung der Geschütze. Heimlich jedoch wurden diese bald wieder in die Feuerlinie gezogen und in der Stille Tag und Nacht an der Befestigung aller strategisch wichtigen Punkte der Städte Rio und Nictheroy gearbeitet. Dieses Verfahren des Marschalls konnte der fremden Escadre keineswegs entgangen sein, erfuhr aber keinen Einspruch von ihrer Seite.

Am enschiedensten trat für Peixoto Nord-Amerika ein, das später durch ein ansehnliches Geschwader von sechs grösseren Kriegsschiffen vor Rio vertreten war, deren Feindseligkeit gegen die aufständische Flotte schliesslich offen zu Tage trat. Nur das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn bewahrten vollkommenste Neutralität, indem sie der gemeinsamen Dazwischenkunft der übrigen Vertreter der Mächte nicht beigetreten waren, wovon heute noch in Rio de Janeiro zu ihrem Lobe gesprochen wird. Die erwähnte Intervention der Seemächte England, Frankreich, Italien, Portugal und Nord-Amerika trug nicht wenig zum endlichen Siege der Regierung

über den Aufstand bei. Die aufständische Flotte, durch die fremden Kriegsschiffe teilweise in ihren Unternehmungen gehemmt, musste den Angriff auf die Stadt Rio aufgeben und sich auf ein wenig erfolgreiches Hin- und Herkreuzen in der Bai und ein müssiges Herumschiessen mit den Hafenforts beschränken, das um so unwirksamer war, als sowohl die Insurgentenschiffe als auch die Forts im allgemeinen sehr schlecht schossen.

Dieser Geschützkampf wiederholte sich täglich mehrere Stunden lang so regelmässig, dass die Anwohner der Bai an den Kanonendonner sich so sehr gewöhnten, dass sie ihn an Ruhetagen vermissten. Die ersten Monate wurde überhaupt eine grosse Menge von Munition verschwendet. Erst später, als beide Parteien besser eingeübt waren, begannen die Geschosse wirksamer zu werden. Je länger überhaupt der Kampf dauerte, desto hartnäckiger und blutiger wurde er. In den ersten beiden Monaten des Aufstandes hatte die Bai viel Ähnlichkeit mit einer Schaubühne, deren Parterre der Strand bildete, während die Logen und die Gallerien durch die am Ufer liegenden Häuser und die Höhenpunkte dargestellt wurden, von wo aus zahlreiche Zuschauer durch Fernrohre, die für 40 Pfennige zur Verfügung standen, das Schauspiel eines Seegefechtes genossen, das trotz der umherfliegenden Geschosse nicht allzugefährlich war, da das Meer fast alle verschlang.

Eines Tages, es mochte 1 Uhr nach Mitternacht sein, erdröhnte die Stadt von so heftigem Kanonendonner, wie man ihn bisher noch nie gehört hatte. Erschreckt fuhren die Bewohner Rios aus den Betten und harrten in Bangen der Entwicklung des ungewöhnlichen Nachtkampfes, der zwischen sämtlichen Forts, Inseln, Schiffen und Höhen-Redouten mit furchtbarer Wut entbrannt war. Doch wurde das Getöse immer schwächer, nur noch vereinzelt fielen die Schüsse, bis sie gänzlich verstummten und die Nachtruhe wieder in ihre Rechte trat. Was hatte es nun gegeben?

Es war der „Aquidaban“, das mächtige Panzerschiff, dessen Kühnheit bereits zur Legende geworden war, der den Ausgang der Bai von Rio erzwungen hatte. In Begleitung des Kreuzers „Republica“ und des armierten grossen Handelsdampfers „Uranus“ war er auf den südlichen Kriegsschauplatz, nach Rio Grande de Sul, abgegangen. Die Kanonade hatten diesmal die bisher neutralen Forts Ilha das Cobras und Villegagnon eröffnet, die dadurch ihren Übertritt zur Revolution ankündeten. Sechzig schwere Geschütze auf der Ilha das Cobras und die Riesenkanone von Villegagnon begannen ein lebhaftes Feuer gegen die Forts und Höhenredouten der Regierung, die ihrerseits in gleicher Weise antworteten. Während dieser Kanonade lichtete der „Aquidaban“ die Anker und glitt majestätisch dem Ausgange der Bai zu. Rechts neben ihm, auf der minder gefährdeten Flanke fuhr der „Uranus“, hart hinter beiden der übermässig armierte Kreuzer „Republica“ mit seinem kühnen Kommandanten, der durch die gewagtesten Unternehmungen innerhalb der Bai schon zum allgemeinen Gespräch geworden war.

Es war stockfinstere Nacht. Nur die elektrischen Scheinwerfer kreuzten von mehreren Richtungen her ihre Strahlenbündel, deren Widerschein am

nachtschwarzen Himmel geisterhaft hin und her huschte. Der „Aquidaban", dessen massiv stählernes Deck von allem Überflüssigen geräumt war, hatte seine verfügbare Mannschaft in den vier Panzerthürmen untergebracht. Als die Forts zu beiden Seiten des Eingangs der Bai des „Aquidaban" ansichtig wurden, und die Absicht des Feindes erkannten, wurden alle Geschütze auf ihn gerichtet. Wie ein im vollen Ausbruch befindlicher Vulkan spie Santa Cruz Feuer gegen das Insurgentenschiff, teils aber verfehlten die Geschosse ihr Ziel, teils prallten sie an dem starken Panzer ab. Ruhig und gelassen kam der schwarze Riese näher und näher und legte sich vor die Festung. Und nun sandte er ihr einige volle Lagen aus allen seinen Geschützen zu, die eine fürchterliche Wirkung dadurch hervorbrachten, dass eine Explosion im Fort stattfand und dessen Feuer für längere Zeit verstummte. Inzwischen war der „Uranus" mit vollem Dampf weitergefahren und entschlüpft; es folgte die „Republica", die wie ein feuerschnaubender Drache nach allen Seiten hin ihre Geschosse versandte und den Forts São João und Lage glücklich entkam. Zuletzt schloss sich der „Aquidaban" an. Der Durchbruch war gelungen bis auf geringfügige Beschädigungen der Schiffe und einige Opfer an Menschen. Am meisten hatte noch der „Uranus" gelitten, und Custodio de Mello selbst war leicht verwundet.

Des nächsten Morgens sah man überall in den Strassen Rios freudestrahlende Gesichter. Es zeigte sich, wie weitverbreitet die Sympathien waren, die der Aufstand bei der Bevölkerung besass. Man war stolz auf die Kühnheit und Geschicklichkeit, mit welcher der Admiral den Ring durchbrochen hatte, in welchen man ihn mit seiner Flotte gebannt glaubte. Doch durfte diese Freude durch keinen Laut, ja durch kein Zeichen kundgegeben werden, bei Gefahr des Kerkers und selbst des Lebens. Keiner traute dem andern, selbst Bekannte wagten es nicht, politische Bemerkungen miteinander auszutauschen, denn überall lauerten Geheimpolizisten und Spione, die allen Gesellschaftsklassen angehörten. Wer einer Angeberei zum Opfer fiel, wurde verhaftet und kam erst nach vielen Monaten frei, wenn er nicht erschossen wurde oder der schlechten Behandlung im Kerker erlegen war. Der geistige Verkehr war teils aufgehoben, teils beschränkt, das Briefgeheimnis verletzt, die oppositionelle Presse unterdrückt.

Hier drängt sich die Frage auf: Wie konnte eine so stark bevölkerte Stadt wie Rio, deren Bewohner in ihrer Mehrheit mit den Aufständischen sympathisierten, einen solchen Druck ertragen, ohne eine Massenerhebung ins Werk zu setzen? Die Ursache hiervon mag darin zu suchen sein, dass die vornehmsten Gegner der Regierung nur ganz im geheimen hinter den Coulissen intriguierten und dass die besitzende Klasse wieder einen Volksaufstand erwartet haben mochte, den sie sich dann zu Nutze gemacht hätte. So lange aber das Volk ruhig blieb, wagte sie nichts zu unternehmen. Von der grossen Masse des Volkes jedoch hielten die Kleinbürger, die nicht in die National-Garde eingereiht waren, sich von jeder Kundgebung zaghaft zurück, während die Nationalgarden und die durch die Besoldung angelockten besitzlosen Angehörigen der patriotischen

Als der Kongress nach mehreren Monaten wieder zusammentrat, wurden mehrere inzwischen von der Regierung vorgenommene Eigenmächtigkeiten von der Tribüne herab in schärfster Weise getadelt und mancher nicht vollkommen gesetzmässige Akt rückgängig gemacht. Um auch für die Zukunft ähnlichen Willkürlichkeiten vorzubeugen, wurden einige Punkte der Verfassung erläutert und genauer festgestellt. Dadurch spitzte sich der schon früher bestandene Widerstreit zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt in höchst bedenklicher Weise zu. Der Präsident der Republik legte gegen mehrere der Beschlüsse des Kongresses sein Veto ein, wogegen dieser wieder auf gesetzlichem Wege Einspruch erhob, bis endlich da Fonseca am 4. November 1891 die Verfassung ausser Wirksamkeit setzte, den Kongress gewaltsam auflöste und die Stadt Rio in Belagerungszustand erklärte. Die beiden Parlamentsgebäude des Senats und der Deputiertenkammer wurden militärisch besetzt, einige hervorragende Mitglieder des Kongresses verhaftet, andere verfolgt, und alle diejenigen, die der Regierung Opposition gemacht hatten, unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Die Rede- und Pressfreiheit, sowie das Versammlungsrecht wurden aufgehoben und ein Militärgerichtshof für politische Vergehen eingesetzt. Telegramme politischen Inhalts konnten weder aufgegeben, noch empfangen werden. An politische Persönlichkeiten eingelaufene Briefe wurden von Staats wegen erbrochen.

Das Volk schwieg hierzu, wie bisher immer, wenn über seinen Kopf hinweg über das Schicksal des Staates verfügt worden war. Nur der Staat Rio Grande do Sul, dessen Bevölkerung in der Geschichte Brasiliens von jeher sich als besonders mannhaft und entschlossen erwiesen hatte, erhob sich gegen die Diktatur Fonsecas wie ein Mann. Innerhalb zwei Wochen brachte der genannte Staat eine grosse Anzahl kampfesmutiger Bürger unter die Waffen, um die Verfassung wieder in ihre Rechte einzusetzen. Sämtliche in Rio Grande do Sul stehenden Truppen schlossen sich dem Volke an.

In Rio de Janeiro liefen über diese Vorgänge nur ganz unbestimmte Gerüchte um, weil durch die Post und den Telegraph keine Nachrichten zu erlangen waren. Die erste That des empörten Volkes von Rio Grande do Sul bestand in der Absetzung des Gouverneurs dieses Staates, weil er auf telegraphischem Wege dem Staatsstreiche Fonsecas seine volle Zustimmung ausgesprochen hatte. Diese Zustimmung war indes nicht vereinzelt, denn alle Staatengouverneure Brasiliens mit Ausnahme eines einzigen hatten die Gewaltthat des Marschalls als weisen Akt der Regierung anerkannt und sich mit Eifer dem Chef angeschlossen, ohne von der Bevölkerung der betreffenden Staaten und ihrer gesetzlichen Vertretung einen Widerspruch zu erfahren. Nur der Gouverneur von Grão Pará, Lauro Sodré, besass den Mut, dem Präsidenten und seinen Anhängern Trotz zu bieten; er legte feierlich Protest gegen die Vergewaltigung der Staatsverfassung ein, wobei er sich mit den Kammern und dem ganzen Volke des Staates Pará im Einklang wusste. Dieser Gouverneur, ein junger Mann von dreissig Jahren, war ein ehemaliger

Schüler und inniger Freund des zehn Monate vorher verstorbenen Oberstleutnants Benjamin Constant Botelho de Magalhães.

Aber auch in Rio de Janeiro regte es sich. Mehrere Mitglieder des Kongresses, mit einigen höheren Offizieren des Heeres und der Marine vereint, suchten hier nach Mitteln, dem Diktator mit Macht entgegenzutreten. Die hervorragendsten Militärs, die an dieser Verschwörung teilnahmen, waren der Marschall Floriano Peixoto, der sich indes passiv verhielt, der Vizeadmiral Vandenkolk und der Kontreadmiral Custodio de Mello. Dem zuletzt genannten gelang es durch Umsicht und Kühnheit, den Gegenstreich zu führen. Verfolgt wie ein gehetztes Wild, wusste er sich seinen Häschern zu entziehen und mit seinen Kameraden in der Marine in Verbindung zu setzen.

Am frühen Morgen des 23. Novembers 1891 lag unerwartet die gesamte Kriegsflotte Brasiliens unter Kommando des Kontreadmirals Custodio de Mello in drohender Haltung vor Rio. An den Diktator erging die Aufforderung, binnen 24 Stunden von seinem hohen Amte zurückzutreten, da sonst Gewalt angewendet werden würde. Obwohl nun Deodoro da Fonseca keineswegs der Mann war, sich einschüchtern zu lassen, so verschloss er sich doch nicht der Erwägung, dass er auf die Gesamtheit der Garnison der Hauptstadt mit Sicherheit nicht zählen könne, dass er im Süden und Norden Brasiliens von den mächtigen Unionsstaaten Rio Grande do Sul und Grão Pará bedroht war und unter solchen Umständen nicht die besten Aussichten habe, der kriegerischen Drohung der Flotte mit Erfolg entgegentreten zu können. Nicht minder aber scheute sein unanfechtbarer Patriotismus einen Bürgerkrieg. So entschloss er sich denn zum Rücktritt, den er nur um neun Monate überlebte, da er schon am 23. August 1892 starb. Der Vizepräsident Floriano Peixoto übernahm die Präsidentschaft am 24. November 1891, umgab sich mit einem neuen Ministerium, machte den Staatsstreich rückgängig, berief den Kongress und führte alles in das gesetzliche Geleise zurück.

Schlimmer als alle diese Verfassungsstreitigkeiten war jedenfalls die schwere Finanzkrise, in die der junge Freistaat schon ein Jahr nach Proklamierung der Republik geraten war, eine Krisis, wie sie seit dem Bestehen Brasiliens als selbständiger Staat selbst in den schlimmsten Zeiten noch nicht eingetreten war. Den Anstoss dazu gab der erste Finanzminister der provisorischen Regierung. Unter dem letzten kaiserlichen Ministerium Ouro Preto hatten geschickte Finanzmassregeln die materiellen und finanziellen Verhältnisse Brasiliens scheinbar so gehoben und das Vertrauen des In- und Auslandes dermassen gestärkt, dass die brasilianischen Staatspapiere an den europäischen und amerikanischen Börsen zum höchsten Werte kotiert und namentlich das Papiergeld Brasiliens zu seinem vollen Nennwerte in Zahlung genommen wurde. Handel und Verkehr entwickelten sich in wenigen Wochen zu ungeahnter Höhe. Es schien für Brasilien das goldene Zeitalter angebrochen zu sein. Bedeutende Summen flossen aus dem Auslande zu, um an den zahlreichen Unternehmungen sich zu beteiligen, die hier geplant oder schon ins Leben getreten waren. Diese lebhafte Bewegung artete jedoch bald in schwindelhafte Spekulationen aus.

Die Führer der Revolution der Marine und des Staates Rio Grande do Sul



Contre-Admiral Custodio de Mello
Hauptführer der Marine-Revolution

Kapitän zur See Lorena

Contre-Admiral Saldanha da Gama

Dr. Silveira Martins das Los
Hauptführer der Revolution in Rio Grande do Sul

General Tavares
Führer der Revolution

Cumercindo Saraiva
Führer der Gauchos

Juca Tigre
Oberst der Revolution

Generale und hohe Beamte der Militärdiktatur der zweiten Regierungsperiode der Republik

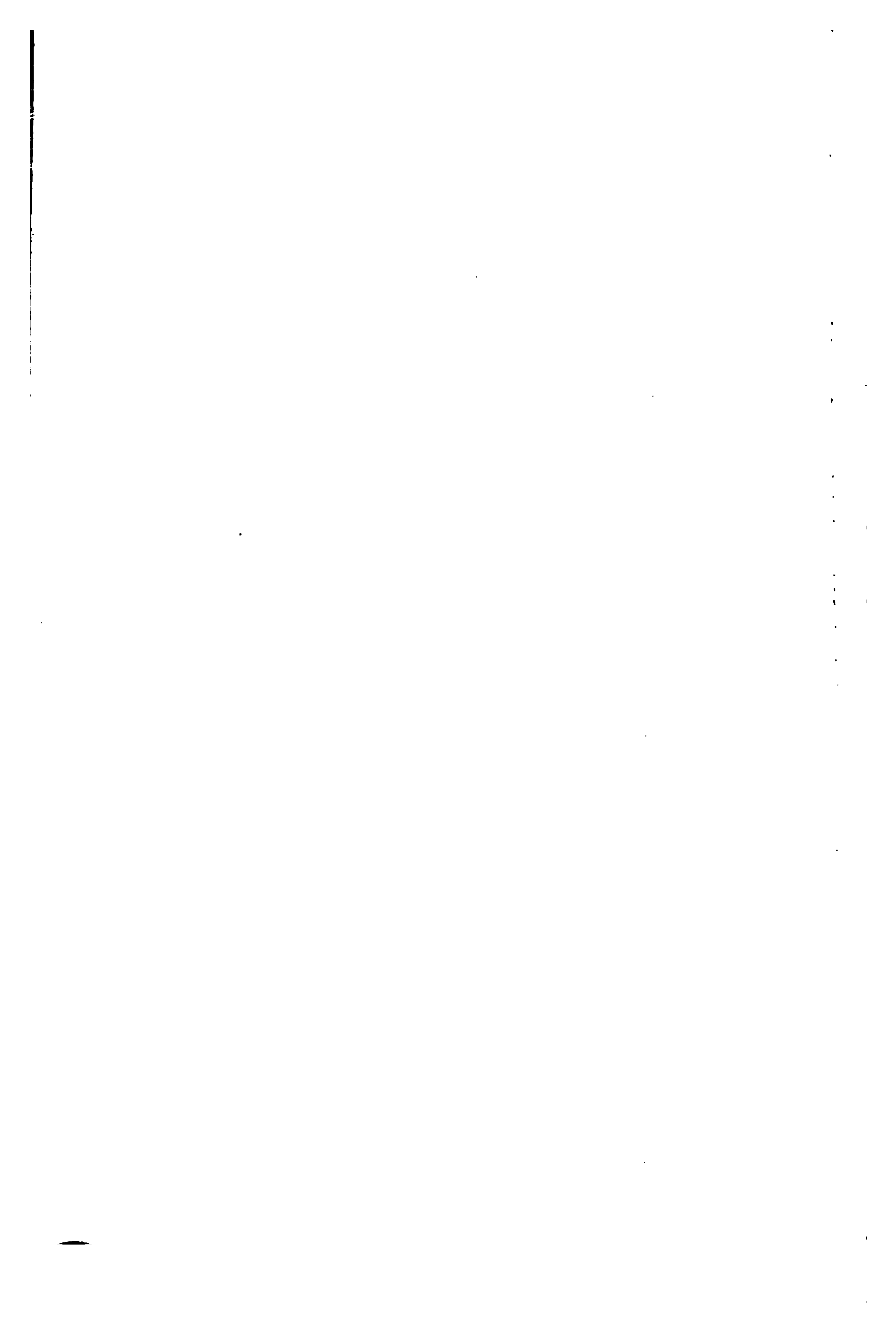


General Argollo — General Telles

Oberst Valladão — Oberst Vespasiano

General Quadros — General Hyppolito

Admiral Geronimo Gonçalves



deren Überzahl sie selbst so sehr zu leiden hatte. Diese Flucht gab aber den Anlass zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Brasilien und Portugal.

Der Bürgerkrieg in Rio Grande do Sul war wohl durch die von den Regierungstruppen davongetragenen Vorteile zum Stillstand gekommen, aber ein endgiltiger Frieden wollte in diesem seit mehr als zwei Jahren verwüsteten Lande immer noch nicht einkehren. Die beiden sich bekämpfenden Parteien waren bis zur blutlechzenden Wut gegeneinander erbittert und der Sieger so unbarmherzig gegen den Besiegten, dass kein anderes Mittel, als nur die Vernichtung eines der Gegner Ruhe zu verheissen schien. Unter solchen Umständen war den geschlagenen Aufständischen in Rio Grande do Sul nichts anderes übrig geblieben, als ihre Kräfte im angrenzenden Uruguay neuerdings zu sammeln und das Kriegsglück abermals zu versuchen, um doch mindestens annehmbare Friedensbedingungen zu erkämpfen. Zu derselben Zeit war Admiral Saldanha da Gama mit seinen Mannschaften in Montevideo, der Hauptstadt der Republik Uruguay, eingetroffen. Er schloss sich unverweilt den Aufständischen des Südens an, die ihn mit Jubel empfingen. Saldanha bildete sein eigenes kleines Korps und begann im Verein mit den anderen Führern der Insurgenten den Feldzug in Rio Grande do Sul von neuem.

In Rio de Janeiro war nach der letzten fürchterlichen Kanonade endlich Ruhe eingetreten. Aber die Kämpfer für die legale Herrschaft, die Anhänger und Freunde des Marschalls, verlangten ihre Opfer, die Peixoto ihnen nicht verweigern mochte oder konnte. Alle jene Aufständischen, die auf den Inseln der Bai aus irgend welchen Ursachen zurückgeblieben waren, wurden nächtlicherweile in ganzen Reihen ohne jedes gerichtliche Verfahren durch Pulver und Blei abgethan. Wie hoch sich die Zahl dieser Opfer belief, wird wohl nie festgestellt werden können. Es sollen einige Hundert gewesen sein. War die Zeit während der Kämpfe in der Bai bang und unruhig gewesen, so war die jetzige voll Angst und Schrecken. Die Gefängnisse waren überfüllt von Unglücklichen aller Gesellschaftsklassen, die vergebens auf die ordnungsmässige Aburteilung warteten. Der Belagerungszustand dauerte fort, und kein Mensch wusste zu sagen, wann er enden würde.

So gingen Monate dahin, und das Ende der gesetzlichen Regierungsperiode des Marschalls Peixoto nahte heran. Dr. Prudente de Moraes Barros, ein Mann aus dem Bürgerstande, sollte am 15. November 1894 als Präsident die oberste Leitung der Staatsgeschäfte übernehmen. Alle Welt zweifelte daran, dass der Marschall freiwillig von seiner hohen Stellung zurücktreten werde, da er in der unbedingten Anhänglichkeit der Armee eine feste Stütze besass. Sollte er von der fest begründeten, fast uneingeschränkten Herrschaft lassen, deren Fortdauer die vielen Schmeichler und Fanatiker Peixotos als unerlässlich für das Wohl der Republik darstellten? — — Und dennoch that er es! Geschah die Übergabe seines Amtes auch nicht mit den üblichen gegenseitigen Begrüssungen, Händedrücken und schmeichelhaften Redensarten, so ist dies aller Wahrscheinlichkeit nach der Kränklichkeit des abtretenden

Präsidenten zuzuschreiben, der er einige Monate später erliegen sollte. Peixoto gewährte dem neuen Präsidenten weder eine Unterredung, noch wohnte er dem feierlichen Akte des Regierungswechsels bei, der vor dem versammelten Kongress stattfand. Es ist nicht erwiesen, ob Peixoto die von der Verfassung auf vier Jahre festgesetzte Machtausübung in eine lebenslängliche und unbeschränkte für seine Person zu verwandeln je geplant hat. Wie dem auch sein mag, der rätselhafte Mann entsagte freiwillig einer Gewalt, die sicher und fest in seinen Händen lag. Trotz der Hunderte von Millionen, die er ohne jede Kontrolle dem Staatsschatze entnehmen und mit vollen Händen ausstreuen liess, um seine Gegner zu besiegen, trat er selbst ohne nennenswertes Vermögen von der Regierung zurück. Auch in dieser Hinsicht steht er makellos da vor der Geschichte. Zum grössten Vorwurf indes wurden ihm die vielen Blutthaten gemacht, die in seinem Namen, oder angeblich in seinem Auftrage vollführt wurden. Gewiss ist jedoch, dass sein strenges Regiment den Parteien Brasiliens die in Südamerika übliche Neigung zum Revoltieren und zur bewaffneten Widersetzlichkeit für lange Zeit ausgetrieben hat. Es ist dies ein im Hinblick auf hiesige Verhältnisse nicht hoch genug zu veranschlagender Dienst, den Peixoto seinem Vaterlande geleistet hat.

Dem Dr. juris Prudente de Moraes Barros, der am 15. November 1894 als der erste aus dem Bürgerstande hervorgegangene Staatschef Brasiliens vom Präsidentenstuhl der Republik Besitz nahm, brachte die friedlich gesinnte Bevölkerung ihre volle Sympathie entgegen, namentlich atmete die Stadt Rio de Janeiro erleichtert auf, da sie sich von nun an vor jedem Gewaltakte sicher wusste. Die unterdrückten Zeitungen erschienen wieder, und neue kamen noch hinzu. Die Journale ergingen sich in Lob- und Huldigungsartikeln, in fröhlichem Geplauder und recht vielen Ratschlägen für den neuen Präsidenten. Grollend aber standen die Jakobiner zur Seite, die unter Peixoto die erste Rolle gespielt hatten. Diese Partei fühlte sich von Misstrauen gegen die neue Regierung beseelt, weil letztere gleich anfangs einige der Gewaltakte der Diktatur rückgängig machte und allen Ernstes sich bemühte, in friedliche und versöhnliche Bahnen einzulenken, wie nicht minder der Verschwendung des Staatsschatzes Einhalt zu thun. Viele dieser vermittelnden und gemeinnützigen Akte fasste die Jakobinerpartei als Feindseligkeit gegen ihre Grundsätze und Bestrebungen auf.

Im Süden hatte unterdessen der Bürgerkrieg aufs neue begonnen und wütete in der alten Weise fort. Die grosse Mehrheit der Nation erwartete vom neuen Präsidenten die Herstellung des Friedens, selbst wenn dies auf gewaltsamem Wege geschehen müsse. Die angesehensten Zeitungen vertraten diesen Standpunkt mit allem Nachdruck. Der Präsident jedoch, mochten ihm Ruhe und Frieden im Lande noch so wünschenswert erscheinen, hatte Rücksichten auf eine mächtige Partei zu nehmen, die einem für beide Teile billigen Frieden teils aus politischem Fanatismus, teils aus persönlicher Rachsucht mit aller Macht sich widersetzte, so dass durch eine Friedensstiftung, welche die Rebellen nicht völlig vernichtet hätte, eine neue Bewegung von

seiten der „legalen“ Partei zu befürchten war. Es machten sich Zaudern und Schwanken in der inneren Politik bemerkbar, seitdem die eiserne Hand des Marschalls Peixoto nicht mehr das Steuerruder der Republik lenkte. Der neue Präsident, der sich keineswegs der Gunst des Heeres erfreute, besass als einzige Stütze die platonische Wertschätzung des Volkes und befand sich in einer schwierigen Lage. Auf der einen Seite von der öffentlichen Meinung gedrängt zum Umsturz alles dessen, was unter seinem Vorgänger geschehen war, wurde andererseits jeder seiner Schritte, den er im versöhnlichen Sinne that, von der Jakobinerpartei missdeutet und absprechend beurteilt.

In dieser nicht unbedenklichen Lage schieden die Paladine der beiden unversöhnlich sich gegenüberstehenden Parteien aus dem Leben. Im heldenmütigen Kampfe mit den Waffen in der Hand fiel im Staate Rio Grande do Sul der Admiral Saldanha da Gama, einer der geschätztesten und tüchtigsten Seemänner Brasiliens. Kurz darauf erlag Marschall Peixoto einem Leiden, das sich durch physische und geistige Überanstrengungen während der Bekämpfung der Revolution, wenn nicht gebildet, so doch verschlimmert hatte. An ihnen verlor Brasilien zwei seiner hervorragendsten Männer. Die Wirkung dieses Doppelschlages war nicht gering. Mit diesen beiden Männern büssten die sich feindlich gegenüberstehenden Parteien die Grundstützen ein, auf welche sie ihre Hoffnungen für die Zukunft aufgebaut hatten. Es trat infolgedessen eine gewisse Ernüchterung und Mässigung ein. Der politische Horizont begann sich zu klären. Jetzt war der günstige Augenblick gekommen, den die Regierung benutzte, um durch ein geschickt eingeleitetes Vorgehen den Frieden in Rio Grande do Sul endgültig herzustellen, wozu der Vizepräsident Manoel Victorino Pereira mit lobenswerter Energie beitrug. Im Oktober 1895 erfolgte ein Gnadenerlass zu Gunsten aller Aufständischen des Jahres 1893.

Die im Parlament vertretenen Parteien, namentlich die grosse alles beherrschende Partido Republicano Federal (auch P. R. F. genannt) hatten wohl ihr Programm aufgestellt, dem es an vaterländischem Sinn und politischer Weisheit in der Theorie nicht fehlte, aber es blieb doch nur beim Programm. Dasselbe thatsächlich zu verwirklichen wurde unterlassen; hierzu liessen persönliche Interessen, die dem Staatswohl vorangestellt wurden, keine Zeit. Selbst der Präsident, ein sonst rechtlicher, gutgesinnter Patriot, schien mit der Beruhigung der Südstaaten seine Kräfte erschöpft zu haben, denn von diesem Zeitpunkte an geschah nichts Wesentliches zur Verbesserung der von Tag zu Tag schlimmer werdenden finanziellen und volkswirtschaftlichen Lage des Landes. Er wurde fast zum Werkzeug der föderalen Partei, deren Leiter im Parlament Francisco Glycerio, ein ehemaliger Winkeladvokat ohne jede höhere Bildung und ohne staatsmännische Eigenschaften, das ganze Land sowohl wie den Präsidenten beherrschte, ohne dafür die Verantwortlichkeit vor der Nation zu tragen. Es war eine trübe Zeit für Brasilien angebrochen. Anstatt die zerfahrenen Verhältnisse und zerrütteten Finanzen, welche die verschiedenen Revolutionen, Meutereien und der Bürgerkrieg dem

Lande hinterlassen hatten, mit aller Macht zu heben, wurden im Parlament bloss persönliche oder Parteiinteressen verhandelt, in den Ämtern Parteipolitik getrieben, die zu ausschweifendster Korruption führte und die Bevölkerung zu einer Herde von willigen Wählern herabwürdigte. Die Unthätigkeit des Präsidenten hatte wohl ihren Grund in einem schweren körperlichen Leiden, das ihn endlich zwang die Regierung an den Vizepräsidenten Dr. Manoel Victorino Pereira zeitweilig abzutreten, um sich einer gründlichen Kur zu unterziehen.

Mit Manoel Victorino Pereira kam ein frischer Zug in die Staatsgeschäfte. Mit Kraft und Geschick ergriff er die Zügel der Regierung, umgab sich mit thatkräftigen Ministern und machte sich sofort an die Hebung der materiellen Verhältnisse des Landes. Energische Massregeln wurden zu diesem Zwecke eingeleitet, die strengste Kontrolle im Staatshaushalt eingeführt, wirksame Abstriche im Ausgabebudget gemacht und die Verpachtung der sämtlichen immer nur Fehlbeträge aufweisenden Staatsbahnen auf sechzig Jahre beschlossen, mit deren Erlös von 16 Millionen Pfund Sterling die Verbesserung der Valuta beabsichtigt wurde. Allein so allgemeine Anerkennung diese Verwaltungsmassregeln fanden, so rätselhaft erschien die Frontveränderung des Vizepräsidenten in Bezug auf die Parteipolitik, in der er bisher einen konservativen und versöhnlichen Standpunkt eingenommen hatte. Er begann den Jakobinern und der mächtigen Partei der Föderalen sich zuzuneigen, um, wie es allgemein hiess, mit deren Hilfe die Rückkehr des bereits auf dem Wege völliger Genesung befindlichen Präsidenten Moraes ins Amt auf irgend eine Weise zu hintertreiben. Dieser, unterrichtet von den gegen ihn gesponnenen Intriguen, erschien aber plötzlich im Palaste und nahm sofort Besitz von seinem Amte, in einer Weise, die für den Vizepräsidenten Manoel Victorino Pereira ebenso unerwartet als beleidigend war. Von der Stunde an hatte der Präsident keinen unversöhnlicheren Feind im Lande, als seinen gesetzlichen Stellvertreter, der nun offen der regierungsfeindlichen Partei der Jakobiner beitrat.

So hohe Achtung auch Prudente de Moraes genoss, so war doch seine Rückkehr von einem grossen Teile der Bevölkerung nicht gern geschen, denn man befürchtete, dass die während seiner Abwesenheit zum Besten des Landes getroffenen Massregeln ins Stocken geraten und die gesamte Staatswirtschaft in ihre frühere Lethargie zurücksinken würde. Allein diese Befürchtung erwies sich als unbegründet, denn der Präsident erkannte die Nützlichkeit des vom Vizepräsidenten begonnenen Werkes an und versprach dasselbe mit Energie durchzuführen. Moraes Barros war offenbar ein anderer geworden, seitdem sein körperliches Gebrechen beseitigt war. Ja er fand sogar den Mut, sich von der verhängnisvollen Bevormundung Francisco Glycerios zu befreien, was alle gutgesinnten Staatsbürger und selbst die Fremden in hohem Grade befriedigte.

Glycerio, das Haupt der grossen und mächtigen Partei der Föderalen, erbittert durch diese Handlung des Präsidenten, versuchte nun durch geheime Intriguen und Aufreizung der bewaffneten Macht denselben zum Rücktritt zu

zwingen. Da ihm dies nicht gelang, trat er im Parlament, das er vollkommen beherrschte, in offener Feindschaft gegen die Regierung auf. Dadurch lockerte sich jedoch der Zusammenhang in der zwar grossen, aber aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Partei der Föderalen. Die konservativen Mitglieder derselben sagten sich endlich los von der Fraktion. Durch diese Secession erlangte in der Kammer sowohl wie im Senat die konservative, regierungsfreundliche Partei die Mehrheit, wodurch die Macht der Föderalen und ihres Chefs gebrochen war. Von da an begann das Parlament ein Schauplatz der unerquicklichsten Auftritte zu werden, denn die oppositionelle Minderheit war immerhin stark genug, um jede gute Absicht der Regierung zu vereiteln und den letzten Rest des öffentlichen Kredits zu vernichten. Sie erzielte ihre Absichten teils durch Obstruktion in den Kammersitzungen, teils durch Aufreizung der niederen Volksklassen zu Aufläufen. Da aber die Opposition trotz aller ihrer Anstrengungen den Präsidenten nicht zum Rücktritt zu zwingen vermochte, so begann eine Verschwörung gegen das Leben des Staatschefs.

Zur Ausführung dieser Schandthat wurde der Tag bestimmt, an dem ein Teil der aus dem Kriege gegen den „Propheten“ Antonio Conselheiro (vergl. S. 172—176) siegreich heimkehrenden Truppen in Rio eintraf, zu deren Empfang der Präsident im Kriegsarsenal erschien, wo dieselben landeten (5. November 1897). Wie hier zu Lande in gar keiner Beziehung strenge Absperrungsmassregeln geübt werden, so war es auch in diesem Falle. Schnell füllte sich dieser Waffenplatz mit einer Menge Volkes, wie dies sonst nirgends gestattet ist. Unter den Volksmassen befanden sich eine Anzahl Jakobiner, die sich an den Präsidenten herandrängten, ohne von der Polizei irgendwie gehindert zu werden.

Plötzlich löst sich aus dem Haufen ein Soldat ab, tritt vor den Präsidenten hin und legt eine Doppelpistole auf ihn an. Die Hähne knacken, die Schüsse jedoch versagen. In demselben Moment ergreift den Attentäter der Chef des Militärkabinets, fällt aber sofort, schwer verwundet, zu Boden; nun wirft sich der Kriegsminister Marschall Carlos de Machado Bittencourt vor den Präsidenten, um ihn zu schützen, und wird von dem Soldaten durch mehrere Stiche tödlich verwundet. Die Verwirrung wird allgemein. Die Jakobiner, in der Meinung, der Präsident sei bereits abgethan, jauchzen dem Vizepräsidenten Manoel Victorino Pereira zu, der angesichts der beiden Opfer mit freundlichem Lächeln den Hut dankend schwenkt. Prudente de Moraes, von diesem schrecklichen Vorfall aufs tiefste erschüttert, wankt betäubt zu seinem Wagen, umringt von einer ihn schützenden Volksmenge, die ihn bis zum Palast unter fortwährenden Sympathiebezeugungen geleitet, während der Mörder ergriffen und festgesetzt wird.

Bei der Beerdigung des Kriegsministers, welcher der Präsident persönlich beiwohnte, erhielt derselbe von ungeheuren Volksmassen, die sich mindestens auf hunderttausend Menschen beliefen, eine Huldigung, wie sie selbst in Brasilien, dem Lande der Demonstrationen, wohl noch niemals in ähnlicher Weise stattgefunden hat. Hier zeigte sich deutlich, dass die über-

wiegende Mehrheit der Bevölkerung friedlich und gutgesinnt sei, und nur ein geringer Teil zum Jakobinismus sich bekenne. Nun wurde der Belagerungszustand erklärt und die Unantastbarkeit der Kongressmitglieder aufgehoben. Die Verschwörer wurden entdeckt, deren Rädelsführer Senatoren und Deputierte waren, die Manoel Victorino Pereira als ihren erwählten Chef anerkannt hatten. Viele derselben wurden verhaftet und deren Teilnahme oder Mitwissenschaft festgestellt. Nach Aufhebung des Belagerungszustandes wurden dieselben jedoch vom höchsten Landestribunal wieder frei gegeben, gegen den Willen des Präsidenten und zur Überraschung der regierungsfreundlichen Bevölkerung.

Doch hatte die Blutthat vom 5. November 1897 zur Folge, dass alle schwankenden Elemente entschieden auf die Seite der Regierung traten, so dass die ohnehin schon geschwächte föderale Partei noch mehr zusammenschmolz. Zudem spaltete sich der Rest dieser Partei, der schliesslich ohne allen Vorbehalt zu den Jakobinern überging.

Die Neuwahlen für die höchsten Ämter der Republik vollzogen sich am 1. März 1898 ohne jede Störung. Zum Präsidenten für die Periode vom 15. November 1898 bis 15. November 1902 wurde Dr. Manoel Ferraz de Campos Salles, zum Vizepräsidenten Dr. Francisco de Assis Roser e Silva aus Pernambuco gewählt, der unter Dom Pedro II. freisinniger Marine-Minister und Vorsitzender der Deputiertenkammer, unter der Republik bis 1898 Präsident des Senats gewesen ist. Campos Salles, 1846 im Staate São Paulo geboren, 1863 an der Hochschule der Hauptstadt seines Heimatsstaates zum Dr. juris promoviert, hatte sich bereits unter der Regierung Dom Pedros II. in der Legislative São Paulos wie in der Presse als republikanischer Politiker ausgezeichnet und mit Prudente de Moraes im ständigen Ausschuss der republikanischen Partei gesessen. Mit dem genannten Gesinnungsgenossen war er 1885 in die Deputiertenkammer nach Rio de Janeiro entsandt worden, hier entschieden für die Abschaffung der Sklaverei eingetreten und als Plantagenbesitzer nach dieser Richtung persönlich mit anspornendem Beispiel vorangegangen.

In die provisorische Regierung der jungen Republik trat er als Justiz-Minister ein, schuf eine neue Gerichtsverfassung und regte die verdienstvolle Reformgesetzgebung an, die die Staatsreligion aufhob, die bürgerliche Eheschliessung vorschrieb und die Erwerbung des brasilianischen Bürgerrechts erleichterte. Er wurde in den Senat und zum Präsidenten des Staates São Paulo gewählt. Ihm ist es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn die Insurrektion, die von Rio Grande do Sul aus seit 1893 den Süden Brasiliens erschütterte, an der Grenze von São Paulo Halt zu machen gezwungen wurde. Als 1895 auch hier wieder Frieden eingezogen war, unternahm Campos Salles eine Reise nach Paris, wo er die leitenden Persönlichkeiten genau kennen lernte und die staatlichen Einrichtungen der französischen Republik studierte.

Bald nach seiner Wahl bekannte sich der vierte Präsident der Vereinigten Staaten von Brasilien zu folgenden Regierungsgrundsätzen: Hebung der Einnahmen, Herabminderung der Ausgaben und des Deficits, Aufhören

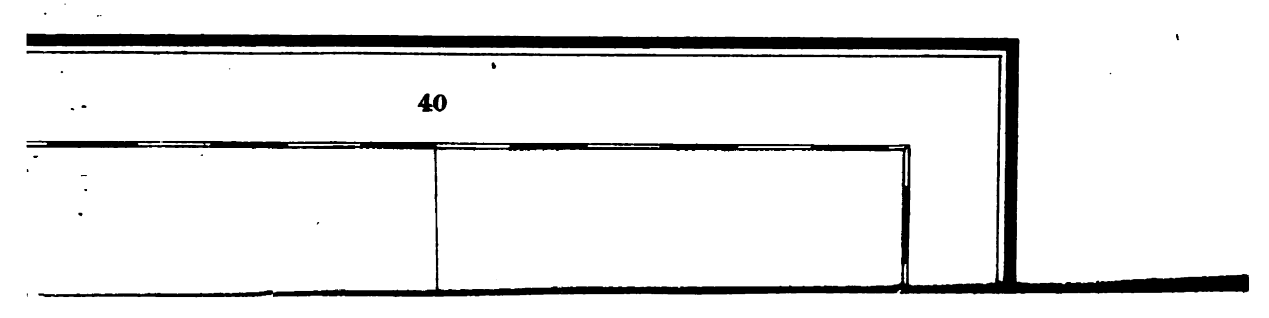
der ohne hinreichende Deckung erfolgenden Ausgabe von Papiergeld, Bruch mit der wenig für Brasilien geeigneten Schutzzollpolitik, Aufmunterung des ausländischen Kapitals, sich im Interesse Brasiliens zu bethätigen. Eine Reise nach Europa, die die meisten dortigen Hauptstädte berührte, sollte den mittlerweile eingeleiteten Finanzoperationen zur Hebung der brasilianischen Staatswirtschaft zu Gute kommen. Diese Absicht gelang in der That vollkommen dank der überall Vertrauen erweckenden Persönlichkeit des aufgeklärten und energischen Staatschefs.

Bis heute hat denn auch die Regierung des Dr. Campos Salles streng an den Grundsätzen festgehalten, auf die sie sich 1898 verpflichtete. Dem damals aufgestellten Fundierungsplane gemäss ist ein gewisser Teilbetrag des übermässigen brasilianischen Notenumlaufs, der so viel zur Schädigung der Finanzen der Bundesrepublik beigetragen hat, regelmässig zur Zurückziehung gelangt. Auch der übernommenen Verpflichtung der Durchführung von Ersparnissen ist die Regierung gewissenhaft nachgekommen.

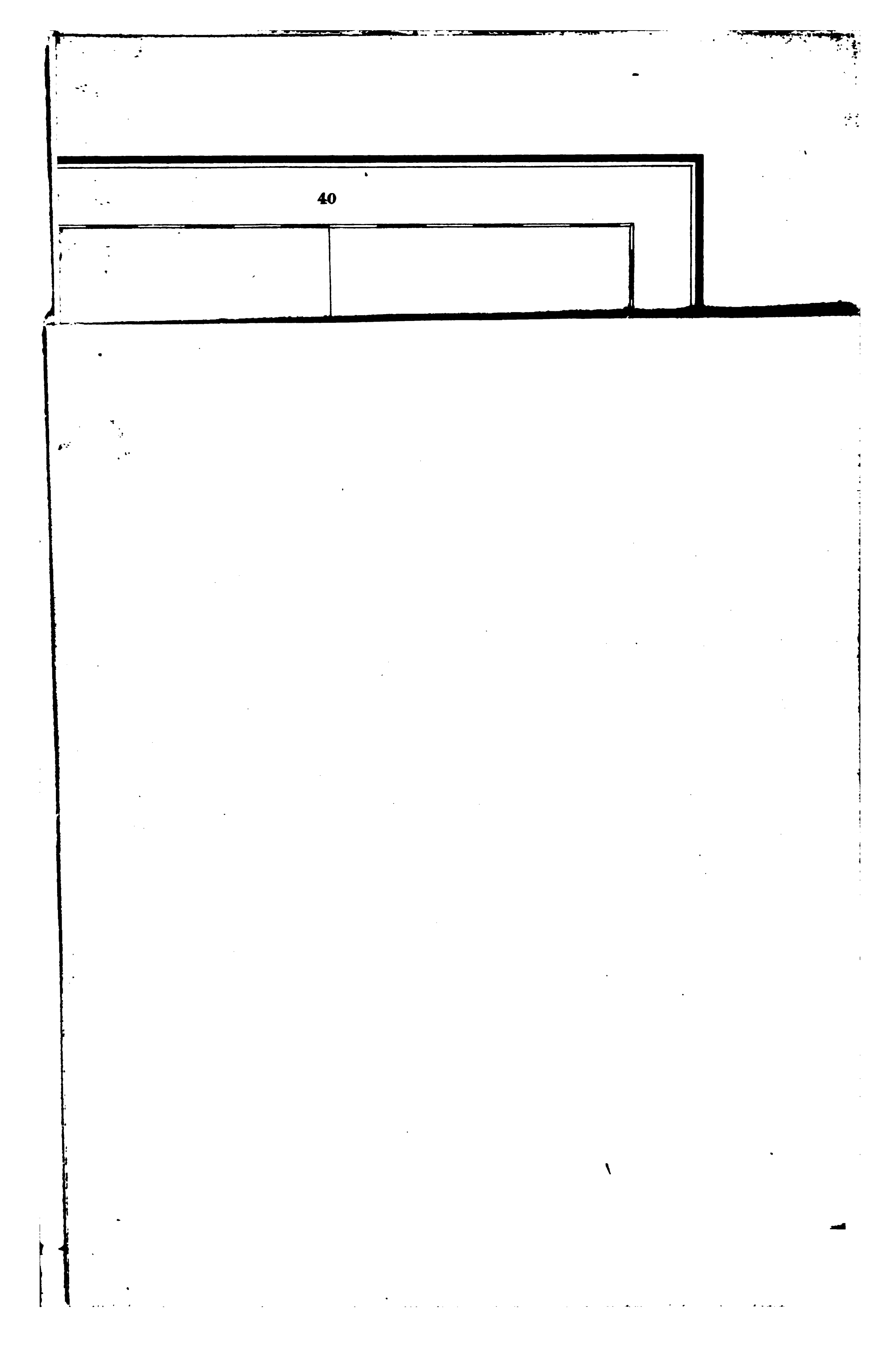
Mit den seit 1889 stets unzufriedenen Südstaaten hat Dr. Campos Salles ein gutes Einvernehmen angebahnt. Vielversprechend hat sich Brasilien an der gegenseitigen Annäherung der lateinischen Republiken Amerikas beteiligt. Während der Anwesenheit des Präsidenten von Argentina, Generals Roca, in Rio de Janeiro während des Monats August 1899 kam ein Vertrag zwischen Brasilien, Argentina und Chile zum Abschluss, nach dem alte Meinungsverschiedenheiten zwischen den genannten drei Staaten durch Schiedsspruch erledigt und die Kosten der Landesverteidigung der drei Länder herabgesetzt werden sollen. Inwieweit bei dieser Gelegenheit ein Zusammengehen von Brasilien, Argentina und Chile gegenüber etwaigen Eingriffen der Vereinigten Staaten von Amerika in die Verhältnisse der lateinischen Freistaaten der Neuen Welt ins Auge gefasst worden sein mag, entzieht sich vorläufig der allgemeinen Kenntnis.

Mag nun der August-Vertrag der bedeutendsten Republiken Südamerikas einen Inhalt haben, welchen er will, so ist er auf jeden Fall mit Freuden zu begrüssen als der Beginn einer friedlichen Verständigung der romanischen Nationen des südlichen Kontinents der Neuen Welt, mit dem die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in so mannigfacher Weise verknüpft sind.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.


40

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.



40

